This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

FIEDLER COLLECTION

Fiedler A. 5.02

FIEDLER COLLECTION

Fiedler A. 5.02

M. W. Götzinger's

Deutsche Dichter.

Fünfte Auflage,

herausgegeben und zum großen Theile neubearbeitet

von

Dr. Ernst Götzinger,

Professor an der Kantonsschule in St. Gallen.

Zweiter Band.

Aarau,

Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1877.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
12 JAN 1966
OF OXFORD
LIBRARY

Vorwort zum zweiten Bande.

Der zweite Band der „Deutſchen Dichter" ſchließt ſich enger als der erſte an den urſprünglichen Text. Die Gedichte Schillers ſind dem Charakter dieſes Dichters gemäß weniger von der äußern Entwicklung des Dichters ſowohl als von den ſie begleitenden Zeit- und Literaturzuſtänden abhängig, als diejenigen Göthe's; ihr Commentar muß ſich daher mehr mit den darin niedergelegten Ideen, als mit dem Dichter abgeben. Doch hat die chronologiſche Aenderung, die natürlich der Ausgabe Gödeke's folgt, immerhin Anlaß geboten, zu wiederholten Malen auch das geſchichtliche Moment ſtärker hervorzuheben, zumal in den Gedichten der zweiten Periode, unter welche die „Götter Griechenlands" jetzt auch aufgenommen ſind. Ganz neu iſt in dieſem Bande Hölderlin behandelt. Außer ihm ſollte nach dem urſprünglichen Plane noch Friedrich Rückert eintreten; die Erläuterung ſeiner Gedichte, wie die der übrigen Dichter im Ganzen nach der Auswahl im Dichterſaale, lag ſchon bereit, als es ſich herausſtellte, daß der Platz dafür mangelte. Die Verlagsbuchhandlung wird deßhalb meine Bearbeitung der Rückert'ſchen Gedichte als Nachtrag zu den „Deutſchen Dichtern" und in demſelben Formate in kürzeſter Friſt erſcheinen laſſen.

St. Gallen, im September 1876.

Ernſt Götzinger.

Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
XI. Schiller	1
1. An die Freude	8
2. Die Götter Griechenlandes	14
3. Die Künstler	23
4. Die Macht des Gesanges	57
5. Sprüche des Confuzius	62
6. Pegasus im Joche	64
7. Die Theilung der Erde	68
8. Die Ideale	69
9. Der Tanz	74
10. Abschied vom Leser	77
11. Das verschleierte Bild zu Sais	79
12. Das Ideal und das Leben	84
13. Der Genius	102
14. Der philosophische Egoist	107
15. Die Führer des Lebens	107
16. Der Spaziergang	110
17. Die Sänger der Vorwelt	130
18. Epigramme	133
19. Jeremiade	136
20. Shakespeare's Schatten	138
21. Die Flüsse	141
22. Votivtafeln	143
23. Pompeji und Herkulanum	150
24. Das Mädchen aus der Fremde	158
25. Klage der Ceres	160
26. Der Taucher	167
27. Der Handschuh	184
28. Der Ring des Polykrates	190
29. Ritter Toggenburg	204
30. Die Kraniche des Ibykus	207
31. Der Gang nach dem Eisenhammer	223
32. Die Worte des Glaubens	249
33. Licht und Wärme	252
34. Breite und Tiefe	253
35. Hoffnung	254
36. Das Glück	255
37. Der Kampf mit dem Drachen	262
38. Die Bürgschaft	276
39. Das Eleusische Fest	291
40. Das Lied von der Glocke	300
41. Die Worte des Wahns	321
42. Die deutsche Muse	323
43. Der Antritt des neuen Jahrhunderts	324
44. Sehnsucht	327
45. Parabeln und Räthsel	329
46. Die Gunst des Augenblicks	337
47. An die Freunde	339
48. Kassandra	341
49. Punschlied	349
50. Punschlied, im Norden zu singen	350
51. Der Graf von Habsburg	351
52. Das Siegesfest	358
53. Der Alpenjäger	367
XII. Hölderlin	370
1. Das Schicksal	383
2. Griechenland	387
3. Der Wanderer	389
4. Die Eichbäume	394
5. Ehemals und Jetzt	395
6. Die Heimat	395
7. Der Tod für's Vaterland	396
8. Seiner Großmutter zum zwei und siebenzigsten Geburtstag	397
9. Des Morgens	398
10. Abendphantasie	399
11. Sonnenuntergang	399
12. Der Neckar	400
13. Rückkehr in die Heimat	402
14. Die Nacht	403
XIII. Uhland.	
1. Klein Roland	412
2. Roland Schildträger	420
3. Mährchen	427
4. König Karls Meerfahrt	432

	Seite
5. Taillefer	436
6. Tells Tod	439
7. Schwäbische Kunde	442
8. Des Sängers Fluch	446
9. Unstern	450
10. Die Mähderin	452
11. Graf Eberhard der Rauschebart	454
12. Der Schenk von Limburg	467
13. Betran de Born	469
14. Der Graf von Greiers	475
15. Ver Sacrum	477
16. Das Singenthal	484
17. Das Glück von Edenhall	486
XIV. Schwab XV. Kerner	431
1. Blutrache	497
2. Der Hirte von Teinach	503
3. Der Reiter und der Bodensee	505
4. Des Fischers Haus	507
5. Der Burgbau	509
6. Der Gefangene	512
7. Kaiser Heinrichs Waffenweihe	513
8. Das Gewitter	515
9. Johannes Kant	518
10. Die vier wahnsinnigen Brüder	521
11. Die heilige Regiswind von Lauffen	525
12. Der reichste Fürst	528
XVI. Chamisso	532
1. Die Sonne bringt es an den Tag	535
2. Abdallah	539
3. Die Erscheinung	544
4. Salas y. Gomez	549
5. Die Mutter und das Kind	560
6. Haus im Glücke	562
7. Der Szekler Landtag	569
8. Das Riesenspielzeug	571
9. Der rechte Barbier	576
10. Die Kreuzschau	579
XVII. Laubein	584
1. Das blinde Roß	584
2. Der Vatermörder	586
3. Der Kirschbaum, oder die Schule der Duldung	594
4. Die neue Eva	597
5. Der Gastfreund	601
6. Das Abenteuer des Pfarrers Schmolke und Schulmeisters Bakel	613
XVIII. Kind	620
7. Ankäos	620
8. Der große Christoph	624
9. Der dankbare Sohn	635
10. Der Stieglitz	642
11. Der Regenbogen	645
12. Der alte Jäger	647
13. Rath und That	649
IX. Collin	651
14. Kaiser Albrechts Hund	651
15. Kaiser Max auf der Martinswand	655
16. Schwerting der Sachsenherzog	667
17. Frau Hitt	669

XI.

Friedrich Schiller.

Geb. den 10. November 1759 zu Marbach in Würtemberg, gest. den 9. Mai 1805 zu Weimar.

Ausgezeichnet nicht bloß als Dichter, sondern als Denker und als Darsteller durch Sprache überhaupt, steht Schiller da, der Liebling seiner Nation, bewundert von allen Ständen, Geschlechtern und Altern, herabgewürdigt und scheel angesehen nur bisweilen von einseitiger Kritik. Mochte er mit seiner Rede den äußern Zwecken der Geschichte und Philosophie dienen, oder mochte er seine Phantasie frei walten lassen — immer gelang es ihm, wenn auch nicht individuelle, doch durchaus edle und schöne Gestalten darzustellen und diese Gestalten mit einem Geiste zu beleben und zu erwärmen, dessen Glanz nie matt werden kann. Was aus diesen Formen blickt, das sind nicht einzelne Ideen; es ist nicht ein Leben, das uns nur in gewissen Fällen und Lagen anspricht, aber seinen Reiz verlieren könnte, wenn uns diese Lage selbst nicht mehr anspräche — was dieser Dichter auszusprechen versuchte, das ist das Ewige, Unvergängliche, allgemein Ansprechende. In keinem Geiste hatte sich früher die Tiefe der philosophischen Anschauung so innig mit der Fülle des bildenden Dichtervermögens verbunden, wie in dem seinigen; in keinem war der trennende und alles zerlegende Verstand mit der bildenden, alles vereinenden Phantasie so zugleich thätig. Daher erscheint er freilich oft als Dichter in seinen Geschichtswerken und Abhandlungen und läßt die Phantasie da herrschen, wo sie nur dienen soll; daher erscheint er umgekehrt als Philosoph in seinen Dichtungen und sucht das Wesen der Dinge da zu ergründen, wo nur ihr Leben abgeschildert werden kann. Allein da in ihm das philosophische Suchen mit dem dichterischen Bilden so innig verschmilzt, daß ein schönes Ganzes daraus wird, so tritt er eben dadurch ganz eigenthümlich auf, und ist vielleicht deßhalb der Liebling der Nation geworden, die in aller Form nicht nur Leben überhaupt, sondern gern ein bedeutsames, höheres Leben sucht.

Schiller hat mit Göthe den Grundzug gemeinsam, daß sein dichterisches Schaffen einer durch die geistige Entwicklung des Dichters

bedingten Gliederung unterworfen ist; Schiller wie Göthe haben diese Gliederung an sich selber deutlich erkannt und die Art ihres Wachsthums sich zum Bewußtsein gebracht. Die erste Periode Schillers fällt mit dem Stuttgarter Aufenthalte des Dichters zusammen; die lyrischen Erzeugnisse jener Zeit bezeichnet Schiller selbst in der Vorrede zu der Sammlung seiner Gedichte (1800) als „wilde Produkte „eines jugendlichen Dilettantismus, unsichere Versuche einer anfangen„den Kunst und eines mit sich selbst noch nicht einigen Geschmacks", und nahm nur einen Theil derselben in die Sammlung auf, auch diese sehr verändert. Die Mehrzahl trägt eine Menge poetischer Elemente in sich, aber verzerrt und ohne daß sie zu einem schönen Ganzen zusammenwirkten; in vielen ist etwas Zusammengewürfeltes, Gemachtes, in andern, die wirklich ein Ganzes bieten und wahres Gefühl aussprechen, etwas Rohes. Die grellsten Gegensätze werden einander gegenüber gestellt; der versinnlichende Ausdruck beruht in einer Anhäufung von Metaphern, die einander selbst widersprechen, oft schon an sich mehr betäuben als erhellen und bisweilen zu den schwülstigsten Hyperbeln sich emporthürmen. Musikalische und malerische Wirkungen lassen sich fast allen nicht absprechen, auch nicht eine klangvolle, kräftige Sprache, ein buntes, kräftiges Colorit; aber es ist eben der höchste Tadel dieser Gedichte, daß sie nur musikalisch und malerisch wirken und gar nicht wie Poesie; daß jene Elemente gar nicht als Mittel zum höchsten Zweck der Darstellung auftreten, sondern ganz selbständig; daß zu Gunsten malerischer und musikalischer Wirksamkeit alle Wahrheit und Richtigkeit aufgeopfert wird. Hierzu trug die Zeit viel bei; denn in dem poetischen Katechismus der damaligen Kraftmenschen galt als Hauptglaubensartikel: die Leidenschaft sei die Quelle der Poesie, sei der eigentliche Gegenstand derselben und müsse sich auch in der Form und Darstellung zeigen. Und zwar nahm man die Leidenschaft nicht von Seiten ihrer Tiefe, wo sie allerdings immer ein Hauptgegenstand für die Poesie, so wie ein Hauptantrieb zu derselben sein wird, sondern von Seiten ihres Ungestüms, so daß in der Ausdrucksweise das Wilde, Leidenschaftliche und Uebertriebene für poetisch galt, im Leben wie in der Dichtung. Man erkünstelte und erdichtete sich also eine leidenschaftliche Stimmung oder nahm die bloße Begierde schon als Leidenschaft, oder steigerte durch Lesen und Einprägen fremder Empfindungen die eigne. So stand denn auch Schiller, ohne sich jedoch einer bestimmten Schule anzuschließen, in jener Zeit weder dem Gehalte noch der Form nach auf eigenen Füßen. Man sieht bald den Jünger Bürgers und Schubarts, bald den Nachahmer Klopstocks und Lavaters, bald den Bewunderer Maler Müllers und Stolbergs.[1] Selbständiger steht er da in den später entstandenen Gedichten: Resignation, Frei-

[1] Daher auch der Widerwille, den Schiller später gegen diese Dichter, wie gegen seine eigenen Jugendschriften, hegte und aussprach.

geisterei der Leidenschaft, An die Freude. Ueberladung im Ausdruck, Auftragen der stärksten Farben und Nebeneinanderstellen der grellsten Gegensätze finden sich jedoch auch hier. Eine neue lyrische Epoche beginnt eigentlich erst bei seiner Uebersiedelung nach Weimar (1787). Die Götter Griechenlands und die Künstler tragen schon den Charakter der spätern Zeit, nur daß dort noch viel grillenhafte Empfindung und Stimmung durch Lektüre herrscht, hier wirklich ein schon Durchdachtes, Durchfühltes, und daß er in beiden noch sehr mit Form und Ausdruck ringt. Die Menschheit auf dem Gange ihrer Kultur, die Triebräder ihrer Erziehung: Kunst, Poesie, Wissenschaft, Glaube, Sitte — erscheinen ihm in ihrer geheimnisvollen, weltbezwingenden Wirksamkeit, und er sucht sich dieselben zu deuten.

Sechs Jahre lang (von 1789—1795) schwieg der Dichter fast ganz. Er unterwarf sich einer strengen Zucht des Geistes und suchte den reichen, aber ungeordneten Gedankenstoff in sich aufzuhellen und zu gestalten. Hatte er früher verlangt, daß sich die Wahrheit nach ihm richten sollte, so bequemte er sich jetzt, sich in seinem Denken nach ihr zu richten, und was bloßes persönliches Bekenntnis gewesen, formte sich zur Wissenschaft. Die tiefen Untersuchungen Kants über die Natur des Schönen, Schillers eigene Forschungen über Wesen und Entwicklung der Kunst und der Poesie, der Umgang mit so großen Freunden, wie Humboldt und Göthe endlich, alles brachte ihm die eigentliche Aufgabe, welche die Poesie zu lösen hätte, zum Bewußtsein, lehrte ihn die schwierige Aufgabe des Maßhaltens und die Pflicht des Dichters, Gestaltenschöpfer zu sein. Die neue Lyrik hatte nicht mehr das Feuer und die Glut der frühern, zeigte dagegen künstlerische Ruhe und Besonnenheit, wobei denn doch das, was früher so ergriffen hatte, im Wesentlichen blieb, ein großartiges Colorit, das der jetzigen großartigen Geistesstimmung des Dichters entsprach.

In der Schillerschen Lyrik zeigt sich der besondere Charakter der Poesie insofern am deutlichsten, als hier etwas geleistet ist, was unter allen Künsten nur die Poesie geben und leisten kann, indem der Gedanke selbst Gegenstand der Darstellung wird, wozu also nur die Sprache, sonst nichts, der Schlüssel sein kann. Der Versuch, das eigentliche Gedankenleben (wohl zu unterscheiden von dem Gefühl für einen bestimmten Gegenstand) zum Gegenstande der Poesie zu machen, war zwar durchaus nicht neu; allein in der Regel war bei diesen Versuchen wenig mehr herausgekommen als entweder eine Anregung der Einbildungskraft durch gefällige und angenehme Bilder und durch ein buntes Farbenspiel, ohne daß die höchsten Aufgaben des Denkens wirklich ihre poetische Lösung gefunden hätten, oder umgekehrt eine wissenschaftliche Abhandlung in poetischer Form, wobei mehr über den Gegenstand gesprochen wurde, als daß dieser sich wirklich in ein poetisches Objekt verwandelt hätte. Die meisten Dichter, welche sich an diese schwierigste aller poetischen Aufgaben machten, vertrauten entweder ihren Kräften allzuviel, oder sie wurden durch falsche Theorien

auf Abwege geführt, indem sie meinten, gerade hier sei es nöthig, durch glänzende und rührende Sentenzen zu erschüttern, wobei dann Dinge herbeigezogen wurden, welche den Geist nur ableiteten von der einfachen Entfaltung der zu Grunde liegenden Idee, und die Einbildungskraft eher zerstreuten als auf einen Mittelpunkt hefteten. Zu einer so merkwürdigen und großartigen Lyrik, wie Schillers spätere Periode sie aufweist, vereinigte sich gar mancherlei. Das erste, was uns bei ihm begegnet, ist ein großer Reichthum an Gedanken und Ideen, jedoch nur in einem bestimmten Gebiete; denn sein Blick richtete sich nur auf die Menschheit, aber auch immer auf das Ganze der Menschheit und vorzugsweise auf die Menschheit seiner Zeit, seines Jahrhunderts. Hierzu kommt ein philosophischer Sinn, der aus dem Verworrenen, Zerstückelten und Schwankenden der bloßen Ansichten, Meinungen und Wünsche, wie wir dies früher bei ihm augenscheinlich finden, sich zum eigentlichen Denken, zur Klarheit, zum Zusammenhange, zu wandelloser Ueberzeugung hindurch arbeitete, um die ruhige Ueberzeugung des Wissens und des Glaubens zu gewinnen. Diese Zeit des philosophischen Forschens und Denkens war geschlossen; der Dichter wandte sich mit frischer Kraft zum poetischen Schaffen. Jene Zeit lag ihm nahe genug, um sie noch mit lebendigem Gefühl schildern zu können; aber er befand sich nicht mehr mitten in der Arbeit des Zergliederns, so daß er also jene Epoche mit künstlerischer Ruhe bewältigen konnte. Die Resultate derselben waren ihm nicht gleichgültig; aber er fühlte, daß sie den ganzen Menschen nicht befriedigten, daß eine höhere Vermittlung durch Ideen nothwendig sei, um die Ergebnisse der Erfahrung und die Schlußfolgerungen philosophischen Denkens mit den unabweislichen Bedürfnissen des Herzens zu versöhnen; und das Geschäft dieser Versöhnung wies er dem Dichter zu. Ueberhaupt war bei ihm die Zeit gekommen, wo alles Forschen und jede Errungenschaft nur Werth für ihn hatte, insofern sich beides künstlerisch gestalten ließe. Dies in Bezug auf den Stoff. Wie aber diesen Stoff behandeln, ohne daß er an Gehalt und Bedeutung litte, oder wie den vollen Gehalt an den Tag bringen, ohne daß die Behandlung den wesentlichen Forderungen ächter Dichtung widerspräche? Die poetische Natur, war sie auch noch so bedeutend, reichte hier nicht aus; die Kunst in engerer Bedeutung mußte hinzukommen, und zwar die Kunst als Studium und als Uebung. Als Schiller an diese neue Lyrik gieng, hatte er schon künstlerische Durchbildung gewonnen, hatte Kraft und Geschick an andern Stoffen geübt und bewährt, und verstand es daher, solche widerspenstige Gegenstände, welche erst aus dem Bereiche des Begriffes in das Gebiet individueller Anschauung versetzt werden sollen, zu bewältigen. Diese künstlerische Durchbildung zeigt sich sowohl in der Anlage der meisten Gedichte, als in der Durchführung des Ganzen; denn Schritt vor Schritt wird in den bedeutendsten dieser Dichtungen die Einbildungskraft mit fortgerissen und der ruhige Sinn durch anschauliche Bilder vergnügt, so daß der Leser

erst am Ziele des Weges gewahr wird, wie es sich hier gar nicht um Gestaltung der äußern Welt handelte, sondern um Entwicklung geistiger Formen, nicht um Vergegenwärtigung sinnlicher Erscheinungen als solcher, sondern um Darstellung der höchsten Vernunftideen. Das Bestreben des Künstlers zeigt sich ferner auch in der Behandlung der Sprache und des Verses. Alle Gaben des Sängers, welche Schillern die Natur verliehen, sind hier angewandt, um Einbildungskraft und Gemüth gleichmäßig zu stimmen. In Vers- und Periodenbau findet sich eine solche Fülle und Kraft, so viel Wohllaut und Rundung im Einzelnen und Ganzen, daß ein guter Theil der Wirkung ausdrücklich mit davon abhängt. Und wird hier das Ohr durch reichen Wechsel und rhythmische Formen befriedigt, so ist auch der Ausdruck in der Regel mit Sorgfalt gewählt, oft tief durchdacht und voll Schärfe, schmiegt sich dem Gedachten an und läßt den genannten Gegenstand in seinem Leben und in voller Beweglichkeit durchblicken. Doch steht im Ganzen die Wirkung der Sprache, vermöge der sie den Gegenstand abbildet, der andern rein musikalischen nach. Denn läßt hier der Dichter mehr seine Natur walten, so erblicken wir dort neben der Wiedergabe von wirklich Geschautem, neben dem tiefsten Schöpfen aus dem innersten Brunnen der Sprache bisweilen auch ein Ergebnis reiner Lektüre: homerische Beiwörter, die nur der Gelehrte versteht, Gebrauch griechischer Mythologie, wo das Hervortreten des Gegenstandes ohne symbolische Figuren anschaulicher, mithin poetischer wirkte. Man halte dies Hereinziehen fremden Schmuckes wenigstens nicht für wesentliche Schönheiten, sondern für das, was sie sind, für Schmuck. Die Sache läßt sich übrigens recht gut erklären. Schiller war besonders durch das Studium der Alten auf das wahre Maß der Schönheit aufmerksam gemacht worden, hatte in den Alten die einfache Natur — die uns Neuern mehr oder weniger verloren gegangen — wieder gefunden, und trug nun auch Anschauungsweisen und sprachliche Wendungen des Alterthums auf seine Darstellungsweise über. Aehnliche Wirkungen, wie Ossians Gedichte und Mallets celtische Mythologie auf Klopstock, übten Vossens Homer und Hermanns Mythologie[2] auf Schiller.

Schillers Richtung als Lyriker ist allerdings die didaktische, jedoch nicht die schulmeisterliche. Nicht der Wunsch, wissenswerthe Meinungen mit reizendem Gewande zu bekleiden, ist es, was ihn zu poetischer Aeußerung antreibt, sondern der Drang, sich und andern die Welt zu deuten und das Räthselvolle des Menschenlebens auf poetischem Wege zu lösen. Insofern steht er auf dem Boden des mythisch-symbolischen Dichters, und auch von dieser Seite läßt sich

[2] Martin Gottfried Hermanns Handbuch der Mythologie aus Homer und Hesiod u. s. w. Berlin 1787—1795. 3 Bde. Dieser Gottfried Hermann ist ja nicht zu verwechseln mit dem berühmten Philologen Gottfried Hermann in Leipzig.

seine Vorliebe zu den griechischen Mythen erklären. Da er aber nicht die Natur in ihren verschiedenartigen Erscheinungen erfassen und zum Reden zwingen will, wofür er im Gegentheil gar keinen Sinn hat, sondern die räthselvolle Welt der Geschichte und des menschlichen Geistes, so wird der Dichter wieder zum Philosophen. Indem er aber die Welt nicht bloß deutet, sondern anschauliche Bilder der Menschheit vor uns aufrollt, verwandelt sich der philosophische Dichter zum ächten Künstler, und da es endlich nicht bloß Begriffe und Vorstellungen sind, die er verarbeitet, sondern Bewegungen in der Tiefe seines Gemüthes, innere Thatsachen, die er wirklich durchlebt hatte, so wird der Künstler zum Lyriker und Elegiker.

Man hat den lyrischen Charakter Schillers kurzweg so zu fassen gesucht, daß man ihn einen reflektierenden Dichter nannte; ein sehr unbestimmter Ausdruck. Insofern die Stoffe seiner Lyrik Gedanken sind, zu denen man in der Regel nur durch Reflexion, d. h. durch aufmerksames, zergliederndes Denken gelangt, ist die Bezeichnung richtig; insofern man aber eine Behandlung damit meint, die mehr über den Gegenstand ihre Gedanken giebt, als diesen Gegenstand selber darstellt, ist sie unrichtig. Schiller wußte besser als seine Tadler, daß das Abstrakte und Allgemeine das gerade Gegentheil der Poesie ist; er sucht den Hörer in den Zustand des Anschauens zu versetzen, so daß sich aus diesem Anschauen erst die Empfindung entwickelt, und immer ist es vorzugsweise das Empfinden von Verhältnissen des Schönen und Häßlichen, Erhebenden und Niederbeugenden, das Empfinden von bestimmten Gegensätzen im Gefühl, was er darstellt. Schon die Ansicht wäre irrig, als habe Schiller das, was er früher durch Reflexion gefunden, später nur in Verse gebracht. Bei einzelnen Gedichten mag dies wirklich der Fall sein, bei den bedeutendsten nicht. Hier fand ein wirkliches poetisches Sehen und Schauen, ein unmittelbares Wahrnehmen statt, und zwar so, daß der Blick des Dichters weiter reichte, als der des Denkers. Der Mensch in allen seinen Zuständen und Verhältnissen ist die erste und letzte Aufgabe des Dichters. Im menschlichen Dasein überhaupt lassen sich Fühlen, Denken und Handeln nicht trennen; bei dem einzelnen Menschen hingegen hat die eine oder die andere Richtung das Uebergewicht, und so haftet denn auch der Blick des Dichters bald mehr auf dem handelnden und wirkenden Menschen, bald mehr auf dem fühlenden und empfindenden, bald mehr auf dem denkenden und gedankenverknüpfenden. Der Mensch in seinen äußern sichtbaren Zuständen und Geschicken ist Grundlage der epischen Kunst, der Mensch in seinen innern Zuständen und Bewegungen Grundlage der lyrischen. Offenbar muß es der Poesie auch gestattet sein, den reflektierenden Menschen zu vergegenwärtigen, da keine andere Kunst dies thun kann, während den äußern auch die bildende, den empfindenden die musikalische zur Erscheinung bringt. Es sind nicht abstrakte Reflexionen als solche, die Schiller in poetischen Gemälden darstellt; es ist der wirkliche denkende

Mensch selbst mit seiner Qual und Angst, mit seinen Freuden und Entzückungen, den er heraufbeschwört; der Mensch in bestimmten Augenblicken und unter bestimmten Fragen und Bedingungen. Diese Dichtungen sind also keineswegs Kinder der Reflexion, sondern tiefe Reflexion; kräftige Gesinnung und warmes Gefühl gaben den Anstoß zur poetischen Aeußerung, wirklich Erlebtes den Stoff. Aber nur ein Dichter, in welchem philosophisches Denken und dichterisches Bilden zugleich thätig waren, konnte die schwierige Aufgabe auf so eigenthümliche Weise lösen. Die Behandlungsweise ist freilich nicht immer die gleiche. In einigen Gedichten, und dies sind wohl die bedeutendsten, führt uns der Dichter in eine bestimmte Umgebung und beschreibt einen geschichtlichen Vorgang, und es ist sehr möglich, daß hier wirkliche Anschauungen den Anlaß zur Dichtung gaben. Hierher gehören nicht bloß der Spaziergang, die Glocke, der Tanz und ähnliches, sondern auch diejenigen Stücke, in denen er Mythen und Sagen des Alterthums deutete: Kassandra, das Siegesfest, das eleusische Fest, Klage der Ceres. In allen diesen Gedichten steht das Geschäft der Phantasie am höchsten, indem sie ein völlig umgrenztes äußeres Bild gestaltet, welches auch ohne den philosophischen Gehalt uns erfreuen würde. Der Stoff dient hier als Verbindungsmittel für ein sehr mannigfaltiges, daran gefügtes Schöne. Wir finden nämlich in diesen Gedichten eine Masse geistreicher und erregender Aussprüche (sogenannte Sentenzen) über den Menschen und die Natur und über die Beziehung zwischen beiden, Aussprüche, die sich herausheben lassen und für sich bestehen. Wir finden ferner einen sinnlichen Reichthum von Gestalten, Gruppen, Lagen, deren Zeichnung und Umriß wieder für sich besteht. Wir finden endlich auch einen hineingelegten Haupt- und Grundgedanken, der an sich nicht immer poetischer Natur ist, für sich ausgesprochen werden kann, und in der Regel auch ausgesprochen wird. Der vielseitig gebildete Geist des Dichters war es, welcher alle diese Schönheiten an einer Stelle versammelte, so daß jedes einzelne Element zur Wirkung des Ganzen beiträgt.

In andern Gedichten geht Schiller von der Idee unmittelbar aus, für welche er eine Einkleidung sucht; es entsteht allegorische Poesie, wobei Witz und Berechnung oder schwärmerische Stimmung viel Antheil haben. Pegasus im Joche, das Bild zu Sais, der Pilgrim u. a. gehören hierher. In noch andern Gedichten fehlt diese Einkleidung; der tiefsinnige, die Verhältnisse der Dinge und Kräfte erforschende Mensch tritt unmittelbar vor uns hin; die Gegensätze, in welchen die Erscheinungen sich fortbewegen und sich verändern, die Stellung, welche der Mensch zur Welt einnimmt, einzelne Seiten des menschlichen Seins und Fühlens werden uns in poetischen Bildern und Gleichnissen vorgeführt. In diesen Gedichten setzt Schiller seine früheste Periode fort, nur mit dem Unterschiede, daß jetzt ein gereifter, besonnener Geist zu uns spricht, der in allen Erscheinungen das Edle, Erhebende, Versöhnende sucht.

1. An die Freude.

(1785.)

1. Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten feuertrunken,
Himmlische, dein Heiligthum.
Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode streng getheilt;
Alle Menschen werden Brüder,
Wo dein sanfter Flügel weilt.
Seid umschlungen, Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.

Str. 1. Wir müssen uns hier eine bestimmte Scene denken: ein Bund von Freunden hat sich vereinigt, um sich ganz dem edeln Enthusiasmus der Freude zu überlassen. Die Freude macht die Sorgen und Verhältnisse dieses Lebens vergessen; sie kann also selbst nicht von dieser Welt sein, sondern stammt aus einer andern. Diese Idee hat der Dichter mit Recht festgehalten. Denn die Freude, die er hier schildert, beruht nicht auf einer Freude an irdischem Besitz, sondern sie geht hervor aus der Anschauung des Schönen, wodurch das Verkehrte und Häßliche in die Vergessenheit sinkt. — Götterfunken — Tochter aus Elysium: Diese beiden Bilder wollen sich freilich nicht zusammenschicken; denn ein Funke kann keine Selige sein und eine Selige kein Funke. — Zauberei: Talisman. — Mode: hier so viel als Convenienz, Standesverhältnis. — Wo dein sanfter Flügel weilt: statt: wo du mit deinen sanften Flügeln uns überschattest. Der Ausdruck ist etwas sonderbar, da man doch nicht sagen kann: die Flügel weilen, indem weilen dem Begriffe Flügel geradezu widerspricht. Die Idee aber ist schön und wahr: Alle Menschen werden beim Genuß der Freude Brüder und vergessen Stand und Verhältnisse; aber nur im Genuß der sanften, himmlischen Freude (daher sanfter Flügel); denn wo die rohe Freude herrscht, werden eher aus Brüdern Feinde. Die letzten vier Zeilen hießen übrigens in der ersten Lesart:

Deine Zauber binden wieder,
Was der Mode Schwert getheilt;
Bettler werden Fürstenbrüder,
Wo dein sanfter Flügel weilt.

Und offenbar war hier der Ausdruck mehr versinnlichend und als Kontrast auch kräftiger. Der Gedanke, daß doch etwas in der Welt sei, was die Thorheiten der Menschen vergessen mache, reißt den Chor zu der Idee einer gütigen Gottheit hin, und zu dem Entschlusse, alle Menschen als Brüder anzusehen. — Diesen Kuß ꝛc. eine starke Hyperbel. Man muß sich indeß die Sache so denken: die Freunde küssen sich und wollen diese Umarmung als für alle Menschen gültig angesehen wissen. — Wohnen: ein unpassender Ausdruck, für Gott überhaupt, und noch mehr in dieser Verbindung: denn über den Sternen, d. h. über und jenseit der Welt und des Raumes, kann gar niemand wohnen. — Die beiden letzten Zeilen des Chores haben hier übrigens nur den Sinn eines Nebensatzes: „Diesen Kuß der ganzen Welt, die unter einem liebenden Vater vereinigt ist."

2. Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein;
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein!
Ja — wer auch nur Eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus diesem Bund!
Was den großen Ring bewohnet,
Huldige der Sympathie!
Zu den Sternen leitet sie,
Wo der Unbekannte thronet.

3. Freude trinken alle Wesen
An den Brüsten der Natur;
Alle Guten, alle Bösen
Folgen ihrer Rosenspur.
Küsse gab sie uns und Reben,
Einen Freund, geprüft im Tod;
Wollust ward dem Wurm gegeben,
Und der Cherub steht vor Gott.
Ihr stürzt nieder, Millionen?
Ahndest du den Schöpfer, Welt?
Such' ihn überm Sternenzelt!
Ueber Sternen muß er wohnen.

Str. 2. Wen die Liebe beseligt, der freue sich. Die letzten beiden Zeilen sind stets als hart und störend getadelt worden; sie verletzen wirklich das Gefühl. Und gerade im Augenblicke, wo ein Kreis von Freunden zusammen kommt, um sich der unendlichen Liebe zu erinnern, die alles zur Freude geschaffen hat, soll der weggewiesen werden, der so unglücklich war, Niemanden zu finden, der ihn liebte? — Vielleicht will der Dichter sagen: der Menschenfeind, der Kaltherzige, der die Liebe verachtet, entferne sich! — allein dann wäre erstens der Ausdruck gekonnt sehr falsch, indem es dann gemocht heißen müßte, und zweitens paßte dann das weinend nicht recht. „Wie poetischer und menschlicher würde der Vers durch drei Buchstaben: der stehle weinend sich in unsern Bund! denn die liebewarme Brust will im Freudenfeuer eine arme erkältete sich andrücken;" sagt Jean Paul in seiner Vorschule der Aesthetik. — Ring: Erde. — Sympathie: Liebe.

Str. 3. Hier ist der Dichter ziemlich stark aus dem Bilde gefallen, oder springt vielmehr von einem zum andern. In den ersten Zeilen ist die Natur die Quelle der Freude, und diese selbst die Milch, die uns nährt; in der dritten Zeile wandelt aber die Freude herum, und wir folgen den rosigen Spuren, die sie eingedrückt hat. Dies paßt nicht gut zusammen. — Uns: man muß sich darunter die versammelten Freunde denken; uns gab sie jetzt Küsse, Reden und Freundschaft. Der Sänger erhebt sich aber sogleich zur Idee des Menschen überhaupt und setzt ihm das Thier (den Wurm) und den Engel entgegen. Das Thier kennt nur die Befriedigung der Begierde; der Engel findet seine Freude im Anschauen Gottes, in Er-

4. Freude heißt die starke Feder
In der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.
Blumen lockt sie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament.
Sphären rollt sie in den Räumen,
Die des Sehers Rohr nicht kennt.
Froh, wie seine Sonnen fliegen
Durch des Himmels prächt'gen Plan,
Laufet, Brüder, eure Bahn,
Freudig, wie ein Held zum Siegen.

5. Aus der Wahrheit Feuerspiegel
Lächelt sie den Forscher an.
Zu der Tugend steilem Hügel
Leitet sie des Dulders Bahn.
Auf des Glaubens Sonnenberge
Sieht man ihre Fahnen wehn,
Durch den Riß gesprengter Särge
Sie im Chor der Engel stehn.
Duldet muthig, Millionen!
Duldet für die bess're Welt!
Droben überm Sternenzelt
Wird ein großer Gott belohnen.

---

kenntnis höherer Wahrheiten; der Mensch in Freundschaft und Geselligkeit Der Mensch kommt hier etwas mager weg.

Str. 4. Aber nicht nur in den belebten Geschöpfen waltet die Freude, sondern die ganze Schöpfung ist da, um sich zu freuen. Blumen kommen hervor, um am Strahle des Lichtes ihre Farben zu entfalten; Welten beginnen ihren Lauf, um ihres Daseins sich zu freuen.

Str. 5. Auch in der moralischen Welt herrscht die Freude; sie ist der Lohn jedes Kampfes, jedes Sieges im Reiche des Geistes. Die Erforschung der Wahrheit, die schwere Ausübung der Tugend, die überstandene Prüfung des Glaubens — von allem diesem ist das Ende — Freude, und selbst am Untergange aller irdischen Freuden erblüht uns eine neue — die Hoffnung auf ein anderes Leben. — Feuerspiegel: Hohlspiegel; er vereinigt alle gesonderten Strahlen des Lichtes auf einen Punkt; so ist die Wahrheit das Licht, das aus der Vereinigung aller Forschungen und Erkenntnisse hervorgeht.* — Die Freude erwartet uns nicht auf dem Hügel, sie leitet uns dahin; nicht bloß die Erringung der höchsten Tugend erfreut uns, schon das Streben nach ihr.

---

* Viehoff erklärt die Stelle: „Das Erkennen der Wahrheit ist gleichsam das Erblicken unserer eigenen Gedanken in den Erscheinungen wie in einem hellen lichtvollen Spiegel."

6. Göttern kann man nicht vergelten,
Schön ist's, ihnen gleich zu sein.
Gram und Armuth soll sich melden,
Mit den Frohen sich erfreu'n.
Groll und Rache sei vergessen,
Unserm Todfeind sei verziehn;
Keine Thräne soll ihn pressen,
Keine Reue nage ihn!
Unser Schuldbuch sei vernichtet!
Ausgesöhnt die ganze Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Richtet Gott, wie wir gerichtet.

7. Freude sprudelt in Pokalen;
In der Traube gold'nem Blut
Trinken Sanftmuth Kannibalen,
Die Verzweiflung Heldenmuth —
Brüder, fliegt von euren Sitzen,
Wenn der volle Römer kreist!
Laßt den Schaum zum Himmel spritzen:
Dieses Glas dem guten Geist!
Den der Sterne Wirbel loben,
Den des Seraphs Hymne preist,
Dieses Glas dem guten Geist
Ueberm Sternenzelt dort oben!

8. Festen Muth in schweren Leiden,
Hülfe, wo die Unschuld weint,
Ewigkeit geschwor'nen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,

Str. 6. Wenn Gott uns mit Freuden gesegnet hat, was sollen wir thun? Vergelten können wir es ihm nicht, aber wohl ihm nachahmen und wie er Freude verbreiten. Uebrigens ist ein ungeheurer Sprung von dem Gott in Str. 5 zu den Göttern in Str. 6.

Str. 7. Lenkt wieder auf Str. 1 zurück und auf die versammelte Gesellschaft und bildet so den Uebergang zu der folgenden Strophe; denn in fröhlicher Gesellschaft ist es Sitte, Gelübde und Wünsche auszusprechen. — Daß der Kannibale Sanftmuth trinken soll, ist freilich ungereimt, wenn wir uns unter dem Kannibalen den wilden Menschenfresser denken, und der Dichter hat sich im Ausdruck auch gewiß verfehlt. Unter Kannibalen versteht er den Rohen, Zornigen, und es ist allerdings wahr, daß die gesellige Freude ihn milder macht. — Die letzten Zeilen und der Chor haben schon oft Anstoß gegeben, und wie man die Sache auch wenden mag, das Ganze ist unpassend. Freilich hat hier der Dichter an die Libation (Weinopfer) gedacht, welche die Alten bei frohen Gastmählern stets den Göttern brachten; aber im Ausdrucke liegt es fast eher, daß man an eine Gesundheit, an einen Toast im modernen Sinne denkt.

Str. 8. Gelübde des Kreises, das dieser ablegt in der Ueberzeugung, daß die Freude und Glückseligkeit im ganzen Universum herrschen soll, beides aber nur auf Recht und Gerechtigkeit gegründet sein kann.

Männerstolz vor Königsthronen, —
Brüder, gält' es Gut und Blut —
Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!
Schließt den heil'gen Zirkel dichter,
Schwört bei diesem gold'nen Wein,
Dem Gelübde treu zu sein,
Schwört es bei dem Sternenrichter![1]

---

[1] Früher schloß das Gedicht mit folgender Strophe:

Rettung von Tyrannenketten,
Großmuth auch dem Bösewicht!
Hoffnung auf den Sterbebetten,
Gnade auf dem Hochgericht!
Auch die Todten sollen leben!
Brüder, trinkt und stimmet ein:
Allen Sündern soll vergeben,
Und die Hölle nicht mehr sein.
Eine heitre Abschiedsstunde!
Süßen Schlaf im Leichentuch!
Brüder, einen sanften Spruch
Aus des Todtenrichters Munde!

Selbstbekenntnisse hat Göthe seine Dichtungen genannt; auch Schillers Dichtungen sind Selbstbekenntnisse, aber wesentlich anderer Art, weil seine Lebenserfahrungen anderer Art sind. Was Schiller in erster Linie als Erfahrung empfindet, sind Ideen, Weltanschauungen; äußere Lebenserfahrungen, die auf sein Inneres mächtig wirkten, hat er freilich auch so gut wie Andere; sie wirken aber nicht als solche, sondern verwandeln sich sofort in ihm selbst zu Ideen allgemeinerer Art. Daher sind die meisten Schillerschen Dichtungen nicht unmittelbar an seine Schicksale sich anlehnend, und zwar um so weniger, je reifer er wird; aber in dem Ausdruck ihrer Ideen sind sie dennoch persönlicher Natur. Bei dem Gedichte An die Freude ist ein äußerer Anhalt in der freudig erregten Stimmung gegeben, die Schiller über die kürzlich erfolgte Verbindung mit seinem Freunde Körner, im Besondern auch über dessen fröhliche Hochzeit empfand; es wurde aber eben kein Hochzeitslied daraus, sondern ein Lied an die Freude. Es hängt dies gewiß damit zusammen, daß Lieder an die Freude, Aufforderungen zu heiterm Lebensgenusse ein beliebtes Thema der Zeit waren; Beispiele sind bei Gelegenheit von Hölty's „Rosen auf den Weg gestreut", Band 1, Seite 217 gegeben; es ließe sich ihnen Salis' Ermunterung anreihen: „Seht wie die Tage sich sonnig verklären" und das Lied „Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude", welches Hoffmann von Fallersleben zuerst aus dem Jahre 1795 nachweist. Daß Schiller nicht ein einfach rührendes Lied der Freude dichtete, lag in seiner Natur; lieh er seine Worte

überhaupt der Freude, so mußte es ein Begriff sein, der einen Platz in seiner philosophischen Weltanschauung besaß; denn er hat nie bloß einer Eingebung des Augenblicks folgend ein Liedchen singen können, sondern wenn er dichtete, war es immer der ganze heilige, hohe Ernst seines Gedankenlebens, aus dem heraus eine Dichtung erwuchs.

Der Begriff der Freude, wie ihn Schiller hier behandelt, hängt zusammen mit der Philosophie Shaftesbury's, an die Schiller sich schon als Karlsschüler angeschlossen hatte. Shaftesbury, 1671 bis 1713, gehört zu den englischen Freidenkern; von ihm und Rousseau hat Schiller die bleibendsten Eindrücke für seine erste selbständige Bildung empfangen. Herder berichtet, daß wie Leibnitz, so Diderot, Lessing, Mendelssohn, von diesem Virtuoso der Humanität viel hielten; auf die besten Köpfe seines Jahrhunderts, auf Männer, die sich für's Wahre, Schöne und Gute mit entschiedener Redlichkeit bemühten, habe er ausgezeichnet gewirkt. In den Jahren 1776—1779 waren Shaftesbury's gesammelte Werke von Hölty, dem Dichter, und Benzler in vortrefflicher deutscher Uebersetzung erschienen. Shaftesbury erkennt als Freidenker das Wesen der Tugend nicht in der Religion, er findet es vielmehr in der Schönheit; Tugend ist sittliche Schönheit; sie ist die innere Einheit und Ordnung, das glückliche Gleichgewicht aller Kräfte und Neigungen, Lebensharmonie, ist Liebe. Nur der kommt zur Tugend und durch diese zur höchsten Glückseligkeit, der sich zum schönen und harmonischen Menschen bildet. Nun hatte Schiller in den vorhergehenden Jahren neben schweren äußern Schicksalen gewaltige innere Kämpfe durchzukämpfen gehabt, zwischen Sinnlichkeit und Pflicht, Leidenschaft und Tugend, Kämpfe, die besonders in den Gedichten Freigeisterei der Leidenschaft und Resignation ihr fürchterliches Echo gefunden. Jetzt war er durch Körner, seine äußere Stellung betreffend, vorläufig aller Sorgen enthoben, auch für sein Seelenleben wurde ihm der treffliche Mann eine treue Stütze, ein Leiter und Warner, der große Wurf, eines Freundes Freund zu sein, war ihm gelungen; er fühlte das tief und als er nun das Glück mitempfunden hatte, das Körner bei seiner Verheirathung gefunden, da kam der Geist der Freude auch über ihn.

Es ist freilich in erster Linie auch das, was man sonst Freude nennt, die angenehme Empfindung, welche aus dem Genusse eines gegenwärtigen Guten entsteht; für Schillern steigert sich aber dieser Begriff zu dem Prinzip, das das Gute überhaupt hervorbringt; ihm ist Freude gleichbedeutend mit Tugend, Liebe geworden, eine Tochter des Himmels, welche nicht bloß die Menschen, sondern Gott selber besitzt. Wo nicht den Glauben, so doch die Ahnung des Schöpfers hatte er wieder gefunden; die Namen, die er ihm giebt, gehören wieder dem Deismus an: lieber Vater, ein Unbekannter, Schöpfer, ein großer Gott, ein guter Geist, der Sternenrichter, der Todtenrichter; sogar der Plural Götter ist dem Dichter entschlüpft. Wenige Jahre später vindizierte er den Begriff der Freude geradezu

den Göttern Griechenlands, in offenem Widerspruche mit dem kalten, freudlosen Gotte des christlichen Dogma's:

Da ihr noch die schöne Welt regiertet,
An der Freude leichtem Gängelband
Glücklichere Menschenalter führtet,
Schöne Wesen aus dem Fabelland!
Ach! Da euer Wonnedienst noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathusia!

„Was Wunder, sagt Palleske bei Gelegenheit des Liedes an die Freude, daß dieses Lied, trotz seiner Mängel, trotz seiner aus dem Dogma und dem Heidenthum gemischten tumultuarischen Mystik markerschütternd durch die Gebeine der Zeit fuhr, daß es den Beschluß jeder gehobenen Gesellschaft bildete. Der gefangene Schubart, Körner, namhafte Komponisten, wie Zumsteeg, Zelter, Naumann setzten es. Auch eine Sage ward an die Entstehung des wunderbaren Liedes geknüpft und, wenn sie auch durch nichts begründet ist (Karoline von Wolzogen hätte sie sich im andern Fall sicher nicht entgehen lassen), so charakterisirt sie doch den Eindruck, den das Lied machte. Nach dieser Sage soll Schiller einen armen Studenten vor dem Selbstmord bewahrt und durch ein am Hochzeitstisch gesammeltes Almosen ihn mit dem Leben ausgesöhnt haben. Und solches Gelingen soll das Lied an die Freude geschaffen haben.

Eine wahrhaft einzige, eine Wohnung, unsterblich wie es selbst, gewann es in Beethovens neunter Symphonie. Als die Musik, verarmend vor den Schauern der Weltliebe, die den Meister durchbebten, nach Sprache, nach Worten rang, fand sie keine gewaltigeren, als diese: „Freude, schöner Götterfunken."

---

2. Die Götter Griechenlandes.

(1788.)

1. Da ihr noch die schöne Welt regiertet,
An der Freude[1] leichtem Gängelband
Glücklichere Menschenalter führtet,
Schöne Wesen aus dem Fabelland!
Ach! da euer Wonnedienst noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathusia![2]

---

[1] Im Gegensatz von der christlichen Auffassung, welche die Welt als ein Jammerthal ansieht. — [2] Amathus (Strophe 5 heißt es fälschlich

2. Da der Dichtkunst malerische Hülle
Sich noch lieblich um die Wahrheit wand! —
Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle,
Und, was nie empfunden wird, empfand.
An der Liebe Busen sie zu drücken,
Gab man höhern Adel der Natur,
Alles wies den eingeweihten Blicken,
Alles eines Gottes Spur.

3. Wo jetzt nur, wie unsre Weisen sagen,
Seelenlos ein Feuerball sich dreht,[3]
Lenkte damals seinen goldnen Wagen
Helios in stiller Majestät.
Diese Höhen füllten Oreaden,[4]
Eine Dryas starb mit jenem Baum,[5]
Aus den Urnen lieblicher Najaden[6]
Sprang der Ströme Silberschaum.

4. Jener Lorbeer wand sich einst um Hilfe,[7]
Tantals Tochter schweigt in diesem Stein,[8]
Syrinx Klage tönt' aus jenem Schilfe,[9]
Philomelens Schmerz in diesem Hain.[10]

Amathunt) war eine Stadt in Cypern mit einem berühmten Tempel der Aphrodite; Cythere heißt sie unten, Strophe 6; Venus Cypria, in den Künstlern, Vers 433. — [3] Gerade an Newtons Entdeckung des Gravitationsgesetzes knüpfte sich der systematische Kampf der englischen Aufklärung mit dem Offenbarungsglauben, und auch bei den deutschen Dichtern, z. B. bei Haller, Klopstock, Herder, gilt Newton als Personifikation der selbständigen Wissenschaft. Gerade umgekehrt beklagt Schiller hier Namens der dichterischen Weltanschauung die Resultate der nüchternen Verstandes-Aufklärung. — [4] Oreaden, von griechisch oros, Berg, sind Bergnymphen. — [5] Dryade von griech. drys, Eiche, ist eine Baum- oder Waldnymphe. Wenn also der Baum gefällt ward, starb im Sinne der Griechen die Nymphe des Baumes. — [6] Najade, von griechisch naein, fließen, ist eine Fluß- oder Wassernymphe. Nach der verständigen Naturanschauung kommt der Fluß aus der durch feuchten Niederschlag aus der Luft gefüllten Quelle. — [7] Daphne, eine Tochter des Peneus, soll einst von Apollo verfolgt und um dem Gotte zu entgehen, in einen Lorbeer (griech. daphne) verwandelt worden sein. — [8] Auf den Höhen des Berges Sipylos zeigte man einen Stein, der einer trauernden Frau glich und von welchem Wasser gleich Thränen tröpfelte; das sollte Niobe sein, die über ihren Schmerz in einen Stein verwandelt war; Apollo und Diana hatten ihre Söhne und Töchter getödtet zur Strafe dafür, daß sie sich gerühmt, sie sei an Nachkommenschaft reicher als Latona, die Mutter Apollo's und Diana's. — [9] Syrinx ist griechisch die Hirtenflöte; zugleich eine Najade, die von ihren Schwestern in Schilfrohr verwandelt wurde, als sie vor Pan floh, der sie aus Liebe heftig verfolgte; aus dem vom Winde bewegten Rohre drangen süßklagende Töne. — [10] Philomele, der griechische Name der Nachtigall, galt zugleich als die Tochter eines athenischen Königs und Schwester der Prokne (Schwalbe), beide Schwestern wurden von König Tereus mit einem Beile verfolgt, weil sie sich an ihm für eine böse Schandthat gerächt hatten; auf ihre Bitte ver-

Jener Bach empfieng Demeters Zähre,
Die sie um Persephonen geweint,[11]
Und von diesem Hügel rief Cythere
Ach vergebens! ihrem schönen Freund.[12]

5. Zu Deukalions Geschlechte stiegen
Damals noch die Himmlischen herab,
Pyrrha's schöne Töchter zu besiegen,
Nahm Hyperion den Hirtenstab.[13]
Zwischen Menschen, Göttern und Heroen
Knüpfte Amor einen schönen Bund.
Sterbliche mit Göttern und Heroen
Huldigten in Amathunt.[14]

6. Betend an der Grazien Altären
Kniete da die holde Priesterin,
Sandte stille Wünsche an Cytheren
Und Gelübde an die Charitin.
Hoher Stolz, auch droben zu gebieten,
Lehrte sie den göttergleichen Rang,
Und des Reizes heil'gen Gürtel hüten,
Der den Donn'rer selbst bezwang.

7. Himmlisch und unsterblich war das Feuer,
Das in Pindars stolzen Hymnen floß,
Niederströmte in Arions Leier,
In den Stein des Phidias sich goß.
Bess're Wesen, edlere Gestalten
Kündigten die hohe Abkunft an,[15]
Götter, die vom Himmel niederwallten,
Sahen hier ihn wieder aufgethan.

8. Werther war von eines Gottes Güte,
Theurer jede Gabe der Natur.
Unter Iris schönem Bogen blühte
Reizender die perlenvolle Flur.

---

wandelten sie die Götter in die beiden Vögel Nachtigall und Schwalbe. — [11] d. h. irgend ein bestimmter Bach (Lyane in Sicilien) ward angesehen, als von den Thränen Demeters entsprungen. — [12] Cytheres (Venus) schöner Freund ist Adonis; ein Eber hatte ihn auf der Jagd verwundet. — [13] Deukalion und Pyrrha sind die Stammeltern der Menschen nach der großen Fluth; daß die Griechen Mancherlei von Liebesabenteuern zwischen Göttern und Töchtern der Menschen zu erzählen wußten, ist bekannt. Hyperion, ein Titane, gilt als der Sohn des Sonnengottes Helios; Schiller setzt ihn statt des Sonnengottes Apollon, der zahlreiche Töchter der Erde liebte, er diente u. a. dem Admet in Thessalien als Hirte. — [14] Götter und Menschen ließen sich von der Schönheit hinreißen. — [15] Die Gestalten, welche von Dichtern wie Pindar und Arion, von Bildhauern wie Phidias gebildet waren, zeigten den Hörern und Beschauern Formen, welche eine höhere Stufe als die sterblichen Menschen einnahmen; es waren eben Ideal-

Prangender erschien die Morgenröthe
In Himerens rosigtem Gewand;[16]
Schmelzender erklang die Flöte
In des Hirtengottes Hand.

9. Liebenswerther malte sich die Jugend,
Blühender in Ganymeda's[17] Bild,
Heldenkühner, göttlicher die Tugend
Mit Tritoniens Medusenschild.[18]
Sanfter war, da Hymen[19] es noch knüpfte,
Heiliger der Herzen ew'ges Band.
Selbst des Lebens zarter Faden schlüpfte
Weicher durch der Parzen Hand.

10. Das Evoe muntrer Thyrsusschwinger
Und der Panther prächtiges Gespann
Meldeten den großen Freudebringer;
Faun und Satyr taumeln ihm voran;
Um ihn springen rasende Mänaden;
Ihre Tänze loben seinen Wein,
Und die Wangen des Bewirthers laden
Lustig zu dem Becher ein.[20]

11. Höher war der Gabe Werth gestiegen,
Die der Geber freundlich mit genoß;[21]
Näher war der Schöpfer dem Vergnügen,
Das im Busen des Geschöpfes floß.
Nennt der Meinige sich dem Verstande?
Birgt ihn etwa der Gewölke Zelt?
Mühsam späh' ich im Ideenlande,
Fruchtlos in der Sinnenwelt.

Formen. — [16] Himere für Hemere, die Tagesgöttin, hier gleich der Aurora, die bei Homer die rosenfingrige Eos heißt. — [17] Ganymeda soll nach Wieland ein älterer Name für Hebe, der Göttin der ewigen Jugend, sein; doch ist fraglich, ob nicht Schiller die Form Ganymeda bloß für Ganymed, Ganymedes gebraucht hat, den schönsten der Sterblichen, den die Götter in den Himmel raubten, daß er dort ewig lebe und dem Zeus den Becher fülle. — [18] Tritonia ist Pallas Athene; sie trägt in ihrem Schilde das Bild der Meduse Gorgo, deren schrecklicher Blick versteinert. — [19] Hymen ist der Gott der Vermählung. — [20] Der Weingott Dionysos oder Bacchus wurde gedacht in Begleitung fröhlicher Bacchanten, die den Thyrsus, den mit Epheu und Weinlaub umwundenen Stab, schwangen und den Ruf evoe ertönen ließen; sein Wagen war von Panthern gezogen; Bacchantinnen, Mänaden, Faunen und Satyrn tanzten um ihn herum. — [21] Das Opfer dachte man sich als vom Gotte, für den es bestimmt war,

12. Eure Tempel lachten gleich Palästen,
Euch verherrlichte das Heldenspiel
An des Isthmus kronenreichen Festen,
Und die Wagen donnerten zum Ziel.
Schön geschlungne seelenvolle Tänze
Kreisten um den prangenden Altar,
Eure Schläfe schmückten Siegeskränze,
Kronen euer duftend Haar.[22]

13. Seiner Güter schenkte man das Beste,
Seiner Lämmer liebstes gab der Hirt,
Und der Freudetaumel seiner Gäste
Lohnte dem erhabnen Wirth.
Wohin tret ich? Diese traurge Stille
Kündigt sie mir meinen Schöpfer an?
Finster, wie er selbst, ist seine Hülle,
Mein Entsagen — was ihn feiern kann.

14. Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Still und traurig senkt' ein Genius
Seine Fackel.[23] Schöne, lichte Bilder
Scherzten auch um die Nothwendigkeit,
Und das ernste Schicksal blickte milder
Durch den Schleier sanfter Menschlichkeit.[24]

15. Nach der Geister schrecklichen Gesetzen
Richtete kein heiliger Barbar,
Dessen Augen Thränen nie benetzen;[25]
Zarte Wesen,[26] die ein Weib gebar.
Selbst des Orkus strenge Richterwaage
Hielt der Enkel einer Sterblichen,[27]
Und des Thrakers seelenvolle Klage
Rührte die Erinnyen.[28]

---

leiblich mitgenossen. — [22] Die isthmischen Spiele waren eines der vier Nationalfeste der Griechen: Olympische zu Ehren des Zeus, Isthmische zu Ehren des Neptun, Pythische zu Ehren des Apoll und Nemeische zu Ehren des Herkules. Bei den Isthmien erhielten die Sieger Fichtenkränze; auch corona hieß bei den Alten ein Kranz. — [23] Vgl. dazu der Tod von Herder, Bd. I, S. 479. — [24] Die Nothwendigkeit hieß als Göttin Necessitas; die Göttinnen des Schicksals sind die Parzen. — [25] Ein sehr starker Ausdruck für das jüngste Gericht. — [26] Zu ergänzen: vielmehr waren es bei den Alten auch nach dem Tode Sprößlinge vom Menschen, die das Richteramt verwalteten. — [27] Der Todtenrichter Minos ist der Sohn des Zeus und der Europa. — [28] Orpheus bewog die Erynnien, daß sie ihm

16. Seine Freuden traf der frohe Schatten
In Elysiens Hainen wieder an;
Treue Liebe fand den treuen Gatten,
Und der Wagenlenker seine Bahn;
Orpheus Spiel tönt die gewohnten Lieder,
In Alcestens Arme sinkt Admet,[29]
Seinen Freund erkennt Orestes wieder,
Seine Waffen Philoktet.[30]

17. Aber ohne Wiederkehr verloren
Bleibt, was ich auf dieser Welt verließ,
Jede Wonne hab ich abgeschworen,
Alle Bande, die ich selig pries.
Fremde, nie verstandene Entzücken,
Schaudern mich aus jenen Welten an,
Und für Freuden, die mich jetzt beglücken,
Tausch' ich neue, die ich missen kann.

18. Höh're Preise stärkten da den Ringer
Auf der Tugend arbeitvoller Bahn:
Großer Thaten herrliche Vollbringer
Klimmten zu den Seligen hinan;[31]
Vor dem Wiederforderer der Todten[32]
Neigte sich der Götter stille Schaar.
Durch die Fluthen leuchtet dem Piloten
Vom Olymp das Zwillingspaar.[33]

19. Schöne Welt, wo bist du? — Kehre wieder,
Holdes Blüthenalter der Natur!
Ach! nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine goldne Spur.
Ausgestorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick,
Ach! von jenem lebenwarmen Bilde
Blieb nur das Gerippe mir zurück.[34]

20. Alle jene Blüthen sind gefallen
Von des Nordes winterlichem Wehn.
Einen zu bereichern, unter allen,[35]
Mußte diese Götterwelt vergehn.

---

seine Gattin, die Eurydike, mit sich zu nehmen erlaubten. — [29] Alceste hatte, um ihren Gatten Admet vom Tode zu erretten, freiwillig den Tod gewählt. — [30] Jener Pylades, dieser der Freund und Begleiter des Herkules, der Pfeil und Bogen des Gefährten ererbt hatte. — [31] Wie Herkules in dem Olymp Aufnahme fand. — [32] Wieder ist Herkules gemeint. — [33] Kastor und Pollux waren unter die Gestirne versetzt worden und galten den Schiffern als Retter in Sturmesgefahren. — [34] Wir haben nur noch verschiedene Notizen über den Glauben der Alten; der Glaube selber ist vergangen. — [35] Den christlichen Gott.

Traurig such ich an dem Sternenbogen,
Dich, Selene,[36] sind ich dort nicht mehr;
Durch die Wälder ruf ich, durch die Wogen,
Ach! sie wiederhallen leer!

21. Unbewußt der Freuden, die sie schenket,
Nie entzückt von ihrer Trefflichkeit,
Nie gewahr des Armes, der sie lenket,
Reicher nie durch meine Dankbarkeit,
Fühllos selbst für ihres Künstlers Ehre,
Gleich dem todten Schlag der Pendeluhr,
Dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere,[37]
Die entgötterte Natur!

22. Morgen wieder neu sich zu entbinden,
Wühlt sie heute sich ihr eignes Grab,
Und an ewig gleicher Spindel winden
Sich von selbst die Monde auf und ab.
Müßig kehrten zu dem Dichterlande
Heim die Götter, unnütz einer Welt,
Die, entwachsen ihrem Gängelbande,
Sich durch eignes Schweben hält.[38]

23. Freudlos, ohne Bruder, ohne Gleichen,
Keiner Göttin, keiner Jrd'schen Sohn,
Herrscht ein Andrer in des Aethers Reichen,
Auf Saturnus umgestürztem Thron.
Selig, eh sich Wesen um ihn freuten,
Selig im entvölkerten Gefild,
Sieht er in dem langen Strom der Zeiten
Ewig nur — sein eignes Bild.

24. Bürger des Olymps konnt' ich erreichen,
Jenem Gotte, den sein Marmor preist,
Konnte einst der hohe Bildner gleichen;
Was ist neben dir der höchste Geist
Derer, welche Sterbliche gebaren?
Nur der Würmer Erster, Edelster.

---

[36] Die Mondgöttin. — [37] Vgl. Anmerkung 3. — [38] Die drei letzten Strophen wurden in der spätern Bearbeitung durch folgende ersetzt:

Ja, sie kehrten heim, und alles Schöne,
Alles Hohe nahmen sie mit fort,
Alle Farben, alle Lebenstöne,
Und uns blieb nur das entseelte Wort.
Aus der Zeitfluth weggerissen, schweben
Sie gerettet auf des Pindus Höhn;
Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergehn.

Da die Götter menschlicher noch waren,
Waren Menschen göttlicher.

25. Dessen Strahlen mich darnieder schlagen,
Werk und Schöpfer des Verstandes! dir
Nachzuringen, gieb mir Flügel, Wagen
Dich zu wägen — oder nimm von mir,
Nimm die ernste, strenge Göttin wieder,
Die den Spiegel blendend vor mir hält;
Ihre sanft're Schwester sende nieder,
Spare jene für die andre Welt.

Die „Götter Griechenlands“ fallen ebenfalls in die zweite Periode Schillers, in welcher der Dichter nicht, wie er in der ersten Periode gethan und in der dritten wiederum that, außer ihm liegende Stoffe, sondern die Basis seines eigenen Seelenlebens, die Ideen, von welchen seine Lebensanschauung beherrscht wurde, in Dichtungen und prosaischen Arbeiten darstellte und gestaltete. Sie vergleichen sich jenen Dichtungen Göthe's, welche als Resultat seines Bildungsprocesses entstanden sind, dem Prometheus, Mohameds Gesang, dem ewigen Juden. Doch steht Schiller mit seiner Lebensanschauung durchaus auf eigenen Füßen. Und zwar ist es das Eigenartige der Weltanschauung Schillers, daß er sich nicht bloß, wie Göthe, Herder und die übrigen Hauptträger der Literatur es thaten, gegen das geoffenbarte Christenthum wendet, sondern mit derselben bittern Schärfe die einseitige Verstandesrichtung der Aufklärung beklagt. Dasselbe Gravitationsgesetz, das den englischen Freidenkern den ersten sichern Halt zur Losreißung der Wissenschaft von dem an den christlichen Gottesbegriff gebundenen Glauben gegeben, scheint jetzt dem einzig der dichterischen Weltanschauung huldigenden Dichter ein Gräuel. Andrerseits ist es folgegemäß nicht diejenige Seite des Christenthums, die seiner Zeit von der Aufklärung angegriffen worden war, welche Schiller haßt, nicht der Glaube, die Wunder, das Ueberirdische, sondern das kalte, verständige, nach seiner Ansicht nüchterne des Glaubens an einen Gott. Zu der Doppelstellung aber gegen die beiden Principien der Aufklärung und des Christenthums veranlaßte ihn seine einseitige Schätzung der antiken Weltanschauung. Ihm schien die Welt- und besonders die Naturanschauung der Griechen die einzige Anschauung zu sein, die dem Herzen Genüge thut. Durch die mythische Naturanschauung sprach die Natur selbst unmittelbar den Griechen an's Gemüthe und wurde dadurch ein Quell harmonischen Gemüthslebens, eines innern Seelenfriedens. Dieses im einzelnen nachzuweisen und dagegen die Seelenlosigkeit der modern-rationalistischen und der christlichen Auffassung als Verstümmelung der wahren Natur hinzustellen, ist der Inhalt des Gedichtes; es ist aber darum keine prosaische Abhandlung; vielmehr sind die vorgetragenen Ideen so durchaus des Dich-

ters eigenste, persönlichste Ueberzeugung; er sieht an sie so sein eigenes und der Menschheit Glück gebunden und empfindet so stark das Unglück, das die spätern Naturanschauungen der Menschheit gebracht, daß das Gedicht zur gewaltig wirkenden Elegie geworden ist, das Bekenntniß eines durch die Gegenwart im tiefsten Innersten schmerzlich ergriffenen Gemüthes.

Die „Götter Griechenlands" sind im März 1788 geschrieben, während Schillers erstem Aufenthalt in Weimar. „Wieland," schrieb er an Körner, „will einen Aufsatz in das dritte Merkurstück, und ich sitze in Todesschweiß." Und im gleichen Monat März: „Wieland rechnete auf mich bei dem neuen Merkurstücke, und da machte ich in der Angst ein Gedicht. Du wirst es im März des Merkur finden und Vergnügen daran haben, denn es ist doch ziemlich das Beste, das ich neuerdings hervorgebracht habe, und die Horazische Korrektheit, welche Wieland ganz betroffen hat, wird Dir neu daran sein. Ich schreibe Dir von dem Gegenstande nichts." Das Gedicht erregte sofort großes Aufsehen. Friedrich Stolberg polterte dagegen Namens der geoffenbarten Religion; andere, wie Georg Forster und Herder, nahmen sich seiner an. Schiller selbst schrieb an Körner darüber: „Der Gott, den ich in den Göttern Griechenlands in Schatten stelle, ist nicht der Gott der Philosophen oder auch nur das wohlthätige Traumbild des großen Haufens, sondern er ist eine aus vielen gebrechlichen, schiefen Vorstellungen zusammengesetzte Mißgeburt. — Die Götter der Griechen, die ich in's Licht stelle, sind nur die lieblichen Eigenschaften der griechischen Mythologie in eine Vorstellungsart zusammengefaßt. Kurz, ich bin überzeugt, daß jedes Kunstwerk nur sich selbst, d. h. seiner eigenen Schönheitsregel Rechenschaft geben darf und keiner andern Forderung unterworfen ist. Hingegen glaub' ich auch fest, daß es gerade auf diesem Wege auch alle übrigen Forderungen mittelbar befriedigen muß, weil sich jede Schönheit doch endlich in allgemeine Wahrheit auflösen läßt." Trotz dieser Versicherung beweist der Umstand, daß Schiller später die Elegie für seine gesammelten Gedichte verkürzte und in milderem Sinne umarbeitete, wie er selbst die Herbigkeit seiner Polemik zugestand. Diese spätere Form haben wir hier unberücksichtigt gelassen.

Für die Beurtheilung der „Götter Griechenlands" thut es nichts zur Sache, ob der Leser Schillern beistimmte oder nicht; genug, daß es seine heilige Ueberzeugung war, der er hier Worte lieh und im Ganzen und Großen die Ueberzeugung der Besten seiner Zeit, daß die christliche Offenbarung dem natürlichen Wesen des Menschen Eintrag thue und die wahre Natur einzig bei den Griechen vorhanden gewesen sei, das haben Göthe und Herder auch geglaubt und der ganze Gang der neuern Literatur mit der antiken Kunst-Dichtung als Untergrund wird ja von diesem Gedanken geleitet. Nur geht Schiller viel weiter als die Renaissance sonst gegangen ist; er sucht in der griechischen Welt nicht allein die einzig wahre Form der Kunst,

er stellt geradezu den griechischen Glauben, das ganze sittliche Wesen der Griechen als dasjenige hin, das des Menschen allein würdig, die Bedingung zu seinem Glücke sei. Wer wollte nicht zugeben, daß das eine Einseitigkeit war? Nicht nur hat Schiller selbst später seine Ansichten über Christenthum und Aufklärung gemäßigt, sondern wir wissen jetzt, daß es wesentlich Zeiteinflüsse, die besondere Art seiner Bildung waren, welche ihn zu solchen Ansichten trieben. Die höhere Bildung seiner Zeit war ausschließlich dem Alterthum zugewandt und hatte kein Verständniß für das im Volk immer noch nicht ausgestorbene unmittelbare Naturleben. Schiller kennt bekanntlich das Mittelalter sehr schlecht, weniger als man es von einem Zeitgenossen Herders erwarten dürfte; man erinnere sich an die rohe Darstellung der mittelalterlichen Bildung in den vier Weltaltern. Und doch sind es ebensogut wesentliche Züge unsers eigenen Volksglaubens, die der Dichter hier allein den Griechen vindiziert; auch der Einwurf, daß dieser unser Volks- und Naturglaube von den Gebildeten nicht mehr verstanden werde, trifft nicht unbedingt ein; und wenn er einträfe, so wäre es bei den Griechen ebenso gewesen. Auch unsern Ahnen waren Sonne und Mond belebte Wesen; wie viel Naturgegenstände, Thiere, Pflanzen aller Art, Bäume, Berge leitet der Volksglaube von Gottheiten ab? Wie vielerlei Wesen, mit denen die Einbildungskraft *unseres* Volkes noch heute die Erde und ihre Wohnplätze bevölkert, zählt man nicht auf? Und sind von spätern Dichtern mit Glück dichterisch neu belebt worden? Man könnte das ganze Gedicht parodieren, indem man die griechischen Göttergestalten und die griechische Sitte und Anschauung mit Fleisch von unserm Fleisch und Bein von unserm Bein vertauschte. Nicht daß damit ein Tadel ausgesprochen sein soll; wozu eine vergangene Zeit tadeln, welche aus ihren Bedürfnissen und Bildungen heraus denkt und empfindet? Es soll dies nur dazu dienen, die Dichtung, die zu ihrer Zeit recht eigentlich ein öffentliches Glaubensbekenntniß war, innert den Schranken der Zeit zu begreifen.

---

3. Die Künstler.[1]

(1789.)

Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige,
Stehst du an des Jahrhunderts Neige,
In edler, stolzer Männlichkeit,

---

[1] Die in den Anmerkungen bisweilen angeführten Briefe sind die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. Ich habe sie bloß durch Br. und ihre Zahl bezeichnet.

V. 1—12. Schilderung der Menschheit, wie sie dem Dichter gegen das Ende (Neige) des Jahrhunderts erscheint. — *Mit deinem Palmenzweige*: als Sieger über Rohheit und Barbarei. — *Mit aufgeschloß-*

Mit aufgeschlossnem Sinn, mit Geistesstille,
Voll milden Ernsts, in thatenreicher Stille,
Der reifste Sohn der Zeit;
Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze,
Durch Sanftmuth groß und reich durch Schätze,
Die lange Zeit dein Busen dir verschwieg;
Herr der Natur, die deine Fesseln liebet,
Die deine Kraft in tausend Kämpfen übet,
Und prangend unter dir aus der Verwild'rung stieg!

Berauscht von dem errung'nen Sieg,
Verlerne nicht die Hand zu preisen,
Die an des Lebens ödem Strand
Den weinenden, verlass'nen Waisen,
Des wilden Zufalls Beute, fand;
Die frühe schon der künft'gen Geisterwürde
Dein junges Herz im Stillen zugekehrt,
Und die befleckende Begierde
Von deinem zarten Busen abgewehrt;

---

nem Sinn: voll Empfänglichkeit für alles Schöne, Wahre und Gute? oder: mit offenen Sinnen für Thatsachen? — Voll milden Ernsts, in thatenreicher Stille: schöne Gegensätze zwischen Hauptwort und Adjektiv. Beide Ausdrücke stehen zuerst gegenüber dem bloßen Ernst und der bloßen Stille. Ernst und Stille finden sich auch bei Barbaren. Ein Zeitalter voll Ernst und Stille ist gerade noch kein herrliches; beide können auch Aeußerungen und Wirkungen des Druckes sein, unter welchem ein Volk schmachtet. Zweitens stehen jene Worte aber auch gegenüber der bloßen Milde oder Gutherzigkeit, wie wir sie bei kindlichen Naturvölkern, und der tobenden Handlungsweise, wie wir sie bei rohen Wilden treffen. Ernst mit Milde, Thatenreichthum mit Stille vermählt — dies soll das Zeichen eines Zeitalters sein, welches sich der Humanität rühmt. — Frei durch Vernunft: frei vom Zwange des Glaubens und der Despotie und doch stark durch Gesetze, indem du dich ihnen freiwillig fügst. — Durch Sanftmuth groß: im Gegensatz der furchtbaren Größe, die aus ungebändigter Wildheit hervorgeht. — Herr der Natur: indem du ihre Gesetze kennst, ihre Kräfte zu benutzen weist und ihre Gestalt durch deine Kunst verschönerst. — — Diese hingeworfnen Züge eines humanen Zeitalters sind trefflich zusammengestellt; mit Beschämung müssen wir aber gestehen, daß sie nicht ganz auf das unsre passen, sobald man sie auf die europäische Menschheit im Ganzen und Großen anwenden will, und nicht bloß auf einige strahlende Häupter, die zu jeder Zeit über ihre Mitwelt emporragten.

V. 13—33. Dies hat der Mensch großen Theils der Kunst zu verdanken, welche ihn gewöhnte, Genuß und Freude auch da zu finden, wo keine sinnliche Begierde zu befriedigen, keine Uebung der rohen Kraft zu erwarten war. Indem (V. 18. 19) alles Vergnügen am Schönen darauf beruht, daß man an Empfindungen und Anschauungen sich ergötzt und den sinnlichen, habsüchtigen Trieb darüber ganz vergißt, hebt uns die Kunst über Sinnlichkeit und Thierheit hinaus und bahnt den Weg zum eigentlich geistigen, höhern Leben. — Des Lebens Strand: platonischer und indischer Mythus: Die Seelen lebten einst in einem vollkommnern Zustande als selige Dämonen auf den Sternen; ihre Verbannung auf die Erde, ihre Einsperrung in den Leib ist eine Strafe für Vergehungen. — Befleckende Begierde (V. 20): die Gier, alles in sein Wesen zu reißen, zu besitzen

Die Gütige, die deine Jugend
In hohen Pflichten spielend unterwies
Und das Geheimniß der erhab'nen Tugend
In leichten Räthseln dich errathen ließ;
Die, reifer nur ihn wieder zu empfangen,
In fremde Arme ihren Liebling gab;
O, falle nicht mit ausgeartetem Verlangen
Zu ihren niedern Dienerinnen ab!
Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein,
Dein Wissen theilest du mit vorgezog'nen Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast du allein.

Nur durch das Morgenthor des Schönen
Drangst du in der Erkenntniß Land.
An höhern Glanz sich zu gewöhnen,
Uebt sich am Reize der Verstand.

---

und zu genießen, so daß nur alle Dinge dann Interesse für uns haben, wenn sie als Stoffe genossen und so von uns zerstört werden können. Wer den Apfelbaum nur darum lüstern betrachtet, weil ihn der Genuß der Aepfel reizt, in dem ist noch bloß die Begierde des Thieres; wer sich der Schönheit des Baumes freut, der fühlt als Mensch. — Deine Jugend (V. 22): natürlich die Jugend des Menschengeschlechts, nicht des einzelnen Menschen. Der Dichter denkt hier besonders an die sinnreichen Mythen und Mährchen der alten Dichter. Alle Gesetze und Anordnungen in sittlicher und religiöser Hinsicht knüpften sich an Lieder und Fabeln; daher die Mythe vom Orpheus, der die rohen Menschen durch die Macht der Töne bändigte. — In fremde Arme: um würdige Jünger der Kunst zu sein (und jeder Mensch kann in seiner Art ein Künstler sein), müssen Lehrjahre vorausgehen, während welcher diejenigen Fertigkeiten geübt werden, die zur Ausübung der Kunst nothwendig sind. Diese sind zugleich Dienerinnen der Kunst: Fleiß, Geschicklichkeit, Kenntniß. Die Kunst soll nicht ausarten in eine bloße mechanische Fertigkeit, sie soll eine Darstellung des Lebendigen und Beseelten durch die Form sein. Und eben so soll das Wohlgefallen an Kunstwerken sich nicht auf das Nützliche derselben beschränken, sondern das Schöne im Auge haben. Sowohl jene mechanische Fertigkeit als auch das Wohlgefallen am Nützlichen, d. h. Bequemen und Genußbringenden hat auch das Thier; ja es hat sogar in seiner Sphäre Sinn für das Gute, da ihm z. B. die Gefühle der Liebe und Dankbarkeit gegen Wohlthäter nicht fremd sind. Die Darstellung des Lebendigen durch die Form hingegen und das Wohlgefallen an der schönen, in sich vollendeten Form kennt nur der Mensch; das Wohlgefallen am Schönen ist ein Emporheben über den Stoff, und das Gefühl dafür ruht auf einer Grundlage mit dem religiösen Gefühle, welches auch ein Emporheben über den Stoff voraussetzt. — Die Kunst, o Mensch: man bemerke, wie hier 20 Verse auf das Wort, worauf es ankommt, vorbereitet haben. Diese Wendung, daß die Charakterzeichnung vorangeht, der Name erst folgt, ist eine Eigenthümlichkeit des Schiller'schen Stils, die auch in diesem Gedichte öftevs wiederkehrt.

V. 34—41. Die Betrachtung des Schönen machte dich erst fähig, Wohlgefallen an einem strengen Zusammenhange und an Harmonie zu finden, und da die Wahrheit eben so wie die Schönheit auf innerm Zusammenhang und Harmonie der einzelnen Theile beruht, so war folglich die Be-

Was bei dem Saitenklang der Musen
Mit süßem Beben dich durchdrang,
Erzog die Kraft in deinem Busen,
Die sich dereinst zum Weltgeist schwang.

Was erst, nachdem Jahrtausende verflossen,
Die alternde Vernunft erfand,
Lag im Symbol des Schönen und des Großen
Voraus geoffenbart dem kindischen Verstand.
Ihr holdes Bild hieß uns die Tugend lieben;
Ein zarter Sinn hat vor dem Laster sich gesträubt,
Eh' noch ein Solon das Gesetz geschrieben,
Das matte Blüten langsam treibt.

---

trachtung der Schönheit die Vorbereitung zur Erforschung der Wahrheit. — Morgenthor: eine kühne Zusammensetzung. Buchstäblich wäre es entweder ein Thor, durch welches man von Osten, oder eines, durch welches man am Morgen eingeht. Das Schöne wird hier aber mit der Morgenröthe verglichen, die uns eine zukünftige Mittagshelle der Erkenntniß verheißt. Gödeke vergleicht eine Stelle in Hallers Morgen-Gedanken:

Durch's rothe Morgen-Thor der heitern Sternen-Bühne
Naht das verklärte Aug' der Welt.

— Der Verstand übt sich: in Beschauung der Form; er gewöhnt sich, etwas zu betrachten und zu schätzen, ohne auf den Nutzen des Stoffes und die Möglichkeit des Genusses zu sehen, den er davon haben könnte. — Indem der Mensch (V. 38—41) bei Betrachtung des Schönen Gefühle in sich erwachen fühlte, die nicht von Befriedigung sinnlicher Wünsche herrührten und die überhaupt gar nicht ein vorhandner Stoff hervorbrachte, gewöhnte er sich an den Gedanken, daß außer der Körperwelt auch etwas Geistiges da sein müsse, ein belebendes Princip, das sich eben in Kunstwerken zeigen will. Jedes Kunstwerk wird erst recht schön, wenn wir eine Idee durchblicken sehen; die Welt wird erst recht schön, wenn Gott durchscheint (Worte F. H. Jacobi's).

V. 42—53. Das Gefühl für das Schöne und Wohlgefällige war der Leiter der Menschen, ehe Vernunft und Gesellschaft ihre Gesetze aussprachen. Es ist also dem Menschen ursprünglich eigen. — Die alternde Vernunft: Gegensatz zu dem kindischen Verstande Z. 45; alternd und kindisch stehen also im Sinne von gereift und jugendlich. — Erfinden: im ältern Sinne als Verstärkung des einfachen finden: etwas für wahr befinden. — Symbol des Schönen und des Großen: im gewöhnlichen Sinne würde man darunter verstehen: das Symbol für das Schöne und Große; man würde die beiden Genitive als Objekts-Genitive nehmen; der Dichter will sie aber offenbar als Genitive des Subjekts genommen wissen, so daß das Große und Schöne Symbol ist für das Gute und Wahre. Das Schöne und Erhabene ist die Zeichensprache der Natur, ihre ewige Offenbarung für den sinnlichen Menschen; es war der Vorwelt Symbol für das Wahre und Gute; in der Hülle der Schönheit wurden ihm die Lehren der Wahrheit offenbart, in der Hülle des Großen die Gesetze der Tugend überliefert; ohne diese Hülle hätte sie beides nicht verstanden. Unter dem Schönen versteht der Dichter natürlich hier das Reizende, unter dem Großen das Erhabene. Allerdings knüpft sich die Kunst durch das Reizende und Sittlichvollkommne an die Darstellung der Wahrheit, durch das Erhabene an Sittlichkeit und Religion an. Br. 9: „Ehe noch die Wahr-

Eh' vor des Denkers Geist der kühne
Begriff des ew'gen Raumes stand,
Wer sah hinauf zur Sternenbühne,
Der ihn nicht ahndend schon empfand?

Die, eine Glorie von Orionen
Um's Angesicht, in hehrer Majestät,
Nur angeschaut von reineren Dämonen,
Verzehrend über Sternen geht,
Gefloh'n auf ihrem Sonnenthrone,
Die furchtbar herrliche Urania,
Mit abgelegter Feuerkrone
Steht sie — als Schönheit vor uns da.
Der Anmuth Gürtel umgewunden,
Wird sie zum Kind, daß Kinder sie verstehn:

---

heit ihr siegendes Licht in die Tiefen der Herzen sendet, fängt die Dichtkunst ihre Strahlen auf, und die Gipfel der Menschheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Thälern liegt." — Ihr holdes Bild ist natürlich Subjekt. Die Tugend ward uns liebenswürdig durch die anmuthigen Sinnbilder derselben. Es ist Eigenthümlichkeit Schillers, daß er persönliche und zueignende Fürwörter vorwegnimmt, d. h. sie vor dem Hauptworte schon setzt, auf welches sie sich beziehen und durch welches sie erst ihre Bedeutung erhalten. — Ein zarter Sinn: ein Sinn, dem das Häßliche und Unedle als solches zuwider ist, ohne daß er weiter nach Gründen fragt. Dieser Sinn ist die Grundlage des ästhetischen Gefühls eben so gut wie des moralischen. — Des ewigen Raumes, d. i. des unendlichen Raumes, weil man eine Ewigkeit braucht, um die Unendlichkeit zu durchlaufen, gerade so wie man sagt: ein viertelstündiger Weg.

V. 54—65. Schönheit und Wahrheit sind eins; das Schöne ist nur das versinnlichte Wahre, und das Wahre ist die Seele des Schönen. Dem, was die Einbildungskraft erfand, liegen dieselben Gefühle zu Grunde, welche später die Vernunft als klare Ideen aussprach. Weil die reine Wahrheit aber bloß in einem Zusammenhange der Gedanken beruht und also vom äußern sinnlichen Stoffe unabhängig ist, können die meisten sie nicht fassen; sie muß daher in sinnlicher Hülle erscheinen; sonst wäre sie nur für reinere Geister (Dämonen), während der Mensch, weil durch die Wahrheit kein sinnliches Bedürfniß befriedigt wird, sich darin nicht so glücklich fühlt als in der Anschauung des Schönen, wobei sich das Gemüth in einer glücklichen Mitte zwischen Gesetz und Bedürfniß befindet, dem Zwange des einen wie des andern entzogen. Das Wahre ist mithin für reine Geister, das Schöne hingegen für sinnlich vernünftige Geschöpfe, wie der Mensch. „Das zarte Gefühl der Griechen unterschied frühe schon, was die Vernunft noch nicht zu verdeutlichen fähig war, und, nach einem Ausdruck strebend, erborgte es von der Einbildungskraft Bilder, da ihm der Verstand noch keine Begriffe darbieten konnte." (Ueber Anmuth und Würde.) — V. 54—60. Die Wahrheit stellt nun der Dichter in einer großartigen Personifikation als Venus Urania dar, die sich aber für uns Menschen ihrer erhabenen Gestalt, ihres Sternenkranzes (Glorie von Orionen) entkleidet und eine mildere Göttin, mit dem Gürtel der Anmuth umwunden (Anspielung auf den Gürtel der Venus, das Zaubermittel ihres Liebreizes) als Schönheit hienieden erscheint. — Die Häufung von blendenden Bildern wäre anderswo ein Fehler, hier entsprechen sie der Sache: das Bild soll blendend sein. —

Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einst als Wahrheit uns entgegen gehn.

Als der Erschaffende von seinem Angesichte
Den Menschen in die Sterblichkeit verwies,
Und eine späte Wiederkehr zum Lichte
Auf schwerem Sinnenpfad ihn finden hieß;
Als alle Himmlischen ihr Antlitz von ihm wandten,
Schloß sie, die menschliche, allein
Mit dem verlassenen Verbannten
Großmüthig in die Sterblichkeit sich ein.
Hier schwebt sie, mit gesenktem Fluge,
Um ihren Liebling, nah' am Sinnenland,
Und malt mit lieblichem Betruge
Elysium auf seine Kerkerwand.

Als in den weichen Armen dieser Amme
Die zarte Menschheit noch geruht,
Da schirmte heil'ge Mordsucht keine Flamme,
Da rauchte kein unschuldig Blut.

Verzehrend über Sternen. Die Wahrheit geht verzehrend über Sternen, sagt der Dichter, weil man sie mit dem Sonnenlichte zu vergleichen gewohnt ist, vorzüglich aber im ganz prosaisch wahren Sinne, weil für die nackte Wahrheit unsere Vernunft nicht berechnet ist. — Urania: die Alten unterschieden eine Menge verschiedener Aphroditen (Venus); vorzüglich Venus Pandemos und Venus Urania; jene war das Symbol der sinnlichen Liebe, diese das Symbol der edlern Seelenliebe. Unser Dichter nimmt hier aber Venus stets als Symbol der Schönheit, und nennt die Schönheit der Form, welche den Sinnen wohlgefällt, Cypria, die zu Grunde liegende Schönheit der Idee Urania. Urania ist ihm also die Göttin der innern Schönheit, d. i. der Vollkommenheit. Sinn: die Schönheit ist ein himmlisches Wesen, das sich seines ätherischen Glanzes freiwillig entkleidet, um uns himmlische Dinge zu lehren.

V. 66—77. Fortsetzung des platonischen Mythus in Z. 15. Genuß der Schönheit ist der einzige Ueberrest von dem bessern Zustande der gefallenen Menschen, das einzige Pfand der nicht ganz verlorenen Huld des Schöpfers, und soll uns in die ursprüngliche Heimath hinaufleiten. Die Täuschungen der Kunst sind uns ein Trost in unserm unvollkommnen Zustande, und das einzige Mittel, wodurch wir das in sich Vollkommne darstellen und schauen können. Die Kunst stellt uns entweder wirklich vollkommne Zustände (Ideale) vor, oder wir vergessen doch in ihrem Genusse unsers unvollkommnen Zustandes, und während uns unsre Sinnlichkeit an bestimmte Schranken der Möglichkeit bindet, führen uns die Gebilde der Phantasie weit über die Grenzen der Wirklichkeit hinaus.

V. 78—90. Einfluß des Schönheitsgefühles auf das sittliche. In den ersten vier Zeilen hat der Dichter die Griechen vor Augen gehabt und ihre Religion, die, indem sie mit dem Volke aufwuchs und es wieder groß ziehen half (Amme), sich allmählich zu einem Gottesdienste der Schönheit erhob. Sie befahl nicht, sie verfolgte nicht; sie lehrte und schmückte nur; sie führte den Menschen am leichten Gängelbande der Freude. — Das Herz verschmäht ꝛc. Der für Harmonie und Ebenmaß offne Sinn wählt stets das Rechte, ohne daß seine Vernunft ihm das, was er zu thun hat, erst als

Das Herz, das sie an sanften Banden lenket,
Verschmäht der Pflichten knechtisches Geleit;
Ihr Lichtpfad, schöner nur geschlungen, senket
Sich in die Sonnenbahn der Sittlichkeit.
Die ihrem keuschen Dienste leben,
Versucht kein niedrer Trieb, bleicht kein Geschick;
Wie unter heilige Gewalt gegeben,
Empfangen sie das reine Geisterleben,
Der Freiheit süßes Recht, zurück.

Glückselige, die sie — aus Millionen
Die reinsten — ihrem Dienst geweiht;
In deren Brust sie würdigte zu thronen;
Durch deren Mund die Mächtige gebeut;
Die sie auf ewig flammenden Altären
Erkohr, das heil'ge Feuer ihr zu nähren;
Vor deren Aug' allein sie hüllenlos erscheint;
Die sie in sanftem Bund um sich vereint!

Pflicht vorzustellen braucht; und wenn der Mensch etwas bloß thut, weil er fühlt, daß dies so schön ist, so hat er am Ende die Gesetze der Pflichtenlehre eben so gut erfüllt, als der, welcher nach klarerkannten Grundsätzen handelt. Man kann seine Handlung keine sittliche nennen, da sie nicht von sittlichen Principien ausgeht, aber sie ist eine schöne, und der Inhalt der Handlung ist derselbe. (Dies ist der Sinn von V. 82 u. 83.) Uebrigens kann hier der Dichter das Handeln, welches sich nach dem Gefühle des Schönen richtet, nur gegenüberstellen der Pflichtenlehre der Moralphilosophen, nicht aber dem christlichen Princip, denn der Grund des Handelns nach christlicher Lehre soll die Liebe sein. Die Lehre der Philosophen: „Thue recht, weil es recht ist," stellt das Christenthum nicht an die Spitze seiner Lehren, sondern es appelliert ebenfalls an das Gefühl. — Keuscher Dienst: der Dichter scheint einfach zu erzählen, und doch beweist er — aber freilich als Dichter. Wer dem Gefühle des Schönen immer genug zu thun sucht, der verschmäht niedrige Motive zu seinen Handlungen, den irrt auch kein widriges Geschick auf seinem Wege; denn der Dienst des Schönen ist ein keuscher, d. h. man fordert darin keinen Lohn; das verfeinerte Gefühl selbst macht unfähig zu erniedrigendem Streben und unabhängiger vom Geschick. — Das reine Geisterleben: der Zustand, in welchem man nur erkennen und wirken will; die eigentlich vernünftige Menschennatur im Gegensatz der sinnlichen, thierischen. „Es giebt keinen andern Weg, den sinnlichen Menschen vernünftig zu machen, als daß man denselben zuvor ästhetisch macht." Br. 23. — Der Freiheit süßes Recht: Unabhängigkeit von der sinnlichen Begierde. Bei der Betrachtung des Schönen fühlen wir zuerst, daß es einen Zustand giebt, in welchem unsre sinnliche Begierde schweigt, und wo unser vernünftiges Ich frei wirkt.

V. 91—102. Hier redet der Dichter die Künstler an; sie sollen Priester der Schönheit sein, sollen dieselbe verkündigen und darstellen. — Auf ewig flammenden Altären: die falsche Stellung dieser Worte ergiebt sich von selbst; sie sollten erst im folgenden Satze stehen: „Die sie erkohr, das heilige Feuer ihr auf ewig flammenden Altären zu nähren." — Hüllenlos: allen andern Menschen erscheint die schöne Form und die schöne Idee nur an sinnlichem Stoffe und vermittelt durch denselben, also in einer Hülle. Im Künstler aber lebt die Idee selbst, die reine Form, die er erst versinn-

Freut euch der ehrenvollen Stufe,
Worauf die hohe Ordnung euch gestellt!
In die erhab'ne Geisterwelt
War't ihr der Menschheit erste Stufe!

Eh' ihr das Gleichmaß in die Welt gebracht,
Dem alle Wesen freudig dienen —
Ein unermeß'ner Bau, im schwarzen Flor der Nacht,
Nächst um ihn her, mit mattem Strahl beschienen,
Ein streitendes Gestaltenheer,
Die seinen Sinn in Sklavenbanden hielten,
Und ungesellig, rauh wie er,
Mit tausend Kräften auf ihn zielten,
— So stand die Schöpfung vor dem Wilden.

---

lichen und an einem Stoffe darstellen soll: er schaut den Gegenstand in den schönsten und vollkommensten Verhältnissen. — Der Menschheit erste Stufe; indem der Künstler etwas darzustellen suchte, was bloße Idee war und nicht aus dem Drange des Bedürfnisses, sondern aus seiner Freiheit hervorgieng, zeigte er zuerst das Geistige der Menschennatur und die schöpferische Kraft derselben. Sobald ein Volk Kunstwerke aufzustellen hat, wären es auch nur die geringfügigsten, wäre es auch nur ein schöngeschnitzter Bogen oder eine schöne Kleidung, so zeigt es, daß es aus den Schranken der Thierheit herausgetreten ist. In Neu-Holland, dessen Bewohner wohl auf der untersten Stufe der Menschheit stehen, fanden Cook und seine Gefährten auch nicht die geringste Spur davon, daß die Wilden gesucht hätten, eine Stufe über das Bedürfniß der Noth hinauszugehen und auch den Sinn der Augen und der Ohren zu vergnügen. Uebrigens ist der Ausdruck sonderbar, indem das Prädikat nicht recht zum Subjekte sich schickt. Die Kunst kann die erste Stufe sein, aber nicht der Künstler, denn dieser kann die erste Stufe nur bauen.

V. 103—115. Ehe die Kunst den Sinn für Harmonie und Ordnung weckte, war der Mensch ein stumpfsinniges Geschöpf, das weiter nichts begehrte, als sein Dasein zu erhalten, und jedes andre Wesen als ein ihm feindseliges ansah. — Gleichmaß: hier sowohl Harmonie als Rhythmus, das Verhältniß einzelner Erscheinungen, wodurch sie sich zu einem schönen Ganzen vereinigen. Alle Wesen dienen ihm, denn die ganze Natur stellt es dar; sie dienen ihm freudig; denn sie lieben und fordern es. Einförmigkeit ist uns Tod; immerwährender Wechsel aber, ohne daß der Sinn auf ein ruhiges Objekt stößt, verwirrt und betäubt uns. Das Gleichmaß besteht eben darin, daß das Ungleichartige und Wechselnde unter ein Gleiches und Bleibendes gebracht wird. — V. 106—111. Subjekt ist Schöpfung. Auch hier, wie in Z. 33 u 59, wird auf das Genannte vorbereitet. Die Schöpfung stand vor dem Wilden als ein ebenfalls wilder Bau ohne Ordnung, in welchen sein dumpfer Sinn kein Licht bringen konnte. — Nächst um ihn her: die obenstehende Satzzeichnung findet sich in allen Ausgaben von Schillers Gedichten. Im Merkur stand:

Ein unermeßner Bau, im schwarzen Flor der Nacht
Nächst um ihn her mit mattem Strahle nur beschienen;

somit bezöge sich nächst sammt dem Folgenden entweder auf das vorhergehende Nacht oder auf das folgende beschienen, nicht auf das spätere Gestaltenheer; immer bleibt der Zusammenhang zweideutig. Die wahrscheinlichste Erklärung ist: die Welt liegt als ein wilder Bau um ihn, und

Durch der Begierde blinde Fessel nur
An die Erscheinungen gebunden,
Entfloh ihm, ungenossen, unempfunden,
Die schöne Seele der Natur.

Und wie sie fliehend jetzt vorüber fuhr,
Ergriffet ihr die nachbarlichen Schatten
Mit zartem Sinn, mit stiller Hand,
Und lerntet in harmon'schem Band
Gesellig sie zusammen gatten.
Leichtschwebend fühlte sich der Blick
Vom schlanken Wuchs der Ceder aufgezogen;
Gefällig strahlte der Krystall der Wogen
Die hüpfende Gestalt zurück.
Wie konntet ihr des schönen Winks verfehlen,
Womit euch die Natur hülfreich entgegen kam?
Die Kunst, den Schatten ihr nachahmend abzustehlen,
Wies euch das Bild, das auf der Woge schwamm.

---

in das Dunkel seiner Anschauung fällt nur ein mattes Licht auf die nächsten Gegenstände. — Ein streitendes Gestaltenheer (unangenehm und störend ist die Beziehung des die auf Gestalten): die Kräfte und Erscheinungen der Natur betrachtet er als selbständige Wesen, die beständig gegen ihn und unter sich im Kampfe liegen. — Gebunden bezieht sich nicht auf das grammatische Subjekt Seele, sondern auf das gedachte ihm. — Der Begierde blinde Fessel: nur der Trieb, sich zu nähren und zu genießen, verknüpfte ihn mit der Natur; sie war ihm nur werth als Lieferant seiner Bedürfnisse; ihre Gestalten und ihre Erscheinungen bemerkte er gar nicht, oder fürchtete sie. — Seele der Natur: das in ihren Gestalten wohnende Leben, welches durch die Form durchscheint; die bildende organische Kraft in derselben. Der rohe Mensch sahe nur, daß die Natur wirke, aber nicht wie.

V. 116—138. Hier beginnt nun die Geschichte der Kunst. Die erste Kunst ahmte die Gestalten der Wirklichkeit nach. Ehe es dahin kommen konnte, mußte man erst bemerken, daß Gestalt und Stoff zweierlei sei, und daß die Gestalt sich auch an andern Stoffen nachbilden lasse. Dazu gab Veranlassung das Spiegelbild im Wasser, wo sich die Gestalt von ihrem eigentlichen Stoffe gleichsam abgelöst und mit einem andern verbunden hat; ferner der hohe Wuchs der Ceder, deren Höhe nur erlaubte, die Gestalt zu bemerken, während der Stoff dem Auge entschwand. „Sobald der Mensch einmal so weit gekommen ist, den Schein von der Wirklichkeit, die Form von dem Körper zu unterscheiden, so ist er auch im Stande, sie von ihm abzusondern; denn das hat er schon gethan, indem er sie unterscheidet. Das Vermögen zur nachahmenden Kunst ist also mit dem Vermögen zur Form überhaupt gegeben." Br. 26. — Und wie sie: die Natur? oder die schöne Seele derselben? Doch wohl das letztere. Der Gedanke ist aber sonderbar ausgedrückt. — Die nachbarlichen Schatten: die verwandten Formen? oder die zunächstliegenden? Gewiß nicht; die nachbarlichen Schatten sind die sich abschattenden Formen, welche die Naturgegenstände immer begleiten. — Mit zartem Sinn: Formschönheit macht nur auf feiner ausgestattete Menschen Eindruck; die Menge läßt sich stets durch den Stoff bestechen. — Leichtschwebend kann sich auf Blick, aber

Von ihrem Wesen abgeschieden,
Ihr eig'nes liebliches Phantom,
Warf sie sich in den Silberstrom,
Sich ihrem Räuber anzubieten.
Die schöne Bildkraft ward in eurem Busen wach.
Zu edel schon, nicht müßig zu empfangen,
Schuft ihr im Sand — im Thun den holden Schatten nach;
Im Umriß ward sein Dasein aufgefangen.
Lebendig regte sich des Wirkens süße Lust —
Die erste Schöpfung trat aus eurer Brust.

Von der Betrachtung angehalten,
Von eurem Späheraug' umstrickt,
Verriethen die vertraulichen Gestalten
Den Talisman, wodurch sie euch entzückt.
Die wunderwirkenden Gesetze,
Der Reizes ausgeforschte Schätze,
Verknüpfte der erfindende Verstand
In leichtem Bund in Werken eurer Hand.

---

auch auf Wuchs beziehen. — In den Silberstrom: die Natur wird hier zur muthwilligen Nymphe, die sich vom Künstler überraschen läßt. Ein anmuthiges Bild. — Die schöne Bildkraft: die Kraft, das Schöne zu bilden. — Nicht müßig zu empfangen: anstatt des gewöhnlichern Ausdrucks: um müßig zu empfangen.

V. 139—150. Sehr bald forschte man nach über das, was gefiel, und ahmte nunmehr nicht überhaupt die Gestalten der Wirklichkeit nach, sondern nur das Wohlgefällige, Symmetrische. Die bildende Kunst entstand und setzte symmetrisch verschiedene Formen zusammen; die Tonkunst ahmte den Gesang der Vögel (des Waldes Melodie) nach, und der Gesang pries rhythmisch die Thaten der Tapfern. — Von der Betrachtung angehalten ꝛc.: indem ihr die Gestalten der Wirklichkeit betrachtetet, darüber nachdachtet, was eigentlich die Ursache davon sei, daß sie so wohl gefielen. — Verriethen die vertraulichen Gestalten den Talisman: unter den Gestalten kann man sich die wirklichen oder die nachgebildeten Gestalten denken; es kömmt auf eins heraus; vertrauliche Gestalten heißen sie, weil ihr Wesen durch vieles Betrachten und Beschauen (durch euer Späheraug' umstrickt) dem Menschen ganz befreundet und bekannt worden war. Sie verriethen den Talisman: ein herrlicher Ausdruck; der Zauber, wodurch sie den Menschen so entzückt hatten, war eigentlich ein Geheimniß, so wie denn der eigentliche Grund des Wohlgefallens am Schönen und die Ursache, warum uns etwas schön vorkomme, auch für uns noch ein Geheimniß ist. Indem nun der Mensch immer um die Gestalten gleichsam herumschlich, sie belauschte, verriethen sie ihm endlich ihr Geheimniß, ihren Zauber. Dieser Zauber, wodurch uns die Gestalt fesselt, besteht im Ebenmaß ihrer Formen und Theile. Wir nennen es bald Harmonie, bald Rhythmus. — Des Reizes Schätze verknüpfte der Verstand: was dem Sinn nun wohlgefällig war, verknüpfte die Kunst zusammen: die verschiedenen symmetrischen räumlichen Formen und die verschiedenen Töne. — Obelisken: Spitzsäule mit einer kleinen Grundfläche; durch letzteres unterscheidet sie sich von der Pyramide. Im Obelisken ist eigentlich die Pyra-

Der Obelisk stieg, die Pyramide;
Die Herme stand, die Säule sprang empor;
Des Waldes Melodie floß aus dem Haberrohr,
Und Siegesthaten lebten in dem Liede.

Die Auswahl einer Blumenflur
Mit weiser Wahl in einen Strauß gebunden,
So trat die erste Kunst aus der Natur;
Jetzt werden Sträuße schon in einen Kranz gewunden,
Und eine zweite höh're Kunst erstand
Aus Schöpfungen der Menschenhand.
Das Kind der Schönheit, sich allein genug,
Vollendet schon aus eurer Hand gegangen,
Verliert die Krone, die es trug,
Sobald es Wirklichkeit empfangen.

---

mide vereinigt mit dem Würfel, seinem Fußgestell. — **Herme**: die früheste von den Bildsäulen, bei welcher die einzelnen Glieder nicht abstanden vom Leibe, sondern alles ein Klumpen war; ihren Namen hatte sie vom Hermes, da dessen Bilder sehr oft als Zeichen des Eigenthumsrechtes aufgestellt waren. Hier versteht der Dichter nur die kurze, gerade, viereckige Säule darunter, etwa wie unsre Meilensteine; unter der Säule selbst versteht er die runde Säule, Nachahmung des Baumstammes, der man bekanntlich sehr früh schon ein rundes oder viereckiges Fußgestell und oben einen Knauf gab. — **Des Waldes Melodie** u. s. w. gehört eigentlich nicht hierher; denn Musik und Poesie sind keine nachahmende Künste.

V. 151—164. Die erste Kunst bestand in Zusammensetzung von Gestalten der Wirklichkeit; die zweite Stufe war, daß man diese Kunstwerke selbst wieder mit einander verband. Aus der einzelnen Säule entstand eine Säulenreihe, aus dem Lobe des einzelnen Helden das Heldengedicht. — **Die Auswahl einer Blumenflur**: natürlich nicht wörtlich, sondern bildlich zu nehmen. Aus den Gestalten, welche die Wirklichkeit* bot, suchtet ihr die aus, welche sich zur Nachahmung schickten. — **Aus der Natur**: sie gieng aus Nachahmung der Natur hervor. — Man könnte dem Wortsinne nach auch verstehen: „schon die erste Kunst trat aus der Natur heraus: d. h. sie gieng weiter als die Natur"; allein der Zusammenhang lehrt, daß dies nicht der Sinn sein kann. — **Jetzt**: d. h. sogleich darauf. Die Form des Präsens ist hier nicht zu billigen. — **Sträuße in einen Kranz**: die frühern Zusammensetzungen werden zu neuen Verschmelzungen benutzt; es ist nicht mehr eine Verbindung von Naturgestalten, sondern von Kunstwerken. — **Verliert die Krone**: die Würde, die es hatte, als es noch für sich allein dastand; es muß jetzt dem Ganzen dienen. Jedes Kunstwerk, jedes Werk der Schönheit ist ein Ganzes, und so lange es den Künstler beschäftigt, ist es sein eigener einziger Zweck; so z. B. eine einzelne Säule, eine einzelne Statue, eine poetische Beschreibung. Es ist sich allein genug. Es kann für sich bestehen, es ist vollendet in sich selbst. Schreitet die Kunst aber weiter fort, so verwandelt sie diese einzelne Ganzen in Theile eines neuen und größern Ganzen; denn ihr letzter Zweck ist nicht

---

* Denn so möchte ich eigentlich immer lieber sagen als Natur, um so mehr, da der Dichter auch die Dichtkunst anführt, bei welcher man doch nicht von Nachahmung der Natur, sondern nur von Darstellung der Wirklichkeit reden kann.

Die Säule muß, dem Gleichmaß unterthan,
An ihre Schwestern nachbarlich sich schließen,
Der Held im Heldenheer zerfließen,
Des Mäoniden Harfe stimmt voran.
Bald drängten sich die staunenden Barbaren
Zu diesen neuen Schöpfungen heran.
Seht, riefen die erfreuten Schaaren,
Seht an, das hat der Mensch gethan!
In lustigen geselligeren Paaren
Riß sie des Sängers Leier nach,
Der von Titanen sang und Riesenschlachten,
Und Löwentödtern, die, so lang der Sänger sprach,
Aus seinen Hörern Helden machten.
Zum erstenmal genießt der Geist,
Erquickt von ruhigeren Freuden,
Die aus der Ferne nur ihn weiden,
Die seine Gier nicht in sein Wesen reißt,
Die im Genusse nicht verscheiden.

---

mehr in ihnen, sondern außer ihnen. Darum heißt es: das Kind der Schönheit habe seine Krone verloren. Die Statue, die einzeln gleichsam geherrscht hat, giebt diesen Vorzug an den Tempel ab, den sie ziert; der Charakter eines Hektor, an sich allein schon vollkommen, dient nur als ein untergeordnetes Glied in der Iliade; die einzelne Säule bient der Symmetrie.* — Sobald es Wirklichkeit empfangen: bezieht sich natürlich auf verliert, nicht auf trug; sobald das Kunstwerk fertig ist, muß es ein größeres Kunstwerk zieren. — Mäonide: Homer. Offenbar ist V. 164 erst später hinzugefügt worden, was schon daraus hervorgeht, daß der Reim desselben erst seinen Gegenreim im folgenden Abschnitte findet, obwohl hier schon die zwei nothwendigen Arme desselben (heran — gethan) da sind. Der Dichter wollte vermuthlich die unmittelbare Aufeinanderfolge zweier weiblichen Reime (zerfließen — Barbaren) vermeiden.

V. 165—178. Die Betrachtung dieser Kunstwerke erweckte edlere Gefühle, als die Menschen bis dahin gekannt hatten. — Geselligeren: diese Bewegung hat etwas Haltloses, wie im V. 175 die Silben ruhigeren. — Zum erstenmal genießt der Geist ꝛc.: der Unterschied zwischen sinnlichem und ästhetischem Genusse ist eben der, daß wir uns hier einer Sache erfreuen, die gar nicht die unsere ist und die nie die unsere werden kann, weil sie kein Stoff, sondern nur Form und Leben ist. Zu sinnlichem Genusse gelangen wir nur durch unmittelbare Berührung und Zerstörung des Stoffes (wir reißen ihn in unser Wesen); zu ästhetischem Genusse gelangen wir nur dann, wenn wir den Stoff gar nicht berühren, sondern möglichst schonen. Diese Freuden verscheiden auch nicht im Genusse; denn der Stoff gewährt nur so lange Vergnügen, als er nicht verzehrt ist; Form aber und Leben sind unvergänglich und können nie verzehrt werden.**

---

* Schillers Briefwechsel mit Körner. Br. vom 30. März 1789.

** Jeder sinnlichen Begierde liegt ein gewisser Drang zum Grunde, „den Gegenstand dieser Begierde sich einzuverleiben, in sich hineinzureißen, „von der Lust des Gaumens an bis auf die sinnliche Liebe. Die sinnliche „Begierde zerstört ihren Gegenstand, um ihn zu einem Theil des begehren„den Wesens zu machen."

Jetzt wand sich von dem Sinnenschlafe
Die freie schöne Seele los;
Durch euch entfesselt, sprang der Sklave
Der Sorge in der Freude Schooß.
Jetzt fiel der Thierheit dumpfe Schranke,
Und Menschheit trat auf die entwölkte Stirn,
Und der erhab'ne Fremdling, der Gedanke
Sprang aus dem staunenden Gehirn,
Jetzt stand der Mensch, und wies den Sternen
Das königliche Angesicht;
Schon dankte nach erhab'nen Fernen
Sein sprechend Aug' dem Sonnenlicht.
Das Lächeln blühte auf der Wange;
Der Stimme seelenvolles Spiel
Entfaltete sich zum Gesange;
Im feuchten Auge schwamm Gefühl,
Und Scherz mit Huld in anmuthsvollem Bunde
Entquollen dem beseelten Munde.
Begraben in des Wurmes Triebe,
Umschlungen von des Sinnes Lust,
Erkanntet ihr in seiner Brust
Den edlen Keim der Geisterliebe.

V. 179—196. Der erste Schritt zum vernünftigen Denken, zum freien Entschließen, zum religiösen Ahnen ist also geschehen; denn daß die Freude an der Wahrheit und am sittlichen Handeln und die Ehrfurcht vor dem Heiligen mit der Freude am Schönen auf denselben Grundlagen beruht, ist klar. — Sinnenschlaf: eine Zusammensetzung wie Morgenthor; nicht der Schlaf der Sinne, sondern Befangenheit aller edeln Kräfte des Geistes in der Sinnlichkeit; der Zustand, in welchem der Mensch auf nichts denkt, als wie er die Begierde des Genusses befriedige. — Sklave der Sorge: so lange der Mensch auf nichts denkt, als seine Bedürfnisse zu befriedigen, ist er ein Sklave dieser Bedürfnisse, und kann er sie nicht befriedigen, so fühlt er sich unglücklich; jetzt lernt er Freuden kennen, die mit seinen körperlichen Bedürfnissen nichts gemein haben; Freuden, die er sich jeden Augenblick verschaffen kann. — Der Gedanke: auch hier erst Vorbereitung durch ein Charaktermerkmal, dann der Name, wie in V. 33, 59, 111. Die Personifikation des Gedankens erhält einen höhern Reiz durch die Anspielung auf Minervens Geburt aus dem Haupte Jupiters. — Jetzt stand der Mensch ꝛc.: der Mensch selbst ward schöner, liebenswürdiger; das Gefühl des Erhabenen erwachte in ihm, und Ideen keimten in ihm auf. — Dem beseelten Munde: man kann den Einfluß des geistigen Genusses in der Physiognomie des Aeußern, welche hier auf die ganze Gattung ausgedehnt wird, oft sehr deutlich an einzelnen Personen wahrnehmen; leider trifft man aber weit häufiger die entgegengesetzten Züge, womit die Hand der Natur die rohen Verächter des Schönen wie zur Strafe zeichnet.

V. 197—209. Aber auch die sinnlichen Begierden selbst, welche natürlich nie vertilgt werden können, wurden veredelt und gemildert, indem neben die Befriedigung der thierischen Begierde sich das Wohlgefallen an dem Angenehmen und Schönen gesellte. Hunger und Durst sind thierische Begierden, die wir befriedigen müssen; ihre Befriedigung wird dadurch veredelt, daß wir reinliche und wohlgefällige Zubereitung der Speisen fordern, die

Daß von des Sinnes niedrem Triebe
Der Liebe beff'rer Keim sich schied,
Dankt er dem ersten Hirtenlied.
Geadelt zur Gedankenwürde,
Floß die verschämtere Begierde
Melodisch aus des Sängers Mund.
Sanft glühten die bethauten Wangen;
Das überlebende Verlangen
Verkündigte der Seelen Bund.

Der Weisen Weisestes, der Milden Milde,
Der Starken Kraft, der Edeln Grazie,
Vermähltet ihr in Einem Bilde
Und stelltet es in eine Glorie.
Der Mensch erbebte vor dem Unbekannten,
Er liebte seinen Widerschein;
Und herrliche Heroen brannten,
Dem großen Wesen gleich zu sein.
Den ersten Klang vom Urbild alles Schönen,
Ihr ließet ihn in der Natur ertönen.

---

auch dem Auge wohl thut.* Schreien und Brüllen im Schmerz und in der Freude sind durchaus Bedürfnisse des rohen Menschen; der Sinn für das Ebenmäßige und Schöne verhindert das Schreien und Brüllen und verwandelt es in frohen oder traurigen Gesang; das wilde Kriegsgeschrei der Kannibalen ist zu einem feierlichen Kriegsgesange geworden. — Der Dichter nimmt aber aus allen Begierden nur die gewaltigste, die Befriedigung des Geschlechtstriebes, und allerdings zeigt sich hier die Macht der Schönheit auf das Entscheidendste. Nichts setzt den Menschen so sehr zum Thier herab, als die Herrschaft dieses Triebes; nichts hebt ihn so sehr über das Thier hinauf, als die Veredlung dieses Triebes zum Bunde der Liebe. Der Mensch löschte den gemeinen Charakter, den das Bedürfnis der Geschlechtsliebe aufdrückte, durch Sittlichkeit aus und veredelte ihn durch Schönheit. — Begraben in des Wurmes Triebe: falsche Beziehung; dieser Satz soll sich auf Keim oder vielmehr auf Geisterliebe beziehen. bezieht sich aber nach den Gesetzen der Grammatik auf ihr. Sinn: „ihr erkanntet zuerst, daß auch die Seelen sich lieben können, und daß die Liebe des Menschen etwas anders sein könne als die Brunst des Thieres." — Der Seelen Bund ist natürlich Objekt. Der niedere Sinnentrieb schweigt, sobald er befriedigt ist; wenn ihn aber noch das Verlangen überlebt, so ist dies ein Zeichen vom Bunde der Herzen.

V. 210—219. Die Kunst steigt immer höher; sie sucht das, was sie darstellen will, gar nicht mehr in der Wirklichkeit, sondern stellt Ideale auf. Blüte der bildenden Kunst in Griechenland. — Vor dem Unbekannten: doppelsinnig, da die Conjunktion fehlt. Wird aber ergänzt, so heißt es: „der Mensch fürchtete sich vor dem Unbekannten (Gott) in seinem Herzen; aber er liebte das Bild, welches nur der Widerschein der Menschennatur war." — Man braucht jedoch erbeben gar nicht im Sinne des Fürch-

---

* Denn von der Zubereitung für den Gaumen möchte ich hier nicht sprechen; dafür bekommt auch das Thier am Ende Sinn, trotz dem besten Schlecker.

Der Leidenschaften wilden Drang,
Des Glückes regellose Spiele,
Der Pflichten und Instinkte Zwang
Stellt ihr mit prüfendem Gefühle,
Mit strengem Richtscheit nach dem Ziele.
Was die Natur auf ihrem großen Gange
In weiten Fernen auseinander zieht,
Wird auf dem Schauplatz, im Gesange,
Der Ordnung leicht gefaßtes Glied.
Vom Eumenidenchor geschrecket,
Zieht sich der Mord, auch nie entdecket,
Das Loos des Todes aus dem Lied.
Lang', eh' die Weisen ihren Ausspruch wagen,
Löst eine Ilias des Schicksals Räthselfragen
Der jugendlichen Vorwelt auf;
Still wandelte von Thespis Wagen
Die Vorsicht in den Weltenlauf.

---

tens und Grauens zu nehmen, und dann fallen beide Sätze zusammen: „der Mensch erbebte entzückt vor dem bisher ihm Unbekannten, der ihm nun im Bilde zur Anschauung gekommen war."

V. 220—236. Auch in der Darstellung des Geschehenen verläßt die Kunst — die Dichtkunst — endlich die äußere Wirklichkeit; sie stellt nicht mehr die bloße Begebenheit dar, sondern bringt einen Zusammenhang von Ursache und Wirkung, That und Erfolg in die Begebenheit; das Epos wird zum Drama, und die Idee von einem Zusammenhange zwischen der That und ihren Folgen, zwischen dem Verbrechen und seiner Strafe, die Idee von einer Weltregierung geht aus den Werken der Dichter in den Glauben des Volkes über. — Der Leidenschaften wilden Drang ꝛc. (V. 220 bis 224): Die moralischen Erscheinungen, Leidenschaften, Handlungen, Schicksale, deren Verhältnisse der Mensch im großen Laufe der Natur nicht immer verfolgen und übersehen kann, ordnet der Dichter nach künstlichen, d. h. er giebt ihnen künstlich Zusammenhang und Auflösung. Diese Handlung begleitet er mit Glückseligkeit, jene Leidenschaft läßt er zu diesen oder jenen Handlungen führen, dieses Schicksal spinnt er aus diesen Handlungen oder diesen Charakteren u. s. w. Der Mensch lernt nach und nach diese künstlichen Verhältnisse in den Lauf der Natur übertragen, und wenn er also eine einzelne Leidenschaft oder Handlung in sich oder um sich herum bemerkt, so leiht er ihr — nach einer gewissen Reminiscenz aus seinen Dichtern — dieses oder jenes Motiv, dieses oder jenes Ende — d. h. er denkt sie sich als den Theil oder das Glied eines Ganzen; denn sein durch Kunstwerke geübtes Gefühl für Ebenmaß leidet keine Bruchstücke mehr. Ueberall sucht er die Symmetrie, die ihn die Kunst kennen gelehrt hat. Was Leidenschaft, Zufall, Pflicht und Instinkt wirkten, alle Triebfedern der menschlichen Handlungen, brachtet ihr in Verbindung mit den Erfolgen, mit den Ergebnissen. Für unsere Anschauung liegen die Ursachen der Begebenheit und die Folgen der That gewöhnlich nicht da; was in Europa geschieht, kann seine Ursachen in Amerika haben, und was heute gethan wird, kann wichtige Erfolge in künftigen Jahrzehnten haben. Der Dichter aber zieht die Fernen der Zeit und des Raumes zusammen und stellt uns in einem Bilde die ganze Handlung nach ihren Quellen, nach ihrem Wesen und ihren Folgen dar, und zwar so, daß wir nicht nur einen äußern,

Doch in den großen Weltenlauf
Ward euer Ebenmaß zu früh getragen.
Als des Geschickes dunkle Hand,
Was sie vor eurem Auge schnürte,
Vor eurem Aug' nicht auseinander band,
Das Leben in die Tiefe schwand,
Eh' es den schönen Kreis vollführte: —
Da führtet ihr aus kühner Eigenmacht
Den Bogen weiter durch der Zukunft Nacht;
Da stürztet ihr euch ohne Beben
In des Avernus schwarzen Ocean,
Und trafet das entfloh'ne Leben
Jenseits der Urne wieder an;
Da zeigte sich mit umgestürztem Lichte,
An Kastor angelehnt, ein blühend Polluxbild;
Der Schatten in des Mondes Angesichte,
Eh' sich der schöne Silberkreis erfüllt.

---

sondern auch einen innern Zusammenhang darin finden. — Mit prüfendem Gefühle: mit Prüfung und Gefühl? oder: nicht aus Berechnung des Verstandes, sondern geleitet von richtigem Gefühle? — Richtscheit, das Lineal der Maurer und Zimmerleute. — Vom Eumenidenchor geschrecket: schon hier hat der Dichter an die Kraniche des Ibykus gedacht. Man vergleiche übrigens mit Z. 229—231 folgende Stelle aus dem Lehrgedichte von Dusch: die Wissenschaften, die einen ähnlichen Gedanken behandelt:

Den Wüthrich lehret sie (die Dichtkunst) die eigne Schuld empfinden,
Und straft sein hartes Herz in Strafen andrer Sünden,
Wenn sie in Trauerspielen die Todten auferweckt
Und ihn in fremden Bildern mit seinem eignen schreckt;
Wenn er bei frembem Fall von Ahndungen ergriffen,
Den Stahl, der Gusmann trifft, sieht auf sich selbst geschliffen,
Wenn er von jedem Dolche, der Cäsars Brust durchwühlt,
Den Stoß in Todesängsten an seinem Herzen fühlt.

Welche mühsame Genauigkeit! — Des Schicksals Räthselfragen: die Frage über Weltregierung. — Thespis Wagen: die Bühne oder auch die dramatische Dichtkunst selbst. Thespis lebte zur Zeit des Solon in Athen und galt für den Erfinder der Schauspielkunst. Bei den Umzügen zu Ehren des Bacchus ließ er, sobald der Chor schwieg und ausruhte, einen Zwischenredner einen Mythus erzählen. Da er mit seiner Truppe von Bacchanten auf einem Wagen herumzog, so entstand der Ausdruck: der Karren oder der Wagen des Thespis. — Vorsicht: Vorsehung; der Glaube an eine Weltregierung.

V. 237—253. „Aber jenes Gesetz des Ebenmaßes wendet er zu früh „auf die wirkliche Welt an, weil viele Partien dieses großen Gebäudes für „ihn noch in Dunkel gestellt sind. Um also sein Gefühl für Ebenmaß zu „befriedigen, muß er der Natur eine künstliche Nachhülfe geben, er muß „ihr gleichsam borgen. So z. B. fehlte es ihm an dem nöthigen Lichte, „das Leben des Menschen zu überschauen und die schönen Verhältnisse von „Moralität und Glückseligkeit darin zu erkennen. Er fand in seiner kindi„schen Einbildung Misverhältnisse; da sich aber sein Geist einmal mit dem „Ebenmaße vertraut gemacht, so schenkt er aus dichtender Eigenmacht dem

Doch höher stets, zu immer höhern Höhen
Schwang sich der schaffende Genie.
Schon sieht man Schöpfungen aus Schöpfungen erstehen,
Aus Harmonien Harmonie.
Was hier allein das trunk'ne Aug' entzückt,
Dient unterwürfig dort der höhern Schöne;
Der Reiz, der diese Nymphe schmückt,
Schmilzt sanft in eine göttliche Athene;
Die Kraft, die in des Ringers Muskel schwillt,
Muß in des Gottes Schönheit lieblich schweigen;
Das Staunen seiner Zeit, das stolze Jovisbild
Im Tempel zu Olympia sich neigen.

„Leben ein zweites, um in diesem zweiten die Misverhältnisse des jetzigen „aufzulösen. So entstand die Poesie von einer Unsterblichkeit. Die Un„sterblichkeit ist ein Produkt des Gefühls für Ebenmaß, nachdem der Mensch „die moralische Welt beurtheilen wollte, ehe er diese genug überschaute." Da dieses Leben oft keine Resultate liefert, so giengen die Dichter weiter und stellten eine Fortdauer des Lebens nach dem Tode dar. Von ihnen gieng also die erste Idee der Unsterblichkeit aus. — V. 238, 239. Den Zusammenhang, den die Dichter zwischen die That und ihre Folgen brachten, suchte man nun auch in der Wirklichkeit und fand ihn nicht. — V. 240. Der Ausdruck schnürte ist doch hier unpassend; er erinnert zu sehr an einen Reisebündel, nicht an einen Knoten. — Avernus ist eigentlich ein See in der Gegend von Neapel, mit hohen trichterförmig aufsteigenden Ufern, die vormals mit dunkeln Wäldern bewachsen waren. Die Alten nannten ihn den Eingang zur Unterwelt; sowohl Odysseus beim Homer als Aeneas beim Virgil steigen durch diesen Eingang in's Schattenreich hinab. — Kastor und Pollux, die Dioskuren, Söhne des Zeus und der Leda, die Sinnbilder der treuesten Bruderliebe. Nach der Mythe war Kastor sterblich, Pollux unsterblich geboren. In einem Streite mit den Söhnen des Aphareus, dem Idas und Lynkeus, wurde Kastor erschlagen. Pollux bat den Zeus, daß sein Bruder mit ihm die Unsterblichkeit theilen dürfe, und diese Bitte ward gewährt; gemeinschaftlich waren sie einen Tag im Olympus, den andern im Grabe. Ein sehr verwickelter Mythus, dessen Anwendung hier etwas gesucht erscheint, um so mehr, da der Zusatz: „mit umgestürztem Lichte" auf einem Irrthume beruht, zu welchem Moritz den Dichter verführt hat. Der Sinn soll doch wohl sein: „da lehnt sich der Unsterbliche an den Sterblichen", oder abstrakter ausgedrückt: „Unsterblichkeit grenzt an das irdische Leben". — Der Schatten ꝛc. Diese beiden Verse muß man als Gleichnis ansehen: „so wie sich schon der Schatten des Mondes am Himmel zeigt, ehe die ganze Scheibe erleuchtet wird." Wir sehen den Mond eigentlich noch nicht, aber wir erwarten, daß er noch voll werden wird. Das Gleichnis paßt sehr schön, da er vorher das Leben einen Kreis genannt hat, dessen Bogen der Tod abschneidet, ehe er in sich selbst zurückgelaufen ist; den aber der Dichter durch die Macht des Grabes fortsetzt, um den Zirkel ganz zu machen. Von Schönheit und Kunstgefühl sich regieren zu lassen, ist ja nichts anders als den Hang haben, alles ganz zu machen, alles zur Vollendung zu bringen.

V. 254—265. Sind nun die einzelnen Künste ausgebildet, so entstehen neue Kunstschöpfungen durch Verbindung der verschiedenen Kunstleistungen. Dieser Abschnitt sagt nicht dasselbe, was V. 151—164 ausgesprochen wurde; denn dort sprach er nur von Verbindung gleichartiger Gestalten, welche der

Die Welt, verwandelt durch den Fleiß,
Das Menschenherz, bewegt von neuen Trieben,
Die sich in heißen Kämpfen üben,
Erweitern euren Schöpfungskreis.
Der fortgeschritt'ne Mensch trägt auf erhob'nen Schwingen
Dankbar die Kunst mit sich empor,
Und neue Schöpfungswelten springen
Aus der bereicherten Natur hervor.

Wirklichkeit nachgebildet worden waren; hier spricht er aber von Verbindung freier, idealischer Schöpfungen; dort sollte nur der Sinn durch Verbindung des Mannigfaltigen vergnügt, hier soll eine höhere Idee durch die Verbindung ganz verschiedener Arten und Charaktere des Schönen zu einem Ganzen dargestellt werden. Wir sehen diese Verbindungen in der Architektur und in manchen Werken der Dichtkunst, im alten Drama und in der neuern Oper. — Der Genie: man begreift nicht, warum Schiller nicht entweder das Genie, oder noch besser der Genius sagt. Uebrigens kommt das männliche Geschlecht von Genie im vorigen Jahrhundert auch sonst vor; so sagt z. B. Wieland in seinen frühern Briefen immer „der Genie". Ist dies damals schwäbische Gewohnheit gewesen? Der Ausdruck Genie steht übrigens mit allem Fleiß; denn unter Genie verstehen wir eben die Kraft, selbständig und frei ein großes Ganze zu schaffen, worin nichts Einzelnes mehr für sich besteht. Das Vermögen, Einzelnes darzustellen, und besonders das Vermögen, Angeschautes nachzubilden, nennen wir lieber Talent. — Der Reiz, der diese Nymphe schmückt ꝛc. War vorher die Anmuth, die Kraft, die Weisheit ꝛc. jedes für sich idealisch dargestellt worden, so vereinigte nun die Kunst in einem Ganzen Kraft und Schönheit, Weisheit und Anmuth. — Ringers: früher hieß es Fechters, ein ganz falscher Ausdruck, da die Griechen gar keine Fechter (Gladiatoren) besaßen, und ihre Kunst auch keine darstellte. — Das stolze Jovisbild: die Bildsäule des Zeus, das berühmte Werk des Phidias. Auch diese Bildsäule diente doch nur als Theil und Zier des herrlichen Tempels zu Olympia. — Neigen (V. 265): Schiller selbst erklärt, daß in dieser Stelle eine Anspielung auf die gebückte Stellung des olympischen Jupiters liege, der in diesem Tempel sitzend und so vorgestellt war, daß er das Dach hätte aufheben müssen, wenn er sich aufgerichtet hätte, so daß durch dieses „sich neigt" eine angenehme Nebenidee erweckt würde, als hätte sich der Gott herabgelassen und nach der menschlichen Einschränkung bequemt,* und alles würde unter ihm zusammenfallen, wenn er sich aufgerichtet, d. h. als Gott zeigte.

V. 266—273. Hat die Kunst die Menschheit ausgebildet, so tritt nun eine Gegenwirkung ein; die fortschreitende Bildung reißt auch die Kunst mit sich fort.

---

* In Bezug auf diese Anspielung antwortet Körner, Br. v. 12. April 1789: „Die Idee, die darin liegt, scheint mir doch mehr Paradoxie als „Schönheit zu haben. Der Tempel ist doch des Bildes wegen und nicht „das Bild des Tempels wegen da, und wenn die wirklich schöne Idee der „Herablassung durch die gebückte Stellung ausgedrückt werden sollte, so „müßte durch den Raum über dem Haupte schlechterdings angedeutet wer„den, daß diese Stellung nicht nothwendig, sondern freiwillig war." Dabei gesteht er seinem Freunde, daß er dergleichen Zierrathen in dessen Arbeiten nicht gern sehe; Schiller habe einen Hang, seine Produkte durch Schmuck im Einzelnen zu überladen u. s. w.

Des Wissens Schranken gehen auf;
Der Geist, in euern leichten Siegen
Geübt, mit schnell gezeitigtem Vergnügen
Ein künstlich All von Reizen zu durcheilen,
Stellt der Natur entlegenere Säulen,
Ereilet sie auf ihrem dunkeln Lauf.
Jetzt wägt er sie mit menschlichen Gewichten,
Mißt sie mit Maßen, die sie ihm geliehn;
Verständlicher in seiner Schönheit Pflichten
Muß sie an seinem Aug' vorüber ziehn.
In selbstgefäll'ger, jugendlicher Freude
Leiht er den Sphären seine Harmonie,
Und preiset er das Weltgebäude,
So prangt es durch die Symmetrie.

V. 274—287. Aber umgekehrt hat auch die Kunst Einfluß auf den Gang der Wissenschaft. Diese sucht weiter zu bringen und das Erforschte und bis jetzt einzeln Dastehende in Zusammenhang und Einklang zu bringen. So wie die Kunst, besonders die Dichtkunst, den Gesichtskreis des Menschen erweiterte bis über die Schranken der Erfahrung hinaus: so geht nun auch die Wissenschaft weiter und läßt sich nicht mehr binden durch die Grenzen, welche die sinnliche Wahrnehmung dem Menschen setzt. Hat der Künstler das scheinbar Verschiedenste und Entlegenste unter einen Gesichtspunkt gebracht und in ein künstlich All von Reizen verschmolzen: so geht der Mensch nun an die Arbeit, auch die Erscheinungen und Kräfte der Natur in ein natürliches Ganzes zu ordnen. Er stellt der Natur entlegenere Säulen, d. h die Grenzen, bis wohin er ihre Wirksamkeit verfolgt und ihre Räthsel zu deuten sucht, rücken immer weiter. Der Dichter hat hier ohne Zweifel die Zeit des Plato und Aristoteles im Auge, die Zeit, wo des Wissens Schranken aufgiengen, weil man entdeckte, daß sich die ungeheure erdrückende Mannigfaltigkeit des Einzelnen der Erscheinungen in bestimmte allgemeine Begriffe bringen lasse; die Zeit, wo man dieser neuen Betrachtungsweise ein Uebergewicht gab über die sinnliche Anschauung und die Herrschaft der logischen Anordnung und der allgemeinen Begriffe in allen Angelegenheiten des Denkens anerkannte. Plato und Aristoteles stellten auch den Grundsatz auf: der Mensch sei das Maß aller erschaffenen Dinge. Mahnte also früher (V. 105—115) die unfaßbare Natur den Menschen nur an die Schranken seiner Vorstellungskraft und die verderbende Natur bloß an seine physische Ohnmacht, so daß er an der ersten mit Kleinmuth vorübergieng und sich von der andern mit Entsetzen abwendete: so bewältigte er sie jetzt durch seinen Geist und die Natur trat in ein anderes Verhältnis zu ihm, da er sie belauscht und sie in Begriffe, Klassen gebracht, die Gesetze, denen sie unterthan, erforscht hatte, so daß er nichts Feindliches und Furchtbares mehr in ihr erblickte, sondern etwas Freundliches, Großes und Schönes. Dies wollen V. 280—287 sagen.* V. 289—284 sind aber in ihren einzelnen Bildern und Ausdrücken ein

---

* „Aus einem Sklaven der Natur, so lang er sie bloß empfindet, „wird der Mensch ihr Gesetzgeber, sobald er sie denkt. Die ihn vordem „nur als Macht beherrschte, steht jetzt als Objekt vor seinem Blicke. Was „Objekt ist, hat keine Gewalt über ihn; denn um Objekt zu sein, muß es „die seinige erfahren." Br. 25.

In allem, was ihn jetzt umlebet,
Spricht ihn das holde Gleichmaß an.
Der Schönheit gold'ner Gürtel webet
Sich mild in seine Lebensbahn;
Die selige Vollendung schwebet
In euren Werken siegend ihm voran.
Wohin die laute Freude eilet;
Wohin der stille Kummer flieht;
Wo die Betrachtung denkend weilet;
Wo er des Elends Thränen sieht;
Wo tausend Schrecken auf ihn zielen:
Folgt ihm ein Harmonieenbach,
Sieht er die Huldgöttinen spielen,
Und ringt in still verfeinerten Gefühlen
Der lieblichen Begleitung nach.
Sanft, wie des Reizes Linien sich winden,
Wie die Erscheinungen um ihn
In weichem Umriß in einander schwinden,
Flieht seines Lebens leichter Hauch dahin.
Sein Geist zerrinnt im Harmonieenmeere,
Das seine Sinne wollustreich umfließt,
Und der hinschmelzende Gedanke schließt
Sich still an die allgegenwärtige Cythere.

Kreuz der Erklärer, und ich selbst habe mich früher in Erklärung derselben völlig geirrt. Ich glaube jetzt richtiger zu sehen. Die Gewichte und Maße, mit denen der Mensch die Natur wägt und mißt, sind eben jene allgemeinen Begriffe und Ideen, unter die er alles bringt. Diese sind, da sie nur im Menschen vorhanden sind, etwas rein Menschliches, den Gegenständen aber durch Abstraktion und Reflexion Entnommenes. Die Natur also hat ihm diese Begriffe *geliehen*, es sind aber die seinigen.

Zu den Ideen nun, denen sich die Masse der Erscheinungen beugen und unterordnen muß, gehören auch die Ideen der Schönheit, der Ordnung, der Gesetzmäßigkeit und Zweckmäßigkeit. Indem der Mensch diesen Maßstab an die Natur legt, wird sie ihm verständlicher. Er betrachtet die Natur als ein großes Kunstwerk, das sich den Pflichten der Schönheit fügen muß (V. 282). — *In selbstgefäll'ger, jugendlicher Freude*: in der Freude, das Mittel gefunden zu haben, durch Begriffe in alles Ordnung zu bringen; er trägt den Begriff Harmonie auf das Weltall über. Die Idee Plato's von der Harmonie der Sphären ist bekannt. Man drückte eine sehr erhab'ne Idee dichterisch und sinnlich dadurch aus. V. 286. 287. Preiset er das Weltgebäude, so besteht sein Lob darin, daß er es einen symmetrischen Bau nennt.

V. 288—315. Die Kunst äußert endlich auch ihren Einfluß auf die ganze Lebensansicht des Menschen, auf seine Handlungsweise und auf sein geselliges Betragen. *In allem, was ihn umgiebt, spricht ihn Symmetrie an*, d. h. nicht: sie gefällt ihm, sondern: er sieht sie überall. Dieses Ebenmaß, welches die Werke der Kunst ihm zeigten, sucht er nun auch in seinem Leben darzustellen. In Glück und Unglück, in Reflexion und Gefühl nimmt sein Ausdruck den Charakter des Edeln und Ge-

Mit dem Geschick in hoher Einigkeit,
Gelassen hingestützt auf Grazien und Musen,
Empfängt er das Geschoß, das ihn bedräut,
Mit freundlich dargebot'nem Busen
Vom sanften Bogen der Nothwendigkeit.

Vertraute Lieblinge der sel'gen Harmonie,
Erfreuende Begleiter durch das Leben,
Das Edelste, das Theuerste, was sie,
Die Leben gab, zum Leben uns gegeben!
Daß der entjochte Mensch jetzt seine Pflichten denkt,
Die Fessel liebet, die ihn lenkt,
Kein Zufall mehr mit ehr'nem Zepter ihm gebeut,
Dies dankt euch — eure Ewigkeit,
Und ein erhab'ner Lohn in eurem Herzen.

---

mäßigten an, wie die Kunst ihn darstellt. Er sucht schon durch seine Erscheinung ein Wohlgefallen zu bewirken; auch seine Gedanken und Worte sucht er den Gesetzen der Schönheit gemäß zu gestalten (der Gedanke schließt sich an die allgegenwärtige Cythere). Der Gedanke, daß die ganze Schöpfung ein harmonisches Ganze sei, von dem er bloß einen Theil ausmache, bringt ihn selbst dahin, das Schwerste zu ertragen und sich der Nothwendigkeit zu fügen. Es ist das Zeitalter des edelsten Geschmackes, das der Dichter schildert. „Der Geschmack," sagt er an einem andern Orte,* „fordert „Mäßigung und Anstand; er verabscheut alles, was eckig, was hart, was „gewaltsam ist, und neigt sich zu allem, was sich leicht und harmonisch zu„sammenfügt. Daß wir auch im Sturme der Empfindung der Stimme der „Vernunft angehören und den rohen Ausbrüchen der Vernunft eine Grenze „setzen: dies fordert schon bekanntlich der gute Ton, der nichts anderes ist „als ein ästhetisches Gesetz, von jedem zivilisierten Menschen. Dieser Zwang, „den sich der zivilisierte Mensch bei Aeußerung seiner Gefühle auflegt, ver„schafft ihm über diese Gefühle selbst einen Grad von Herrschaft, erwirbt „ihm wenigstens eine Fertigkeit, den bloß leidenden Zustand seiner Seele „durch einen Akt von Selbstthätigkeit zu unterbrechen, und den raschen „Uebergang der Gefühle in Handlungen durch Reflexion aufzuhalten." —— Die drei letzten Verse geben ein sehr schönes Bild, besonders der Ausdruck: „der sanfte Bogen der Nothwendigkeit". Es ist dem Homer entlehnt, der von den sanften Geschossen des Apoll und der Diana redet; allein Schiller legt ihm hier einen ganz eigenthümlichen Sinn unter. Das sanft drückt hier nicht nur die Gewalt aus, mit der das Schicksal seine Fügungen auferlegt, sondern, auf Bogen bezogen, deutet es zugleich auf Schönheit und Reiz hin.

V. 316—328. Schluß des ganzen Abschnittes von V. 91—315. Der Dichter redet die Künstler wieder an und preist sie ihres Einflusses wegen, den sie in Hinsicht auf Entwicklung der Vernunft und auf den Glauben des Menschen an Weltregierung geübt haben. V. 318, 319. Unter dem Edelsten und Theuersten können doch nur die Künstler verstanden werden; dies ist aber ein sonderbarer Ausdruck, und der Dichter hat hier offenbar Künstler und Kunst verwechselt. V. 320—324. Subjekt ist Ewigkeit. Die Unsterblichkeit eures Namens ist der Lohn dafür, daß ihr den Menschen lehret, mit Bewußtsein seine Pflicht zu thun ꝛc. Anders drückt der Dichter

---

* Abhandlung über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten.

Daß um den Kelch, worin uns Freiheit rinnt,
Der Freude Götter lustig scherzen,
Der holde Traum sich lieblich spinnt,
Dafür seid liebevoll umfangen.

Dem prangenden, dem heitern Geist,
Der die Nothwendigkeit mit Grazie umzogen,
Der seinen Aether, seinen Sternenbogen
Mit Anmuth uns bedienen heißt,
Der, wo er schreckt, noch durch Erhabenheit entzücket,
Und zum Verheeren selbst sich schmücket,
Dem großen Künstler ahmt ihr nach.
Wie auf dem spiegelhellen Bach
Die bunten Ufer tanzend schweben,
Das Abendroth, das Blütenfeld;
So schimmert auf dem dürft'gen Leben
Der Dichtung muntre Schattenwelt.
Ihr führet uns im Brautgewande
Die fürchterliche Unbekannte,
Die unerweichte Parze vor.
Wie eure Urnen die Gebeine,
Deckt ihr mit holdem Zauberscheine
Der Sorgen schauervollen Chor.
Jahrtausende hab' ich durcheilet,
Der Vorwelt unabsehlich Reich:
Wie lacht die Menschheit, wo ihr weilet!
Wie traurig liegt sie hinter euch!

---

den Gedanken an die Ewigkeit des Dichterruhms in folgendem Epigramm aus: Mit dem Philister stirbt auch sein Ruhm; du, himmlische Muse,
Trägst, die dich lieben, die du liebst, in Mnemosynens Schoß.

V. 325. Der Kelch, worin uns Freiheit rinnt: die sittliche Natur, deren Forderungen wir erfüllen sollen, wiewohl die Erfüllung derselben bitter ist, indem das Verlangen nach Genuß, mithin das Bedürfnis der wirklichen sinnlichen Natur, unberücksichtigt bleibt. Die Kunst gewährt uns jenen Genuß durch das Schöne, ohne daß unsere ideale Würde dabei leidet. Der Freude Götter: Redensart, die man hier weg wünschte. Uebrigens erscheinen V. 325—328 ziemlich unnöthig, da das Vorhergehende im Wesentlichen dasselbe sagt. Entweder ist später etwas eingeschoben worden, oder sonst eine Veränderung vor sich gegangen; dies beweist der Mangel des Gegenreims zu umfangen.

V. 329—350. Uebergang zu dem folgenden neuen Abschnitte. Der Künstler ahmt dem Schöpfer nach, der seine Natur schön bildete und der in die furchtbarsten Erscheinungen etwas Erhabenes legte. (Vergl. die Anmerkung zu dem Gedichte von Jacobi: die Tempel.) Die Kunst verschönert das Leben. Die schönsten Abschnitte in der Geschichte sind diejenigen, in welchen die Kunst blühte. V. 335—340. Sehr schöne Vergleichung des Lebens mit einem Bach. Dieser ist an und für sich farblos und bietet nichts dar als die ewig fortdauernde, immer gleiche Bewegung; aber in seinen Wellen spiegeln sich Himmel und Erde; es ist aber nicht der Himmel

Die einst mit flüchtigem Gefieder
Voll Kraft aus euren Schöpferhänden stieg,
In eurem Arm fand sie sich wieder,
Als durch der Zeiten stillen Sieg
Des Lebens Blüte von der Wange,
Die Stärke von den Gliedern wich,
Und traurig, mit entnervtem Gange,
Der Greis an seinem Stabe schlich.
Da reichtet ihr aus frischer Quelle
Dem Lechzenden die Lebenswelle;
Zweimal verjüngte sich die Zeit,
Zweimal von Samen, die ihr ausgestreut.

Vertrieben von Barbarenheeren,
Entrisset ihr den letzten Opferbrand
Des Orients entheiligten Altären,
Und brachtet ihn dem Abendland.
Da stieg der schöne Flüchtling aus dem Osten,
Der junge Tag, im Westen neu empor,
Und auf Hesperiens Gefilden sproßten
Verjüngte Blüten Joniens hervor.

---

selbst und die Erde, die wir im Bache finden, sondern nur ihr Schatten, ihr Schein; aber wir glauben Himmel und Erde wirklich darin zu sehen und halten die süße Täuschung mit Willen fest. So das Leben: es fließt eben so einförmig dahin und bietet immer die gleichen ermüdenden Erscheinungen; aber die Täuschung der Kunst belebt es mit ihren Bildern; auch sie bietet aber nichts Wirkliches, sondern ebenfalls nur Schein und Form. V. 341—343. Ihr stellt uns den Tod als eine Vermählung mit einem bessern, schönern Dasein dar. V. 344. So wie die schöne Urne, ebenfalls ein Werk eurer Hand, die modernden Gebeine verdeckt, so verdecken die Täuschungen eurer Kunst unsere Gebrechlichkeit.

V. 351—362. Hier beginnt der neue Abschnitt. Bis jetzt hat der Dichter vom Erwachen der Kunst und ihrer Ausbildung in Griechenland gesprochen. Jetzt geht er über zu dem Wiedererwachen der Kunst und ihrer Verbreitung im Abendlande. — Die einst mit flüchtigem Gefieder: die schöne Menschheit, harmonische Ausbildung aller Kräfte in unserm Wesen. — Des Lebens Blüte: die Schönheit der Gedanken und Formen. — Die Stärke: die Energie der Gedanken. — Der Greis: dieser Greis ist das Leben der Völker. Mit dem Verlöschen der Kunst in Griechenland war das Bild eines eigentlich gesitteten Volkes nicht mehr vorhanden. — Zweimal verjüngte sich die Zeit: verjüngt hat sich die Zeit eigentlich nur einmal, in Italien, als die von den Türken bedrängten Griechen in's Abendland flohen. Als zweite Verjüngung nimmt der Dichter (und zwar nicht ohne Grund) vermuthlich die neuere Zeit an, als in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts durch Winkelmann, Lessing, Herder u. a. das Verständnis der griechischen Kunst und Kultur eröffnet ward.

V. 363—382. Aus dem Morgenlande wanderte die Kunst in's Abendland und gab hier den ersten Stoß zum Sturze des Aberglaubens und der Despotie der römischen Curie. — Auf Hesperiens Gefilden. In Italien (Hesperien) erwachte die neuere Kunst zuerst wieder und zwar durch

Die schönere Natur warf in die Seelen
Sanft spiegelnd einen schönen Widerschein,
Und prangend zog in die geschmückten Seelen
Des Lichtes große Göttin ein.
Da sah man Millionen Ketten fallen
Und über Sklaven sprach jetzt Menschenrecht.
Wie Brüder friedlich mit einander wallen,
So mild erwuchs das jüngere Geschlecht.
Mit inn'rer hoher Freudenfülle
Genießt ihr das gegeb'ne Glück,
Und tretet in der Demuth Hülle
Mit schweigendem Verdienst zurück.

Wenn auf des Denkens freigegeb'nen Bahnen
Der Forscher jetzt mit kühnem Glücke schweift,
Und, trunken von siegrufenden Päanen,
Mit rascher Hand schon nach der Krone greift;
Wenn er mit niederm Söldnerslohne
Den edeln Führer zu entlassen glaubt,
Und neben dem geträumten Throne
Der Kunst den ersten Sklavenplatz erlaubt: —
Verzeiht ihm — der Vollendung Krone
Schwebt glänzend über eurem Haupt.

---

die erneuerte Bekanntschaft mit den Alten. Petrark, Dante und Boccaj lebten hier im 14. Jahrhundert und sind als die Gründer der neuern Poesie anzusehen, und von dieser Zeit an griff das Streben nach Wissenschaft und Kunst immer weiter um sich. Die gesteigerte Bildung vertrieb nach und nach die zur Zeit der Völkerwanderung über Europa eingebrochene Barbarei. — Millionen Ketten: die Bildung des Geistes brachte ein anderes Verhältnis in Staat und Gesellschaft. Der Dichter hätte dies weiter durchführen können, denn es wiederholte sich nur die frühere Verwandlung des Menschen im Verhältnis zur Natur. Der Gewaltige, Mächtige, Vornehme schreckte bis dahin den Geringern durch sein Uebergewicht an äußerer Gewalt. Sobald die Bildung eintrat und Geist und Gedanken galten, wandelte sich das Verhältnis um.

V. 383—393. Der Philosoph glaubt, ihm habe die Welt ihre Bildung zu verdanken; aber er irrt: die Kunst, nicht die Philosophie hat die Menschheit so weit gebracht. — Auf des Denkens* freigegebnen Bahnen: dem Buchstaben nach müßte man hier hinzudenken: „Nachdem das Denken früher verboten war;" und so habe ich selbst die Stelle früher verstanden; allein der Dichter will, wie Viehoff bemerkt, etwas anderes sagen: der Raum ist gegeben für das Denken, nachdem Kunst und Poesie die Geister aus ihrer Stumpfheit und ihrer Fesselung geweckt und befreit haben. — Päanen: Beifalljauchzen der Anhänger. — Führer: den Künstler? Auf Kunst bezogen, müßte es Führerin heißen. — Wenn er der Kunst den ersten Sklavenplatz erlaubt: wenn er höchstens zugiebt, daß die Kunst auch Antheil an jener Wandlung der Zeit habe, aber in dem Wahne steht, daß die Kunst seinen Zwecken diene. — Krone:

---

* In den Cotta'schen Ausgaben steht überall: Denkers.

Mit euch, des Frühlings erster Pflanze,
Begann die seelenbildende Natur;
Mit euch, dem freud'gen Erntekranze,
Schließt die vollendende Natur.

Die von dem Thon, dem Stein bescheiden aufgestiegen,
Die schöpferische Kunst umschließt mit stillen Siegen
Des Geistes unermess'nes Reich.
Was in des Wissens Land Entdecker nur erstiegen,
Entdecken sie, erstiegen sie für euch.
Der Schätze, die der Denker aufgehäufet,
Wird er in euren Armen erst sich freu'n,
Wenn seine Wissenschaft, der Schönheit zugereifet,
Zum Kunstwerk wird geadelt sein —

---

das Höchste aller menschlichen Hervorbringung ist die Kunst. V. 393—396. In den Gebilden der Kunst zeigte sich zuerst das Höhere der Menschennatur geoffenbart; durch Gebilde der Kunst wird sich auch stets die höchste Bildung eines Volkes offenbaren. — Das Aufblühen der Kunst ist das erste Zeichen der Gesittung; das Sinken und Verschwinden derselben das erste Zeichen des Verfalls, und alles Geleistete muß später den Stempel des vollendeten Kunstwerkes an sich tragen. So wahr der Gedanke, so schön das Bild ist, welches der Dichter braucht: so störend ist es doch, daß die Prädikate (Pflanze, Erntekranz) gar nicht zum Subjekte (Künstler) sich schicken. Es ist sonderbar, daß in diesem Gedichte fast überall, wo Gleichnisse auf die Künstler angewandt werden, Ausdrücke gebraucht sind, die nur auf die Kunst sich schicken — Der Dichter spricht übrigens hier gegen eine schon oft aufgestellte und auch in neuester Zeit wieder vorgebrachte Meinung, „Kunst und Poesie seien nur möglich in einer Zeit, wo Phantasie und Gemüth die Völker beherrschen; sobald die Vernunft ihre Strahlen umherschieße und das Forschen nach Wahrheit erwache, trete die Philosophie und Wissenschaft an die Stelle der Poesie; diese letztere sei dann der Wissenschaft sehr gefährlich, denn da alles bei ihr nur auf einem Scheine beruhe, so trübe sie die reine Wahrheit, deren Auffindung das Ziel der Wissenschaft sei." Diese Meinung hängt zusammen mit dem Glauben, daß Kunst und Poesie nur da seien, um die Sinne zu ergötzen, und daher für ein weiter geschrittenes Zeitalter keinen Werth mehr haben könnten.

V. 397—432. Von der Nachbildung der Wirklichkeit durch Thon und Stein, von der eigentlich sinnlichen Nachbildung ist die Kunst endlich so weit gestiegen, daß sie auch den Gedanken selbst zum Stoff ihrer Werke nimmt. Die Werke der Wissenschaft, die Leistungen des Gelehrten erhalten erst dann das Gepräge der Vollkommenheit, wenn sie nach denselben Grundsätzen ausgearbeitet sind, die der Künstler befolgt, und zwar in doppelter Hinsicht; einmal wenn sie die Forderungen der Schönheit befriedigen und nicht mehr nur einzelne Bruchstücke liefern, sondern ein Ganzes, das sich leicht und mit einem Blicke übersehen läßt; dann wenn sie nichts geben will, als den Gegenstand in seinem vollsten Leben zum Verständnis bringen, ohne Fremdartiges einzumischen. Jetzt erst wird das, was der Dichter entdeckte, der Gelehrte erforschte, Eigenthum des Volkes und dringt in's eigentliche Leben ein, wenn die Schätze des Wissens in einer solchen Gestalt vorgelegt werden, daß sie nicht nur den Verstand befriedigen, sondern auch den Sinn und die Phantasie ansprechen; wenn sich Wahrheit und Schönheit auf's Innigste in ihnen vereinigen; wenn also Wissen und Kunst, Wahr-

Wenn er auf einen Hügel mit euch steiget,
Und seinem Auge sich, in mildem Abendschein,
Das malerische Thal — auf einmal zeiget.
Je reicher ihr den schnellen Blick vergnüget;
Je höh're, schön're Ordnungen der Geist
In einem Zauberbund durchflieget,
In einem schwelgenden Genuß umkreist;
Je weiter sich Gedanken und Gefühle
Dem üppigeren Harmonienspiele,
Dem reichern Strom der Schönheit aufgethan —
Je schön're Glieder aus dem Weltenplan,
Die jetzt verstümmelt seine Schöpfung schänden,
Sieht er die hohen Formen dann vollenden;

---

heit und Schönheit eins werden. — V. 406—408. Ein Gleichnis, wenn auch nicht in der Form desselben. Die Aussicht von einem hohen Berge oder hohen Thurme ist nicht deßhalb schön, weil das Auge überhaupt in die Fernen sehen kann: denn sonst müßte die Aussicht vom hohen Schiffsmaste ebenfalls schön sein; sondern weil hier das Mannigfaltigste sich auf einen Blick darbietet: weil alles Einzelne in ein Bild verschmilzt und verfließt. Die Wissenschaft wird nun eben so zum Kunstwerk, wenn nichts mehr als Bruchstück in derselben dasteht. — V. 409—425. In dieser langen Periode ringt der Dichter sehr mit der Sprache, sowohl im Ganzen als im Einzelnen. Das Ganze ist unüberschaulich, weil das hintere Glied derselben „Je schön're Glieder" eben so anfängt, wie das vordere, beide mit je. In demselben Maße, will der Dichter sagen, in welchem ihr immer Mannigfaltigeres unter einen Gesichtspunkt bringt und so das Vereinzelte auf einmal überschauen läßt: in demselben Maße wird auch der Denker die einzelnen Massen seiner Forschungen, die einzelnen Resultate seines Nachdenkens zu einem Ganzen ordnen; die Wissenschaft ist dann keine Sammlung bloßer aphoristischer Aussprüche mehr, sondern ein systematisch und symmetrisch aufgeführtes Gebäude. Alle Wissenschaften bieten im Anfange ihrer Ausbildung nur vereinzelte Ergebnisse des forschenden Fleißes und einzelne Entdeckungen des Scharfsinnes dar, bis diejenigen, welche der Wissenschaft pflegen sollen, sich gewöhnen, gleich dem Künstler zu verfahren, der nichts Einzelnes mehr geben will, sondern eine große Schöpfung. Der Denker und Forscher, z. B. der Geschichtschreiber, soll aber, gleich dem Dichter, uns alle Erscheinungen so darzustellen suchen, daß sie sich, in ihren Einzelnheiten und als Ganzes, klar vor unsere Phantasie stellen und zugleich unsern Verstand in sofern befriedigen, als hier die Reihe der Erscheinungen in einem streng organischen, nicht in einem bloß zufälligen Zusammenhange steht. Es ist nun natürlich, daß der durch die kunstvollen Gebilde der Dichter verwöhnte Sinn größere Anforderungen an den Denker und Forscher macht, der die Resultate seines Forschens darstellen will, und ebenso unabweisbar ist die Forderung an den Forscher, daß er von dem Dichter lerne, wie der strengste Zusammenhang in das Einzelne zu bringen ist. Natürlich aber wird vorausgesetzt, daß die Kunst dann auf einer solchen Stufe steht, wo sie selbst das Einzelne gar nicht mehr als für sich bestehend darstellt, sondern nur als Glied des Ganzen; und wo sie den Verstand befriedigt, indem sie die Phantasie entzückt. — Je reicher ihr ꝛc. (V. 409): eine kühne Ellipse, die bei Schiller oft wiederkehrt: Mit je reicherer Fülle von Gegenständen ꝛc. — In einem Zauberbund (V. 411): worauf bezieht sich dies? Der Grammatik nach auf durchflieget, und dann wäre

Je schön're Räthsel treten aus der Nacht;
Je reicher wird die Welt, die er umschließet;
Je breiter strömt das Meer, mit dem er fließet;
Je schwächer wird des Schicksals blinde Macht;
Je höher streben seine Triebe;
Je kleiner wird er selbst, je größer seine Liebe.
So führt ihn, in verborg'nem Lauf,
Durch immer rein're Formen, rein're Töne,
Durch immer höh're Höh'n, und immer schön're Schöne,
Der Dichtung Blumenleiter still hinauf —
Zuletzt, am reifen Ziel der Zeiten,
Noch eine glückliche Begeisterung,
Des jüngsten Menschenalters Dichterschwung,
Und — in der Wahrheit Arme wird er gleiten.

---

der Sinn des Ganzen: „Je bedeutender das Geschaffene ist, das der Geist, „wie durch Zauber daran gebunden, durchfliegt und in dessen Genusse er „schwelgt." Allein der Dichter will wohl etwas anderes sagen; man soll Zauberbund auf Ordnung beziehen: „Je mehr der Geist befriedigt „wird, wenn er im Fluge durch die mannigfaltigsten ästhetischen Verhält„nisse, die wie durch Zauberei mit einander verbunden sind, „geführt wird." — Je weiter sich Gedanken ꝛc. (V. 413—415): je mehr ihr die Stimmung beherrscht, so daß das ganze Denken und Fühlen des Menschen hingerissen wird, um das neu Dargebotene zu erfassen. — Je schön're Glieder ꝛc. (V. 416, 417): Glieder, die bis jetzt die Schöpfung, wie sie sich der Denker denkt, schänden, weil sie nur verstümmelt oder bruchstückweise der Erkenntnis vorliegen, vollenden das Gebäude der Weltanschauung und werden die schönsten und wesentlichsten Theile desselben. — Je schön're Räthsel ꝛc. Manches Räthselvolle der Natur und des Menschenlebens weiß er sich nun zu deuten. V. 420. Seine Einsicht wird immer reicher, vollständiger. V. 421. Sein Gesichtskreis wird immer ausgedehnter. V. 422. Er sieht die Unabhängigkeit der Menschen von blinden Naturtrieben und zwingenden Umständen immer mehr ein. V. 424. Er sieht sich nicht mehr egoistisch als den Mittelpunkt des Weltalls an, zu dessen Nutzen und Vergnügen die ganze Welt geschaffen sei. Einfluß der Naturbetrachtung Kants, welcher zuerst forderte, daß man die Natur um ihrer selbst willen uneigennützig betrachte, und nicht bloß als Stoff, um ökonomische, moralische und religiöse Betrachtungen daran zu knüpfen. — Des jüngsten Menschenalters Dichterschwung (V. 431): der Zusammenhang lehrt, daß der Dichter jüngst hier in dem Sinne nimmt, in welchem es in der Verbindung „der jüngste Tag" vorkommt. Das jüngste Menschenalter ist die letzte Zeit, das reife Ziel der Zeit. „Mit euch," sagt er ja vorher, „des Frühlings erster Pflanze, begann die seelenbildende Natur; mit euch, dem freud'gen Erntekranze, schließt die vollendende Natur." Wir müssen die ganze Stelle, damit sie in's gehörige Licht tritt, mit dem zusammenstellen, was der Dichter V. 34—53 sagt: Im Anfang der Zeiten, in der Jugend des Menschengeschlechts, trat die Wahrheit, d. h. der strenge Zusammenhang zwischen Idee und Erscheinung, in der Hülle des Schönen vor den Menschen; am Ende der Zeiten, im Alter des Menschengeschlechts, wird sich das vollkommen erkannte Wahre als vollendetes Schöne zeigen; es wird sich zeigen, daß Wahrheit und Schönheit eins sind; daß das Gemüth des Künstlers die Wahrheit vorahnend darstellte, ehe die reife Vernunft sie ohne Hülle erkannte.

Sie selbst, die sanfte Cypria,
Umleuchtet von der Feuerkrone,
Steht dann vor ihrem mündgen Sohne
Entschleiert — als Urania;
So schneller nur von ihm erhaschet,
Je schöner er von ihr gefloh'n!
So süß, so selig überraschet
Stand einst Ulyssens edler Sohn,
Da seiner Jugend himmlischer Gefährte
Zu Jovis Tochter sich verklärte.

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben;
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben!
Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weisen Weltenplane;
Still lenke sie zum Oceane
Der großen Harmonie!

V. 433—442. Rückweisung auf das V. 54—65 Gesagte. Die sinnliche Schönheit wirft die Hülle ab und steht als erhabene Wahrheit da. Mit Erstaunen sieht der Denker, daß die Kunst, die er verachtete, deren Eindrücke er zu vermeiden suchte, weil sie ihn von seinem Wege des Forschens abzulenken schien, dasselbe wollte und darstellte, was seine Vernunft suchte. Triumph des ahndenden Gemüths und der schaffenden Phantasie über den forschenden Verstand. — So schneller nur von ihm erhaschet, je schöner er von ihr gefloh'n: eine ewig schöne Stelle. Die Flucht des Denkers vor den Eindrücken des Schönen ist selbst eine schöne Flucht; sie macht ihm Ehre; denn um dem Forschen nach Wahrheit nichts zu vergeben, opfert er das Vergnügen auf, das ihm die Betrachtung der sinnlichen Schönheit gewährt hätte. Aber die er suchte, war ja dieselbe, die er floh, und je schneller er vor ihr floh, desto schneller mußte er zu ihr kommen. So erstaunt war Telemach, Ulyssens Sohn, als die Gestalt seines Lehrers Mentor sich in die himmlische Pallas verwandelte. Wem diese Leitung des Telemach durch die Pallas nicht aus Homers Odyssee bekannt ist, der kennt sie wenigstens aus Fenelons Roman Telemach.

V. 443—449. Als Commentar zu diesem und dem folgenden Abschnitte eine Stelle aus dem neunten Briefe: „Der Römer des ersten Jahrhunderts hatte längst schon die Knie vor seinen Kaisern gebeugt, als die Bildsäulen noch aufrecht standen; die Tempel blieben dem Auge heilig, als die Götter längst zum Gelächter dienten, und die Schandthaten eines Nero und Commodus beschämte der edle Styl des Gebäudes, das seine Hülle dazu gab. Die Menschheit hat ihre Würde verloren; aber die Kunst hat sie gerettet und aufbewahrt in bedeutenden Steinen. Die Wahrheit lebt in der Täuschung fort, und aus dem Nachbilde wird das Urbild wieder hergestellt werden. So wie die edle Kunst die edle Natur überlebte, so schreitet sie derselben auch in der Begeisterung, bildend und erweckend, voran. — Wie verwahrt sich aber der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urtheil verachtet; Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetz, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfnis. Gleich frei von der eiteln Geschäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeiste, der auf die dürftige Geburt

Von ihrer Zeit verstoßen, flüchte
Die ernste Wahrheit zum Gedichte,
Und finde Schutz in der Kamönen Chor.
In ihres Glanzes höchster Fülle,
Furchtbarer in des Reizes Hülle,
Erstehe sie in dem Gesange
Und räche sich mit Siegesklange
An des Verfolgers feigem Ohr.

Der frei'sten Mutter freie Söhne,
Schwingt euch mit festem Angesicht
Zum Strahlensitz der höchsten Schöne!
Um andre Kronen buhlet nicht!

---

der Zeit den Maßstab des Unbedingten anwendet, überlasse er dem Verstande, der hier einheimisch ist, die Sphäre des Wirklichen; er aber strebe, aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal zu erzeugen; dieses präge er aus in Täuschung und Wahrheit, präge es in die Spiele seiner Einbildungskraft und in den Ernst seiner Thaten, präge es aus in allen sinnlichen und geistigen Formen, und werfe es schweigend in die unendliche Zeit." — Es ist eine Erfahrung, welche denkende Beobachter schon oft ausgesprochen haben, daß die edlere Kunst, namentlich die höhere Poesie, oft in einem Gegensatze zu ihrer Zeit stehe und nur die edelsten Elemente derselben auffasse. Daher finden wir in thatlosen Zeiten oft eine kräftige Poesie, in nüchternen eine seelenvolle, in schwärmerischen eine verständige, in kalt berechnenden eine phantastische, in gemeinen Zeiten eine idealisierende Poesie.

V. 450—457. Wenn die Kunst nicht mehr mit ihrem Scheine täuschen kann, so vermag sie doch noch zu begeistern, und wo das Aussprechen der Wahrheit von despotischer Furcht verwehrt wird, bricht sich doch die Dichtkunst Bahn, sie, die gefahrloser scheint, aber die gefährlichste Waffe gegen die Unterdrückung ist. Denn wenn Schönheit allein schon entzückt, und die Wahrheit schon an und für sich die Bosheit und die Dummheit schlägt, so muß die Wahrheit in der Hülle der Schönheit furchtbar werden. Die ganze neuere Geschichte bestätigt dieses: Dichtkunst und Gesang schlugen die Feinde der Freiheit oft siegreicher als gewaffnete Armeen. Luthers Kirchengesänge und Marots Psalmen trugen zur Verbreitung des Protestantismus eben so viel bei als alle Armeen, Predigten und Abhandlungen. Durch ein Spottlied (Lilliabullero) wurde Jakob II. von England vertrieben; Rouget de Lille's Marseiller Hymne schlug Hunderttausende mit der Schärfe des Schwertes. Ja, wo alle andern Kräfte des Widerstandes überwältigt und vor den Rechten des Stärkern verstummt waren, sprach oft warnend und schützend eine öffentliche Meinung sich in Gesängen aus. In der Zeit, wo in Deutschland das freie Wort durch Napoleons Machtsprüche ganz untersagt war, machte sich der Ingrimm in Gesängen Luft, deren Bekanntwerden keine geheime Polizei hindern konnte, da sie auswendig gelernt wurden.

V. 458—481. Schluß. Ermahnung an die Künstler, ihrer Würde und ihres Berufs stets eingedenk zu sein. Zuletzt Zuruf an die verschiedenen Künste, einig zusammen zu dem großen Zwecke zu wirken, zu welchem die Vorsehung sie bestimmt hat. — Der frei'sten Mutter freie Söhne: der Kunst; denn sie gebiert das Mannigfaltigste; und ihre Jünger sind am unbeschränktesten in ihrer Wirksamkeit, da kein äußeres Gesetz sie bindet oder ihnen etwas vorschreibt. — Höchste Schöne: die Wahrheit. — Andre

Die Schwester, die euch hier verschwunden,
Holt ihr im Schoß der Mutter ein;
Was schöne Seelen schön empfunden,
Muß trefflich und vollkommen sein.
Erhebet euch mit kühnem Flügel
Hoch über euren Zeitenlauf!
Fern dämm're schon in eurem Spiegel
Das kommende Jahrhundert auf.
Auf tausendfach verschlung'nen Wegen
Der reichen Mannigfaltigkeit
Kommt dann umarmend euch entgegen
Am Thron der hohen Einigkeit!
Wie sich in sieben milden Strahlen
Der weiße Schimmer lieblich bricht;
Wie sieben Regenbogenstrahlen
Zerrinnen in das weiße Licht:
So spielt in tausendfacher Klarheit
Bezaubernd um den trunk'nen Blick;
So fließt in einen Bund der Wahrheit
In einen Strom des Lichts zurück!

Kronen: äußeres Glück, Gunst der Großen, Ordenszeichen und Titel. — Die Schwester, die euch hier verschwunden: Wahrheit und Schönheit sind Schwestern; die Wahrheit ist uns entschwunden; in der höchsten Schöne (im Schoß der Mutter) zeigt sie sich wieder vereint mit der Schönheit; denn Wahrheit ist nichts als innere schöne Harmonie; Schönheit nichts als sinnlich dargestellte Wahrheit. Der Ausdruck ist etwas undeutlich. Es kommt heraus, als ob die Wahrheit die Schwester der Künstler, oder als ob die Kunst die Mutter der Wahrheit sei. — Fern dämm're schon in eurem Spiegel ꝛc.: große Künstler, besonders Dichter, sprachen schon oft gleichsam prophetisch aus, was die Zukunft in ihrem Schoße barg; daher nannte das Alterthum die Dichter Seher. Und wenn auch dies nicht immer der Fall wäre, so zeigt sich doch schon in den großen Geistern der Gegenwart ein Bild der schönern Zukunft, die wir stets hoffen. — In sieben milden Strahlen ꝛc.: der Künste zählte man in früherer Zeit sieben; und in seinem Festspiel „die Huldigung der Künste" läßt Schiller sieben Künste auftreten: Architektur, Skulptur, Malerei, Poesie, Musik, Tanz, Schauspielkunst. In demselben Festspiel braucht er auch das Bild vom Regenbogen:

Und wie der Iris schönes Farbenbild
Sich glänzend aufbaut aus der Sonne Strahlen:
So wollen wir mit schön vereintem Streben
Der hohen Schönheit sieben heil'ge Zahlen,
Dir, Herrliche, den Lebensteppich weben.

Die Künstler Schillers gehören noch in die sogenannte zweite Periode. Sie erschienen zuerst in Wielands deutschem Merkur von 1789 (Märzheft) und sind mit Ausnahme einiger Wortveränderngen in ihrer ersten Gestalt geblieben. Sie zeigen den Uebergang des Naturmenschen

zum Vernunftmenschen, und den Einfluß, den die Kunst dabei hatte. Die Idee, daß die Menschheit besonders durch die Kunst gebildet und fähig gemacht werde zum vernünftigen Leben, war eine Lieblingsidee des Dichters, und aus den Künstlern von 1789 sehen wir, wie frühe er sich schon mit dieser Idee herumtrug, und wie lebendig das Wesen der Kunst, ihre Wunder und ihr Zauber schon vor ihm standen. Er hat seine Ideen darüber vielfach poetisch dargestellt, aber auch eigentlich philosophische Untersuchungen darüber angestellt und die Ergebnisse derselben in mehrern Abhandlungen niedergelegt, unter denen die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen am merkwürdigsten sind, am tiefsten eindringen, und dem, der es nicht scheut, sich durch die Fülle der Gedanken durchzuarbeiten, eine reiche Ausbeute gewähren.[1]

Auch die Künstler sind noch eine Tendenzdichtung, wie die Götter Griechenlands, aber ungleich maßvoller als diese gehalten. Den Feinden der durch den Dichter repräsentierten Weltanschauung einer reinen Humanität, die sich am vollendetsten bei den Griechen findet, den Altgläubigen, aber auch denjenigen, welche in einer einseitig verständigen Wissenschaft das Ziel des geistigen Lebens erkannten, ihnen gilt die Idee des Gedichtes, daß die Kunst die Erzieherin der Menschheit gewesen und daß sie die Vollendung der Menschheit sei. Kaum hat unsere klassische, auf dem Boden des antiken Schönheitsideals und ächter, reiner Menschlichkeit wurzelnde Dichtung eine schönere, edlere, männlichere Streitschrift zu Tage gefördert, als die Künstler Schillers: „der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben, bewahret sie!“ Wir möchten die Dichtung in ihrer Wärme, Hoheit, Begeisterung und Wirkung den Streitschriften Luthers „An den Adel teutscher Nation“ und ähnlichen vergleichen. Es ist aber eben ein Gedicht, das diese Wirkung gehabt hat, keine Abhandlung, nicht eine bloße Verhüllung von Lehrsätzen durch poetische Bilder. In den meisten Lehrgedichten gehört der Stoff der Prosa an, der einzig durch den Vortrag poetische Gestalt gewonnen hat. Einen großen Vorzug haben nun schon solche Lehrgedichte, welche wichtige, weit umfassende Lehren enthalten. Ein Gedicht über die Wässerung der Wiesen, über die Einimpfung der Blattern, über die Schulzucht — mag Landwirthe, Aerzte, Lehrer anziehen; philosophische Wahrheiten dagegen sind der ganzen Menschheit werth, und zugleich entspringt aus der Größe des Gegenstandes der große Vortheil, daß die Poesie des Styls nicht bloßer Zierrat scheint; denn es ist natürlich, daß ein Mann solche Wahrheiten, die seinem ganzen Denken und Fühlen theuer sind, mit Feuer, Nachdruck und Hoheit ausführt.

Diesen Vortheil hat nun Schiller; sein Gegenstand ist an sich wichtig und wird es noch mehr durch den Standpunkt, von welchem

[1] Eine vortreffliche, mit Einleitung und erklärenden Anmerkungen versehene Ausgabe der Briefe über ästhetische Erziehung hat Dr. Arthur Jung, Leipzig bei Teubner, 1875, herausgegeben.

aus er die Kunst betrachtet. Allein es kommt hier noch etwas Anderes in Betracht. Große Wahrheiten, die uns den Adel unserer Natur kennen lehren, erzeugen Begeisterung und können auch zu dichterischer Hervorbringung begeistern; aber umgekehrt findet wohl auch Begeisterung solche Wahrheiten. Dann wird das lehrende Gedicht selbst im Stoffe poetisch, und die dichterische Behandlung ist nicht mehr bloße Auszierung, sondern nothwendiger Ausfluß der Idee. Und so verhält es sich offenbar mit Schillers Künstlern. Die Ideen, die hier ausgesprochen werden, sind im Dichter und vom Dichter erzeugt worden, sind in dieser Form, in diesen Bildern vor seine Seele getreten, so daß er nicht nöthig hatte, allgemeine Begriffe erst in sinnliche Bilder einzukleiden. Die wissenschaftliche Verarbeitung der hier niedergelegten Ideen erfolgte weit später in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen.

Indem der Dichter die Kunst als Erzieherin des Menschen darstellt, lag die Erzählung eines geschichtlichen Vorganges nahe; hierdurch aber wird das unpoetische Beschreiben und Auseinandersetzen vermieden; es entsteht eine anschauliche Entfaltung des Stoffes; der Dichter scheint nicht belehren und unterrichten zu wollen, sondern stellt ein lebendiges Bild der Kunstwirkungen vor uns hin. Erfahrung und Geschichte möchten sich gegen manche Ansichten auflehnen, das poetische Gefühl und die Einbildungskraft fühlen sich befriedigt. So nimmt der Dichter hier, wie im Eleusischen Feste, den Menschen ursprünglich als ganz roh und thierisch und schreibt dann der Kunst alle und jede Bildung zu; dies ist einseitig, liegt aber ganz im Wesen der Poesie. Der Poesie liegt nichts an vollständiger Zusammenfassung aller Triebfedern, worauf sich eine Erscheinung (hier die Kultur) gründet; es liegt ihr nichts an der Gleichheit des Gewichts, welches jeder Idee im Gegensatz mit andern zukommt; sie hat genug an einer einzigen Triebfeder und hat ihre Pflicht erfüllt, wenn sie einige Ideen anschaulich darstellt, wobei sie nicht umhin kann, andere in Schatten zu stellen.

Die Künstler zerfallen in drei Haupttheile. Der erste, V. 1—102, enthält die Einleitung; der zweite, V. 103—350, den Gang und die Entwicklung der Kunst; der dritte, V. 351 bis Ende, die Würde der Kunst und die Pflichten des Künstlers. Diese drei Theile sind aber so innig mit einander verschmolzen, daß nur der Verstand sie trennen kann; in der Darstellung ist alles nur eins. Im zweiten Haupttheil können wir vier Abschnitte unterscheiden: 1) V. 103—150. Erstes Entstehen der Kunst; bloße Nachahmung der Natur, Erwachen des Sinnes für Symmetrie. 2) V. 151—209. Zweite Stufe der Kunst; Bildung des Schönen mit Bewußtsein, Erwachen des Sinnes für das Edle, Losreißen vom Bedürfnis. 3) V. 210—253. Dritte Stufe der Kunst; Bildung des Ideals, Erwachen der Ideen, Losreißen von der bloßen Wirklichkeit. 4) V. 254—350. Vierte Stufe der Kunst; freie Kunstschöpfung, Verschmelzung des Einzelnen zum großen Ganzen

eigentliche Darstellung der Ideen; Losreißen nicht nur von der gegenwärtigen Wirklichkeit, sondern von der Erfahrung überhaupt; vernünftiges Leben und vernünftige Ansicht des Weltganzen. Die letzte Stufe der Kunst bringt der Dichter hier auch nicht, sondern stellt sie erst später in die Zukunft, nämlich das Losreißen von allem Sinnlichen, reine Darstellung der Wahrheit. Immer stehen sich hier gegenüber die Fortschritte der Kunst und die Folgen, die dieses Fortschreiten auf die Ansichten und das Leben der Menschen hat, besonders auf sein Verhältnis zur Natur, das sich hier eben so verändert darstellt, wie im Spaziergange, nur aus einem andern Gesichtspunkte betrachtet. Immer fügt sich alles streng in einander, und am Schlusse sind wir wieder da, wovon wir ausgiengen. Ueberhaupt ist es nicht genug zu bewundern, wie der junge Dichter schon damals das Wesen der Kunst so klar erkannt hatte, und ihre Forderungen selbst zu befriedigen suchte. Es sind besonders zwei Ideen, die hier streng hervortreten: Im Kunstwerke soll nichts vereinzelt dastehen, sondern alles zum Ganzen gehören und auf dasselbe hinwirken; daher soll die Kunst den Sinn für Wahrheit wecken, deren Wesen auf denselben Grundsätzen beruht, und die höchste Forderung an den Künstler ist also, daß er in seiner Darstellung wahr sei. Die Kunst soll vergnügen; aber durch das Vergnügen, das sie gewährt, unvermerkt einem höhern Zwecke dienen und uns zur Wahrheit und Weisheit leiten.

Uebrigens ist das Gedicht nicht aus einem Gusse. Während der Ausarbeitung desselben hielt sich bei Göthe in Weimar der bekannte Moritz auf, ein Mann von vielen Gedanken, aber ohne tiefern Gehalt. Damals hatte derselbe gerade eine kleine Schrift herausgegeben „Ueber die bildende Nachahmung des Schönen". Dieses Buch nun, sowie die Unterredungen mit Moritz und Wieland,[2] brachten Schillern auf mehrere neue Ideen, die er in das schon angefangene oder vollendete Gedicht einschob, und dergleichen Einschiebungen lassen sich bei näherm Eindringen wohl bemerken; denn es finden sich einige Ausführungen, welche den schon früher klar versinnlichten Gedanken eher verhüllen, als daß sie ihn noch mehr verklärten. Noch deutlicher verrathen aber Störungen im Versbau und der Reimverschlingung spätere Einschiebungen.

Die Verse dieses Gedichtes sind solche jambische Zeilen, die man Gellert'sche Verse nennen könnte, da Gellert sie besonders in Umlauf gebracht hatte. Es herrscht aber in Schillers Künstlern mehr Strenge als bei Gellert; ja gegen das Ende geht der Dichter, was viel Wirkung macht, aus der freiern Versart nach und nach in wirklich lyrischen Rhythmus wiederkehrender Strophen über und hält darin bis

[2] Frau v. Wolzogen erzählt, daß Schiller nach einem Gespräch mit Wieland mehreres verworfen und vierzehn neue Strophen hinzugedichtet habe. Sie meint natürlich Zeilen; denn in Sachsen nennt man oft die Strophen Verse und dagegen die Zeilen Strophen.

an's Ende aus. Im ganzen Gedichte wechseln, wie es bei einer solchen Versart fast nothwendig ist, in der Regel männliche und weibliche Reime mit einander ab;[3] wo daher auf einen weiblichen Reim unmittelbar ein anderer weiblicher folgt, kann man wohl mit Sicherheit auf spätere Einschiebung oder auch auf Weglassung schließen.

Die Künstler erhielten sehr bald nach ihrem Erscheinen in August Wilhelm Schlegel einen Erklärer und Ausleger. Die Arbeit desselben findet sich in der Akademie der schönen Redekünste (herausgeg. von Bürger) vom J. 1790 und ist eine höchst gediegene; doch gesteht der Verfasser, daß ihm nicht alles verständlich sei. Wirklich enthält das Gedicht in manchen Einzelheiten bedeutende Schwierigkeiten, und auch ich will nicht behaupten, daß ich sie alle gelöst habe, nachdem ich jene geistvolle Auslegung und Viehoffs gründlichen Commentar vor mir hatte. Wem überhaupt das ganze Gedicht noch unbekannt ist, der lese es erst für sich wiederholt durch, suche den Zusammenhang des Ganzen zu fassen und auch das Einzelne sich klar zu machen, und dann erst gebrauche er meinen Commentar, den er jetzt erst verstehen, der ihm jetzt auf jeden Fall einzelnes falsch Verstandenes besser erklären wird. Für erwachsenere Jünglinge ist das Lesen dieses Gedichtes unter Leitung eines Lehrers gewiß sehr bildend; manches werden sie freilich noch nicht fassen können, aber es erweckt und erregt alle Geisteskräfte und zwingt den Sinn, ein großes Ganzes zu überschauen und in Sphären einzudringen, die über das Gewohnte hinaus liegen.

Zum Schluß noch einige Bemerkungen Lessings in seiner Dramaturgie (Nr. 70); welche das Verhältnis von Natur und Kunst auseinandersetzen: „In der Natur ist alles mit allem verbunden; alles „durchkreuzt sich, alles wechselt mit allem, alles verändert sich eins in „das andere. Aber nach dieser unendlichen Mannigfaltigkeit ist sie nur „ein Schauspiel für einen unendlichen Geist. Um endliche Geister an „dem Genusse desselben Antheil nehmen zu lassen, mußten diese das „Vermögen erhalten, ihr Schranken zu geben, die sie nicht hat; das „Vermögen, abzusondern, und ihre Aufmerksamkeit nach Gutdünken „lenken zu können. — Dieses Vermögen üben wir in allen Augen„blicken des Lebens, ohne dasselbe würde es für uns gar kein Leben „geben; wir würden vor allzu verschiedenen Empfindungen nichts em„pfinden; wir würden ein beständiger Raub des gegenwärtigen Ein„drucks sein; wir würden träumen, ohne zu wissen, was wir träumten. „Die Bestimmung der Kunst ist, uns in dem Reiche des Schönen „dieser Absonderung zu überheben, uns die Fixirung unserer Auf-

[3] Die Reimfolge abab ist vorherrschend; die beiden andern: abba und aabb kommen seltener vor. Dagegen hat der Grundreim bald einen Gegenreim, bald zwei.

„merksamkeit zu erleichtern; alles was wir in der Natur von einem „Gegenstande absondern oder abzusondern wünschen, sondert sie wirk„lich ab, und gewährt uns diesen Gegenstand so lauter und bündig, „als es nur immer die Empfindung, die er erregen soll, verstattet.“ — Ueber das Verhältnis von Geschichte und Poesie vergl. man Nr. 79 der Dramaturgie.

4. Die Macht des Gesanges.

(1795.)

1. Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er kommt mit Donners Ungestüm,
Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
Und Eichen stürzen unter ihm;
Erstaunt, mit wollustvollem Grausen,
Hört ihn der Wanderer und lauscht,
Er hört die Fluth vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht;
So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

2. Verbündet mit den furchtbar'n Wesen,
Die still des Lebens Faden dreh'n,
Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Wer seinen Tönen widersteh'n?

Str. 1. Der Bau dieser Strophe ist meisterhaft schön. Das erhabne Bild in den ersten acht Zeilen ist als für sich bestehendes Gemälde hingestellt und thut um so größere Wirkung. Man ändre diese Form um in die gewöhnliche Form vergleichender Sätze, und man wird die verschiedene Wirkung sogleich spüren: „Wie ein Felsenstrom, der mit Donners Ungestüm aus Felsenrissen kömmt; dessen Güssen Bergtrümmer folgen, und unter welchem Eichen stürzen; dem der Wandrer ꝛc.“ — Das ganze Bild erinnert an die Worte des Kaisers im Grafen von Habsburg:

Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen —
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.

Str. 2. Die vier ersten Zeilen leiden an der Schillern sehr gewöhnlichen, fatalen Satzverbindung, bei welcher der verkürzte Satz grammatisch ganz falsch bezogen ist. Verbündet mit den furchtbar'n Wesen (etwas hart), bezieht sich grammatisch durchaus auf Wer als auf das Subjekt, da es doch auf Sängers sich beziehen soll. Der Dichter steht mit den Parzen, den Schicksalsgöttinnen, im Bündnis; d. h. er erregt und leitet unsre Gefühle, Gedanken und Bestrebungen, von denen unser Schicksal ab-

Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Hetz;
Er taucht es in das Reich der Todten,
Er hebt es staunend himmelwärts
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.

3. Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude, mit Gigantenschritt,
Geheimnißvoll, nach Geisterweise,
Ein ungeheures Schicksal tritt;
Da beugt sich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt,
Des Jubels nichtiges Getöse
Verstummt, und jede Larve fällt,
Und vor der Wahrheit mächt'gem Siege
Verschwindet jedes Werk der Lüge:

4. So rafft von jeder eiteln Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde
Und tritt in heilige Gewalt;
Den hohen Göttern ist er eigen,
Ihm darf nichts Irdisches sich nahn,
Und jede and're Macht muß schweigen,
Und kein Verhängniß fällt ihn an;
Es schwinden jedes Kummers Falten,
So lang des Liedes Zauber walten.

---

hängt. — Der Stab des Götterboten: Merkur war der Führer der Todten in die Unterwelt und konnte diese auch wieder herauf rufen. Er war überhaupt der Gott der Zauberei. Als solcher hatte er eine Zauberruthe, die erst später sich in einen Heroldsstab umwandelte. Mit dieser Ruthe berührt er die Wachenden und Lebenden, und sie entschlummern und entschlafen des Todes; aber auch die Verstorbnen, und sie erwachen wieder aus ihrem Todesschlummer.

Drauf ergreift er den Stab, womit er vom Orkus die blassen
Seelen ruft und andre zum traurigen Tartarus hinschickt,
Schlummer giebt und benimmt, und die Augen im Tode verschließet.
Virgils Aeneis, Ges. IV., V. 242—245.

Ihm gleicht der Dichter; denn er macht das Herz erstarren und läßt es wieder freudig schlagen. Man könnte die Stelle auch wörtlich verstehen: „Der Dichter führt uns bald in das Todtenreich, bald in den Himmel." So will es aber Schiller nicht verstanden wissen.

Str. 3 und 4. Eine einzige Periode. Im Vordersatze ist wieder die Konstruktion unterbrochen und auf wie folgt ein Hauptsatz, was den Eindruck sehr verstärkt. Die natürliche Konstruktion würde sein: „Wie sich jede Erdengröße, wenn ein ungeheures Schicksal in die Kreise der Freude tritt, dem Fremdling aus der andern Welt bringt" u. s. w. So wie uns ein ungeheures, unvorhergesehenes Schicksal, das nicht von Menschen her-

5. Und wie nach hoffnungsloſem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz,
Ein Kind mit heißen Reuethränen
Sich ſtürzt an ſeiner Mutter Herz:
So führt zu ſeiner Jugend Hütten,
Zu ſeiner Unſchuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Geſang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen.

---

kömmt, ſondern von einer höhern Hand geſchickt ward — ſo wie uns dieſes den Anſichten, Meinungen und Gewohnheiten entrückt, welche Weltſitte, Anſtand und bürgerliche Verhältniſſe uns eingeprägt und aufgebürdet haben: ſo auch die Geſtalten, welche der Dichter vor uns hinzaubert. Wir vergeſſen im Anſchauen derſelben unſre Lage und unſre Verhältniſſe, Gegenwart und Umgebung, und gehen in ein Reich der Phantaſie und der Ideale über. Wir vergeſſen die Wirklichkeit, welche eine Lüge, welche Unnatur iſt, und überlaſſen uns dem Ideale, welches Wahrheit iſt, d. h. innere Wahrheit, unabhängig von den Beſchränkungen der Körperwelt; wir vergeſſen unſern Kummer und die Sorgen unſers Berufs und leben in einer andern Welt.

Str. 5. Wenn uns aber die Dichtkunſt der Wirklichkeit entrückt und durch Schein und Täuſchung in eine andre Welt verſetzt, ſo führt ſie uns auf der andern Seite aus der Welt voll Täuſchung und Schein zurück zur Natur, indem ſie uns die ſchöne, einfache Natur, die wir im Leben oft vermiſſen, wieder vorhält. Man kann dieſe beiden Wirkungen der Dichtkunſt auf die beiden Hauptarten derſelben beziehen, wie Schiller ſie annimmt, die ſentimentale und die naive. Jene entrückt uns der Wirklichkeit ganz und lebt im Ideale, das nie in der Wirklichkeit da war und ſein wird; dieſe ſtellt uns die ſchöne Wirklichkeit, die Natur dar, wie man ſie noch finden kann und findet. Von jener Art der Poeſie iſt Schiller ſelbſt der Repräſentant, von dieſer Göthe, z. B. in Hermann u. Dorothea.

Vom Jahre 1789 an, in dem die „Künſtler“ entſtanden, bis zum Jahr 1795 ſchwieg Schillers Muſe; innerer Drang und äußere Umſtände feſſelten ihn an Philoſophie und Geſchichte und gaben Veranlaſſung zur Mehrzahl ſeiner äſthetiſchen und hiſtoriſchen Schriften. Mit dem Jahr 1794 war ſein äſthetiſches Syſtem befriedigend aus- und durchgearbeitet. Indem er jetzt zugleich in nähere Verbindung mit Göthe trat, fand er von mehreren Seiten Luſt und Anlaß zur Dichtung. Schiller hat von Anfang an als Lebensaufgabe ſeinen Beruf als dramatiſcher Dichter gehalten; lyriſche Dichtungen gehen mehr nur den dramatiſchen Arbeiten nebenher, ſind theilweiſe deren Abſchnitzel. So beginnt mit dem Wallenſtein zugleich wieder die lyriſche Produktion. Theils ſchließt ſie ſich inhaltlich an die philoſophiſch-äſthetiſchen Unterſuchungen und knüpft in dieſer Beziehung auch an die Künſtler; theils tritt bei Schiller jetzt dasſelbe Streben

nach stilvoller Behandlung der dichterischen Gattungen auf, das Göthe als vornehmlichste Frucht seiner italienischen Reise mit nach Hause gebracht hatte. (Siehe Band I, Seite 630.) Daher erscheint nun bei Schiller sofort auch die Elegie und das Epigramm im Stil der Antike. Noch ein Moment ist zu erwähnen, das Schillern jetzt zu einer Quelle von Dichtungen wurde, die äußere Noth des Lebens. Er hatte im Jahr 1790 sich mit Charlotte von Lengefeld verbunden und es galt jetzt, durch gesteigerte Produktion sich eine genügende Einnahme zu verschaffen; Gehalt für seine Professur in Jena erhielt er anfangs gar nicht, später nur in sehr bescheidenem Maße. Zu dem Zwecke gründete er im Jahr 1795 die Horen; schon der erste Jahrgang enthält neben philosophischen und historischen Arbeiten eine Anzahl Gedichte. Die Horen wollten aber nicht recht Boden fassen und wurden bloß bis 1797 fortgesetzt; vom Jahr 1796 an gab Schiller darum seinen Musenalmanach heraus; er hat fünf Jahrgänge erlebt; im Jahr, wo der letzte Musenalmanach herauskam, erschien (1800) Wallenstein und machte den Anfang zu dem schnell nacheinander folgenden Theater von Schiller.

Die Macht des Gesanges eröffnete den ersten Musenalmanach. Ursprünglich begannen die Künstler damit; doch waren die Strophen vorläufig wieder zurückgelegt worden.

Die wunderbare, geheimnisvolle Macht, welche die Dichtkunst auf edle, oft auch auf rohe Gemüther zeigt, war Schillern immer ein Gegenstand tiefer Betrachtung, den er besonders gern poetisch aussprach, wie sich denn das Wunderbare und Geheimnißvolle nicht wohl anders als in Bildern aussprechen läßt. Die Macht des Gesanges steht in enger Beziehung zu den Kranichen des Ibykus. Dieselben Ideen, die er dort in einem epischen Bilde versinnlichte, hat er hier in lyrisch-beschreibenden Bildern zu verkörpern gesucht. Die neunzehnte Strophe der Kraniche:

Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet
Noch zweifelnd jede Brust und bebet ꝛc.

gehört ganz in die Ideen unsers vorliegenden Gedichtes. Auch die Sprache ist ganz die nämliche: dieselbe einfache Pracht, feierliche Haltung, erhabene Ruhe und epische Ausführlichkeit, die dort herrschen, finden sich auch hier, und offenbar hat Schiller in der Macht des Gesanges die tragische Poesie ebenfalls besonders vor Augen gehabt. Ich begreife nicht, wie man dieses Gedicht so oft hat schwülstig und überladen nennen, wie man hat sagen können, der Dichter habe ungeheure Zurüstungen gemacht, um einen sehr gewöhnlichen Gedanken auszudrücken. Es ist hier durchaus nichts unverständliches und unklares, müßiges, bloß zum Schmuck dienendes; keine bloßen Blumen und Blüten, mit denen der eigentliche Gedanke bloß umkleidet und verziert wäre, keine leeren, nichtssagenden Epitheta; sondern im Dichter ist die Idee gleich im Bilde geschaffen und entstanden, und das Bild erzeugt wieder die Idee unmittelbar. Allerdings ist eine Masse von

Bildern, die denjenigen, der die ganze Idee nicht faßt, gleichsam erdrückt; aber diese Masse von Bildern ist hier etwas natürliches, da sich, wie gesagt, das Geheimnisvolle, Wunderbare gar nicht anders versinnlichen läßt als in Bildern. Aber die Sache ist eben die, daß viele die ganze Idee nicht gefaßt haben. Manche wollen geradezu die ganze Macht der Dichtkunst für etwas nichtiges erklären; diesen kann also das ganze Gedicht auch nur als Unsinn vorkommen. Gegen sie spricht das Zeugniß der edelsten Menschen, die sich aus dem Gewirre des Lebens gern in die Gärten der Poesie retteten und da Trost und Erholung fanden.*

Bedeutender ist der Vorwurf, daß es dem Ganzen der Darstellung an der Einheit der Anschauung fehle, und dieser Vorwurf läßt sich nicht ganz beseitigen; in der That hat das Bild der ersten Strophe eine ganz andere Anschauung als das übrige des Gedichtes und läßt sich nicht mit demselben in eine Einheit der Auffassung vereinigen. Die Vergleichungen sind ganz verschiedenen Sphären entnommen. Ein ähnlicher Uebelstand findet in der letzten Strophe statt. Der Anfang derselben berührt jenes elegische Sehnen der Unschuld und zum Frieden mit der Natur in ethisch-religiöser Beziehung, und am Ende sinkt diese Vorstellung zu dem Gegensatze der Natur mit der künstlerischen Regel herunter.

Zum Schlusse eine Stelle aus einem Briefe Humboldts an Schiller (Brief XII): „Die Macht der Dichtkunst, vorzüglich das Unbegreifliche, mit einer bessern Natur Verwandte derselben, ist auf eine erhabene Art geschildert. Das große und schauervolle Bild am Eingange bereitet die Seele prächtig zu der ernsten und feierlichen Stimmung vor, die das Ganze hervorbringen muß, und die gleich anfangs durch die edle Einfachheit der Anwendung des Bildes in den beiden Versen: „So strömen“ u. s. w. so sehr befestigt wird. Die gleich darauf folgenden Verse eröffnen dem Geist auf einmal eine unabsehliche Tiefe. Der Dichter steht mit den Schicksalsgöttinnen im Bündnis, und sie theilen ihre Macht mit ihm. Das geheime Leben und die innere Kraft jedes Wesens, von welcher seine sichtbaren Veränderungen nur unvollkommene und vorübergehende Erscheinungen sind, und auf deren unmittelbarem und insofern unerkanntem Wirken dasjenige beruht, was wir Schicksal nennen — diese Kraft ist es, welche die Kunst des Dichters in Bewegung zu setzen, und auf die er zu wirken versteht. Aus ihr quillet im Menschen die Schönheit, die sein Gebiet ausmacht, und da jene Kraft zugleich die erste Ursache aller Bewegung, mithin der einzige Sitz der Freiheit ist, so eignet

* Ich erwähne hier nur Herdern, der eben so groß und thätig in seinem Amte und im wirklichen Leben dasteht, wie er als einer der ersten Genien im Reiche der Kunst und Wissenschaft glänzt. „Irgend eine schöne Poesie konnte seine Seele in Ermüdung oder Mißstimmung wieder heiter stimmen; er selbst erhob und tröstete sich, wenn er ein Gedicht schrieb,“ sagt der Vorredner zu seinen Gedichten.

er sich nun, gleichsam durch ein Einverständniß mit ihr, jenes wunderbare Vermögen an, der Phantasie das Gesetz zu geben, ohne ihre Freiheit zu verletzen. Denn daß er das Letztere nicht thut, sagt der Rest der Strophe so schön. Seine Macht ist ein Zauber; er beherrscht das bewegte Herz, also durch die eigne Kraft desselben, und steht, zwischen Ernst und Spiel, in der Mitte. Die beiden letzten Verse: „Und wiegt es“ u. s. w. sind unglaublich schön und malerisch. Die Leichtigkeit, welche vorzüglich in dem Ende dieser Strophe herrscht und die Furchtbarkeit einer unwiderstehlichen Macht mildert, hilft den schauervollen Eindruck vermehren, welchen die beiden folgenden Strophen machen. Man fühlt sich ganz von dem ergriffen, was Sie schildern, und jede Zeile, jeder Ausdruck verstärkt die Wirkung. In der letzten Strophe ruht die bewegte Phantasie wieder schön aus. Die Macht des Dichtens ist nicht wild und eigensinnig; sie ist eine milde Größe und hebt den Menschen nur zu den Göttern empor, um ihm eine höhere Menschlichkeit wieder zu geben.“

---

5. Sprüche des Confuzius.[1]

1.

(1795.)

Dreifach ist der Schritt der Zeit:
Zögernd kommt die Zukunft hergezogen,
Pfeilschnell ist das Jetzt entflogen,
Ewig still steht die Vergangenheit.

Keine Ungeduld beflügelt
Ihren Schritt, wenn sie verweilt;
Keine Furcht, kein Zweifeln zügelt
Ihren Lauf, wenn sie enteilt;
Keine Reu, kein Zauberſegen[2]
Kann die stehende bewegen.

Möchtest du beglückt und weise
Endigen des Lebens Reise:[3]

---

[1] Bloß der erste dieser Sprüche stand im Musenalmanach von 1796; der zweite erst im Jahrgang 1800. Ob hier wirklich Sprüche des chinesischen Weisen Confuzius zu Grunde liegen, weiß ich nicht; der zweite ist ohne Zweifel Schillers völliges Eigenthum. Beide Sprüche gehören der reinen Lehrdichtung an; auch der Gang ist der des Unterrichts: zuerst der allgemeine Satz, dann Auseinanderlegung desselben; darauf Folgerungen; zuletzt Anwendung auf den Zuhörer. — [2] Beschwörung. Reue und Wünsche rufen die Vergangenheit nicht zurück. — [3] Bedingender Satz: Wenn du ꝛc.

Nimm die zögernde zum Rath,
Nicht zum Werkzeug deiner That.[4]
Wähle nicht die fliehende zum Freund,
Nicht die bleibende zum Feind.[5]

[4] Achte auf die Zukunft; rechne aber bei der Ausführung deiner That nicht so auf ihre Hilfe, daß jene unterbleiben müßte, wenn gewisse Berechnungen nicht einträfen. — [5] Die Vergangenheit wird dir feind, wenn du sie ganz falsch angewendet hast. Die Prädikate Freund und Feind zum Subjekte Vergangenheit zeugen, wie hier der reine Gedanke vorherrschend ist und die eigentliche poetische Kraft in den Hintergrund tritt; denn sonst müßte es natürlich Freundin, Feindin heißen. Man vergl. übrigens Klopstocks Ode: Das Gegenwärtige.

2.

(1799.)

Dreifach ist des Raumes Maß.
Rastlos fort ohn' Unterlaß
Strebt die Länge fort in's Weite;
Endlos gießet sich die Breite;
Grundlos senkt die Tiefe sich.
Dir ein Bild sind sie gegeben:[1]
Rastlos vorwärts mußt du streben,[2]
Nie ermüdet stille stehn,
Willst du die Vollendung sehn;
Mußt in's Breite dich entfalten,
Soll sich dir die Welt gestalten;[3]
In die Tiefe mußt du steigen,
Soll sich dir das Wesen zeigen.[4]
Nur Beharrung führt zum Ziel;[5]
Nur die Fülle führt zur Klarheit,
Und im Abgrund wohnt die Wahrheit.[6]

TAYLOR INST. OXFORD

[1] Ein Vorbild, wie du die Welt verstehen lernen und Einsicht gewinnen kannst. — [2] Du mußt nie glauben, schon auf dem letzten Punkte angelangt zu sein, so daß du mit deinem Wissen abschließen könntest. — [3] Du mußt dich nicht einseitig auf einem Gebiete umsehen, sondern alle Seiten der Welt in's Auge fassen. — [4] Du mußt in der äußern Erscheinung der Dinge nicht die Wahrheit suchen, sondern in ihr Inneres dringen. — [5] Diese Zeile hat keinen Gegenreim. Früher stand aber vorher:

Mußt in's Weite dich entfalten
Mit allfassendem Gefühl,
Soll sich ꝛc.

[6] Die drei letzten Zeilen fassen das früher Gesagte noch einmal in kurzen Zügen zusammen: Nur wenn du nie müde wirst, gelangst du zu Ergebnissen; nur durch die Fülle des Erkennens und durch die Uebersicht des Ganzen wird dir das Einzelne klar; und das Eindringen in's Innere der Erscheinungen führt zur Einsicht. In Bezug auf die letzten beiden Zeilen mögen Kants Worte hier stehen: „Begriffe ohne Anschauungen sind leer; Anschauungen ohne Begriffe sind blind."

6. Pegasus im Joche.

(1795.)

Auf einen Pferdemarkt — vielleicht zu Haymarket,
Wo andre Dinge noch in Waare sich verwandeln,[1]
Bracht' einst ein hungriger Poet
Der Musen Roß, es zu verhandeln.

Hell wieherte der Hippogryph,[2]
Und bäumte sich in prächtiger Parade;
Erstaunt blieb jeder stehn und rief:
Das edle, königliche Thier! Nur Schade,
Daß seinen schlanken Wuchs ein häßlich Flügelpaar
Entstellt! Den schönsten Postzug würd' es zieren.
Die Race, sagen sie, sei rar,
Doch wer wird durch die Luft kutschieren?
Und keiner will sein Geld verlieren.
Ein Pachter endlich faßte Muth.
Die Flügel zwar, spricht er, die schaffen keinen Nutzen,
Doch die kann man ja binden oder stutzen,
Dann ist das Pferd zum Ziehen immer gut.
Ein zwanzig Pfund, die will ich wohl dran wagen;
Der Täuscher, hoch vergnügt, die Waare loszuschlagen,
Schlägt hurtig ein. „Ein Mann, ein Wort,"
Und Hans trabt frisch mit seiner Beute fort.

Das edle Thier wird eingespannt;
Doch fühlt es kaum die ungewohnte Bürde,
So rennt es fort mit wilder Flugbegierde,
Und wirft, von edelm Grimm entbrannt,
Den Karren um an eines Abgrunds Rand.
Schon gut! denkt Hans. Allein darf ich dem tollen Thiere
Kein Fuhrwerk mehr vertraun. Erfahrung macht schon klug.

---

[1] Nämlich Weiber. Haymarket ist ein alter Flecken in England. Nach uralten Rechten hat jeder Mann in der umliegenden Gegend das Recht, sein untreues Weib an einem Stricke hierher zu führen und hier zu verkaufen. Noch im vorigen Jahrhunderte soll der Fall vorgekommen sein. — [2] Der Hippogryph ist eigentlich ein ganz anderes Thier als der Pegasus der Alten; er kömmt bei den italienischen Dichtern Bojardo und Ariosto vor, bei letzterem als Roß des Zauberers Atlas (Roland, Ges. 4), ist der Bastard des Vogels Greif, welcher selbst halb Löwe, halb Vogel war, und einer Stute, und hat auch in seiner Bedeutung mit dem Musenrosse gar nichts zu thun. Wieland aber schob in seinem Oberon den Hippogryphen als ein Fabelthier des Mittelalters sehr richtig an die Stelle des Pegasus, und es ist leicht möglich, daß Schiller wirklich glaubte, beide Thiere seien eins.

Doch morgen fahr' ich Passagiere,
Da stell' ich es als Vorspann in den Zug.
Die muntre Krabbe[3] soll zwei Pferde mir ersparen;
Der Koller[4] giebt sich mit den Jahren.

Der Anfang gieng ganz gut. Das leicht beschwingte Pferd
Belebt der Klepper Schritt, und pfeilschnell fliegt der Wagen.
Doch was geschieht? Den Blick den Wolken zugekehrt,
Und ungewohnt, den Grund mit festem Huf zu schlagen,
Verläßt es bald der Räder sich're Spur,
Und, treu der stärkeren Natur,
Durchrennt es Sumpf und Moor, geackert Feld und Hecken;
Der gleiche Taumel faßt das ganze Postgespann;
Kein Rufen hilft, kein Zügel hält es an,
Bis endlich, zu der Wandrer Schrecken,
Der Wagen, wohl gerüttelt und zerschellt,
Auf eines Berges steilem Gipfel hält.

Das geht nicht zu mit rechten Dingen!
Spricht Hans mit sehr bedenklichem Gesicht;
So wird es nimmermehr gelingen;
Laß sehn, ob wir den Tollwurm[5] nicht
Durch magre Kost und Arbeit zwingen.
Die Probe wird gemacht. Bald ist das schöne Thier,
Eh' noch drei Tage hingeschwunden,
Zum Schatten abgezehrt. Ich hab's, ich hab's gefunden,
Ruft Hans. Jetzt frisch, und spannt es mir
Gleich vor den Pflug mit meinem stärksten Stier.

Gesagt, gethan. In lächerlichem Zuge
Erblickt man Ochs und Flügelpferd am Pfluge.
Unwillig steigt der Greif und strengt die letzte Macht
Der Sehnen an, den alten Flug zu nehmen;
Umsonst, der Nachbar schreitet mit Bedacht,
Und Phöbus stolzes Roß muß sich dem Stier bequemen,
Bis nun, vom langen Widerstand verzehrt,
Die Kraft aus allen Gliedern schwindet,
Vom Gram gebeugt, das edle Götterpferd
Zu Boden stürzt und sich im Staube windet.

---

[3] Ein norddeutsches Wort, welches in Süddeutschland Kropf, Krapf lautet: Verächtliche oder komische Bezeichnung eines kleinen, unansehnlichen Persönleins oder Thieres, das mit großer Rührigkeit begabt ist. Verwandt mit krabbeln, Krebs. — [4] So nennt man die Tollheit der Pferde, während welcher sie beständig toben und wüthen. Hier überhaupt Wildheit. — [5] Nicht das Pferd etwa wird Tollwurm genannt, sondern die Raserei desselben. Bekanntlich soll der Tollwurm ein Wurm sein, den die Hunde unter der Zunge hätten, und der ihnen weggeschnitten werden müßte, wenn sie nicht toll werden sollten.

Verwünschtes Thier! bricht endlich Hansens Grimm
Laut scheltend aus, indem die Hiebe flogen.
So bist du denn zum Ackern-selbst zu schlimm!
Mich hat ein Schelm mit dir betrogen.

Indem er noch in seines Zornes Wuth
Die Peitsche schwingt, kommt flink und wohlgemuth
Ein lustiger Gesell die Straße hergezogen.
Die Zither klingt in seiner leichten Hand,
Und durch den blonden Schmuck der Haare
Schlingt zierlich sich ein goldnes Band.
Wohin, Freund, mit dem wunderlichen Paare?
Ruft er den Bau'r von weitem an.
Der Vogel und der Ochs an einem Seile,
Ich bitte dich, welch ein Gespann!
Willst du auf eine kleine Weile
Dein Pferd zur Probe mir vertrau'n?
Gieb acht, du sollst dein Wunder schau'n.

Der Hippogryph wird ausgespannt,
Und lächelnd schwingt sich ihm der Jüngling auf den Rücken.
Kaum fühlt das Thier des Meisters sich're Hand,
So knirscht es in des Zügels Band,
Und steigt, und Blitze sprühn aus den beseelten Blicken.
Nicht mehr das vor'ge Wesen, königlich,
Ein Geist, ein Gott, erhebt es sich,
Entrollt mit einemmal in Sturmes Wehen
Der Schwingen Pracht, schießt brausend himmelan,
Und eh' der Blick ihm folgen kann,
Entschwebt es zu den blauen Höhen.

Pegasus im Joche, oder wie es früher hieß, Pegasus in der Dienstbarkeit, stammt ebenfalls aus dem Musenalmanach von 1796. Wie die wenige Monate später gedichtete Theilung der Erde beschäftigt sich das Gedicht mit dem bösen Erdenschicksal des Dichters. Die Heiterkeit, mit der Schiller offenbar sein eigenes Schicksal erzählt, ist ein Beweis für die Freiheit dichterischer Stimmung, der er damals genoß. Schiller besaß von Natur ein kleines Maß von Humor; er wußte aber recht gut, wie unentbehrlich der Humor für den Dichter sei und bemühte sich, ihn möglichst zu pflegen.

Im Reiche der Einbildungskraft, das ist etwa der Sinn dieser Allegorie, ist der Dichter freilich Herr; er will aber doch auch hier unten leben und Brot haben. Vermöge seines Talents glaubt er, dieses finden zu müssen; er bietet also dem gemeinen Wesen seine Dienste an. Allein die Welt kann ihn nicht gebrauchen; sein Talent gefällt zwar, die Menge bewundert ihn; aber wer will einem solchen Kopfe voll Feuer und Phantasie die Geschäfte des Tages anver-

trauen? Gerade das Herrlichste an ihm, die Erhebung über die Wirklichkeit (die Flügel), tadelt die Menge; denn sie will alles auf dem gewohnten Wege der Prosa abgethan wissen. Endlich erhält der Dichter eine bürgerliche Anstellung; aber gewohnt, alles anders zu betrachten als die übrigen Menschenkinder, und über den behutsamen Gang des Geschäftslebens hinauszuschweifen, tritt er sehr bald aus dem Geleise; die dürftige Beschäftigung seines Amtes ist ihm ein Druck, und er bringt alles in Unordnung. Einem dichterischen Kopfe, das lehrt die Erfahrung, darf man also die Führung eines Geschäfts nicht anvertrauen; aber im Verein mit andern eingeübten Arbeitern wird er vielleicht brauchbar sein; sein Feuer belebt die Langsamkeit der andern, sein Genie hilft vielleicht, wo diese nicht weiter können. Eine andre Anstellung ist da; das Genie arbeitet mit der Routine. Im Anfang geht es gut; aber bald vergißt jenes wieder, wo es ist, vergißt ganz, daß ihm sein Weg vorgeschrieben ist, will als Genie selbst schaffen und eigenmächtig wirken; sein Feuer wirkt allerdings auch auf die andern; allein zum Verdruß der Vorgesetzten, deren Plane und Entwürfe über den Haufen geworfen werden. Hier ist nichts mehr möglich, als daß man das Genie hungern läßt, damit es sich der Bedürfnisse der Wirklichkeit erinnert, und dies hilft auch wirklich. Aus Noth muß er sich zu den geringsten Diensten verstehen, die sonst jeder Dummkopf (ein Ochs) verrichten kann. Dieser Zustand löscht aber nicht nur sein Feuer, sondern lähmt seine Kraft und vernichtet sein ganzes Dasein. Hohn und Verachtung treffen den unnützen Fresser. Endlich erblickt ihn das Auge, das sein Wesen erkennt und ihn in eine andre Lage versetzt; die Herrlichkeit des Verschmähten wird kund, indem es ihm nun vergönnt ist, unbesorgt um die Forderungen der baaren Wirklichkeit dem Ideale nachzufliegen.

Wer erkennt in dieser Satyre nicht das Schicksal mancher Dichter, die im eigentlichen Sinne verhungerten, weil sie sich nicht in den Gang des Geschäftslebens finden konnten oder eigne Ideen verfolgten, oder überhaupt untüchtig waren, die Forderungen des praktischen Lebens zu erfüllen, z. B. Bürger, Lessing, Tasso. Bei vielen erscheint die letzte Apotheose nicht einmal, wenigstens erscheint Apollo nicht bei ihrem Leben, sondern erst nach ihrem Tode müssen sie ihre Verherrlichung erwarten. Dabei ist aber wohl zu beherzigen, daß der Dichter allerdings wünschen und fordern kann, daß die Welt ihn als Dichter aufnimmt und ihm nichts zumuthet, was seiner unwürdig ist; daß aber auf der andern Seite die Welt doch auch berechtigt ist, zu fordern, daß der Dichter auch etwas thue und nicht ganz vergesse, wo er sei. Wir haben ein Epigramm von Schiller:

Adel ist auch in der sittlichen Welt; gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie thun; edle mit dem, was sie sind.

Dieser Ausspruch ist aber ein sehr bedenklicher; denn im allgemeinen kann kein Mensch anders beweisen, was er ist, als durch das,

was er thut, und wenn wir auch den Dichter allerdings als Dichter lieben und anstaunen; so ist er doch auch Mensch, und die Achtung, welche er fordert, trifft immer mit den Menschen und seine Handlungen.

---

7. Die Theilung der Erde.

(1795.)

1. Nehmt hin die Welt! rief Zeus von seinen Höhen
Den Menschen zu; nehmt, sie soll euer sein.
Euch schenk' ich sie zum Erb' und ew'gen Lehen;
Doch theilt euch brüderlich darein.

2. Da eilt, was Hände hat, sich einzurichten;
Es regte sich geschäftig jung und alt;
Der Ackermann griff nach des Feldes Früchten,
Der Junker pirschte durch den Wald.

3. Der Kaufmann nimmt, was seine Speicher fassen;
Der Abt wählt sich den edeln Firnewein;[1]
Der König sperrt die Brücken und die Straßen,
Und sprach: der Zehente ist mein.

4. Ganz spät, nachdem die Theilung längst geschehen,
Naht der Poet, er kam aus weiter Fern';
Ach! da war überall nichts mehr zu sehen,
Und Alles hatte seinen Herrn!

5. Weh mir! So soll denn ich allein von allen
Vergessen sein, ich, dein getreuster Sohn?
So ließ er laut der Klage Ruf erschallen,
Und warf sich hin vor Jovis Thron.

6. Wenn du im Land der Träume dich verweilet,
Versetzt der Gott, so hadre nicht mit mir!
Wo warst du denn, als man die Welt getheilet?
Ich war, sprach der Poet, bei dir.

---

[1] Firn heißt eigentlich so viel als vorjährig. In Süddeutschland und der Schweiz ist dies Wort noch sehr gewöhnlich, lautet aber nie firn, sondern fernd oder fehrig. Firnewein (in der Schweiz ferndriger Wein) ist also eigentlich vorjähriger Wein; im weitern Sinne aber überhaupt alter Wein im Gegensatze des neuen. So auch bei Schiller. Die ganze Strophe hieß früher:

Der Kaufmann füllte sein Gewölb; die Scheune
Der Fermier, das Faß der Seelenhirt;
Der König sagte: Jeglichem das Seine,
Und mir zollt, was geerntet wird!

7. Mein Auge hieng an deinem Angesichte,
An deines Himmels Harmonie mein Ohr;
Verzeih' dem Geiste, der, von deinem Lichte
Berauscht, das Irdische verlor!

8. Was thun? spricht Zeus; die Welt ist weggegeben;
Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein.
Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen sein.

Die Theilung der Erde erschien zuerst in den Horen vom Jahr 1795 und zwar in etwas anderer Form, die man in Gödeke's kritischer Ausgabe, XI, Seite 62 nachlesen kann.

8. Die Ideale.

(1795.)

1. So willst du treulos von mir scheiden
Mit deinen holden Phantasien,
Mit deinen Schmerzen, deinen Freuden,
Mit allen unerbittlich fliehn?
Kann nichts dich, Fliehende! verweilen,
O! meines Lebens goldne Zeit?
Vergebens, deine Wellen eilen
Hinab in's Meer der Ewigkeit.

2. Erloschen sind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt;
Die Ideale sind zerronnen,
Die einst das trunkne Herz geschwellt.[1]
Er ist dahin der süße Glaube
An Wesen, die mein Traum gebar,
Der rauhen Wirklichkeit zum Raube,
Was einst so schön, so göttlich war.

3. Wie einst mit flehendem Verlangen
Pygmalion den Stein umschloß,
Bis in des Marmors kalte Wangen
Empfindung glühend sich ergoß,

[1] In der ersten Gestalt kommen hier folgende Zeilen:

Die schöne Frucht, die kaum zu keimen
Begann, da liegt sie schon erstarrt.
Mich weckt aus meinen frohen Träumen
Mit rauhem Arm die Gegenwart.

Die Wirklichkeit mit ihren Schranken
Umlagert den gebundnen Geist.
Sie stürzt, die Schöpfung der Gedanken;
Der Dichtung schöner Flor zerreißt.

So schlang ich mich mit Liebesarmen
Um die Natur, mit Jugendlust,
Bis sie zu athmen, zu erwarmen
Begann an meiner Dichterbrust,[2]

4. Und theilend meine Flammentriebe,
Die Stumme eine Sprache fand,
Mir wiedergab den Kuß der Liebe,
Und meines Herzens Klang verstand;
Da lebte mir der Baum, die Rose,
Mir sang der Quellen Silberfall,
Es fühlte selbst das Seelenlose
Von meines Lebens Wiederhall.[3]

5. Es dehnte mit allmächt'gem Streben
Die enge Brust ein kreisend All,[4]
Heraus zu treten in das Leben,[5]
In That und Wort, in Bild und Schall.[6]

---

[2] Die letzten vier Zeilen hießen früher:

So schlangen meiner Liebe Knoten
Sich um die Säule der Natur,
Bis durch das starre Herz der todten
Der Strahl des Lebens zuckend fuhr.

[3] Das Seelenlose war das Echo meines Lebens, d. h. mein Leben, meine Gefühle trug ich auf das Seelenlose über. — Unter dem Seelenlosen versteht der Dichter entweder dasselbe, was er vorher durch einzelne Bilder, Baum, Rose, Quelle, gegeben hat, und dann stehen beide Zeilen ganz müßig; denn wenn schon gesagt ist, daß ihm das Seelenlose, d. h. Baum, Rose ꝛc. lebten, wozu nun erst hinzufügen, daß diese Dinge seelenlos sind — oder er meint unter dem Seelenlosen die unorganische und bewegungslose Masse, z. B. Stein und Fels, und daß dies der Sinn ist, lehrt das selbst; er unterscheidet das Seelenlose vom Baume und dem Bache. Der Ausdruck ist aber als unpoetisch zu tadeln; denn keine Worte passen doch weniger für den Dichter, sobald er etwas bestimmtes bezeichnen will, als solche, welche nur den allgemeinen abstrakten Gattungsbegriff geben. Dem Baume, der Rose, der Quelle konnte nur der Fels, der Stein, der Berg gegenüberstehen. — [4] Hier ist eine Versetzung der Adjektive vorgefallen oder eine falsche Anwendung derselben. Kreisen heißt: in Geburtsschmerzen liegen. Der Dichter braucht es aber vom Kinde, das geboren sein will. Die Brust des Dichters ist eigentlich die Mutter, die eine Welt gebären will; die Brust kreist also eigentlich, nicht die Welt. Indeß ist die Uebertragung eines Verbalbegriffs auf das entgegengesetzte Subjekt durchaus nicht unerhört; eine Menge Verba haben nach und nach eine doppelte Bedeutung (des Bewirkens und des Entstehens) angenommen. — [5] Natürlich nicht die Brust, sondern das All. Eine Welt lebte in meiner Brust, die heraustreten und Gestalten annehmen wollte. Begreiflich spricht der Dichter im eigentlichsten Sinne von sich, dem Dichter, der die Welt, die in ihm lebt, äußerlich gestalten will. Zugleich charakterisiert er hier sehr naiv die Art seiner Dichtung; denn Schiller nahm nicht die äußere Welt in sich auf, sondern gestaltete stets seine Welt. — [6] Entweder stehen hier That und Wort dem Bild und Schall gegenüber, oder die

Wie groß war diese Welt[7] gestaltet,
So lang' die Knospe sie noch barg;
Wie wenig, ach! hat sich entfaltet,
Dies wenige, wie klein und karg![8]

6. Wie sprang, vom kühnen Muth beflügelt,
Beglückt in seines Traumes Wahn,
Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Bahn.
Bis an des Aethers bleichste Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug;
Nichts war so hoch und nichts so ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug.

7. Wie leicht ward er dahin getragen,
Was war dem Glücklichen zu schwer!
Wie tanzte vor des Lebens Wagen
Die luftige Begleitung her!

Begriffe sind verschränkt, so daß That dem Bild, Wort dem Schall entspricht. — Jener Erklärung nach stellt er das Leben (That und Wort) der Kunst (Bild und Schall) entgegen; dieser zufolge innerhalb der Kunst die erfindende und bildende Kraft (That und Bild) der Wirksamkeit des Sängers (Wort und Schall). — [7] Die Welt im Busen des Dichters. — [8] Was ich als Dichter groß und unendlich in mir fühlte, wie klein kam es heraus, als ich ihm Form gegeben hatte und es nun als Kunstwerk da stand! Nicht davon spricht er, daß die äußere Welt vor seinem Blicke verschrumpft wäre, sondern davon, daß die bildende Kraft in ihm des im Busen Lebenden nicht mächtig werden konnte, um es eben so großartig und lebendig darzustellen, als er es gedacht und gefühlt hatte. Die Knospe ist sein Herz, sein Busen, und sehr glücklich nennt er es so. Jede Schöpfung eines Künstlers ist einer Blume zu vergleichen, die, ehe sie vor die Augen der Welt tritt, schon vorhanden ist, aber noch in der Knospe liegt. Im Dichter lebt das Gedicht schon, ehe es in Wort und Schall sich gestaltet.

Str. 6. Diese Strophe war früher Nachsatz einer andern und begann auch anders:

Wie aus des Berges stillen Quellen
Ein Strom die Urne langsam füllt,
Und jetzt mit königlichen Wellen
Die hohen Ufer überschwillt;
Es werfen Steine, Felsenlasten
Und Wälder sich in seine Bahn;
Er aber stürzt mit stolzen Massen
Sich rauschend in den Ocean:

So sprang, von kühnem Muth beflügelt,
Ein reißend-bergab rollend Rad,
Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Pfad;
Bis an des Aethers ꝛc.

Das Gleichnis des Vordersatzes war undeutlich und eher störend als erhellend, und daß im Nachsatze wieder ein anderes Gleichniß — ein reißend bergab rollend Rad — erschien, war unpassend und erinnert an das Ideal und das Leben, Str. 6 u. 7.

Die Liebe mit dem süßen Lohne,
Das Glück mit seinem goldnen Kranz,
Der Ruhm mit seiner Sternenkrone,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz!

8. Doch ach! schon auf des Weges Mitte
Verloren die Begleiter sich;
Sie wandten treulos ihre Schritte,
Und einer nach dem andern wich.
Leichtfüßig war das Glück entflogen;
Des Wissens Durst blieb ungestillt;
Des Zweifels finstre Wetter zogen
Sich um der Wahrheit Sonnenbild.

9. Ich sah des Ruhmes heil'ge Kränze
Auf der gemeinen Stirn entweiht.
Ach! allzuschnell nach kurzem Lenze
Entfloh die schöne Liebeszeit.
Und immer stiller wards und immer
Verlass'ner auf dem rauhen Steg;
Kaum warf noch einen bleichen Schimmer
Die Hoffnung auf den finstern Weg.

10. Von all dem rauschenden Geleite,
Wer harrte liebend bei mir aus?
Wer steht mir tröstend noch zur Seite,
Und folgt mir bis zum finstern Haus?
Du, die du alle Wunden heilest,
Der Freundschaft leise, zarte Hand,
Des Lebens Bürden liebend theilest,
Du, die ich frühe sucht' und fand.

11. Und du, die gern sich mit ihr gattet,[9]
Wie sie, der Seele Sturm beschwört,
Beschäftigung,[10] die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,

---

[9] Beschäftigung gattet sich gern mit Freundschaft. Man sieht daraus, was für Freunde der Dichter meint: solche, welche den Geist des Freundes anregen zum Bilden und Schaffen, und in deren Umgange ein ewiger Austausch stattfindet. — [10] Dieser Ausdruck ist zu prosaisch und allgemein; freilich möchte auch schwer ein Ausdruck zu finden sein, der in einem Worte das sagt, was der Dichter meint. Thätigkeit wäre schon kräftiger, aber paßte nicht hierher; denn Thätigkeit ist die Uebung der Kräfte überhaupt und der Dichter meint eine Thätigkeit, aus welcher etwas hervorgeht; er redet von seiner poetischen Thätigkeit. — Bezeichnend wäre Wirksamkeit, aber auch zu prosaisch. Das Volk braucht in vielen Provinzen einen Ausdruck, der ganz hierher gehört: das Schaffen.

Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

Musenalmanach vom Jahr 1796. Auch dieses Gedicht ist noch subjektiverer Natur als weitaus die Mehrzahl der spätern und schaut insofern rückwärts zur zweiten Periode. Andrerseits jedoch ist es der Ausdruck des neuen, beruhigten Seelenlebens, das der Dichter jetzt gewonnen hatte. Hätte Schiller dieses Thema, obgleich es eben für ihn mehr als ein Thema, ein Erlebnis, eine durchlebte Stimmung ist, später behandelt, so hätte die Elegie die Distichenform angenommen und wäre schon dadurch beruhigter geworden.

Man hat viel an den Idealen getadelt, vorzüglich die Ueberfülle von Bildern in der ersten Hälfte und das Springen von einem Bilde in's andere, ein Uebelstand, den Schiller durch seine spätere Ueberarbeitung selbst anerkannte. Der Hauptvorwurf ist aber der, daß das Ideal des Dichters selbst ein ganz unbestimmtes ist und nicht deutlich wird, wie sich die vier Begleiter vor dem Lebenswagen in Str. 8 dazu verhalten. Das Glück mit dem goldnen Kranze, der Ruhm mit der Sternenkrone sind wenigstens dem allgemeinen Ideale nicht wesentlich, das der Dichter in Str. 3 und 4 mit so schwärmerischer und beglückter Liebe umarmt. Die Anschauung dieses Ideals und jene Begleitung ist eine ganz verschiedene und schwer zu vereinigen. Fragt man ferner nach der Zuverlässigkeit der Freundschaft, nach der Bedeutung und der Zulässigkeit des Zweckes der Beschäftigung, auf welche die Resignation so ermattet herabfällt, so entstehen neue Zweifel. Nie ist die Freundschaft zuverlässig, als wenn alle Wahrheit aus dem Leben verschwunden oder auch nur verhüllt ist. Was bedeutet der Bau der Ewigkeiten, wenn dem Dichter kein allgemeiner Zweck und wenigstens insofern kein idealer vorschwebt; und was ist hier die Schuld der Zeiten, von der durch die Arbeit die einzelnen Theile gestrichen und abgetragen werden? Der Hauptfehler des Gedichtes ist also Mangel an Einheit der Anschauung. Freilich hat sich Schiller ganz subjektiv aussprechen wollen. Er selbst sagt in einem Briefe an Humboldt (XVII): „Die Ideale sind ein klagendes Gedicht, wo eigentlich Gedrängtheit nicht an ihrer Stelle sein würde. Auch kenne ich unter Altem und Neuem aus diesem Genre nichts, dem Sie nicht eben diesen Vorwurf* machen könnten. Die Klage ist ihrer Natur nach wortreich, und hat immer etwas erschlaffendes, denn die Kraft kann ja nicht klagen. Ueberhaupt ist dieses Gedicht mehr ein Naturlaut (wie Herder es nennen würde) und als eine Stimme des Schmerzens, der kunstlos und vergleichungs-

* Daß ihm Stärke und Feuer fehle.

weise auch formlos ist, zu betrachten. Es ist zu subjektiv (individuell) wahr, um als eigentliche Poesie beurtheilt werden zu können; denn das Individuum befriedigt dabei ein Bedürfniß; es erleichtert sich von einer Last, anstatt daß es in Gesängen anderer Art vom innern Ueberfluß getrieben, dem Schöpfungsdrange nachgiebt. Die Empfindung, aus der es entsprang, theilt es auch mit, und auf mehr macht es, seinem Geschlecht nach, nicht Anspruch. Indessen begreife ich wohl, daß es auf Sie diese Wirkung haben mußte, weil Ihre Tendenz mehr auf das Energische und den Gedanken, als das Rührende geht; nur hätte ich geglaubt, daß, nachdem Sie dieser Wirkung nachgedacht, Sie den Grund in der Gattung selbst finden würden. Auch von Körnern begreife ich nicht recht, daß ihm entgangen ist, warum ich dieses Gedicht matt schließe. Es ist das treue Bild des menschlichen Lebens. Mit diesem Gefühl der ruhigen Einschränkung wollte ich meinen Leser entlassen."

So hat der Dichter selbst den Gesichtspunkt angegeben, aus welchem man dieses Gedicht betrachten soll. Nur was er vom Naturlaute sagt, dem kann man doch unmöglich beistimmen. Es mag wahr sein, der Dichter hat hier einem Bedürfnis genug gethan, und in sofern ist der Inhalt des Gedichtes reine Natur; allein deßhalb ist es kein Naturlaut, denn sonst müßte die Form auch einfacher und natürlicher sein, und dies ist keineswegs der Fall. Der Haupttadel, der das Gedicht trifft, ist daher doch wohl der, daß Form und Inhalt nicht gut zusammentreffen; es spricht sich hier eine natürliche, einfache Empfindung aus, sie spricht sich aber nicht natürlich und einfach aus; Form und Inhalt widerstreiten also einander, und deßhalb mag wohl für viele das Gedicht etwas peinliches haben, und der Dichter selbst muß dies doch wohl später gefühlt haben, da er mehreres strich.

---

9. Der Tanz.

(1795.)

Siehe, wie schwebenden Schritts im Wellenschwung sich die Paare
Drehen! Den Boden berührt kaum der beflügelte Fuß.
Seh' ich flüchtige Schatten, befreit von der Schwere des Leibes?
Schlingen im Mondlicht dort Elfen den luftigen Reihn?

Text des Musenalmanaches von 1796.

Sieh, wie sie durcheinander in kühnen Schlangen sich winden,
Wie mit geflügeltem Schritt schweben auf schlüpfrigem Plan.
Seh' ich flüchtige Schatten von ihren Leibern geschieden?
Ist es Elysiums Hain, der den Erstaunten umfängt?

Wie, vom Zephyr gewiegt, der leichte Rauch in die Luft fließt,
Wie sich leise der Kahn schaukelt auf silberner Flut:
Hüpft der gelehrige Fuß auf des Takts melodischer Woge;
Säuselndes Saitengetön hebt den ätherischen Leib.
Jetzt, als wollt' es mit Macht durchreißen die Kette des Tanzes,
Schwingt sich ein muthiges Paar dort in den dichtesten Reihn.
Schnell vor ihm her entsteht ihm die Bahn, die hinter ihm schwindet;
Wie durch magische Hand öffnet und schließt sich der Weg.
Sieh! Jetzt schwand es dem Blick; in wildem Gewirr durch einander
Stürzt der zierliche Bau dieser beweglichen Welt.
Nein, dort schwebt es frohlockend herauf, der Knoten entwirrt sich;
Nur mit verändertem Reiz stellet die Regel sich her.[1]
Ewig zerstört, es erzeugt sich ewig die drehende Schöpfung,
Und ein stilles Gesetz lenkt der Verwandlungen Spiel.
Sprich, wie geschieht's, daß rastlos erneut die Bildungen schwanken,
Und die Ruhe besteht in der bewegten Gestalt?[2]
Jeder ein Herrscher, frei, nur dem eigenen Herzen gehorchet,
Und im eilenden Lauf findet die einzige Bahn?
Willst du es wissen? Es ist des Wohllauts[3] mächtige Gottheit,
Die zum geselligen Tanz ordnet den tobenden Sprung,

Wie, vom Zephyr gewiegt, der leichte Rauch durch die Luft schwingt,
Wie sich leise der Kahn schaukelt auf silberner Flut,
Hüpft der gelehrige Fuß auf des Takts melodischen Wellen,
Säuselndes Saitengetön hebt den ätherischen Leib.
Keinen drängend, von keinem gedrängt, mit besonnener Eile,
Schlüpft ein liebliches Paar dort durch des Tanzes Gewühl.
Vor ihm her entsteht seine Bahn, die hinter ihm schwindet,
Leis wie durch magische Hand öffnet und schließt sich der Weg.
Sieh! jetzt verliert es der suchende Blick. Verwirrt durcheinander
Stürzt der zierliche Bau dieser beweglichen Welt.
Nein, dort schwebt es frohlockend herauf. Der Knoten entwirrt sich,
Nur mit verändertem Reiz stellt sich die Ordnung mir dar.
Ewig zerstört und ewig erzeugt sich die drehende Schöpfung,
Und ein stilles Gesetz lenkt der Verwandlungen Spiel.
Sprich, wie geschiehts, daß rastlos bewegt die Bildungen schwanken,
Und die Regel doch bleibt, wenn die Gestalten auch fliehn?
Daß mit Herrscherkühnheit einher der einzelne wandelt,
Keiner ihm sklavisch weicht, keiner entgegen ihm stürmt?
Willst du es wissen? Es ist des Wohllauts mächtige Gottheit,
Die zum geselligen Tanz ordnet den tobenden Sprung,

---

[1] Damit die Phantasie ein bestimmtes Bild hat, so denke man sich eine Quadrille. — Mit verändertem Reiz, d. h. mit veränderter schöner Form. Die vorhergehende Tour ist geendet und eine neue beginnt. — [2] Zusammenhang: „Wie geschieht's, daß, obgleich die Bildungen rastlos erneut, schwanken, doch die Ruhe in dieser bewegten Gestalt besteht." Ruhig nennt der Dichter die Gruppen des Tanzes, denn alle Tänzer bilden eine Gruppe; ruhig nennt er die Tänzer, denn trotz der Bewegung nach dem Takte bleibt er an seinem Orte oder kehrt an denselben zurück. — [3] Wohllaut scheint mir hier nicht der passendste Ausdruck; denn wir verstehen

Die, der Nemesis[4] gleich, an des Rhythmus goldenem Zügel
Lenkt die brausende Lust und die verwilderte zähmt;
Und dir rauschen umsonst die Harmonien des Weltalls?
Dich ergreift nicht der Strom dieses erhabnen Gesangs,
Nicht der begeisternde Takt, den alle Wesen dir schlagen,
Nicht der wirbelnde Tanz, der durch den ewigen Raum
Leuchtende Sonnen schwingt in kühn gewundenen Bahnen?
Das du im Spiele doch ehrst, fliehst du im Handeln, das Maß.

Die, der Nemesis gleich, an des Rhythmus goldenem Zügel
Lenkt die brausende Lust, und die gesetzlose zähmt.
Und der Wohllaut der großen Natur umrauscht dich vergebens?
Dich ergreift nicht der Strom dieser harmonischen Welt?
Nicht der begeisternde Takt, den alle Wesen dir schlagen?
Nicht der wirbelnde Tanz, der durch den ewigen Raum
Leuchtende Sonnen wälzt in künstlich schlängelnden Bahnen?
Handelnd fliehst du das Maß, das du im Spiele doch ehrst?

---

darunter diejenige Verbindung der Laute oder Töne, die dem Ohre wohlthut, das, was man in der Musik Melodie nennt. Die Melodie beherrscht den Tanz aber gar nicht, sondern der Rhythmus, und diesen meint auch der Dichter. Wir haben freilich kein deutsches Wort, welches ganz dasselbe ausdrückte, da wir Zeitmaß nicht gern von der Musik brauchen. Jedenfalls wäre Wohlklang aber passender als Wohllaut; denn auf die Art des Lautes kommt beim Rhythmus gar nichts an. — [4] Nemesis nimmt hier der Dichter in dem Sinne, wie ihn Herder aufgestellt hat in seiner Abhandlung: „Nemesis, ein lehrendes Sinnbild." (Jetzt in den antiquarischen Aufsätzen.) Herder sagt: „Die Göttin des Maßes und Einhalts ist Nemesis; die strenge Aufseherin und Bezähmerin der Begierden, eine Feindin alles Uebermuthes und Uebermaßes in menschlichen „Dingen, die, sobald sie dieses gewahr wird, das Rad kehret und ein „Gleichgewicht herstellt. Wäre mir der Ausdruck erlaubt, so würde ich sie „die mißbilligende Göttin des Uebermuthes nennen, die nämlich „dem Sterblichen folgt und ihm die kleinste Ueberschreitung ernst verdenket." Herder fügt zwei Epigramme aus der griechischen Anthologie bei, welche versinnlichen, wie diese Nemesis gedacht wurde:

1. „Warum, o Nemesis, hältst du das Maß und den Zügel?" Damit du Handlungen gebest Maß; Worten anlegest den Zaum.
2. Nemesis bin ich und halte das Maß. „Was bedeutet das Maß denn?" Allen saget es an: „Schreite nicht über das Maß!"

Zuerst im Musenalmanach von 1796. Hier sehen wir nun den Dichter auf der unmittelbareren Spur der Alten und Göthe's dieser Jahre. Wenige Epigramme desselben Jahrgangs des Musenalmanaches gehen im Almanach selbst diesem in antikem Elegienmaß gedichteten Tanz voran; die Umarbeitung, die der Dichter später der Elegie angedeihen ließ, zeigt, wie er sich jetzt noch in dieser Form nicht Genüge that. Und doch, so sehr das Gedicht in Bezug auf die stylvolle, gemessene Behandlung den Anfang einer neuen Richtung be-

zeichnet; es gehört dennoch zu denjenigen, worin sich der bleibende Geist des Dichters und die Eigenthümlichkeit seiner Dichtungsweise am treusten ausspricht. Es ist nicht der Gegenstand selbst, den er darstellt und darstellen will, sondern es sind Ideen, und zwar nicht einmal Ideen, die ein angeschauter Gegenstand, hier der Tanz, in ihm geweckt und entwickelt hätte, also nicht Eingebungen augenblicklicher Begeisterung, sondern Ideen, die wir als Resultate tiefsinnigen Nachdenkens betrachten müssen, und die sich in Stunden der poetischen Begeisterung zu Bildern gestalteten und so für die Phantasie eben so anschaulich wurden, als sie vorher für die Vernunft begreifbar waren. Dabei giebt dieses Gedicht Zeugnis von der großen Gabe eigentlich poetischer Darstellung der lebendigen Gestalt; das Bild der Tanzenden ist herrlich gemalt, und die Leichtigkeit und Flüchtigkeit der ersten Hälfte kontrastiert um so schöner mit dem Ernste und der Erhabenheit der zweiten, die frühere Gestaltung des sinnlichen Spieles mit der tiefen philosophischen Idee des Ganzen. Selbst diese Idee drückt aber Schillers Eigenthümlichkeit sehr treffend aus; er sucht in dem Verworrenen das Gesetz, in dem Unstäten das Stäte, in dem Wechselnden das Bleibende, in der einzelnen Erscheinung das All. So muß diesem denkenden Dichter auch das leichte Spiel dazu dienen, um die tiefsinnigste Idee darin auszuprägen.

Der Dichter erwähnt der Nemesis. Irre ich nicht, so hat Herders Aufsatz mit Veranlassung zu diesem Gedichte gegeben, und die Vergleichung des letztern mit dem Schlusse des erstern ist sehr interessant.

10. Abschied vom Leser.

(1795.)

1. Die Muse schweigt; mit jungfräulichen Wangen,
Erröthen im verschämten Angesicht,
Tritt sie vor dich, ihr Urtheil zu empfangen;
Sie achtet es, doch fürchtet sie es nicht.
Des Guten Beifall wünscht sie zu erlangen,
Den Wahrheit rührt, den Flimmer nicht besticht.[1]
Nur wem ein Herz empfänglich für das Schöne
Im Busen schlägt, ist werth, daß er sie[2] kröne.

Str. 1. [1] Wahrheit und Flimmer: hier Gegensätze; die Poesie, wie alle Kunst, soll rühren durch die Wahrheit, mit der ihre Gestalten vor uns treten, nicht uns bestechen durch den Glanz ihrer Außenseite, also nicht durch einzelne schöne Bilder, schöne Sprache u. dgl. — [2] Nämlich die Muse. Nur wer Sinn für das wahre Schöne hat, darf die Muse krönen, d. h. ihr Lob spenden; aber weder der, welcher nur auf äußeres Flitterwerk sieht, noch der, welcher von ihr den Nutzen fordert, welchen jedes Handwerk bringt.

2. Nicht länger wollen diese Lieder leben,
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut,
Mit schönern Phantasien es umgeben,
Zu höheren Gefühlen es geweiht;
Zur fernen Nachwelt wollen sie nicht schweben,
Sie tönten, sie verhallen in der Zeit.
Des Augenblickes Lust hat sie geboren,
Sie fliehen fort im leichten Tanz der Horen.

3. Der Lenz erwacht, auf den erwärmten Triften
Schießt frohes Leben jugendlich hervor,
Die Staude würzt die Luft mit Nektardüften,
Den Himmel füllt ein muntrer Sängerchor,
Und Jung und Alt ergeht sich in den Lüften,
Und freuet sich, und schwelgt mit Aug' und Ohr.
Der Lenz entflieht! Die Blume schießt in Samen,
Und keine bleibt von allen, welche kamen.

Str. 2 u. 3. Hier ist eine in vieler Hinsicht merkwürdige und schöne Umkehrung der Satzverhältnisse vorgefallen. Das Bild steht nämlich hinter dem, was es erläutern soll, und zwar ohne irgend eine äußere Verbindung. In gewöhnlicher Sprache würde die Ordnung folgende sein: „Wenn der Lenz erwacht, so schießt frohes Leben empor ꝛc.; wenn der Lenz entflieht, so schießt die Blume in Samen und keine bleibt. Den Blumen sind diese Lieder gleich. Auch sie wollen nicht länger leben, als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut ꝛc." Die letzte Strophe ist besonders schön im Ausdruck; überall beigeordnete Hauptsätze, anstatt daß der erste Satz die allgemeinen Gedanken der Zeit gäbe: „Wenn der Lenz erwacht, so —." Daß durch diese Formen der Phantasie ein viel lebendigeres Bild eingeprägt wird, ergiebt sich von selbst.

Das Gedicht „Abschied vom Leser" erschien zuerst im Musenalmanach von 1796 als letztes Gedicht vor Göthe's Epigrammen aus Venedig; es hieß zuerst Stanzen an den Leser, dann Abschied vom Leser, dann Sängers Abschied; der Dichter schloß auch seine Sammlung vermischter Gedichte mit demselben. Es bezieht sich vorerst also auf die in jenem Musenalmanach befindlichen, sehr mannigfaltigen Dichtungen, verschieden an Werth und Schönheit. Da der Dichter aber seine eigne Sammlung damit schloß, so wollte er es allerdings auch auf seine Dichtungen angewandt wissen. Ich halte dies Gedicht für eins der schönsten in unsrer ganzen Literatur. Es ist dem Umfang nach sehr klein und stellt doch das eigenthümliche Wesen der Poesie, namentlich der Schiller'schen, völlig erschöpfend dar, stellt es in den zartesten, treffendsten Bildern dar und in einer so melodischen Sprache, wie wir sie selbst bei Schiller sonst selten finden. Die sogenannten Ottave rime sind hier mit einer

Fertigkeit und Zartheit behandelt, daß schon die Form anspricht, abgesehen vom Inhalt; und vom ganzen Gedicht gilt, was der Dichter Str. 1 sagt, daß es durch Wahrheit rührt, durch Flimmer nicht besticht.

---

11. Das verschleierte Bild zu Sais.

(1795.)

Ein Jüngling, den des Wissens heißer Durst
Nach Sais in Aegypten trieb, der Priester
Geheime Weisheit zu erlernen, hatte
Schon manchen Grad mit schnellem Geist durcheilt;
Stets riß ihn seine Forschbegierde weiter,
Und kaum besänftigte der Hierophant[1]
Den ungeduldig Strebenden. „Was hab' ich,
Wenn ich nicht alles habe; sprach der Jüngling;
Giebts etwa hier ein Weniger und Mehr?
Ist deine Wahrheit, wie der Sinne Glück,
Nur eine Summe, die man größer, kleiner
Besitzen kann und immer doch besitzt?
Ist sie nicht eine einz'ge, ungetheilte?
Nimm einen Ton aus einer Harmonie,
Nimm eine Farbe aus dem Regenbogen,
Und alles, was dir bleibt, ist nichts, so lang'
Das schöne All der Töne fehlt und Farben."

Indem sie einst so sprachen, standen sie
In einer einsamen Rotonde still,
Wo ein verschleiert Bild von Riesengröße
Dem Jüngling in die Augen fiel. Verwundert
Blickt er den Führer an und spricht: Was ist's,
Das hinter diesem Schleier sich verbirgt?
„Die Wahrheit," ist die Antwort. — Wie, ruft jener:
Nach Wahrheit streb' ich ja allein, und diese
Gerade ist es, die man mir verhüllt?

„Das mache mit der Gottheit aus, versetzt
Der Hierophant. Kein Sterblicher, sagt sie,
Rückt diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe.
Und wer mit ungeweihter schuld'ger Hand
Den heiligen, verbot'nen früher hebt,
Der, spricht die Gottheit" — Nun? „Der sieht die Wahrheit."

---

[1] Derjenige, welcher die geheimnißvollen Lehren und Ueberlieferungen deutete.

Ein seltsamer Orakelspruch! Du selbst,
Du hättest also niemals ihn gehoben?
„Ich? Wahrlich nicht! Und war auch nie dazu!
Versucht.“ — Das fass' ich nicht. Wenn von der Wahrheit
Nur diese dünne Scheidewand mich trennte —
„Und ein Gesetz, fällt ihm sein Führer ein;
Gewichtiger, mein Sohn, als du es meinst,
Ist dieser dünne Flor — für deine Hand
Zwar leicht, doch zentnerschwer für dein Gewissen.“

Der Jüngling gieng gedankenvoll nach Hause;
Ihm raubt des Wissens brennende Begier
Den Schlaf, er wälzt sich glühend auf dem Lager,
Und rafft sich auf um Mitternacht. Zum Tempel
Führt unfreiwillig ihn der scheue Tritt.
Leicht ward es ihm, die Mauer zu ersteigen,
Und mitten in das Inn're der Rotonde
Trägt ein beherzter Sprung den Wagenden.

Hier steht er nun, und grauenvoll umfängt
Den Einsamen die lebenlose Stille,
Die nur der Tritte hohler Wiederhall
In den geheimen Grüften unterbricht.
Von oben durch der Kuppel Oeffnung wirft
Der Mond den bleichen silberblauen Schein,
Und furchtbar wie ein gegenwärt'ger Gott
Erglänzt durch des Gewölbes Finsternisse
In ihrem langen Schleier die Gestalt.

Er tritt hinan mit ungewissem Schritt;
Schon will die freche Hand das Heilige berühren;
Da zuckt es heiß und kühl durch sein Gebein,
Und stößt ihn weg mit unsichtbarem Arme.
Unglücklicher, was willst du thun? So ruft
In seinem Innern eine treue Stimme.
Versuchen den Allheiligen willst du?
Kein Sterblicher, sprach des Orakels Mund,
Rückt diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe.
Doch setzte nicht derselbe Mund hinzu:
Wer diesen Schleier hebt, soll Wahrheit schauen?
Sei hinter ihm, was will! Ich heb' ihn auf.
Er rufts mit lauter Stimm': Ich will sie schauen!
Schauen!
Gellt ihm ein langes Echo spottend[2] nach.

[2] Da die Wahrheit, das Wesen der Dinge, eben so wenig mit den Augen geschaut als mit dem Verstande begriffen werden kann, so versuchte der Jüngling etwas unmögliches; denn er konnte doch nur sehen, was sichtbar ist, deßhalb spottet das Echo seines Ausrufs.

Er sprichts und hat den Schleier aufgedeckt.
„Nun, fragt ihr, und was zeigte sich ihm hier?“
Ich weiß es nicht. Besinnungslos und bleich,
So fanden ihn am andern Tag die Priester
Am Fußgestell der Isis ausgestreckt.
Was er allda gesehen und erfahren,
Hat seine Zunge nie bekannt. Auf ewig
War seines Lebens Heiterkeit dahin;
Ihn riß ein tiefer Gram zum frühen Grabe.
„Weh dem,“ dies war sein warnungsvolles Wort,
Wenn ungestüme Fragen in ihn drangen,
„Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld;
„Sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein.“

Aus den Horen von 1795. Schon in dem Aufsatz „Die Sendung Moses“, vom Jahr 1789, hatte Schiller dieses Thema berührt. „Die Epopten,“ heißt es hier (Gödeke's histor. krit. Ausgabe IX, 110), erkannten eine einzige höchste Ursache aller Dinge, eine Urkraft der Natur, das Wesen aller Wesen, welches einerlei war mit dem Demiurgos der griechischen Weisen. Nichts ist erhabener, als die einfache Größe, mit der sie von dem Weltschöpfer sprachen. Um ihn auf eine recht entscheidende Art auszuzeichnen, gaben sie ihm gar keinen Namen. Ein Name, sagten sie, ist bloß ein Bedürfniß der Unterscheidung, wer allein ist, hat keinen Namen nöthig; denn es ist keiner da, mit dem er verwechselt werden könnte. Unter einer alten Bildsäule der Isis las man die Worte: „Ich bin, was da ist,“ und auf einer Pyramide zu Sais fand man die uralte merkwürdige Inschrift: „Ich bin alles was ist, was war, und was sein wird, kein sterblicher Mensch hat meinen Schleier aufgehoben.“ Keiner durfte den Tempel des Serapis betreten, der nicht den Namen Jao — oder J-ha-ho, ein Name, der mit dem Ebräischen Jehovah fast gleich lautend, auch vermuthlich von dem nämlichen Inhalt ist — an der Brust oder Stirn trug, und kein Name wurde in Egypten mit mehr Ehrfurcht ausgesprochen, als dieser Name Jao. In dem Hymnus, den der Hierophant oder Vorsteher des Heiligthums dem Einzuweihenden vorsang, war dies der erste Aufschluß, der über die Natur der Gottheit gegeben wurde. Er ist einzig von ihm selbst, und diesem Einzigen sind alle Dinge ihr Dasein schuldig.“

Gödeke erwähnt in den Anmerkungen zu den Gedichten die Quelle, aus der Schiller schöpfte: Die Hebräischen Mysterien. Von Br. Darius (Reinhold). Leipzig. Göschen. 1788. Hier wird auch erzählt, Pausanias erwähne eines gewissen Euripilus, der die Verwegenheit hatte, einen solchen Kasten (dessen Inhalt nur die Hierophanten sehen durften) zu öffnen, und auf der Stelle von Sinnen kam.

Plutarch sagt in seiner Schrift „über Isis und Osiris“ unter anderm: „Das Heiligthum der Minerva in Sais (welche von einigen

für die Isis gehalten wird) hatte folgende Inschrift: „Ich bin das All, das gewesen ist, das ist und das sein wird; noch nie hat ein Sterblicher meinen Schleier aufgedeckt.“

Daß das Wissen den Menschen gerade nicht immer beglückt; daß dieser sein Glück vielmehr in kindlichem Glauben und Hoffen, in männlichem Lieben und Handeln suchen solle — diese Wahrheit spricht der Dichter oft aus; am ausführlichsten in der Elegie „der Genius“.* Streng warnt er vor dem ungezügelten Drange des Wissens, welches den Menschen von dem Wege der Natur und der Liebe abführe, im Spaziergange, in Licht und Wärme, und in einer bestimmten Beziehung hinsichtlich des Wissens der Zukunft in Kassandra. Eben so spricht er schon in den Künstlern davon, daß der Mensch nicht fähig sei, die reine Wahrheit zu erkennen und die letzten Stufen der Erkenntniß zu ersteigen; daß Gefühl und kindliches Gemüth ihn oft sicherer leiteten als die größte Aufklärung des Verstandes. Dasselbe wiederholt er kräftig in den Worten des Wahns:

Ihren Schleier hebt keine sterbliche Hand;
Wir können nur rathen und meinen.

Alles dies ist klar; aber unser Gedicht will dies nicht sagen; es will uns nicht lehren, daß der Mensch die Wahrheit nicht finden könne; auch nicht, daß der Besitz der Wahrheit ihn unglücklich machen müsse, wie etwa Kassandren, sondern der Sinn des Ganzen ist in den Worten enthalten:

Wehe dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld

Der Nachdruck liegt also auf Schuld. Hier scheint nun der Dichter in einem Widerspruche sich zu befinden. An vielen Stellen behauptet er, der Mensch sei gar nicht fähig, die Wahrheit ohne Hülle zu schauen, und hier gelangt doch der Jüngling dazu; zweitens ist nicht abzusehen, wie der wirkliche Besitz der ungetrübten Wahrheit (wenn sie nicht bloßes Wissen der Zukunft ist, wie bei Kassandren) die Menschen unglücklich machen könnte, und endlich drittens ist die Frage, wie kann denn der Mensch zur Wahrheit durch Schuld gelangen?

Alle Schwierigkeiten sind sogleich gehoben, sobald wir das Wörtchen gehen richtig auffassen. Die meisten verstehen jenen Vers so: „Weh dem, der zu der Wahrheit gelangt durch Schuld!“ Allein wenn man nach etwas geht, erlangt man es deßhalb noch nicht, man sucht es nur zu erlangen. Der Sinn jenes Verses ist also: „Weh dem, der durch Schuld zur Wahrheit zu gelangen sucht!“ Also nicht der Besitz der Wahrheit, nicht die erlangte höhere Erkenntniß macht den Jüngling unglücklich, sondern der Weg, den er darnach einschlug;

* Zu dieser Elegie, welche in dem gleichen Jahre entstand, bildet überhaupt das verschleierte Bild ein Seitenstück; der Form nach aber ein Gegenstück.

was er auf diesem Wege zu erfahren vermochte, konnte nichts erfreuliches sein.

Der Priester warnt den Jüngling, den Schleier nicht zu heben, und nennt ihm ein strenges Gesetz, welches die Hebung verbietet. Findet sich wohl im Menschen eine warnende Stimme, die ihm zuruft, daß jedem Menschen überall Schranken gesetzt sind, die er nicht ungestraft überschreiten dürfe? Offenbar. So wie wir fühlen, daß unserm Wollen und Handeln Schranken gesetzt sind, aus denen wir zwar herausgehen können, aber mit Verlust unserer Ruhe und Zufriedenheit; so wie wir fühlen, daß wir die eigentliche Freiheit des Geistes nur dann bewahren können, wenn wir uns freiwillig den Gesetzen unterwerfen, welche Natur, Vernunft und Gewissen uns vorschreiben: so müssen wir auch fühlen, daß in unserm Streben nach Erkenntniß Schranken sind, die wir nicht überschreiten dürfen, deren Ueberschreitung uns aus dem Kreise heraus führt, innerhalb dessen wir uns menschlich wohl fühlen. Schon der alte Volksglaube schrieb das ungebändigte Begehren nach Gütern, die einmal dem Menschen verwehrt sind, Eingebungen des Teufels zu, und wußte der Mensch seinen Begierden keine Schranken zu setzen, so citierte er den Teufel und brauchte andere zauberische Mittel, die ihn zwar über die Grenzen der Natur hinausführten, aber stets zu seinem Unglück. Dieser alte Volksglaube hat sich bildlich in einem Individuum gleichsam concentriert, im Faust, der uns ein Bild sein soll aller thörichten, vergeblichen Bestrebungen des Menschen.

Wir sollen nach Wahrheit forschen, aber mit Demuth und Anerkenntniß unseres menschlichen Wesens; wir sollen nach Gottähnlichkeit streben, aber nicht selbst Gott sein wollen, der keine Schranken kennt; wir sollen in der Stimme unseres Gemüthes und in der Natur, in der Geschichte und Offenbarung aller für uns tröstlichen Wahrheit nachgehen; aber nicht neugierig und vermessen alle Geheimnisse zu entschleiern suchen, die ein endliches Wesen nie begreifen kann; unser Streben nach Wahrheit soll auf Glauben und Sittlichkeit gegründet sein. Und dies ist eben, was dem Jüngling in unserer Parabel fehlt; sein Streben geht nicht von einem sittlichen Interesse aus, sondern ist bloße Neugier; er will nicht in sich selbst die Wahrheit sich entfalten lassen, sondern sucht sie außer sich zu schauen.

So stellt uns also die Schiller'sche Parabel dieselbe Wahrheit im Bilde dar, welche schon die uralte Sage vom Baume der Erkenntniß lehrt. Auch hier bringt die unzeitig und gegen das göttliche Verbot genossene Frucht nur Elend und Sünde in die Welt, und das Paradies geht verloren. Nur stellt der biblische Mythus alles klarer und bestimmter uns dar, und es ist an ihm gar nichts räthselhaftes.

12. Das Ideal und das Leben.

(1795.)

1. Ewig klar und spiegelrein und eben
Fließt das zephyrleichte Leben
Im Olymp den Seligen dahin.
Monde wechseln und Geschlechter fliehen;
Ihrer Götterjugend Rosen blühen
Wandellos im ewigen Ruin.
Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl.
Auf der Stirn des hohen Uraniden
Leuchtet ihr vermählter Strahl.

Str. 1. Im ewigen Ruin, d. h. der Natur; ihre Jugend und ihre Kraft bleibt, während alles Irdische altert und sich abnutzt. Seelenfrieden. Hier nicht die Ruhe des Gewissens, sondern die Befriedigung der geistigen Bedürfnisse. Der Ton ist auf Menschen zu legen. Nur der Mensch ist so unglücklich, entweder die Befriedigung seiner sinnlichen Natur auf Kosten seiner geistigen erkaufen zu müssen, oder umgekehrt. Pflegt er den Körper, so erschlafft der Geist; strengt er den Geist an, so leidet der Körper. Anders bei den Göttern; hier fällt die Befriedigung ihrer Natur zusammen mit den Bedürfnissen des Geistes, denn bei ihnen sind Natur und Geist nicht geschieden. — Zur Erklärung der ganzen Strophe diene folgende Stelle aus dem fünfzehnten Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen: „Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt. Dieser Satz ist nur in der Wissenschaft unerwartet; längst schon lebte und wirkte er in der Kunst und in dem Gefühle der Griechen, ihrer vornehmsten Meister; nur daß sie in den Olympus versetzten, was auf der Erde sollte ausgeführt werden. Von der Wahrheit desselben geleitet, ließen sie sowohl den Ernst und die Arbeit, welche die Wangen der Sterblichen furchen, als die nichtige Lust, die das leere Angesicht glättet, aus der Stirn der seligen Götter verschwinden, gaben die Ewigzufriedenen von den Fesseln jedes Zweckes, jeder Pflicht, jeder Sorge frei, und machten den Müßiggang und die Gleichgültigkeit zum beneideten Loose des Götterstandes: ein bloßer menschlicherer Name für das freieste und erhabenste Sein. Sowohl der materielle Zwang der Naturgesetze als der geistige Zwang der Sittengesetze verlor sich in ihrem höhern Begriff von Nothwendigkeit, der beide Welten zugleich umfaßte, und aus der Einheit jener beiden Nothwendigkeiten gieng ihnen erst die wahre Freiheit hervor. Beseelt von diesem Geiste löschten sie aus den Gesichtszügen ihres Ideals zugleich mit der Neigung auch alle Spuren des Willens aus, oder besser, sie machten beide unkenntlich, weil sie beide in dem innigsten Bunde zu verknüpfen wußten. Es ist weder Anmuth, noch ist es Würde, was aus dem herrlichen Antlitz einer Juno Ludovisi zu uns spricht; es ist keines von beiden, weil es beides zugleich ist. Indem der weibliche Gott unsere Anbetung heischt, entzündet das gottgleiche Weib unsere Liebe; aber indem wir uns der himmlischen Holdseligkeit aufgelöst hingeben, schreckt die himmlische Selbstgenügsamkeit uns zurück. In sich selbst ruhet und wohnt die ganze Gestalt, eine völlig geschlossene Schöpfung, und als wenn sie jenseits des Raumes wäre, ohne Nachgeben, ohne Widerstand; da ist keine Kraft, die mit Kräften kämpfte, keine Blöße, wo die Zeitlichkeit einbrechen könnte ꝛc.“

2. Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
Frei sein in des Todes Reichen,
Brechet nicht von seines Gartens Frucht! [1]
An dem Scheine mag der Blick sich weiden; [2]

Str. 2. Diese Strophe folgt in den Horen von 1795 nicht unmittelbar auf die erste, sondern ist mit derselben durch folgende verbunden:

Führt kein Weg hinauf zu jenen Höhen?
Muß der Blume Schmuck vergehen,
Wenn des Herbstes Gabe schwellen soll?
Wenn sich Lunens Silberhörner füllen?
Muß die andre Hälfte Nacht umhüllen?
Wird die Strahlenscheibe niemals voll?
Nein, auch aus der Sinne Schranken führen
Pfade aufwärts zur Unendlichkeit.
Die von ihren Gütern nichts berühren,
Fesselt kein Gesetz der Zeit.

Man vermißt diese Strophe jetzt ungern; denn offenbar findet jetzt zwischen Str. 1 und 2 kein Uebergang, sondern ein Sprung statt. Zwischen dem Triebe des Menschen nach Freiheit und Unabhängigkeit und zwischen seinem Vermögen findet ein unglücklicher Widerspruch statt. Er will sich nie Gewalt anthun lassen, und doch thut ihm als physischem Wesen die Natur, deren Kräfte ihm überlegen sind, oft Gewalt an, und wenn es ihm auch oft gelingt, sich den Kräften der Natur ebenfalls als Gewalt entgegenzustellen und durch seinen Verstand die Natur zu zwingen, so gelingt es ihm doch nicht immer, und könnte er auch über alles in der Natur Herr werden, so kann er es doch in einem Falle nicht; er kann nicht Herr des Todes werden. Wie soll nun der Mensch in diesem Reiche des Todes, d. h. auf diesem Schauplatze, wo alles altert und die Kräfte der Natur auch ihm Gewalt anthun, wie soll er hier seine Freiheit behaupten? Darauf gingen die Forschungen und das Nachdenken einer Menge Menschen, besonders des Alterthums hin, und der sogenannte Stein der Weisen ist nichts als das Mittel, sich von den Einflüssen der Naturkräfte frei zu erhalten. Bis jetzt ist dieses Mittel in der Wirklichkeit noch nicht gefunden worden und wird wohl auch in alle Ewigkeit nicht gefunden werden. Unser Dichter weist aus der Realität hinaus auf das Ideale. Wir sollen aus der Natur heraustreten und so in Rücksicht auf uns den Begriff der Gewalt vernichten, d. h. uns der physischen Gewalt, z. B. dem Tode, freiwillig unterwerfen. Wir sollen nicht verlangen, daß das Gute und Schöne vorhanden sei, aber wir sollen alles Vorhandene als gut und schön ansehen. Dies ist nicht anders möglich, als wenn wir von der vergänglichen Körperwelt absehen und uns der Schönheit der Formen freuen, welche nie vernichtet und uns genommen werden können, weil sie unvergänglich in unserm Gemüthe leben. „Ein Gemüth, welches sich so weit veredelt hat, um mehr von den „Formen als von dem Stoffe der Dinge gerührt zu werden, und, ohne „alle Rücksicht auf Besitz, aus der bloßen Reflexion über die Erscheinungsweise ein freies Wohlgefallen zu schöpfen, ein solches Gemüth trägt in sich „selbst eine innere unverlierbare Fülle des Lebens, und weil es nicht nöthig „hat, sich die Gegenstände zuzueignen, in denen es lebt, so ist es auch nicht „in Gefahr, derselben beraubt zu werden." (Ueber das Erhabene.) Die einzelnen Bilder werden leicht verständlich sein, sobald man einmal die Idee gefaßt hat: [1] Setzet euer Glück nicht in die Befriedigung der Sinnlichkeit, in den Genuß der Materie, [2] an der bloßen Erscheinungsweise, an der

Des Genusses wandelbare Freuden
Rächet schleunig der Begierde Flucht.[3]
Selbst der Styx, der neunfach sie umwindet,
Wehrt die Rückkehr. Ceres Tochter nicht;
Nach dem Apfel greift sie, und es bindet
Ewig sie des Orkus Pflicht.[4]

3. Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schicksal flechten;
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern, die Gestalt.

Form. — [3] Das Verschwinden der Begierde ist die traurige Folge des sinnlichen Genusses; mit dem Genusse hört auch das Vergnügen auf; nicht so bei der Betrachtung der Form. Vergl. die Künstler, V. 174—178. — [4] Vergl. die Klage der Ceres; diese Mythe ist hier sehr großartig eingeflochten. Uebrigens findet sich dieselbe Idee in vielen Sagen ausgesprochen. Der Mensch ist einer fremden Macht anheimgefallen, sobald er etwas ihr Gehöriges genossen oder benutzt hat. So verlieren in der Odyssee alle Gefährten des Ulysses ihre Gestalt, weil sie von dem Mahle essen, das Circe ihnen vorsetzt. Eben so in vielen morgenländischen Mährchen (z. B. der 1001 Nacht) und altdeutschen Volksmährchen.

Str 3. Körper; nicht gerade unser Körper, sondern überhaupt aller Stoff, alle Materie. Nur die Materie ist der Vergänglichkeit unterthan, die Form derselben nicht; sie findet sich zwar am Stoffe, aber sie selbst ist nicht der Stoff, sondern lebt in uns. Wollen wir uns aus der Angst des Irdischen, d. h. aus der Welt, wo eine Menge entgegenstrebende Kräfte uns Gewalt anthun, retten, so müssen wir uns zur Gestalt flüchten; nicht mehr die vergängliche Materie, das bloß sinnliche Vergnügen, suchen, sondern die von ihr unabhängige Form. Dies ist aber in der Wirklichkeit nie möglich; denn in der Wirklichkeit findet sich die Gestalt nur am Stoff, die Form nur am Körper; daher muß der Mensch, wenn er sich der reinen Gestalt freuen will, aus der Wirklichkeit heraus in das Reich des Ideales, d. h. der Schönheit, sich flüchten, und dies stellt ihm die Kunst am besten dar. „Schon die Natur für sich allein stellt zwar Objekte in Menge auf, „an denen sich die Empfindungsfähigkeit für das Schöne und Erhabene „üben könnte; aber der Mensch ist, wie in andern Fällen, so auch hier, „von der zweiten Hand besser bedient als von der ersten, und will lieber „einen zubereiteten und auserlesenen Stoff von der Kunst empfangen, als „an der unreinen Quelle der Natur mühsam und dürftig schöpfen. Der „nachahmende Bildungstrieb, der keinen Eindruck erleiden kann, ohne „sogleich nach einem lebendigen Ausdruck zu streben, und in jeder schönen „oder großen Form der Natur eine Ausforderung erblickt, mit ihr zu „ringen, hat vor derselben den großen Vortheil voraus, dasjenige als „Hauptzweck und als ein eigenes Ganzes behandeln zu dürfen, was die „Natur bei Verfolgung eines ihr näher liegenden Zweckes bloß im Vor„beigehen mitnimmt. Wenn die Natur in ihren schönen organischen Bil„dungen entweder durch die mangelhafte Individualität des Stoffes oder „durch Einwirkung heterogener Kräfte Gewalt erleidet, oder wenn sie „in ihren großen und pathetischen Scenen, Gewalt ausübt und als eine „Macht auf den Menschen wirkt, da sie doch bloß als Objekt der freien

Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
Werft die Angst des Irdischen von euch!
Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben
In des Idealen Reich!

4. Jugendlich, von allen Erdenmalen[1]
Frei, in der Vollendung Strahlen,
Schwebet hier der Menschheit Götterbild,[2]
Wie des Lebens schweigende Phantome[3]
Glänzend wandeln an dem styg'schen Strome;

„Betrachtung ästhetisch werden kann, so ist ihre Nachahmerin, die bildende „Kunst, völlig frei, weil sie von ihrem Gegenstand alle zufällige Schranken „absondert, und läßt auch das Gemüth des Betrachters frei, weil sie nur „den Schein und nicht die Wirklichkeit nachahmt. Da aber der ganze „Zauber des Erhabenen und Schönen nur in dem Schein und nicht in „dem Inhalt liegt, so hat die Kunst alle Vortheile der Natur, ohne ihre „Fesseln mit ihr zu theilen." (Ueber das Erhabene.) — Der Dichter braucht Z. 1 das Verbum eignen in dem Sinne: ein Eigenthum sein. Hierin ist ihm Lessing vorangegangen, der im Nathan, Akt 3, Scene 1, sagt: „Was ist das für ein Gott, der einem Menschen eignet?"

Str. 4. Zwischen dieser und der vorhergehenden Strophe standen früher zwei andere:

Und vor jenen fürchterlichen Scharen
Euch auf ewig zu bewahren,
Brechet muthig alle Brücken ab.
Zittert nicht, die Heimath zu verlieren;
Alle Pfade, die zum Leben führen,
Alle führen zum gewissen Grab.
Opfert freudig auf, was ihr besessen,
Was ihr einst gewesen, was ihr seid;
Und in einem seligen Vergessen
Schwinde die Vergangenheit.

Keine Schmerzerinnerung entweihe
Diese Freistatt, keine Reue,
Keine Sorge, keiner Thräne Spur.
Losgesprochen sind von allen Pflichten,
Die in dieses Heiligthum sich flüchten,
Allen Schulden sterblicher Natur.
Aufgerichtet wandle hier der Sklave,
Seiner Fesseln glücklich unbewußt.
Selbst die rächende Erinne schlafe
Friedlich in des Sünders Brust.

Nöthig sind diese Strophen allerdings nicht zum Verständnis des Ganzen; indeß dienen sie doch dazu, die Hauptidee, worauf hier alles ankommt, klar zu machen. — [1] Unabhängig von allen Einflüssen der Natur, die er als Naturwesen hier erleiden muß. — [2] Wörtlich freilich das Ideal der Menschengestalt. Dies meint der Dichter aber nicht, sondern das Ideal des rein menschlichen Zustandes, worin alle Triebe des Lebens mit den Gesetzen der Vernunft in inniger Harmonie stehen. Im Reiche des Ideals können wir uns das Bild des vollkommenen und daher glücklichen Menschen denken und ausbilden, wo weder seine Vernunft Gewalt erleidet von der Sinnlichkeit, noch sein Wohlsein getrübt wird durch die Stimme des Gewissens. — [3] Die Schatten der Abgeschiedenen im Elysium, welche sich die

Wie sie stand im himmlischen Gefild,
Ehe noch zum traur'gen Sarkophage [4]
Die Unsterbliche herunter stieg,
Wenn im Leben noch des Kampfes Wage [5]
Schwankt, erscheinet hier der Sieg.

5. Nicht vom Kampf die Glieder zu entstricken,
Den Erschöpften zu erquicken,
Wehet hier des Sieges duft'ger Kranz. [1]
Mächtig, selbst wenn eure Sehnen ruhten,
Reißt das Leben euch in seine Fluten,
Euch die Zeit in ihren Wirbeltanz. [2]
Aber sinkt des Muthes kühner Flügel
Bei der Schranken peinlichem Gefühl,
Dann erblicket von der Schönheit Hügel
Freudig das erflog'ne Ziel. [3]

Alten als bloße Schatten ohne Körper dächten. Den Zustand ihres irdischen Lebens hatten sie vergessen und lebten in einer vollkommenen Glückseligkeit. Was er hier schweigende Phantome nennt, heißt in der Klage der Ceres (Str. 5) leise Schatten. — [4] Hier der Körper, die vergängliche Materie; diese ist der Sarg, in welchem das Ideal der reinen Menschheit begraben liegt, und durch die es nur unvollkommen durchschimmert. — [5] Des Kampfes der physischen Nothwendigkeit gegen die geistige Freiheit des Menschen. In der Wirklichkeit (Str. 2) kann dieser nie ausgeglichen werden, sondern nur im Reiche der Schönheit, wo der Mensch als unendliches, freies Wesen erscheint, das sich nie von der Natur zwingen läßt und sein Glück nicht aus ihrer Hand nimmt. Vergl. die Künstler, V. 287 fg.

Str. 5. [1] Hier siegt der Mensch nur, um des neuen Kampfes gewärtig zu sein; der Sieg entstrickt nicht die Glieder, d. h. er endigt nicht den Kampf, sondern er unterbricht ihn nur, indem der Kämpfer erschöpft ist. Der Gedanke ist undeutlich, nicht sowohl zufolge der gewählten Bilder, als vielmehr zufolge der gewählten Sprachformen. Zwischen Z. 1 und 2 muß man sich wenigstens sondern denken. Als ein Fehler ist es auch anzusehen, daß das Wort hier in so verschiedenem Sinne gebraucht wird. In Str. 4 bezeichnet hier das Reich des Ideals und steht dem Leben gegenüber; in Str. 5 bezeichnet es das Leben selbst und steht dem Ideale gegenüber. — [2] Auch wenn der Mensch sich nicht äußerm Zwange als zweite Gewalt gegenüberstellt; wenn er also keinen Kampf beginnt, dennoch muß er den Zwang der Verhältnisse erleiden und die Abhängigkeit von Naturzwecken anerkennen und dulden. — [3] Durch die Schranken, welche die Natur allen geistigen Bestrebungen und die Leidenschaft den Forderungen der Vernunft setzt, wird unser Muth niedergebeugt und die heitere Ansicht des Lebens getrübt. Erheben wir uns aber zu einer idealen Ansicht, so verschwindet aller Eindruck des Sinnlichen auf unser Gemüth, und wir können im größten Unglück die größte Heiterkeit fühlen; wir erfahren dann, daß die Gesetze der Natur gerade nicht immer die sind, denen unser Geist sich fügt, und daß etwas selbständiges in uns ist, welches von der sinnlichen Rührung sich unabhängig erhält. Eine Stelle aus der Abhandlung des Dichters über das Erhabene mag dies erläutern: „Der erhabene „Gegenstand ist doppelter Art. Wir beziehen ihn entweder auf unsere „Fassungskraft und erliegen bei dem Versuch, uns ein Bild oder einen

6. Wenn es gilt, zu herrschen und zu schirmen,[1]
Kämpfer gegen Kämpfer stürmen
Auf des Glückes, auf des Ruhmes Bahn,

„Begriff von ihm zu machen; oder wir beziehen ihn auf unsere Lebens-„kraft, und betrachten ihn als eine Macht, gegen welche die unsere in „nichts verschwindet. Aber ob wir gleich in dem einen wie in dem andern „Falle durch seine Veranlassung das peinliche Gefühl unserer Grenzen er-„halten, so fliehen wir ihn doch nicht, sondern werden vielmehr mit un-„widerstehlicher Gewalt von ihm angezogen. Würde dieses wohl möglich „sein, wenn die Grenzen unserer Phantasie zugleich die Grenzen unserer „Fassungskraft wären?* Würden wir wohl an die Allgewalt der Natur-„kräfte gern erinnert sein wollen, wenn wir nicht noch etwas anderes im „Rückhalt hätten, als was ihnen zum Raube werden kann? Wir ergötzen „uns an dem Sinnlich-Unendlichen, weil wir denken können, was die „Sinne nicht mehr fassen und der Verstand nicht mehr begreift. Wir wer-„den begeistert von dem Furchtbaren, weil wir wollen können, was die „Triebe verabscheuen, und verwerfen, was sie begehren; denn das erinnert „uns eben, daß sie über unsere Grundsätze nicht zu gebieten hat. Der „Mensch ist in ihrer Hand, aber des Menschen Wille ist in seiner Hand."

Str. 6. Hier beginnt nun der Dichter, das Reich der Wirklichkeit und des Ideals in bestimmten Sphären darzustellen, wo sich beide entgegen-stehen. Immer bilden zwei Strophen eine Periode, deren zweite Hälfte, die Darstellung des Ideals, Gegensatz der ersten, der Darstellung des Wirk-lichen, ist. Zuerst (Str. 6 u. 7) zeigt sich der Gegensatz von Ideal und Wirklichkeit bei den Bestrebungen des Menschen, in der Sinnenwelt seine Wünsche zu verwirklichen und seinem sinnlichen Lebenstriebe nach Glück-seligkeit genug zu thun. Die Darstellung dieses Gegensatzes in Str. 6 u. 7 ist aber sehr undeutlich ausgefallen, was besonders daher rührt, daß der Dichter ganz aus dem Bilde fällt oder vielmehr aus einem Bilde in's an-dere springt, ohne daß irgend ein Uebergang sich finde. Str. 6 ist sehr passend von einem Wagenrennen die Rede; wie kann sich aber die Renn-bahn plötzlich in einen Fluß verwandeln, ohne daß der Freiheit der Phan-tasie Gewalt angethan wird? Diesem sonderbaren Sprunge zufolge giebt das Ganze wirklich einen doppelten Sinn. Die Bedeutung von Str. 6 ist klar: „Im Streben nach irdischem Glück siegt die Stärke (entweder physische Stärke oder Verstandeskraft, dies ist hier gleich) und der Zufall, und wir müssen die Freude des Lebens durch immerwährende Anstrengungen er-kaufen und immerwährend darum kämpfen, da nur einer im Besitz des-selben Objekts sein kann. Die Freuden hingegen, welche der Anblick des Schönen gewährt, kosten keinen Kampf, jeder kann sie genießen, denn es ist hier gar nicht vom Besitz eines Stoffes die Rede; sie kosten keine Opfer und bewirken keine Reue." Man kann aber Str. 7 auch, anstatt auf den Anblick des Schönen zu beziehen, auf die ideale Ansicht des Lebens be-ziehen und dann ist ihr Sinn dieser: „Wo die schöne Darstellung eintritt, gilt kein Recht des Stärkern, nicht überwiegende Stärke, nicht der Zufall entscheiden hier, sondern alles Einzelne steht in einer innern Verbindung und vereinigt sich zu einem harmonischen Ganzen."** — So wie der Dichter

* Sollte wohl umgekehrt heißen: Wenn die Grenzen unserer Fassungs-kraft zugleich die Grenzen unserer Phantasie wären.

** Diese Idee tritt deutlicher vor uns, wenn wir eine bestimmte Wirklichkeit mit der schönen Darstellung vergleichen, die der Dichter oder ein anderer Künstler ihr gegeben hat. Dazu können die in diesem Werke aufgeführten Quellen manches Kunstwerkes dienen. Wie ganz verändert

Da mag Kühnheit sich an Kraft zerschlagen,[2]
Und mit krachendem Getös die Wagen[3]
Sich vermengen auf bestäubtem Plan.[4]
Muth allein kann hier den Dank[5] erringen,
Der am Ziel des Hippodromes[6] winkt.
Nur der Starke wird das Schicksal zwingen,
Wenn der Schwächling untersinkt.[7]

---

hier Wirklichkeit und Ideal gegenüber stellt, so stellt er in der Würde der Frauen Mann und Weib gegenüber und spricht denselben Gedanken von diesen aus:

In der Männer Herrschgebiete
Gilt der Stärke trotzig Recht.
Mit dem Schwert beweist der Scythe,
Und der Perser wird zum Knecht.
Es befehden sich im Grimme
Die Begierden wild und roh,
Und der Eris rauhe Stimme
Waltet, wo die Charis floh.
Aber mit sanft überredender Bitte
Führen die Frauen den Scepter der Sitte,
Löschen die Zwietracht, die tobend entglüht,
Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,
Sich in der lieblichen Form zu umfassen,
Und vereinen, was ewig sich flieht.

[1] Schirmen, doch wohl den eigenen Besitz: „Wenn wir das erworbene Glück wahren und schützen wollen." — [2] Kühnheit und Kraft, zwei Gegensätze, wie geistige Freiheit und physische Nothwendigkeit. Auch im Kampfe zwischen Menschen stellt der eine die überwiegende Nothwendigkeit, den Zwang der blinden Stärke, der andere die sich dagegen auflehnende Kraft des Willens dar. — [3] Der Dichter construiert: da mag sich die Wagen vermengen. Solche Zusammenziehungen, worin das gleiche Verb oder Hülfsverb zwei Subjekten zugehört, von denen das eine in der Einzahl, das andere in der Mehrzahl steht, fallen nicht selten vor. Vgl. Klopstock an Bodmer, Zl. 9. 10. — [4] Jedes Wort ist hier schön und gewählt. Der Plan (die Kampfebene) ist bestäubt, so daß der Blick gar nicht weit trägt und das Ziel verdeckt ist; ein treues Bild aller Kämpfe um irdische Hoheit. Die Wagen vermengen sich, d. h. anstatt nach einem Ziele zu laufen, das sie alle erreichen könnten, hindern und irren sie sich gegenseitig; daher krachen sie zusammen und stürzen, und auf den Trümmern des Nachbarglückes triumphiert der Sieger. — [5] Hier in altdeutschem Sinne für Kampfpreis. — [6] Die Rennbahn. — [7] Besser würde während sein; wenn verursacht Zweideutigkeit; man kann es so verstehen: „Der Starke zwingt nur dann das Schicksal, wenn der Schwächling untersinkt." Der Dichter will aber doch nur sagen: „Im Leben unterliegt der Schwache, und der Starke siegt."

---

stellen sich in der idealen Darstellung des Dichters der Taucher, die Kraniche des Ibykus und die Bürgschaft dar, deren Stoff zwar der Wirklichkeit entnommen, deren Form aber eine andere geworden ist und mit ihr die Wirkung, die der Gegenstand auf das Gemüth macht. Ich brauche aber wohl nicht erst zu erinnern, daß der Dichter nicht etwa die Wirklichkeit und das Gedicht einander gegenüber stellt, sondern nur die beschränkte Ansicht der Wirklichkeit und die unendlich freie der Dichtung.

7. Aber der, von Klippen eingeschlossen,
Wild und schäumend sich ergossen,
Sanft und eben rinnt des Lebens Fluß[1]
Durch der Schönheit stille Schattenlande,[2]
Und auf seiner Wellen Silberrande
Malt Aurora sich und Hesperus.
Aufgelöst in zarter Wechselliebe,
In der Anmuth freiem Bund vereint,
Ruhen hier die ausgesöhnten Triebe,
Und verschwunden ist der Feind.

8. Wenn, das Todte bildend zu beseelen,
Mit dem Stoff sich zu vermählen,
Thatenvoll der Genius entbrennt,
Da, da spanne sich des Fleißes Nerve,
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke sich das Element.
Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born;
Nur des Meisels schwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors sprödes Korn.

Str. 7. [1] Eigentliche Construktion: „Derselbe Fluß, der im Leben (in der Wirklichkeit), weil er von Klippen eingeschlossen ist, wild und schäumend sich ergießt, rinnt sanft und eben im Lande der Schönheit. Dort, in der Wirklichkeit, konnte man den schönen Spiegel desselben gar nicht erblicken, weil sein ruhiger Lauf gehemmt war; hier erblickt man nicht nur den ruhigen Spiegel, sondern auch noch den Himmel darin. Nicht nur den ungetrübten Anblick der Formen selbst gewährt uns die ideale Ansicht, sondern sie erhebt uns zu der darüber schwebenden Idee. — [2] Schattenlande, weil hier alles nur Gestalt ist, vom Stoffe der Wirklichkeit losgerissen.

Str. 8 u. 9. Wenn der Dichter in den vorigen Strophen von dem Streben des Menschen redet, sich in der Sinnenwelt festzusetzen, so geht er nun über zu den eigentlichen Thaten des Geistes, der in der Erforschung der Wahrheit und Darstellung der Schönheit sein letztes Ziel findet und bei allem Wechsel der Erscheinungen das Bleibende, in allem Scheine des Lebens das Wahre, in allem Vorhandenem das Gesetz zu erkennen und darzustellen sucht. Den Inbegriff dessen, was man als wahr annimmt mit innigem Bewußtsein der Gründe warum, dessen, was in das Gemüth eingeht, als Resultat von Forschungen, die man mit möglichster Gewissenhaftigkeit angestellt, in Folge von Ueberzeugungen, die man sich errungen hat — dies nennt man Wissenschaft,* und die Darstellung des Gedachten und Gewonnenen an irgend einem Stoff und in irgend einer Form Kunst. Bezieht sich die Forschung und Darstellung auf das, was sich in der Zeit entwickelt hat, so reden wir von historischer Wissenschaft und Kunst; bezieht sie sich auf die Eigenthümlichkeit dessen, was sich nicht in der Zeit entwickelt, sondern auf das, was ist, z. B. auf die Gesetze der

---

* Vergl. die Rezension von Schillers Gedichten in der Allgemeinen Literaturzeitung von 1802, Nr. 366 fg.

9. Aber dringt bis in der Schönheit Sphäre,
Und im Staube bleibt die Schwere,
Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.
Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
In des Sieges hoher Sicherheit;
Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit.

10. Wenn ihr in der Menschheit traur'ger Blöße
Steht vor des Gesetzes Größe,
Wenn dem Heiligen die Schuld sich naht:
Da erblasse vor der Wahrheit Strahle
Eure Tugend, vor dem Ideale
Fliehe muthlos die beschämte That.

Natur, oder die Gesetze des Denkens u. s. w., so reden wir von Naturwissenschaft und Philosophie. — Da nun alle Wissenschaft zur Aufgabe hat, aus den verworrenen Erscheinungen das zu Grunde liegende Wahre zu suchen, in das Zerstreute eine Einheit zu bringen und in der bloßen blinden Materie den ordnenden Geist und das Gesetz zu suchen — so muß sie sich durch die Schranken, welche die Sinnlichkeit dem Menschen in seiner Erkenntnis setzt, sehr beengt fühlen. Mag er auch noch so sehr von den sinnlichen Erscheinungen abstrahieren und in's Innere dringen wollen — er vermag es nur bis zu einem gewissen Grade — und auch dazu gehört angestrengter Fleiß und saure Mühe. — Ganz anders verhält es sich mit Wissenschaft und Kunst, wenn sie gar nicht das Wesen der Wirklichkeit ergründen wollen, sondern eine neue Schöpfung vor uns aufführen, die nur in der Form der Wirklichkeit ähnelt, die ihren Stoff aber aus der Unendlichkeit der Phantasie, aus der Tiefe des Geistes schöpft. Sie kann zwar den Stoff nicht ganz entbehren, den ihr die Wirklichkeit liefern muß; aber dieser Stoff gilt hier gar nichts und ist uns etwas Gleichgültiges. — Oder stellt hier der Dichter der wirklichen Kunstleistung die bloße Phantasieschöpfung gegenüber, die gar nicht versucht, das innen empfangene Bild auszuarbeiten? — Das Todte: die blinde Masse, in welche der Künstler erst Leben bringen soll. — Das Element: ebenfalls der rohe Stoff, der erst Gestalt annehmen muß unter der Hand des Künstlers. — Der Schönheit Sphäre: die Unendlichkeit der Phantasie im Gegensatz der begrenzten Wirklichkeit.

Str. 10. Zur Erklärung dieser Strophe dient am besten eine Stelle aus dem 24. Briefe über die ästhetische Erziehung: „Selbst das Heilige im „Menschen, das Moralgesetz, kann bei seiner ersten Erscheinung in der „Sinnlichkeit der Verfälschung nicht entgehen. Da es bloß verbietend und „gegen das Interesse seiner sinnlichen Selbstliebe spricht, so muß es ihm so „lange als etwas Auswärtiges erscheinen, als er noch nicht dahin gelangt „ist, jene Selbstliebe als das Auswärtige und die Stimme der Vernunft „als sein wahres Selbst anzusehen. Er empfindet also bloß die Fesseln, „welche die letztere ihm anlegt, nicht die unendliche Befreiung, die sie ihm „verschafft. Ohne die Würde des Gesetzgebers in sich zu ahnden, empfindet „er bloß den Zwang und das ohnmächtige Widerstreben des Unterthanen. „Weil der sinnliche Trieb dem moralischen in seiner Erfahrung vorher-

Kein Erschaffner hat dies Ziel erflogen;
Ueber diesen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Anker findet Grund.

11. Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken,[1]
Und die Furchterscheinung ist entflohn,
Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen;[2]
Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.[3]
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur der Sklavensinn, der es verschmäht;[4]
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät.[5]

„geht, so giebt er dem Gesetz der Nothwendigkeit (dem Moralgesetz) einen „Anfang in der Zeit, einen positiven Ursprung, und durch den unglück„seligsten aller Irrthümer macht er das Unveränderliche und Ewige in Sich „zu einem Accidens des Vergänglichen. Er überredet sich, die Begriffe von „Recht und Unrecht als Statuten anzusehen, die durch einen Willen ein„geführt wurden, nicht die an sich selbst und in alle Ewigkeit gültig sind. „Wie er in Erklärung einzelner Naturphänomene über die Natur hinaus „schreitet und außerhalb derselben sucht, was nur in ihrer innern Gesetz„mäßigkeit kann gefunden werden, eben so schreitet er in Erklärung des „Sittlichen über die Vernunft hinaus und verscherzt seine Menschheit, „indem er auf diesem Wege eine Gottheit sucht. Kein Wunder, wenn eine „Religion, die mit Wegwerfung seiner Menschheit erkauft wurde, sich einer „solchen Abstammung würdig zeigt; wenn er Gesetze, die nicht von Ewig„keit her banden, auch nicht für unbedingt und in alle Ewigkeit bindend „hält. Er hat es nicht mit einem heiligen, bloß mit einem mächtigen „Wesen zu thun. Der Geist seiner Gottesverehrung ist also Furcht, die ihn „erniedrigt, nicht Ehrfurcht, die ihn in seiner eigenen Schätzung erhebt."

Str. 11. [1] Freiheit der Gedanken: nur ein anderer Ausdruck für dasselbe, was er Str. 9 der Schönheit Sphäre nennt. Er meint damit das Losreißen vom Augenblicke der Handlung, wo das Gesetz, das uns das Gute mit Hintansetzung des sinnlichen Vortheils zu thun gebeut, als ein unbequemer Zwang erscheint, und das Emporheben zu dem Gedanken, daß das Sittengesetz von aller Ewigkeit nothwendig in unserer Natur begründet sei. — [2] Der Abgrund zwischen der Strenge des Gesetzes und der Schwachheit unserer Natur. Sehen wir das Gesetz selbst als in unserer Natur begründet an, so kann hier keine Kluft mehr sein. Vgl. Klopstocks Ode: Friedensburg, Str. 9 — [3] Das Gesetz erscheint nicht mehr furchtbar und unmöglich zu erfüllen, sobald wir es nicht als etwas willkürlich außer uns gegebenes, gar nicht mit unserer Natur zusammenhängendes betrachten. Also: Erfüllt das Gesetz nicht aus Zwang, nicht aus bloßer Achtung gegen die Pflicht, sondern sucht es mit eurer Neigung übereinstimmend zu machen. Thut das Gute und Rechte nicht aus Pflichttreue, sondern aus Liebe zum Guten und Rechten; dann kann kein Widerspruch mehr stattfinden zwischen dem Gesetz und seiner Erfüllung, zwischen den Forderungen der Vernunft und der Forderung des Lebenstriebes: euer ganzes Leben ist dann geheiligt und ihr sucht euer Vergnügen in der Pflicht. Vgl. die Worte des Glaubens, Str. 3. — [4] Nur dem ist das Gesetz eine Fessel, der sich dagegen empört; nicht dem, der es liebt. — [5] Der Ausdruck Majestät scheint

12. Wenn der Menschheit Leiden euch umfangen,
Wenn dort Priams Sohn der Schlangen
Sich erwehrt mit namenlosem Schmerz,
Da empöre sich der Mensch! Es schlage
An des Himmels Wölbung seine Klage,
Und zerreiße euer fühlend Herz!
Der Natur furchtbare Stimme siege,
Und der Freude Wange werde bleich,
Und der heil'gen Sympathie erliege
Das Unsterbliche in euch!

---

mir nicht recht passend; denn Ehrfurcht vor dem Gott in uns werden wir auch haben müssen, wenn wir sein Gesetz gern erfüllen; richtiger wäre der Ausdruck Furchtbarkeit.

Str. 12. Die Heiterkeit des Gemüthes stört am meisten der Anblick der Leiden, denen wir selbst oder andere unterworfen sind, und die oft in ihrer Furchtbarkeit auf uns einstürmen, ohne daß wir sie durch Schlechtheit verschuldet haben. Als Beispiel wählt der Dichter die furchtbare Scene des Laokoon, die bei ältern und neuern Dichtern und Künstlern oft vorkommt. Virgil berichtet Folgendes (Aeneis 2, 199 fg.): Nachdem die Griechen zehn Jahre lang vergeblich Troja belagert hatten, nahmen sie zu einer List ihre Zuflucht. Die vornehmsten Helden verbargen sich in das berühmte hölzerne Pferd, und das übrige Heer brach auf. Nur Sinon bleibt zurück, stellt sich, als wäre er von den Griechen verfolgt und zum Opfertode bestimmt gewesen, und sucht die Trojer zu bewegen, das Pferd in die Stadt aufzunehmen. Dagegen setzt sich Laokoon, der Priester Neptuns, Betrug ahnend; zum Beweis, daß dies Pferd kein Heiligthum Athenens sei, wie Sinon vorgiebt, schleudert er seine Lanze auf dasselbe.

Aber ein größeres noch, viel schreckenvolleres Wunder
Stellt uns Armen sich dar und verwirrt die betroffnen Gemüther.
Denn Laokoon, der dem Neptun als Priester bestellt war,
Schlachtete dort am geweihten Altar den gewaltigen Farren.
Siehe, da ziehen von Tenedos her durch die ruhige Meerfluth
(Schaudernd erzähl' ich es dir) zwo Schlangen, mit gräßlichen Ringen
Ueber die Wellen gestreckt, und streben zugleich an's Gestade.
Zwischen den Wogen empört sich die Brust, und blutig entragen
Ihre Kronen der Fluth; der Schweif streicht über die Fläche
Hinten daher, und sie flechten unendliche Rücken im Kreise.
Schäumend erbrauset die See; schon sind sie an's Ufer geschwommen,
Und, die funkelnden Augen mit Blut und Feuer durchströmet,
Zischen sie her und umlecken das Maul mit beweglicher Zunge.
Blaß vor Schrecken entfliehn wir dem Anblick. Aber sie schießen
Sichern Zugs auf Laokoon los, und zuerst um die Söhnlein
Legt sich das Drachenpaar, um die beiden kindlichen Leiber,
Wickelt sie ein und zernagt elendig die Glieder mit Bissen.
Beide dann haschen ihn selbst, da zu helfen er naht mit Geschossen;
Knüpfen um ihn die Gewinde, die übergewaltigen, und schon
Zweimal den Leib umringelnd, am Hals die schuppigen Rücken
Zweimal geschlungen, entragen mit Haupt und Nacken sie hochauf.
Jener strebt das Geflecht aus einander zu ziehn mit den Händen,
An der Lende mit Eiter beströmt und schwärzlichem Gifte.
Schreckliches Angstgeschrei erhebt er zugleich zu den Sternen,
Gleich dem Schmerzensgebrüll, wenn verwundet ein Stier vom Altare
Fleucht und das fehlgeschwungene Beil dem Nacken entschüttelt.

13. Aber in den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,
Keine Thräne fließt hier mehr dem Leiden,
Nur des Geistes tapfre Gegenwehr.
Lieblich, wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duft'gem Thau,
Schimmert durch der Wehmuth düstern Schleier
Hier der Ruhe heitres Blau.

14. Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte,
Gieng in ewigem Gefechte
Einst Alcid des Lebens schwere Bahn,
Rang mit Hydern und umarmt' den Leuen,
Stürzte sich, die Freunde zu befreien,
Lebend in des Todtenschiffers Kahn.

Aber die Zwillingsdrachen entfliehn, zum obersten Tempel
Schlüpfend, und eilen in's Heiligthum der erzürnten Tritonis,
Hinter dem Kreise des Schilds zu den Füßen der Göttin sich bergend.

Man vergleiche damit die eigene Bearbeitung Schillers in seiner freien Uebersetzung des zweiten Buches der Aeneide. Warum er den Laokoon Priams Sohn nennt, begreife ich nicht; er kommt nirgends als solcher vor.

Str. 13. Der furchtbare Anblick des Leidens wird aber durch die Idee des Tragischen ein Mittel zur höchsten Rührung und zu dem erhabensten Vergnügen, das wir kennen. Diese Idee prägt sich am deutlichsten in der Tragödie aus, und in dieser Dichtung soll eben die rein-geistige Natur des Menschen dargestellt nnd verklärt werden, die alles, Wohlsein und Leben, aufopfert, um das Bessere selbst zu retten. In seiner Abhandlung „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen" sagt Schiller: „Wenn wir Hüon und Amande (in Wielands Oberon) an „den Marterpfahl gebunden sehen; beide aus freier Wahl bereit, lieber den „fürchterlichen Feuertod zu sterben als durch Untreue gegen das Geliebte „sich einen Thron zu erwerben — was macht uns wohl diesen Auftritt zum „Gegenstand eines so himmlischen Vergnügens? Der Widerspruch ihres „gegenwärtigen Zustandes mit dem lachenden Schicksale, das sie ver„schmähten, die anscheinende Zweckwidrigkeit der Natur, welche Tugend mit „Elend belohnt, die naturwidrige Verläugnung der Selbstliebe u. s. f. sollten „uns, da sie so viele Vorstellungen von Zweckwidrigkeit in unsere Seele „rufen, mit dem empfindlichsten Schmerz erfüllen — aber was kümmert „uns die Natur mit allen ihren Zwecken und Gesetzen, wenn sie durch ihre „Zweckwidrigkeit eine Veranlassung wird, uns die moralische Zweckmäßigkeit „in ihrem vollsten Lichte zu zeigen? Die Erfahrung von der siegenden „Macht des sittlichen Gesetzes, die wir bei diesem Anblick machen, ist ein „so hohes, so wesentliches Gut, daß wir sogar versucht werden, uns mit „dem Uebel auszusöhnen, dem wir es zu verdanken haben. Uebereinstim„mung im Reich der Freiheit ergötzt uns unendlich mehr, als alle Wider„sprüche in der natürlichen Welt uns zu betrüben vermögen."

Str. 14 u. 15. Herkules (den Namen Alkäos oder Alkides führte er von seinem Großvater Alkäos, dem Sohne des Perseus) ist in der alten

Alle Plagen, alle Erdenlasten
Wälzt der unversöhnten Göttin List
Auf die will'gen Schultern des Verhaßten,
Bis sein Lauf geendigt ist. —

15. Bis der Gott, des Irdischen entkleidet,
Flammend sich vom Menschen scheidet
Und des Aethers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen ungewohnten Schwebens
Fließt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt.
Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Kronions Saal,
Und die Göttin mit den Rosenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

Dichtung das Bild von dem Ideale eines Mannes, und Schiller hat diese Dichtung hier trefflich benutzt, um das, was er bis jetzt in mehrern allgemeinen, beschreibenden Bildern darstellte, in dem Schicksale eines einzigen Mannes zu versinnlichen. Herkules war der Sohn des Zeus und der Alkmene. Als seine Geburt herannahte, verkündigte Zeus im Olympus, der Knabe, der heute aus dem Geschlechte des Perseus geboren werde, solle dieses Geschlecht und das umwohnende Land beherrschen. Die eifersüchtige Juno stieg sogleich zur Erde hinab und verhinderte, daß Alkmenens Entbindung an diesem Tage stattfand; dagegen beförderte sie die Entbindung der Nikippe, der Gemahlin des Sthenelos, der ebenfalls ein Sohn des Perseus war. Nikippe trug erst sieben Monate ein Knäblein; Juno beschleunigte die Geburt, und anstatt des Herkules wurde Eurystheus geboren, der Feige, dessen Knecht nach der Bestimmung des Schicksals nun Herkules werden mußte; und Eurystheus verlangte, als er König in Mycene geworden, daß Herkules ihm diene, und trug ihm die gefährlichen Abenteuer auf, die unter dem Namen der zwölf Arbeiten des Herkules bekannt sind, und unter denen die Erlegung des nemäischen Löwen und der lernäischen Hyder zuerst steht. Nicht zu den befohlenen zwölf Arbeiten gehört die Zurückholung der Alkeste aus der Unterwelt, nachdem sie sich dem Tode geopfert, um ihren Gemahl Admet nach dem Ausspruche des Orakels vom Tode zu retten. Herkules unterscheidet sich dadurch von allen andern Helden, daß er gegen Menschen und Götter zugleich kämpfen mußte, während alle andern Helden ihre Thaten mit Hülfe der Götter vollbrachten. Nie stand ihm ein Gott bei; wohl aber suchte Juno das Gelingen aller seiner Abenteuer zu verhindern. Der Sieg ist ihm zwar vom Schicksal verheißen; aber er muß ihn schwer erringen und verdienen. Dafür schwingt er sich aber auch endlich ohne Hülfe der Götter, ja gegen den Willen der Juno, zum Olymp empor und wird einer der Unsterblichen, mit Hebe, der Göttin der Jugend, vermählt. Gefoltert von wüthenden Schmerzen, die ein in Gift getauchtes Gewand ihm verursachte, das seine Gemahlin Dejanira ihm geschickt, errichtete er auf dem Oeta einen Scheiterhaufen und bestieg ihn.

Mächtiger sauste bereits, rings um sich ergießend, die Lohe,
Und zu dem sorglos ruhenden Leib und ihrem Verächter
Flammte sie. Furcht durchdrang um der Sterblichen Heiland die Götter.
Alles indeß, was irgend der Glut zu verwüsten sich darbot,

Hatte Vulkanus gerafft, und unerkennbar dem Anblick
War des Herkules Bild; kein Zug der Aehnlichkeit bleibet
Ihm von der Muttergestalt; nur Jupiters Spuren behält er.
Wie wenn die Schlange verjüngt mit der Haut ablegte das Alter
Und nun üppiger prangt im erneueten Glanze der Schuppen:
Also, nachdem der Alcid auszog die sterblichen Glieder,
Blüht' er am edleren Theile von sich, und erhabenen Wuchses
Scheinet er und ehrwürdig in Feierlichkeit und Verklärung;
Den in hohlem Gewölk der allmächtige Vater entführend
Auf vierspännigem Wagen erhob zu den strahlenden Sternen.
Ovids Verwandl. IX. 238 fg.

Aus den Horen vom Jahre 1795. Dieses Gedicht ist von jeher nur wenig verstanden worden, sowohl der Hauptidee nach als in seinen Einzelheiten. Gewöhnlich sagt man, es sei zum Verständnis desselben die genaue Bekanntschaft mit des Dichters Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen nöthig. Allerdings stehen viele Dichtungen Schillers, als Offenbarungen eines und desselben Geistes, in enger Beziehung zu einander, und um manche Gedichte ganz würdigen zu können, ist es nöthig, den Dichter selbst und den Ideenkreis, in welchem er lebte, genauer zu kennen. Da nun Schiller seine Ideen in seinen prosaischen Schriften niedergelegt hat, so ist die Bekanntschaft mit denselben allerdings sehr zu wünschen; nur muß man die Sache nicht so verstehen, als hätte Schiller die Ideen, die er z. B. in den Briefen philosophisch entwickelt und in Prosa ausgedrückt hat, hier nur in poetische Bilder umgesetzt und in Verse gebracht. Unser Gedicht ist vielmehr die reine Frucht der Stunden, in denen sich die Resultate tiefen Nachdenkens dem Dichter von selbst in Bildern und poetischen Formen darstellten, und es steht wenigstens eben so selbständig da wie jene Briefe. Uebrigens hängt das Gedicht nicht nur mit diesen Briefen zusammen, sondern mit allen ästhetischen Abhandlungen des Dichters, besonders mit denen über das Erhabene, über naive und sentimentale Dichtung, über das Interesse an tragischen Gegenständen. Auch mit vielen Gedichten steht das Ideal und das Leben in engem Verhältnis, so daß eins das andere erläutert. Hier wären insbesondere zu nennen: Das Glück, die Macht des Gesanges, Sehnsucht, die Worte des Wahns und die Würde der Frauen. In letzterer ist wirklich ganz dieselbe Idee ausgeprägt; nur ist der Gegensatz der beiden Sphären hier an den beiden Geschlechtern versinnlicht und hat daher mehr poetische Anschaulichkeit erhalten. Der Mann ist in der Würde der Frauen der Träger des wirklichen Lebens, der physischen Stärke und des Strebens nach allgemein geltendem Gesetz; das Weib der Träger des Ideals, die Vereinigung beider Welten, des Sinnlichen mit dem Geistigen, kurz der Schönheit, die aus dem Gemüthe strömt; und zu allen Strophen in unserm Gedichte finden sich parallele in der Würde der Frauen.

Da Schiller allerdings die Resultate seiner Forschungen über das Wesen des Schönen und über den Einfluß desselben auf das Leben in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen niedergelegt hat, so wollen wir den Inhalt derselben hier kurz wiedergeben. Der Gedankengang ist folgender: Zwei Triebe entwickeln sich in dem Menschen; der eine, der sinnliche,[1] geht aus von dem physischen Dasein des Menschen, von seiner sinnlichen Natur, und geht darauf aus, der Zeit und dem Dasein einen Inhalt zu geben und sich in der Sinnenwelt festzusetzen. Vermöge dieses Triebes empfinden wir und stehen mit der Außenwelt in Verbindung. Der zweite jener Triebe — der Dichter nennt ihn den Formentrieb — geht aus seiner vernünftigen Natur hervor und strebt darnach hin, für Alles bestimmte Gesetze aufzustellen; er reißt uns von der Sinnenwelt los und dringt auf Wahrheit und Recht. — Vermöge jenes sinnlichen Triebes wollen wir bei allem unserm Dasein einen Genuß, bei allen unsern Erkenntnissen einen Inhalt, bei allen unsern Handlungen einen Zweck; vermöge des Formentriebes fordern wir ein Gesetz, das für alles Vorhandene, für alle Erkenntnisse und Handlungen gelten soll; wir verlangen für unser Dasein Unabhängigkeit von der Willkür, für unsere Erkenntnisse Wahrheit, für unsere Handlungen Gerechtigkeit. — Wo jener Trieb vorherrscht, da leben wir in der Zeit, und der Augenblick entscheidet über uns; wo dieser vorherrscht, da verschwinden alle Schranken; wir sind nicht unterthan dem Eindrucke der Erscheinung, sondern die Erscheinung ist uns unterthan. Der sinnliche Trieb schließt alle Selbstthätigkeit und Freiheit, der Formentrieb alle Abhängigkeit von fremdem Einflusse aus. Beide thun also dem Gemüthe Zwang an, jener durch das Berufen auf Naturgesetze, indem er alle freie Bewegung verdrängt, dieser durch Berufen auf Vernunftgesetze, indem er alle Empfindung, allen Eindruck der Sinnenwelt verdrängt.

So lange einer der beiden Triebe vorherrscht, ist die Aufgabe der Menschheit nicht vollendet. Ist der sinnliche Trieb vorherrschend, wie dies beim Kinde und bei Naturvölkern der Fall ist, so hat der Mensch zwar das glücklichste Dasein und den ungestörtesten Genuß desselben; aber seine Würde ist verloren, oder vielmehr noch gar nicht vorhanden. Ist der Formentrieb vorherrschend, so wäre zwar die Würde der menschlichen Natur gerettet; aber der Mensch selbst würde aus der ihn umgebenden Welt herausgerückt; die Welt wäre für ihn und er für sie nicht vorhanden; er verlöre sein Dasein ganz, indem er den Eindruck der Sinnenwelt flöhe, und es wär gar keine Zeit für ihn da, weil er sich nicht von der Gegenwart abhängig machen wollte.[2]

---

[1] Man verstehe diesen Ausdruck ja nicht falsch, als ob der Dichter Sinnlichkeit in gewöhnlichem Verstande darunter meinte; es ist hier kein Gedanke an Schlechtes und Niedriges damit zu verbinden.

[2] Diese Erscheinung sehen wir bei den Stoikern und bei vielen Asceten des frühern Christenthums. Im Großen stellt sich der Gegensatz beider

Vereinigen lassen sich die Forderungen beider Triebe in der Wirklichkeit nie. Wir werden uns nie so frei bewegen können, als unser Freiheitstrieb es fordert; wir werden nie so handeln, wie das Sittengesetz es verlangt; wir werden die streng geführtesten Beweise für die Nothwendigkeit einer Erscheinung nie in der Wirklichkeit geltend finden.[3] — Es käme nun darauf an, von dem physischen Charakter die Willkür, und von dem moralischen die Freiheit abzusondern; den ersten mit Gesetzen übereinstimmend, den letztern von Eindrücken abhängig zu machen, jenen von der Wirklichkeit der Körperwelt etwas zu entfernen, diesen ihr um etwas näher zu bringen — dadurch würde ein dritter Charakter erzeugt werden, der, mit jenen beiden verwandt, von der Herrschaft bloß physischer Kräfte zu der Herrschaft der Gesetze einen Uebergang bahnte, und ohne den moralischen Charakter in seiner Entwicklung zu verhindern, vielmehr zu einem sinnlichen Pfande der unsichtbaren Sittlichkeit diente. Giebt es Fälle, wo beide Triebe mit gleicher Kraft in dem Menschen herrschen können; wo der Mensch sich der unendlichen Freiheit seines Geistes bewußt ist, diese Freiheit anwendet und doch sein Dasein empfindet; wo er sich als Körper in der Sinnenwelt wohl fühlt und sich doch auch als Geist kennen lernt: so hat er in diesem Sinne die vollkommenste Anschauung seiner Menschheit, und der Gegenstand, der diese Anschauung ihm verschaffte, würde ihm zu einem Symbol seiner ausgeführten Bestimmung, folglich zu einer Darstellung des Unendlichen dienen. Giebt es solche Fälle, so wird ein neuer Trieb erwachen, der die beiden andern versöhnt. Wenn der sinnliche Trieb nur aus der Wirklichkeit nehmen und empfangen, der Formentrieb alle Gesetze selbst schaffen will, so wird dieser dritte Trieb zu gleicher Zeit aus der Wirklichkeit empfangen und doch selbst die Form schaffen, er wird also physisch und moralisch nöthigen; er wird alles Zufällige aufheben und eben dadurch für beide Triebe allen Zwang aufheben, und den Menschen physisch und mora-

---

Triebe dar in den politischen Parteien der Zeit. Die eine will Alles an die Wirklichkeit, an das Vorhandene, Ueberlieferte knüpfen und demselben kein Haar breit vergeben; die andere will das Bestehende ganz verlassen und stellt Formen auf für das Bestehen des Staates. Beide Parteien thun der Menschheit Zwang an; die eine, indem sie alle Freiheit hemmt und den Menschen zum willenlosen Thiere macht; die andere, indem sie den Grund und Boden, worauf wir leben, uns unter den Füßen wegzieht und vergißt, daß wir Bedürfnisse haben, die durch keine Formen befriedigt werden können. Die erste Partei (der sinnliche Trieb bei Schiller) tritt die Würde der Menschheit mit Füßen, der zweite (der Formentrieb) zerstört die Ruhe derselben; die erste will das Weiterschreiten alles Denkens hindern, die andere allen Besitz unsicher machen; beide sind in ihren höchsten Extremen gleich furchtbar und entsetzlich. — Dieselben Gegensätze finden sich in der Kirche, in jeder Wissenschaft u. s. w.

[3] So stellt der Physiker Gesetze auf, die in ihrer Berechnung untrüglich sind; aber in der Anwendung passen sie nicht; denn die Wissenschaft stellt nur das für alle Fälle gültige Gesetz auf; in jedem einzelnen Falle hindert aber die Materie die Erfüllung desselben.

lisch frei machen; d. h. der sinnliche Trieb wird keine Vorwürfe mehr zu erleiden haben von der Vernunft, und der Formentrieb wird in seinem Schaffen nicht mehr abhängig sein von der Willkür der Wirklichkeit. — Da der Gegenstand des sinnlichen Triebes *Leben* im weitesten Sinne, der Gegenstand des Formentriebes *Gestaltung* ist, so muß der Gegenstand des dritten Triebes, der alles vereinigen soll, *lebende Gestalt* sein. In der *lebenden Gestalt* besteht aber das Schöne; folglich ist der Gegenstand dieses dritten Triebes die *Schönheit*. Die Schönheit kann nicht sein ohne Gestalt; sie kann aber auch nicht sein ohne Leben, und Form und Leben müssen sich im Schönen so durchdringen, daß beide eins sind. Der sinnliche Trieb ergötzt sich hier am frischesten Leben und der Formentrieb an der vollendetsten Form. Das Gemüth befindet sich bei der Anschauung des Schönen in einer glücklichen Mitte zwischen Gesetz und Bedürfnis, und weil es sich zwischen beiden theilt, ist es dem Zwange des einen sowohl als des andern entzogen. So beruft sich beim Erkennen die Sinnlichkeit auf die Wirklichkeit der Dinge, die Wissenschaft auf die Nothwendigkeit des Gesetzes (des logischen), und beide gerathen in Streit, weil die Wirklichkeit in der That oft dem logischen Gesetze nicht entspricht; so beruft sich beim Handeln die Sinnlichkeit stets auf die Erhaltung des Lebens und des Glückes, die Vernunft auf die Bewahrung der Würde, und beide gerathen in Streit, weil die Würde oft nur durch Aufopferung des Glückes gerettet, das Glück oft nur durch Aufopferung der Würde errungen werden kann. Aber in der Schönheit ist die Würde mit dem Leben selbst verbunden und das, was uns hier als Wirklichkeit dargeboten wird, entspricht zu gleicher Zeit auch den Gesetzen unsers Denkens. Wir brauchen hier nicht mehr die Gesetze aus der Wirklichkeit der Materie heraus zu ziehen, sondern finden sie hier schon erfüllt und an den sinnlichen Stoff gebunden. Das Schöne, mit einem Worte, macht uns das Leben würdevoller und verwandelt die trockene Pflicht in Neigung; es beschäftigt die Sinnlichkeit und den Geist zu gleicher Zeit. Dieser Zustand ist nun das, was der Dichter das Reich der Freiheit nennt. Man verstehe darunter ja nicht das, was die Schule Freiheit der Intelligenz oder Freiheit des Willens, moralische Freiheit nennt. Wir sind moralisch frei, d. h. wir lassen uns nicht in unserm Denken und Handeln von etwas Aeußerm bestimmen. Diese Freiheit besteht, wenn sie in Wirklichkeit treten soll (denn bei den meisten Menschen ist nur die Möglichkeit dazu da), darin, daß der eine Theil des Menschen, der vernünftige, den Sieg über den andern, den sinnlichen, davon trage. Etwas ganz anders ist das, was der Dichter Freiheit der Gedanken nennt; er versteht darunter das Losreißen vom Augenblicke, von der Wirklichkeit, das Aufhören des Streites zwischen den entgegengesetzten Trieben, zufolge dessen keiner von dem andern Gewalt erleidet. In den Briefen will der Dichter zeigen, wie das Schöne ein Vermittler zwischen dem Sinnlichen und Moralischen sein könne, eine Brücke von jenem zu diesem.

Indem das Schöne stets die Neigung in's Spiel zieht, wird die Pflicht leichter, und indem es den Menschen vom Stoffe abzieht und auf die Form hinweist, gewöhnt es ihn, überhaupt vor der Form und dem Gesetz Achtung zu hegen, und macht ihm die Beobachtung der Form leichter. Die ästhetische Bildung ist für die Würde des Menschen ohne Werth, aber sie ist unendlich wichtig, da sie die moralische Bildung erleichtert; denn zwischen dem sinnlichen Empfinden und Begehren und zwischen dem vernünftigen Denken und Wollen ist eine zu große Kluft, der plötzliche Uebergang von einem zum andern ist unmöglich, und so muß das Schöne unendlich theuer sein als dasjenige, was beide Welten, die sinnliche und die vernünftige, zusammen verknüpft. Das Schöne der Wirklichkeit beruht aber selbst auf der Bedingung des sinnlichen Stoffes; es schließt also wohl Frieden zwischen beiden Trieben, aber es macht den vernünftigen noch nicht zum Sieger, und was das Schlimmste ist, es ist nicht immer vorhanden. Daher müssen wir uns zum Idealschönen flüchten, das uns nie fehlen kann; und hier im Lande des Ideals erscheint uns stets das, worauf die Würde des Menschen beruht, gerettet vor dem Einflusse der äußern Gewalt, ohne daß jedoch unser irdisches Glück dadurch getrübt wird. Das Idealschöne quillt aus dem Gemüthe, und alles, wodurch die Schönheit in der Wirklichkeit getrübt und unvollkommen wird, verschwindet hier, weil es sich nicht an einen Stoff bindet. Die Möglichkeit der Schöpfung des Idealschönen ist die eigentliche Bürgschaft für unsere höhere Abkunft; in der Anschauung derselben verschwindet Raum und Zeit; wir vergessen die Freuden und Leiden der Gegenwart und der Vergangenheit und wissen nichts von einer Sehnsucht nach der Zukunft, sondern eine selige Befriedigung zieht in uns ein. Man verwechsle daher das Versenken in's Idealschöne gar nicht etwa mit der Sehnsucht nach dem Ideale; denn diese steht jenem geradezu entgegen und hindert eben alle Zufriedenheit; wer sich nach dem Idealen noch sehnt, freut sich dessen natürlich noch nicht.

Die Idee unsers Gedichtes ist gewiß eine sehr poetische; die Ausführung hingegen läßt manches zu wünschen übrig. Die Idee ist zwar klar versinnlicht, aber es fehlt doch eine Einheit für die Phantasie; die verschiedenen Bilder verwirren mehr, als daß sie die Phantasie nöthigten, alles auf einen Punkt zu vereinigen; und schon die beiden Hälften des Gedichts (Str. 1—5 und Str. 6—15) passen nicht recht zusammen. Die erste Hälfte verspricht eigentlich nichts als eine weitere Ausführung der Worte von Sais in seinem „Bild des Lebens“:

Späh' nicht in des Stromes Bette,
Labe dich am Rasenbord.

Der Ausdruck Gestalt ist doch hier für die Phantasie eher verwirrend und führt sie auf Abwege, anstatt sie zu nöthigen, das Rechte zu erfassen. Wie paßt z. B. Str. 11 zu der Forderung, daß wir uns nur der Gestalt, nicht des Stoffes erfreuen sollen. In philosophischer Deduktion ist es ganz richtig; aber für poetischen Ausdruck ist diese Darstellung nicht zweckmäßig.

Dennoch bleibt dies Gedicht immer eins der merkwürdigsten, und bedenkt man, welche bedeutenden Schwierigkeiten hier zu überwinden waren, so erscheint das poetische Verdienst auch nicht gering. Uebrigens liefert es einen Schlüssel zu allen Schiller'schen Dichtungen. Dieser Dichter strebt immer nach dem Idealen und sucht dieses in seiner Kunst vorzugsweise vor die Anschauung zu bringen. Natürlich können seine Dichtungen nie so vollkommen erscheinen, als die anderer Dichter, welche nur die schöne Wirklichkeit oder die Natur überhaupt darzustellen suchten; aber diese Unvollkommenheit liegt in der Natur der Sache, und wenn das einzelne Gedicht etwas Mangelhaftes an sich trägt, so muß dafür die Riesenkraft des Dichters Bewunderung erwecken.

Das Ideal prägt sich aus in der Liebe, in der Kunst und in der Religion, und diese drei Erscheinungen waren es auch, die der Dichter in seinen Dichtungen vorzugsweise erklären wollte: die Liebe und die Religion besonders in seinen Tragödien und Balladen; die Kunst in seinen lyrischen Gedichten. Das Ideal und das Leben will Alles erringen und den Gegensatz des Ideals zum trüben Leben in allen Sphären veranschaulichen. Daß jedoch der Dichter selbst fühlte, wie mancherlei für das poetische Verständnis darin fehle, beweisen die verschiedenen Titel, die das Gedicht gehabt hat. In den Horen von 1795 heißt es: Das Reich der Schatten. Diese Ueberschrift verleitete oberflächliche Leser, für die das Gedicht freilich nicht gemacht ist, zu der sonderbaren Meinung, der Dichter habe das Glück jener Welt besingen wollen. In der ersten Ausgabe der Gedichtsammlung ist der Titel: Das Reich der Formen, und den jetzigen hat es erst in der zweiten Ausgabe erhalten.

---

13. Der Genius.

(1795.)

„Glaub' ich, sprichst du, dem Wort,[1] das der Weisheit Meister mich lehren,
„Das der Lehrlinge Schaar sicher und fertig beschwört?
„Kann die Wissenschaft nur zum wahren Frieden mich führen,
„Nur des Systemes Gebälk stützen das Glück und das Recht?
„Muß ich dem Trieb mistraun, der leise mich warnt, dem Gesetze,
„Das du selber, Natur, mir in den Busen geprägt,

[1] Wort bezeichnet hier nicht den Inhalt dessen, was die Philosophen lehren, sondern steht im Sinne von Behauptung, und der Inhalt dieser Behauptung folgt Zl. 3—8: „Ist die Behauptung wahr, daß nur die Wissenschaft uns eine befriedigende Erkenntnis unserer Rechte und Pflichten, Friede und Glück geben könne, während die innere Stimme des Gemüthes als eine Täuschung zu betrachten sei?"

„Bis auf die ewige Schrift die Schul'[2] ihr Siegel gedrücket,
„Und der Formel Gefäß bindet den flüchtigen Geist?
„Sage du mir's, du bist in diese Tiefe gestiegen;
„Aus dem modrigen Grab kamst du erhalten zurück.
„Dir ist bekannt, was die Gruft der dunklen Wörter[3] bewahret,
„Ob der Lebenden Trost dort bei den Mumien[4] wohnt?
„Muß ich ihn wandeln, den nächtlichen[5] Weg? Mir graut! ich bekenn' es.
„Wandeln will ich ihn doch, führt er zu Wahrheit und Recht." —[6]
Freund, du kennst doch die goldene Zeit? Es haben die Dichter
Manche Sage von ihr rührend und kindlich[7] erzählt;
Jene Zeit, da das Heilige[8] noch im Leben gewandelt,
Da jungfräulich und keusch noch das Gefühl[9] sich bewahrt;
Da noch das große Gesetz, das oben im Sonnenlauf waltet,
Und verborgen im Ei reget den hüpfenden Punkt,[10]
Noch der Nothwendigkeit stilles Gesetz, das stetige, gleiche,
Auch der menschlichen Brust freiere Wellen[11] bewegt;
Da nicht irrend der Sinn[12] und treu, wie der Zeiger am Uhrwerk,
Auf das Wahrhaftige nur, nur auf das Ewige wies? —
Da war kein Profaner, kein Eingeweihter zu sehen,[13]
Was man lebendig empfand, ward nicht bei Todten gesucht;[14]

---

[2] Erhält das, was das Herz mir sagt, erst dadurch Berechtigung, als wahr zu gelten, wenn es mit dem Gesichtspunkt der Philosophen zusammenfällt, so daß das Unnennbare (der flüchtige Geist) unter einen bestimmten Begriff eingereiht ist? — [3] Die Unmasse schwer verständlicher Ausdrücke, welche seit Kant im Umlauf waren. Die Schüler und Lehrlinge halten sich in der Regel an diese Wörter, ohne in den eigentlichen Gehalt des Ganzen einzudringen. — [4] Tiefe, modrig, Grab, Gruft, Mumie — lauter Ausdrücke, welche eine bloße Festsetzung der Begriffe (Spekulation) dem vollen Leben selbst nachdrucksvoll gegenüberstellen. Was lebt, ist etwas Individuelles, Einzelnes; die Philosophie, wie alle Wissenschaften, sucht aber der Besonderheit des Einzelnen zu entfliehen und die allgemeinen Begriffe zu erfassen, unter denen wir alles Einzelne, Erscheinende zu denken haben. Jene Begriffe selbst haben kein Dasein im Sinne der wirklichen Dinge. — [5] Nächtlich, weil er noch im Dunkel vor mir liegt und ich mir selbst erst das Licht dazu holen soll, um ihn zu finden. — [6] Komme ich dadurch zur Sicherheit in Erkenntnis des Wahren und Rechten, im Wissen und im Handeln? — [7] Auf rührende und kindliche Weise? Schwerlich; beide Wörter sollen unmittelbar auf Sage bezogen werden. — [8] Steht hier im alten einfachen Sinne: „das Unverdorbene, Unverletzte", wie fast immer bei Schiller. — [9] Der Instinkt (welches Wort in der frühesten Gestalt des Gedichtes auch hier stand) war noch nicht durch unreine Begierden befleckt und irre geleitet worden. — [10] Der Punkt im Ei, von wo aus das lebendige Geschöpf sich entwickelt, in der Pflanze der Keim. — Dem Naturgesetze, welchem Weltkörper und ihre Bewegungen und das geringste Leben in seiner Entwicklung unterthan ist, folgte auch der Mensch. — [11] Die Triebe des Menschen. Sie entwickelten und bewegten sich freier als der Stern und das Thier, gehorchten aber doch auch dem Gesetze der Natur. — [12] Der Instinkt. — [13] Da gab es keinen Unterschied zwischen Eingeweihten und Uneingeweihten. — [14] In den Schriften der Weisen.

Gleich verständlich für jegliches Herz war die ewige Regel,
Gleich verborgen der Quell, dem sie belebend entfloß.[15] — —
Aber die glückliche Zeit ist dahin! Vermessene Willkür
Hat der getreuen Natur göttlichen Frieden gestört.[16]
Das entweihte Gefühl ist nicht mehr Stimme der Götter,
Und das Orakel[17] verstummt in der entadelten[18] Brust.
Nur in dem stilleren Selbst vernimmt es der horchende Geist noch,[19]
Und den heiligen Sinn hütet das mystische Wort.[20]
Hier[21] beschwört es der Forscher, der reines Herzens hinabsteigt,[22]
Und die verlorne Natur giebt ihm die Weisheit zurück.[23]
Hast du, Glücklicher, nie den schützenden Engel verloren,
Nie des frommen Instinkts liebende Warnung verwirkt;
Malt in dem keuschen Auge noch treu und rein sich die Wahrheit;
Tönt ihr Rufen dir noch hell in der kindlichen Brust;
Schweigt noch in dem zufriednen Gemüth des Zweifels Empörung;
Wird sie, weißt du's gewiß, schweigen auf ewig, wie heut;

---

[15] Beiordnung, statt Unterordnung: das ewige Gesetz fühlte jeder in seinem Herzen, wiewohl Niemand Untersuchungen angestellt hatte über den Ursprung dieses Sittengesetzes. — [16] Unter der vermessenen Willkür versteht der Dichter doch wohl nichts anderes, als was wir sonst „Convenienz, willkürliche Einrichtungen" nennen. So lange das Leben selbst natürlich war, konnte kein Streit zwischen den natürlichen Trieben und der hohen Würde der Vernunft entstehen. Gesellschaftliche Einrichtungen haben den Frieden zwischen den verschiedenen Trieben des Menschen gestört, weil diese Einrichtungen der Natur des Menschen Gewalt angethan. — [17] Der untrügliche Ausspruch des Gefühls. Vrgl. die Künstler, Zl. 45 ff., Spaziergang, V. 148. — [18] Verderbt durch befleckende Begierden und widernatürliche Verhältnisse. — [19] Wir müssen, um die Stimme des Gefühls zu hören, uns vom Leben und der Gesellschaft abwenden und unser persönliches Bewußtsein befragen. — [20] Die Wissenschaft oder Weisheit mit ihren vererbten und dunkeln Ausdrücken verficht das Dasein des heiligen Sinnes (des Gewissens), das aus der Gesellschaft verschwunden zu sein scheint. — [21] Im stillen Selbst. V. 33 hieß früher:

Aber die Wissenschaft nur vermag den Zugang zu öffnen —

und so war die Partikel hier freilich leichter zu beziehen. — [22] In sein inneres Selbst, oder, nach der frühern Lesart, in die Wissenschaft. Es giebt verschiedene Beweggründe, sich der Wissenschaft zuzuwenden; der eine betreibt sie aus Eigennutz (Amt, Ruhm, Einkommen), der andere aus Eitelkeit; wieder andere kommen mit schon fertigen Meinungen zu ihr und suchen in derselben Rechtfertigung oder auch Begründung; noch andere endlich suchen aufrichtig die Wahrheit; diese sind es, die reines Herzens in ihr Inneres hinabsteigen. — [23] Die natürlichen Verhältnisse, welche aus der Gesellschaft verschwunden sind, lehrt ihn die Weisheit erkennen; aber freilich nur als Idee, als Begriff. So sucht der Theoretiker den letzten und innersten Gesetzen der Kunst und des Staates auf die Spur zu kommen, und gerade dann, wenn die Praxis unnatürlich geworden ist. Dem Begriff der Gesundheit wird erst dann nachgeforscht, wenn Krankheiten in dem menschlichen Organismus sich zeigen; der Gesunde selbst sucht diesen Begriff nicht und hat ihn auch nicht; er hat aber das Gefühl der Gesundheit.

Wird der Empfindungen Streit nie eines Richters bedürfen,[24]
Nie den hellen Verstand trüben das tückische Herz —[25]
O dann gehe du hin in deiner köstlichen Unschuld;
Dich kann die Wissenschaft nichts lehren. Sie lerne von dir!
Jenes Gesetz, das mit ehernem Stab den Sträubenden lenket,
Dir nicht gilt's.[26] Was du thust, was dir gefällt, ist Gesetz.
Und an alle Geschlechter ergeht ein göttliches Machtwort:
Was du mit heiliger Hand bildest, mit heiligem Mund
Redest, wird den erstaunten Sinn allmächtig bewegen;[27]
Du nur merkst nicht den Gott, der dir im Busen gebeut,
Nicht des Siegels[28] Gewalt, das alle Geister dir beuget;
Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt.[29]

---

[24] Des Verstandes; denn wenn verschiedene Empfindungen dich nach verschiedenen Seiten hinziehen, müssen Grundsätze den Entscheid geben; diese aber gehen vom Nachdenken aus. — [25] Neigungen und Abneigungen, auch an sich edle, sind tückische Rathgeber, weil sie das Urtheil irreleiten und die Unbefangenheit der Ansicht unmöglich machen. — [26] Ohne Zweifel Anspielung auf Kants kategorischen Imperativ (s. Thl. I. S. 658): Du findest das Rechte ohne zu wissen, worin das Wesen der Gerechtigkeit und des Sittlichen bestehe. — [27] Bist du Künstler, bist du Redner, Dichter: so wirst du ohne Theorie und Regel das Wahre finden und die größten Wirkungen hervorbringen. — [28] Des Talismans, des Zaubers. — [29] Das Beiwort steht hier vorwegnehmend: durch die Welt, welche du für dich eroberst.

Aus den Horen vom Jahr 1795. Das Gedicht hängt zusammen mit den philosophischen Untersuchungen Schillers in jener Zeit, hat aber doch wohl seinen Ursprung in ganz bestimmten Verhältnissen, welche damals in Jena herrschten. Dort hatte die seit Kants Auftreten neu erwachte Lust zu metaphysischer Spekulation ihren Hauptsitz, dort lehrten hinter einander Reinhold[1] und Fichte, und verkündigten: „eine jeden denkenden Kopf befriedigende Erkenntnis unserer Rechte und Pflichten in diesem Leben „und des Grundes unserer Hoffnung im zukünftigen „Leben ist abhängig von der vollständigen Kenntnis der „Vernunft, zu welcher die Philosophie anführt." Diese Behauptungen stießen Schillern, so sehr er damals selbst an theoretischen Untersuchungen hieng, immer mehr ab, und er machte sich in jener Zeit vielfältig in Spottgedichten über die Metaphysiker lustig; wie er denn schon in den Künstlern sich gegen den zu großen Stolz der Philosophie ausgesprochen hatte. Leicht möglich, daß Schiller wirklich von Jünglingen befragt wurde, ob denn in der That niemand feste Ueberzeugungen besitzen könne, ohne ein ganzes System der Philosophie inne zu haben. Einem solchen Fragenden giebt er wenigstens

---

[1] Reinhold hatte 1794 Jena verlassen.

hier die Antwort. Der Gang des Gedichtes ist ganz einfach: Satz — Gegensatz — Versöhnung. Der Fragende schildert die finstere Schule, der alle Schönheit des Lebens mangle, und der Dichter antwortet mit einer Schilderung des goldenen Zeitalters, wo Fühlen, Denken und Handeln noch ganz im Einklang standen, kein Nachforschen über Recht und Pflicht mithin nöthig war. Endlich aber fragt er: Leben wir noch in einer Zeit solcher Uebereinstimmung, und können wir uns ohne alle Leitung durch Wissen und Forschen der Führung des Genius überlassen? Ist die Natur einmal verloren, sind die Verhältnisse verworren, so kann das Verlorene nur wieder hergestellt werden durch das schärfste Eindringen in den nothwendigen Verhalt der Dinge, und Grundsätze müssen den Genius ersetzen. Wo aber der letztere wirklich vorhanden ist, da lasse er sich nicht stören durch Theorien.

Das Gedicht — seiner Form und Behandlung nach ganz der Elegie, der Richtung nach ganz der Didaktik angehörend — findet seine Anwendung auf alle Gebiete, wo überhaupt der Streit zwischen natürlichem Takt und Triebe und zwischen berechnendem Verstande stattfindet, wiewohl der Dichter, um der Würde des Gegenstandes nichts zu vergeben, vorzugsweise die höchsten Angelegenheiten des Geistes — philosophische Ueberzeugung von den Pflichten, Rechten und Hoffnungen des Menschen nennt. Namentlich kann man es auf die geheimnisvolle Zeugung der Dichtung selbst anwenden; denn in unserer Zeit kann auch der Dichter kein bloßer Zögling der Natur mehr sein; er ist genöthigt, in sich hinabzusteigen und sich über sein Wollen, Sollen und Können Rechenschaft zu geben.

Man könnte sagen, der Charakter der Schule sei zu grell geschildert; der Charakter des goldenen Zeitalters, als etwas nie Dagewesenes, zu golden gemalt; übrigens finde ein solches Verhältnis zwischen Genius und Wissenschaft nicht statt, da vielmehr bei allen großen Erscheinungen immer beides wirke. Sehr wahr; eine solche parteilose Abwägung beider Gewalten wäre jedoch für den Verstand allerdings genugthuend, sonst aber außerordentlich unpoetisch. Auch hier gilt, was bei der Nachschrift zu den Künstlern bemerkt worden ist: dem Dichter liegt nichts an der Vollständigkeit der Begriffe, sondern an der Befriedigung des Herzens und der Phantasie, an einer harmonischen Lösung der Widersprüche mit Hilfe des Herzens. Uebrigens läßt der Dichter sehr weislich den Schüler die finstere Schilderung der Schule aussprechen, den Schüler, der sie nur von Hörensagen kennt.

Ausgezeichnet ist der sprachliche Ausdruck in diesem Gedichte; erstens an sich, indem die abstraktesten Begriffe versinnlicht sind, dann aber auch, indem die leidige Aushilfe durch mythologische Bezeichnungen verschmäht ist. Dadurch hat dieses Gedicht einen großen Vorzug vor der verwandten Elegie „das Glück"; denn hier schwelgt der Dichter in einer Ueberfülle mythologischer Namen und Bilder und schwächt dadurch den Eindruck. Unsere Elegie hieß früher (in den

Horen) Natur und Schule. Der Dichter hat die Ueberschrift verändert, da der Nachdruck allerdings auf dem Wesen des Genius liegt.

14. Der philosophische Egoist.

(1795.)

Hast du den Säugling gesehn, der, unbewußt noch der Liebe,
Die ihn wärmet und wiegt, schlafend von Arme zu Arm
Wandert, bis bei der Leidenschaft Ruf der Jüngling erwachet,
Und des Bewußtseins Blitz dämmernd die Welt ihm erhellt?
Hast du die Mutter gesehn, wenn sie süßen Schlummer dem Liebling
Kauft mit dem eigenen Schlaf, und für das Träumende sorgt,
Mit dem eigenen Leben ernährt die zitternde Flamme,
Und mit der Sorge selbst sich für die Sorge belohnt?
Und du lästerst die große Natur, die, bald Kind und bald Mutter,[1]
Jetzt empfanget, jetzt giebt, nur durch Bedürfnis besteht?
Selbstgenügsam willst du dem schönen Ring dich entziehen,
Der Geschöpf an Geschöpf reiht in vertraulichem Bund?
Willst, du Armer, stehen allein und allein durch dich selber,
Wenn durch der Kräfte Tausch selbst das Unendliche steht?

[1] Alles in der Natur beruht auf Wechselwirkung; alles wird geboren und gebiert wieder; giebt dem einen und nimmt von dem andern. In diesem Sinne nennt der Dichter die Natur „bald Kind, bald Mutter".

15. Die Führer des Lebens.

(1795.)

Zweierlei Genien sind's, die dich durch's Leben geleiten,
Wohl dir, wenn sie vereint helfend zur Seite dir stehn!
Mit erheiterndem Spiel verkürzt dir der eine die Reise,
Leichter an seinem Arm werden dir Schicksal und Pflicht.
Unter Scherz und Gespräch begleitet er bis an die Kluft dich,
Wo an der Ewigkeit Meer schaudernd der Sterbliche steht.
Hier empfängt dich entschlossen und ernst und schweigend der andre,
Trägt mit gigantischem Arm über die Tiefe dich hin.
Nimmer widme dich einem allein! Vertraue dem ersten
Deine Würde nicht an, nimmer dem andern dein Glück!

[1] Unaufmerksame Leser könnten unter dieser Kluft leicht den Tod verstehen, und unter der Ewigkeit die andere Welt. Der Dichter meint natürlich die Zeit, wo der Mensch sich von der Gegenwart und den Bedürfnissen des Lebens loszureißen sucht und nun anfängt, über sich selbst, über seine Bestimmung und sein Dasein nachzudenken; wo er also die Erfahrung verläßt und das zu erforschen sucht, was über aller Erfahrung liegt.

Der philosophische Egoist. — Die Führer des Lebens.

Beides in den Horen vom J. 1795. Unter den kleinern Gedichten Schillers im elegischen Versmaße haben wir hier nur einige ausgewählt, wodurch andere größere Gedichte Erläuterungen erhalten. In diesen kleinen Gedichten hat er seine Gedanken über das Leben, über die Würde und Bestimmung des Menschen, vorzüglich über das Treiben der Wissenschaft und Philosophie, bald sehr ernst, bald spottend, ausgesprochen. — Der philosophische Egoist richtet sich gegen die Lehren der kritischen und idealistischen Philosophie, welche dem Gefühle durchaus keine Stimme beim Handeln, folglich auch keinen Werth beilegen wollten; welche behaupteten, alle moralische Würde des Menschen bestehe darin, daß er aus reiner Erkenntnis jeder Pflicht, aus Achtung gegen das Gesetz handle; Liebe und Neigung seien etwas Sinnliches und raubten der Handlung ihren Werth, und überhaupt sei alle Liebe nichts als feiner Eigennutz. Gegen diese Lehre hat sich Schiller schon früh in den Künstlern ausgesprochen:

Ein zarter Sinn hat vor dem Laster sich gesträubt,
Eh' noch ein Solon das Gesetz geschrieben,
Das matte Blüten langsam treibt.

Noch mehr spottet er darüber in dem Cyclus von Epigrammen, die jetzt unter dem Namen „die Philosophen" in der Sammlung stehen:

Gewissensskrupel.

Gerne dien' ich den Freunden, doch thu' ich es leider mit Neigung,
Und so wurmt es mich oft, daß ich nicht tugendhaft bin.

Entscheidung.

Da ist kein anderer Rath, du mußt suchen, sie zu verachten,
Und mit Abscheu alsdann thun, wie die Pflicht dir gebeut.

Der philosophische Egoist, so wie viele dieser elegisch-epigrammatischen Gedichte, erinnert sehr an Herder, und das Gedicht des letztern: „Am Meere von Neapel" hat ganz dieselbe Tendenz.

„Die Führer des Lebens" erschienen zuerst in den Horen unter der Ueberschrift: „Schön und erhaben". Zur Erklärung dieser Distichen mag eine Stelle dienen aus Schillers Abhandlung über das Erhabene:

„Zwei Genien sind es, die uns die Natur zu Begleitern durchs „Leben gab. Der eine, gesellig und hold, verkürzt uns durch sein „munteres Spiel die mühevolle Reise, macht uns die Fesseln der „Nothwendigkeit leicht, und führt uns unter Freude und Scherz bis „an die gefährlichen Stellen, wo wir als reine Geister handeln und „alles Körperliche ablegen müssen, bis zur Erkenntnis der Wahrheit „und zur Ausübung der Pflicht. Hier verläßt er uns, denn nur die „Sinnenwelt ist sein Gebiet; über diese hinaus kann ihn sein irdischer „Flügel nicht tragen. Aber jetzt tritt der andere hinzu, ernst und

„schweigend, und mit starkem Arm trägt er uns über die schwindlige „Tiefe.

„In dem ersten dieser Genien erkennt man das Gefühl des „Schönen, in dem zweiten das Gefühl des Erhabenen. — Zwar ist „schon das Schöne ein Ausdruck der Freiheit, aber nicht derjenigen, „welche uns über die Macht der Natur erhebt und von allem körper„lichen Einfluß entbindet, sondern derjenigen, welche wir innerhalb der „Natur als Menschen genießen. Wir fühlen uns frei bei der Schön„heit, weil die sinnlichen Triebe mit dem Gesetz der Natur harmo„nieren; wir fühlen uns frei bei dem Erhabenen, weil die sinnlichen „Triebe auf die Gesetzgebung der Vernunft keinen Einfluß haben; „weil der Geist hier handelt, als ob er unter keinen andern als „seinen eigenen Gesetzen stünde."

Zur Erläuterung des letzten Distichons eine andere Stelle aus derselben Abhandlung: „Ohne das Schöne würde zwischen unserer „Naturbestimmung und unserer Vernunftbestimmung ein immerwähren„der Streit sein. Ueber dem Bestreben, unserm Geisterberuf Ge„nüge zu leisten, würden wir unsere Menschheit versäumen und, „alle Augenblicke zum Aufbruch aus der Sinnenwelt gefaßt, in dieser „uns einmal angewiesenen Sphäre des Handelns beständig Fremdlinge „bleiben. Ohne das Erhabene würde uns die Schönheit unsere „Würde vergessen machen. In der Erschlaffung eines ununter„brochenen Genusses würden wir die Rüstigkeit des Charakters ein„büßen, und an diese zufällige Form des Daseins unauflösbar „gefesselt, unsere unveränderliche Bestimmung und unser wahres Vater„land aus den Augen verlieren. Nur wenn das Erhabene mit dem „Schönen sich gattet und unsere Empfänglichkeit für beides in gleichem „Maße ausgebildet worden ist, sind wir vollendete Bürger der Natur, „ohne deßwegen ihre Sklaven zu sein, und ohne unser Bürgerrecht in „der intelligibeln Welt zu verscherzen."

Ueber den Unterschied zwischen schön und erhaben ist in diesem Werke schon oft gesprochen worden. Von jeher hat man einen Unterschied bemerkt zwischen der Vorstellungsweise, welche allein Lust und Wohlgefallen erregt, indem sie sich den Schranken unserer sinnlichen Natur und der Körperwelt anschmiegt und das sinnliche Leben reizt, und zwischen derjenigen, welche unsere sinnliche Natur rührt, durch Ueberlegenheit erschüttert und so zur geistigen Natur emporhebt. Durch die Kantische Philosophie sind die Namen schön und erhaben für diese beiden Arten in Umlauf gekommen: passender wäre wohl der Ausdruck reizend oder anmuthig für das erste; wenigstens würden dann die Namen der natürlichen Sprache nicht Zwang anthun, nach welcher wir das Erhabene mit unter dem Schönen begreifen.— Kurz und populär kann der Unterschied zwischen schön und erhaben so angegeben werden: Ein Gegenstand macht einen schlechtweg schönen Eindruck auf uns, wenn er durch die Vollkommenheit seiner sinnlichen Gestaltung Sinn und Gefühl in heitere Thätigkeit versetzt

und den Geist durch die sinnliche Form fesselt; er macht einen erhabenen Eindruck, wenn er eine Idee in uns erweckt, die über alle sinnliche Anschauung hinausgeht.

---

16. Der Spaziergang.

(1795.)

Sei mir gegrüßt, mein[1] Berg mit dem röthlich strahlenden Gipfel,[2]
Sei mir, Sonne, gegrüßt, die ihn so lieblich bescheint!
Dich auch grüß' ich, belebte Flur, euch, säuselnde Linden,
Und den fröhlichen Chor, der auf den Aesten sich wiegt.[3]
Ruhige Bläue, dich auch, die unermeßlich sich ausgießt
Um das braune Gebirg, über den grünenden Wald,[4]
Auch um mich, der,[5] endlich entflohn des Zimmers Gefängnis
Und dem engen[6] Gespräch, freudig sich rettet zu dir.
Deiner Lüfte balsamischer Strom durchrinnt mich erquickend,
Und den durstigen Blick labt das energische Licht.[7]
Kräftig auf blühender Au erglänzen die wechselnden Farben,
Aber der reizende Streit löset in Anmuth sich auf.[8]

---

[1] Er hat ihn also schon oft bestiegen, es ist sein Berg. Er führt sich gleich als einen Freund der Natur ein. — [2] Eigentlich deutet dies auf frühen Morgen oder späten Abend; beiden widerspricht aber das spätere: „Glühend trifft mich" 2c. (V. 17) — [3] Ein Gemälde voll Leben und Bewegung; Chor giebt das doppelte Bild der Menge und des Gesanges, und in dem wiegt liegt zu gleicher Zeit die Bewegung des Baumes (säuselnde Linden) und der Vögel, und außerdem spricht sich darin das Wohlbehagliche, Glückliche des Vögelvolkes aus. — [4] Die Epitheta sind, wie in der Regel bei Schiller, sehr gut gewählt; keins steht müßig da, sondern jedes dient dazu, das Allgemeine auf's bestimmteste zu individualisieren, und dadurch alles in einen schönen Gegensatz zu bringen: „die belebte Flur, die ruhige Bläue; die säuselnden Linden, der fröhliche Chor; das braune Gebirg, der grünende Wald;" lauter Gegensätze für die Anschauung: Die tiefste Ruhe hat sich gelagert um das regste Leben; ein lebendiger reizender Vordergrund, und ein stiller, erhabener Hintergrund. Wo nichts zu individualisieren ist und das Epitheton daher auch keine Bedeutung hätte, steht auch keins, z. B. V. 2 bei Sonne, wo Kosegarten gewiß sagen würde: „Sei mir, herrliche Sonne" 2c. Schiller unterscheidet sich im Gebrauch der Epitheta ganz von Klopstock; bei diesem sind sie oft auch sehr schön; aber sie dienen mehr zum bloßen Schmuck, als daß sie die Umrisse schärfer zögen. — [5] Die Satzzeichnung ist hier in den meisten Ausgaben falsch: „der endlich entflohn" 2c.; dann wäre entflohn das Perfekt; offenbar aber soll es das Partizip sein und die Worte von endlich bis Gespräch sind ein Zwischensatz, ein abgekürzter Adverbsatz: „der, nachdem er endlich dem Zimmer entflohen ist" 2c. — [6] Eng entweder in Bezug auf Inhalt und Objekt, oder auf die Personen, mit welchen er verkehrt. — [7] Durstig ist der Blick, weil er lange des Lichts entbehrt hat; energisch ist das Licht, weil es selbst kräftig ist und andern Kräfte mittheilt; hier ein sehr vielsagender Zusatz. — [8] Der Wechsel der Gegensätze erscheint überall als Streit. Ver-

Frei empfängt mich die Wiese mit weithin verbreitetem Teppich;
Durch ihr freundliches Grün schlingt[9] sich der ländliche Pfad.
Um mich summt die geschäftige Biene, mit zweifelndem[10] Flügel
Wiegt der Schmetterling sich über dem röthlichen Klee.
Glühend trifft mich der Sonne Pfeil, still liegen die Weste,
Nur der Lerche Gesang wirbelt in heiterer Luft.
Doch jetzt braust's aus dem nahen Gebüsch; tief neigen der Erlen
Kronen sich, und im Wind wogt das versilberte Gras;[11]
Mich umfängt ambrosische Nacht;[12] in düftende Kühlung
Nimmt ein prächtiges Dach schattender Buchen mich ein.
In des Waldes Geheimnis entflieht mir auf einmal die Landschaft,
Und ein schlängelnder Pfad leitet mich steigend empor.
Nur verstohlen durchdringt der Zweige laubigtes Gitter
Sparsames Licht, und es blickt lachend das Blaue herein.
Aber plötzlich zerreißt der Flor. Der geöffnete Wald giebt
Ueberraschend des Tags blendendem Glanz mich zurück.
Unabsehbar ergießt sich vor meinen Blicken die Ferne,
Und ein blaues Gebirg endigt im Dufte die Welt.
Tief an des Berges Fuß, der gählings unter mir abstürzt,
Wallet des grünlichten Stroms fließender Spiegel vorbei.
Endlos unter mir seh' ich den Aether, über mir endlos,[13]
Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab.

---

einigt sich das Entgegenstehende nicht für den Sinn zu einem Ganzen, so ist der Wechsel grell; vereinigt er sich, d. h. giebt das Mannigfaltige ein Bild, so ist der Wechsel harmonisch, und für den äußern Sinn entsteht das Anmuthige. In den Horen lauteten V. 11—13:

Kräftig brennen auf blühender Au die wechselnden Farben;
Aber der reizende Streit löset in Wohllaut sich auf.
Frei mit weithinverbreitetem Teppich empfängt mich die Wiese.

Der Ausdruck Wohllaut für das Auge ist doch zu gewagt; Rhythmus oder Harmonie, was sich hier schicken würde, wollte der Dichter wohl nicht gern brauchen. — [9] Mit gutem Bedacht „schlingt", d. h. schlängelt; auch der Pfad muß sich zum Ganzen passen und keine Kunst zeigen, sondern wie die ganze hier dargestellte Natur frei und ungezwungen sich darstellen. Dieser Pfad ist bis jetzt die einzige Spur, die er vom Dasein der Menschen antrifft; ist aber noch nichts von Menschenhand Gemachtes. — [10] Ein eben so gut gewähltes Adjektiv wie energisch beim Lichte. — [11] Ich mache hier auf zwei Schönheiten aufmerksam; erstens: Der Dichter belebt die ganze Natur: er selbst verhält sich aber völlig leidend und empfangend. Nicht er athmet die Luft ein, nicht er betritt die Wiese, nicht er kömmt in's Gebüsch ꝛc., sondern ihn durchrinnt der Strom balsamischer Lüfte, ihn empfängt die Wiese und breitet ihm ihren Teppich entgegen u. s. w. Zweitens: Alle Erscheinungen stehen sich eigentlich schroff gegenüber: die hellbeleuchtete Wiese, der dunkle Wald; die glühende Sonne, die duftende Kühlung u. s. w. Allein dieser Wechsel, dieser Streit löst sich eben so in Anmuth auf, wie dort der Streit der Farben. Es ist hier stets alles vermittelt; unmerklich geht eines in's andere über; schon auf der Wiese hört er es brausen, und wir kennen den Wald, ehe er hineintritt. — [12] Ambrosisch: göttlich erhaben, ein homerisches Beiwort, das wohl durch ein anderes vertreten sein könnte. — [13] Unter sich im Strome. „Daß der

Aber zwischen der ewigen Höh' und der ewigen Tiefe
Trägt ein geländerter Steig sicher den Wandrer dahin.[14]
Lachend fliehen an mir die reichen Ufer vorüber,
Und den fröhlichen Fleiß rühmet das prangende Thal.[15]
Jene Linien, sieh! die des Landmanns Eigenthum scheiden,
In den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt.[16]
Freundliche Schrift des Gesetzes, des menschenerhaltenden Gottes,
Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verschwand![17]
Aber in freieren Schlangen durchkreuzt die geregelten Felder,
Jetzt verschlungen vom Wald, jetzt an den Bergen hinauf
Klimmend, ein schimmernder Streif, die Länder verknüpfende Straße;[18]
Auf dem ebenen Strom gleiten die Flöße dahin.[19]
Vielfach ertönt der Heerden Geläut im belebten Gefilde,
Und den Wiederhall weckt einsam[20] des Hirten Gesang.
Muntre Dörfer bekränzen den Strom, in Gebüschen verschwinden
Andre, vom Rücken des Bergs stürzen sie gäh dort herab.
Nachbarlich wohnet der Mensch noch mit dem Acker zusammen,
Seine Felder umruhn friedlich sein ländliches Dach;[21]
Traulich rankt sich die Reb' empor an dem niedrigen Fenster,
Einen umarmenden Zweig schlingt um die Hütte der Baum.

---

ganze Hexameter zwischen den beiden endlos eingeschlossen wird, macht hier, wo das Unendliche vorgestellt wird, keine üble Wirkung. Es ist selbst etwas ewiges, da es in seinen Anfang zurückläuft." Diese Bemerkung macht Schiller selbst in einem Briefe an Humboldt. — [14] Er geht also an dem Rande eines jäh abhängigen Berges, und man hat den Weg mit einem Geländer versehen; die erste Spur der bessernden Hand des Menschen, der hier für seine Sicherheit und Bequemlichkeit gesorgt hat. — [15] Fröhlich ist der Fleiß, weil er gern arbeitet; weil die Arbeit ihm Bedürfnis, nicht Zwang ist. — [16] Jetzt sieht er die Felder in ihren Abtheilungen, die Erde erscheint als ein unter die Menschen vertheiltes Eigenthum. Linien: die Grenzraine. — [17] Ceres erscheint schon hier bei Schiller nicht nur als das Symbol des Ackerbaues an und für sich, sondern auch als Symbol der Gesetzgebung, die aus dem Eigenthumsrechte, mithin aus der Ackervertheilung, hervorgehen mußte. So lange die Liebe herrschte (im goldenen Zeitalter), war kein Eigenthum; alles gehörte allen gemeinschaftlich. Mit dem Verschwinden des goldenen Alters mußte an der Stelle der Liebe etwas anderes die Menschen schützen und erhalten: das Gesetz, hier natürlich das Eigenthumsgesetz. — [18] Es ist gegen die Natur des elegischen Versmaßes, wenn der Gedanke aus dem einen Distichon sich in den Hexameter des andern hinüberzieht und der Pentameter, wie hier der Fall, einen ganz neuen anfängt. Indeß erscheint an dieser Stelle die Verletzung der Regel, allerdings charakteristisch, da das ruhelose Hinaufklimmen der Landstraße dadurch versinnlicht wird. — [19] Flöße, kleine Schiffe, weil der Dichter hier an ein früheres Zeitalter erinnern will. Wir haben unter Flöße hier natürlich Fahrzeuge zu verstehen, nicht bloßes zusammengekoppeltes Holz; denn dies paßt als zum Handel gehörig, gar nicht hierher. Uebrigens schickt sich auch die Landstraße nicht recht in dieses Zeitalter, wie schon Humboldt Schillern bemerkt. — [20] Hier die Grundform anstatt des Beinamens: den einsamen Gesang, oder den Gesang des einsamen Hirten. — [21] Der Ausdruck „umruhn" ist trefflich und spricht recht

Glückliches Volk der Gefilde! noch nicht zur Freiheit erwachet,[22]
Theilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz.
Deine Wünsche beschränkt der Ernten[23] ruhiger Kreislauf;
Wie dein Tagewerk, gleich, windet dein Leben sich ab!
Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick? Ein fremder
Geist verbreitet sich schnell über die fremdere Flur![24]
Spröde sondert sich ab, was kaum noch liebend sich mischte,
Und das Gleiche nur ist's, was an das Gleiche sich reiht.[25]
Stände seh' ich gebildet; der Pappeln stolze Geschlechter[26]
Ziehn in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher.
Regel wird alles und alles wird Wahl und alles Bedeutung;[27]
Dieses Dienergefolg meldet den Herrscher mir an.[28]

Schillers Fähigkeit aus, alles zu beleben; auch die Ruhe erscheint hier selbstthätig und lebendig. Zu gleicher Zeit sehen wir das Sinnreiche der Sprache, das so sehr unterscheidet zwischen: „Die Felder ruhn um das Dach", und: die Felder umruhn das Dach". — Zuerst gebraucht, wie ich früher glaubte, hat jedoch Schiller diese Form nicht; Tiedge wendet sie schon 1785 in seinem Gedichte „Abendfeier" an, aber nicht um poetisch zu wirken, sondern rein aus dem Bedürfnis eines Partizips:

Aber sieh, im lilienweißen Schleier trat Idola in den Laubengang,
Leis umruht von abendlicher Feier, schön verklärt vom Sonnenniedergang.

[22] Freiheit hier als Gegensatz der Natur. Die Menschen dieses Alters sind noch Naturwesen, wie es die Sonne, die Sterne, die Erde, die Thiere sind; nach den Gesetzen handeln sie, welche die Natur ihnen gegeben, also nach Nothwendigkeit, nicht nach freigewählten Grundsätzen. Darum ist ihr Handeln auch nicht den Irrthümern und den Täuschungen falscher Berechnungen unterworfen, wie dies bei dem Menschen der Fall ist, sobald er nach freier Wahl, nach freiem Entschluß handelt. — [23] Das Mähen des Grases im Frühling, das Schneiden des Kornes im Sommer u. s. f. — [24] Während der Betrachtung, V. 55—58, ist er weiter auf seinem Wege fortgeschritten, und da er aufblickt, hat er plötzlich eine andere Aussicht. Der Uebergang „Aber wer" wäre sehr unnatürlich, wenn er auf V. 54 folgte. Fremder Geist, d. h. ein der Natur fremder Geist: fremde Flur, d. h. eine Flur, die nicht mehr den Anblick, die Gestalt darbietet, in der sie ursprünglich sich befand. — [25] Im Stande des Naturlebens sind noch alle Elemente gemischt; der Mensch, der Baum, das Feld, alles wohnt bei einander, und das Ungleichartigste vereinigt sich; im Stande der städtischen Kultur sondert sich alles Ungleichartige von einander; die Häuser stehen bei einander, die Bäume bilden Alleen, die Gärten haben ihren besondern Platz u. s. w. — [26] Bekanntlich kein nutzbarer Fruchtbaum und bei uns gar nicht heimisch, sondern selbst ein Kind der Kultur. — [27] Im Stande der Kultur treten Uebereinkommen, Anstand und Gesetz an die Stelle der Natur; alles nimmt hier Bedeutung an, was an und für sich keine hat. Die anmuthige Mannigfaltigkeit, die scheinbare Willkür und planlose Mischung der Natur weicht der Reflexion, die alles an seinen bestimmten Platz stellt nach Klassen und bestimmter Vertheilung. — [28] Unter dem Dienergefolg ist doch wohl (mit Hoffmeister und Viehoff) Regel, Wahl und Bedeutung zu verstehen. Daß nun hier alles nach Regel geordnet ist, zeigt an, daß der Mensch Herr über die Willkür der Natur geworden ist.

Prangend verkündigen ihn von fern die beleuchteten Kuppeln,[29]
Aus dem felsichten Kern[30] hebt sich die thürmende[31] Stadt.
In die Wildnis hinaus sind des Waldes Faunen verstoßen;
Aber die Andacht leiht höheres Leben dem Stein.[32]
Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen. Enger wird um ihn,
Reger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt.[33]
Sieh, da entbrennen in feurigem Kampf die eisernden Kräfte;
Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund.
Tausend Hände belebt ein Geist, hoch schläget in tausend
Brüsten, von einem Gefühl glühend, ein einziges Herz,
Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Gesetze;[34]
Hier auf dem theuren Grund ruht ihr verehrtes Gebein.
Nieder steigen vom Himmel die seligen Götter, und nehmen
In dem geweihten Bezirk festliche Wohnungen ein;[35]

---

[29] Diesen Herrn verkündigt auch der Aufbau der Stadt, die anstatt der frühern Felsenwildnis dasteht; der Mensch hat die Stoffe der Natur entwandt, um etwas ganz anderes daraus zu schaffen. — [30] Schiller schreibt stets: felsicht, grünlicht u. s. f. In der Cottaischen Ausgabe ist dies in felsig, grünlich verwandelt, offenbar nach falschen Ansichten. — [31] Wie Schiller das Transitiv dem gewöhnlichen Intransitiv oft vorzieht, so das thätige Partizip dem leidenden, hier thürmend statt gethürmt. Es liegt die energische Auffassung zu Grunde, daß die Stadt Thürme und Paläste entstehen macht. — [32] Faunen waren die Naturgötter des römischen Landvolks. Die Stelle kann doppelt verstanden werden. Einmal buchstäblich: „Der kunstlose Naturdienst des Hirten- und Landvolkes verwandelt sich in einen eigentlichen Tempeldienst und Religion im engeren „Sinne." Diese Erklärung beruht auf einer bestimmten Thatsache, deren auch Hermann, welchem Schiller in seinen mythologischen Ideen so oft folgt, ausdrücklich erwähnt. Ueberall finden wir bei den Völkern des Alterthums eine Verehrung der Elemente und Naturerscheinungen, aus welcher aber nicht die eigentliche Religion erwächst; diese entspringt vielmehr aus der geheimnisvollen Fülle übersinnlicher Ideen, die mit jenen Naturstoffen nichts gemein hat, sondern sich dieselben unterwirft (vergl. Grimms deutsche Mythologie, Cap. XV). Dieser meiner Deutung steht allerdings entgegen, daß der Dichter erst V. 79 der Götterverehrung im Besondern gedenkt. Hoffmeister und Viehoff nehmen die Stelle allgemeiner: „Wald und Wildnis „sind aus der Stadt verdrängt worden; statt der lebendigen, von Faunen „umschwärmten Bäume erheben sich todte Steinmassen; aber die Pietät „macht auch den todten Stein, an den sich tausend Erinnerungen knüpfen, „heilig und theuer" — Abgesehen davon, daß hier Andacht in einem Sinne genommen wird, wie ihn Schiller sonst nicht kennt, so steht auch hier das Bedenken entgegen, daß eben von diesen Erinnerungen der Dichter erst später spricht. — [33] Der Raum, in dem sich der Mensch bewegt, wird enger; dafür entsteht aber in ihm eine neue Welt; er lebt nicht mehr, wie im Stande der Natur, von einem Tage zum andern, sich auf den Gang der Natur verlassend, sondern spannt die Kräfte seines Geistes an, um sich seinen Zustand selbst zu schaffen. — [34] Nur wo eigentliche Staatsverbindung und gesetzliche Ordnung herrschen, kann vom Vaterland die Rede sein. Jedes Volk hat wohl eine Heimat, aber nicht ein Vaterland in jenem Sinne. — [35] Man muß sich hierbei erinnern, daß der Dichter immer Griechenland im Sinne hat. Fast alle griechischen Städte hatten Sagen, daß die Götter einst bei ihnen gewohnt und sie besucht hätten, und viele

Herrliche Gaben bescherend erscheinen sie; Ceres vor allen
Bringet des Pfluges Geschenk,[36] Hermes den Anker herbei,
Bacchus die Traube, Minerva des Oelbaums grünende Reiser;
Auch das kriegrische Roß führet Poseidon heran.
Mutter Cybele spannt an des Wagens Deichsel die Löwen,
In das gastliche Thor zieht sie als Bürgerin ein.[37]
Heilige Steine! Aus euch ergossen sich Pflanzer der Menschheit;[38]
Fernen Inseln des Meers sandtet ihr Sitten und Kunst.
Weise sprachen das Recht an diesen geselligen Thoren;[39]
Helden stürzten zum Kampf für die Penaten[40] heraus.
Auf den Mauern erschienen, den Säugling im Arme, die Mütter,
Blickten dem Heerzug nach, bis ihn die Ferne verschlang.
Betend stürzten sie dann vor der Götter Altären sich nieder,
Flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für euch.
Ehre ward euch und Sieg, doch der Ruhm nur kehrte zurücke;
Eurer Thaten Verdienst meldet der rührende Stein:
„Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
„Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl."[41]

Anordnungen, Gesetze und werthvolle Produkte schrieben sie der unmittelbaren Einsetzung durch die Götter oder einem Geschenke derselben zu: eine sehr wohlthätige Einrichtung der frühesten Gesetzgeber, wodurch sie die Dankbarkeit für die ersten Güter des Menschen erhöhten und den Genuß derselben heiligten. Nur wenn man die Stelle so versteht, hat sie einen Sinn; bezogen überhaupt auf's Staatswesen, oder jedes einzelne Geschenk symbolisch genommen, verliert sich die Bedeutung; denn wovon soll das Roß, der Oelbaum u. a. Symbol sein? Der Oelbaum ist freilich Symbol des Friedens, aber hier nicht. Alle hier genannten Erfindungen schrieben die Griechen Göttern zu. Bekannt ist, daß der Oelbaum und das Pferd zufolge einer Wette zwischen Minerva und Neptun hervorgebracht worden, bei der es galt, wer das Wohlthätigste für die neue Stadt (Athen) schaffen würde. — Nur daß Hermes den Anker erfunden habe, davon finde ich nirgends eine Spur. Den Dichter führte die Idee des Handelsgottes darauf. — [36] Etwas zweideutig; entweder: der Pflug selbst, oder: das Getraide. Beides gehört aber eigentlich nicht hierher in die Stadt. — [37] Cybele (Rhea), hier das Symbol des Städtelebens und der Erde selbst, insofern diese Wohnung der Geschöpfe ist. Mutter heißt sie in zweifacher Hinsicht, einmal als Mutter der Geschöpfe und dann, nachdem man ihren Dienst mit dem der Rhea vermischt hatte, als Mutter oder Großmutter aller obern Götter. Sie wird gewöhnlich abgebildet mit einer Mauerkrone auf dem Haupte, auf einem Wagen, der von zwei Löwen gezogen wird. — [38] Man kann Menschheit hier doppelt verstehen, entweder in kollektivem Sinne: „Bildner der Menschen", oder in abstraktem: Ausbreiter der Humanität. Diese Bildung gieng bekanntlich von den Städten des Alterthums aus. — [39] Im Alterthume, und noch jetzt im Morgenlande, wurden Rechtshändel auf den freien Plätzen an den Thoren besprochen, an welchen daher immer eine große Menge Menschen zu finden war, wie auf unsern Marktplätzen; daher gesellige Thore. — [40] Die Schutzgötter der Stadt oder des Landes; die Lares publici, im Gegensatze der Lares familiares, der Hausgötter. Hier, wie oft, stehen Penaten natürlich für die Stadt selbst. — [41] Grabschrift der 300 Spartaner, die bei Thermopylä gefallen waren. S. Herodot. Polyhymnia 200.

Ruhet sanft, ihr Geliebten! Von eurem Blute begossen
Grünet der Oelbaum, es keimt lustig die köstliche Saat.[42]
Munter entbrennt, des Eigenthums froh, das freie Gewerbe;
Aus dem Schilfe des Stroms winket der bläulichte Gott.[43]
Zischend fliegt in den Baum die Axt, es ersenfzt die Dryade;
Hoch von des Berges Haupt stürzt sich die donernde Last.
Aus dem Felsbruch wiegt sich der Stein, vom Hebel beflügelt;
In der Gebirge Schlucht taucht sich der Bergmann hinab.
Mulcibers[44] Ambos tönt von dem Takt geschwungener Hämmer,
Unter der nervichten Faust spritzen die Funken des Stahls.
Glänzend umwindet der goldne Lein die tanzende Spindel,
Durch die Saiten des Garns sauset das webende Schiff.
Fern auf der Rhede ruft der Pilot, es warten die Flotten,
Die in der Fremdlinge Land tragen den heimischen Fleiß;
Andre ziehen frohlockend dort ein, mit den Gaben der Ferne;
Hoch von dem ragenden Mast wehet der festliche Kranz.
Siehe, da wimmeln die Märkte, der Krahn[45] von fröhlichem Leben;
Seltsamer Sprachen Gewirr braust in das wundernde Ohr.
Auf den Stapel[46] schüttet die Ernten der Erde[47] der Kaufmann,
Was dem glühenden Strahl Afrika's Boden gebiert,
Was Arabien kocht,[48] was die äußerste Thule[49] bereitet,
Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea das Horn.[50]
Da gebieret das Glück dem Talente die göttlichen Kinder;
Von der Freiheit gesäugt wachsen die Künste der Lust.[51]

---

[42] Bild paßt sich hier schön zu Bild. Sinn: „dem blutigen Kampfe folgte der beglückende Friede.“ — [43] Der Flußgott, der Fluß selbst. Er ladet ein zur Versendung der rohen und verarbeiteten Produkte in die Ferne; Handel und Gewerbe vervielfältigen sich dadurch. Von V. 103 bis 110 will der Dichter wohl auf die Benutzung aller rohen Naturprodukte zu Kunstprodukten hinweisen. Holz, Steine, Metalle und Flachs (und Baumwolle) lieferten bei den Alten die Hauptstoffe. Daher Holz- und Steinarbeiten, Schmiedekunst und Weberei die frühesten Beschäftigungen waren. — [44] Ein Beiname des Vulkan (eigentlich Mulcifer, von mulcere, erweichen, schmelzen, schmieden). — [45] Eigentlich das Hebewerkzeug, um die Lasten in die Schiffe zu bringen und dieselben auszuladen. Hier der Platz am Hafen, wo die Krahne aufgestellt sind, der Hafenplatz. — [46] Hier die Waarenniederlage. Handelsplätze, wo Waaren aus allen Welttheilen oder auch nur aus einem Lande zur weitern Versendung niedergelegt werden, heißen daher Stapelplätze. — [47] Die Produkte der ganzen Erde, nicht etwa bloß an Früchte zu denken. — [48] Herrlicher Ausdruck für: Was das heiße Arabien hervorbringt. — [49] Unter Thule verstanden die Alten ein nordwestliches Land über England hinauf; vielleicht Island oder Schottland, oder Norwegen. Hier überhaupt der Norden. Sinn: Die südlichsten und die nördlichsten Produkte werden hier aufgehäuft. — [50] Es giebt eine Menge Amaltheen, und auch das Horn derselben unterliegt mehrfacher Deutung. Die gewöhnliche Amalthea ist die Amme des Zeus, eine Ziege; ihr Horn ward als das Horn des Ueberflusses an den Himmel versetzt. — [51] Künste der Lust, schöne Künste, im Gegensatz der Gewerbe,

Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen,
Und vom Meisel beseelt redet der fühlende Stein.
Künstliche Himmel ruhn auf schlanken jonischen Säulen,
Und den ganzen Olymp schließet ein Pantheon ein.[52]
Leicht, wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Senne,
Hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom.[53]
Aber[54] im stillen Gemach entwirft bedeutende Zirkel
Sinnend der Weise, beschleicht forschend den schaffenden Geist,[55]
Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Hassen und Lieben;
Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Aether dem Strahl;
Sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern,
Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.[56]

---

welche dem Bedürfnisse und der Bequemlichkeit dienen. Der Dichter führt die früheſten Künste Griechenlands auf: Bildende Kunst und Baukunst. Beide können nur da blühen, wo viel öffentlicher Reichthum und überhaupt öffentliches Leben ist. Die Dichtknnst würde gar nicht hierher gehören. Sie ist keine Kunst der Lust in jenem Sinne, und hängt nicht so vom äußern Glück ab. — [52] Das Pantheon war ein Tempel zu Rom, allen Göttern geweiht. Nach der gewöhnlichen Meinung soll ihn Agrippa, der Schwiegersohn Augusts, erbaut oder doch verschönert haben. Das Dach war ganz runo und sollte nach der Meinung des Plinius das Himmelsgewölbe vorstellen. Dieser Tempel steht noch jetzt unter dem Namen der Rotonda, und ist zu einer Kirche aller Heiligen geworden. Merkwürdig ist, daß alles Licht durch die Kuppel von oben hereinfällt. — [53] Dieses lebendige Bild versinnlicht zu gleicher Zeit die Gestalt der Brücke und die Schnelligkeit, womit man vermittelst derselben von einem Ufer zum andern gelangt. Selbst das Versmaß drückt B. 127 die große Leichtigkeit aus. Der Ausdruck Joch scheint mir aber unpassend. Nicht das Joch verbindet beide Ufer, sondern der Bogen. Das Joch ist bloß das Gerüst, worauf der Bogen ruht. — [54] Hier ein neuer Abschnitt. Gewerbe, Handel und Künste blühen. Dem Bedürfnis, dem Wohlstand, dem Vergnügen ist Genüge gethan. Jetzt will der Geist seine Forderungen befriedigen; die Wissenschaft, die Frucht des Nachdenkens und der Erfahrung, tritt ein. Die Natur und die Erforschung ihrer Gesetze waren bei allen Völkern die ersten und früheſten Objekte der Wissenschaft, und so diente die Wissenschaft zugleich dem Bedürfnis, z. B. der Schifffahrt, dem Ackerbau u. s. w. Der Dichter nennt auch hier die Naturwissenschaften. Was wir jetzt in Mathematik, Physik und Philosophie (Metaphysik) trennen, war bei den Alten noch innig vereint. — [55] Den Worten nach giebt dies einen doppelten Sinn; entweder: „Der Weise sucht den in der Natur schaffenden Geist, also den Zusammenhang zwischen der Schöpfung und dem Schöpfer zu erforschen," und dann hätten wir die alte Naturphilosophie, oder: „der Weise beschleicht seinen eigenen Geist, sich selbst, wie er schafft, d. h. Gedanken schafft oder denkt," und dann hätten wir Logik und Psychologie. Der Zusammenhang spricht für die erste Erklärung, um so mehr, da der Dichter fortfährt, von Naturwissenschaft zu sprechen, und zur eigentlichen Physik, Akustik und Optik übergeht. — [56] Beide Zeilen sagen dasselbe in verschiedenen Bildern. Sind endlich hinlänglich genug Thatsachen gesammelt, so beginnt die Arbeit der

Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken,[57] 135
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.
Da[58] zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes,
Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.
Seine Fesseln zerbricht der Mensch, der Beglückte![59] Zerriss' er
Mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Zügel der Scham! 140

---

eigentlichen Wissenschaft: das Bleibende und Gesetzmäßige in dem Zufälligen, Wechselnden zu finden, den charakteristischen Mittelpunkt in den flüchtigen Erscheinungen zu finden. — [57] Was die Weisen und Gelehrten aller Zeiten gedacht und erforscht haben, würde für die Nachwelt verloren gehen, wenn nicht der Mensch endlich die große Erfahrung gemacht hätte, den bloß hörbaren Gedanken, der schnell verfliegt, auch sichtbar und dauernd darzustellen. — [58] Dieses verknüpfende da deutet darauf hin, daß Aufklärung und Kultur geschichtliche Ergebnisse sind, an denen Jahrhunderte arbeiten. — [59] Beglückt, weil er nun zur Geisterwürde hinaufsteigt, indem er sich nicht mehr bloß dem äußern Antriebe fügen, sondern nun nach Freiheit und mit Bewußtsein handeln will. Die Fesseln, worein Aberglaube und Wahn, eigene Trägheit und fremde List, Herkommen und Gewalt den innern und äußern Menschen geschlagen haben, so daß er nicht mehr frei zu denken und zu handeln wagt, diese soll der Mensch zu zerreißen suchen; denn er ist zum freien Gebrauch seiner Kräfte bestimmt, und sind diese Kräfte gefesselt, so können sie auch nicht gebraucht werden. Allein eben zufolge seiner Freiheit kann der Mensch seine Kräfte auch misbrauchen, und damit dies nicht geschieht, ist es nöthig, daß sie geleitet werden; daß er sich gewissen Gesetzen unterwirft, die ihm großentheils schon die Natur und die Nothwendigkeit vorgeschrieben hat. Entzieht er sich dieser Leitung, dann entsteht nicht Freiheit, sondern Zügellosigkeit. Das Thier kann nie ein freies Wesen werden, weil der Gebrauch aller seiner Kräfte ihm von der Natur streng vorgezeichnet ist; es gehört ganz der Sphäre der Nothwendigkeit an. Eben deshalb kann es aber auch nie in Zügellosigkeit fallen. Der Mensch gehört ebenfalls nicht ganz der Sphäre der Freiheit an, d. h. er ist nicht ganz Geist, sondern auch ein Naturwesen, und unterliegt wie das Thier den Gesetzen der Nothwendigkeit, den Forderungen des Körpers oder der Sinnlichkeit. Das schöne Bild der Menschheit kann sich nur dann darstellen, wenn Vernunft und Sinnlichkeit, Geist und Körper in Frieden sind, in einem solchen Bunde stehen, daß die Sinnlichkeit nichts heischt, als was jene billigt, und die Vernunft nichts will, was mit der Nothwendigkeit nicht vereinbar ist. Beide aber — Sinnlichkeit und Vernunft — ringen sich von der Natur los. Der Mensch will ein anderes Geschöpf werden, als wozu er von Gott bestimmt ist. Die Vernunft will noch da entscheiden und wählen, wo ihr gar keine Entscheidung, keine Freiheit mehr zusteht, sondern sie sich freiwillig der Naturnothwendigkeit fügen muß; die Sinnlichkeit will da genießen und an sich reißen, wo die Vernunft es verbietet, weil das Glück des Menschengeschlechtes nicht damit bestehen könnte. Die Vernunft stellt Formen und Gesetze auf, wozu kein Stoff und keine Welt da ist, die Sinnlichkeit schwelgt im Genusse, wo er Gift ist. So ist der vorher gebundene Mensch zum zügellosen Rasenden geworden, anstatt zur Würde des freien Geistes zu gelangen. Beide Abwege der Menschennatur stellt die Sage sehr sinnreich dar in den beiden Individuen Faust und Don Juan; sie charakterisieren aber auch sehr oft ganze Völker und Zeitalter. Unser Dichter stellt diesen traurigen Zustand V. 139—142 dar, und selten möchten wohl in so wenigen Worten so viele, ich möchte sagen, so ungeheure Gedanken verborgen sein. Es ladet hier fast jedes Wort zum Studium ein. Z. B. Fessel, Zügel. Die Fessel hemmt, und der Zügel

Freiheit ruft die Vernunft, Freiheit die wilde Begierde;
Von der heil'gen Natur ringen sie lüstern sich los.
Ach, da reißen im Sturm die Anker, die an dem Ufer[60]
Warnend ihn hielten, ihn faßt mächtig der fluthende Strom;
In's Unendliche reißt er ihn hin, die Küste verschwindet;
Hoch auf der Fluthen Gebirg wiegt sich entmastet der Kahn;
Hinter Wolken erlöschen des Wagens beharrliche Sterne;
Bleibend ist nichts mehr, es irrt selbst in dem Busen der Gott.[61]
Aus dem Gespräche verschwindet die Wahrheit,[62] Glauben und Treue
Aus dem Leben, es lügt selbst auf der Lippe der Schwur.
In der Herzen vertraulichsten Bund, in der Liebe Geheimnis
Drängt sich der Sykophant,[63] reißt von dem Freunde den Freund.
Auf die Unschuld schielt der Verrath mit verschlingendem Blicke,[64]
Mit vergiftendem Biß tödtet des Lästerers Zahn.
Feil ist in der geschändeten Brust der Gedanke,[65] die Liebe
Wirft des freien Gefühls göttlichen Adel hinweg.[66]

---

leitet; wer die Fessel trägt, ist Sklave, wer dem Zügel folgt, ist Zögling, Anhänger. — Furcht, Scham: die Furcht gehört dem Menschen als Thiere an, der freie Geist kennt keine Furcht; die Scham ist rein menschliches Gefühl und doch auch dem Menschen als Naturwesen eigen, wie Lachen und Weinen. Die heilige Natur, losringen, lüstern. — [60] Diesen Zustand vergleicht der Dichter einem Schiffe, das Anker und Mast und die ganze Richtung verloren hat. Anker: für die Vernunft der Glaube und das Sittengesetz, für die Begierde das Einssein mit der Natur — des Wagens Sterne (der Polarstern, der kleine Bär; beharrliche Sterne, weil sie immer im Norden stehen): Weisheit und Glaube. — [61] Das Gewissen. Der Dichter ist aber hier aus dem Gleichnisse gefallen, oder vielmehr die Natur des Versmaßes ist verletzt; das Gleichnis endigt mit einem Hexameter, und der Pentameter des Distichons beginnt wieder in die Wirklichkeit überzugehen. — [62] Die Sprache ist nicht mehr Ausdruck der Gefühle und Gedanken, sondern im Gegentheil Ausdruck dessen, was nicht wahr ist, was man nicht denkt; sie wird endlich zur bloßen Form, der aller Inhalt mangelt. — [63] Sykophanten, wörtlich Feigenredner. In Athen gab es ein Gesetz, welches verbot, daß Feigen aus Athen nach Megara gebracht wurden. Damit dieses Gesetz beobachtet würde, stellte man besondere Leute an, also, nach unserer Art zu reden, Zollbeamte und Douaniers, die auch eben so verhaßt wurden, wie diese bei uns. Später nannte man jeden hämischen Angeber, Zwischenträger und öffentlichen Verleumder einen Sykophanten. Hier versteht der Dichter ungefähr das darunter, was man jetzt geheime Polizei nennt. — [64] Muß nicht etwa ganz falsch vom Wollüstling verstanden werden. Beide Verse des Distichons sagen ziemlich dasselbe. Der Unschuldige wird vom Nichtswürdigen der größten Verbrechen angeklagt und in's Unglück gestürzt. — [65] Das Eigenste, was der Mensch hat, ist seine Ansicht von göttlichen und menschlichen Dingen, wornach sich auch sein Handeln zum Theil regelt, und dann seine Neigungen. Der Gedanke wird feil, wenn ich meine Grundsätze, meine Ansichten verkaufe, d. h. um des Vortheils willen gegen meine wirkliche Ueberzeugung spreche, der schmachvollste Vorwurf, der einem Manne gemacht werden kann. — [66] Eben so wird die Gunstbezeigung der Liebe, die Neigung, nicht mehr an den verschenkt, zu dem das Gefühl der Liebe hinzieht, sondern zu

Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich
Angemaßt, der Natur köstlichste Stimmen entweiht,
Die [67] das bedürftige Herz in der Freude Drang sich erfindet:
Kaum giebt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund.
Auf der Tribune prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht; [68]
Des Gesetzes Gespenst steht an der Könige Thron. [69]
Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern,
Mag das trügende Bild lebender Fülle bestehn: [70]
Bis die Natur erwacht, und mit schweren ehernen Händen
An das hohle Gebäu rühret die Noth und die Zeit,

---

dem, der am meisten bietet. Der schmachvollste Vorwurf, der dem Weibe gemacht werden kann. Denn:

Sie (die Liebe) ist
Das Einzige auf diesem Rund der Erde,
Was keinen Käufer leidet als sich selbst.
Die Liebe ist der Liebe Preis.

Don Carlos II. 8.

[67] Die heiligen Zeichen der Wahrheit, d. h. der wahrhaften Empfindung, sind Thränen und Lächeln, der Ton der Stimme und der Miene, Kuß und Umarmung. Kann die Heuchelei alles dies nachahmen, so bleibt der wahren Empfindung nichts übrig als Stummsein. — [68] Von keinen Tugenden wird gewöhnlich mehr gesprochen, als von denen, die nicht vorhanden sind. Je mehr auf dem Richterstuhle Recht und Gesetz mit Füßen getreten werden, desto mehr prahlt man mit der Gerechtigkeit. — [69] Das Wort Gespenst sagt hier unendlich viel. Gespenst nennen wir den längst Todten, der scheinbar wieder erscheint. So hier das Gesetz. In seinem Leben (als Organismus) ist es längst todt, es erscheint aber wieder, allein nicht mehr, um wohlzuthun, sondern — um zu schrecken und in Furcht zu jagen; es ist ein bloßer Popanz geworden. Ist nun vom Gesetz oder von der ganzen Organisation des Staates nichts mehr da als ein Spuk; ist es als lebendiges und lebenbringendes Prinzip verloren gegangen: so ist der Staat selbst ein Leichnam geworden, der aber ebenfalls mit der Maske des Lebens prangen will und also einer Mumie gleicht, mit den alten, äußerlichen Formen des Lebens, aber ohne Inhalt und Leben. Uebrigens steht dieses Gespenst des Gesetzes im wohlberechneten Gegensatze zu V. 77, wo das Gesetz der menschenerhaltende Gott heißt. — [70] Zur Erläuterung dieser zwei Zeilen zwei Stellen aus Herders Tithon und Aurora (in den Zerstreuten Blättern, Thl. IV.; jetzt in den Präludien zur Geschichte der Philosophie der Menschheit, Bd. 2):

„Nicht nur einzelne Personen überleben sich, sondern noch viel mehr „und länger sogenannte politisch-moralische Personen, Einrichtungen, „Verfassungen, Stände, Korporationen. Oft steht Jahrhunderte „lang ihr Körper zur Schau da, wenn die Seele des Körpers längst entflohen ist, oder sie schleichen als Schatten umher zwischen lebendigen Gestalten."

„„Herr, er stinket schon, sagte jene traurige Schwester — denn er hat „schon vier Tage im Grabe gelegen!"" — Bei manchen Einrichtungen „könnte man vier Jahrhunderte sagen; und noch riechen sie ihren Brüdern „und Schwestern nicht übel. Diese sind an den Duft gewöhnt, und er ist „ihnen nahrhaft."

Einer Tigerin gleich, die das eiserne Gitter durchbrochen
Und des numidischen Walds plötzlich und schrecklich gedenkt,
Aufsteht mit des Verbrechens Wuth und des Elends die Menschheit,
Und in der Asche der Stadt sucht die verlorne Natur.[71]
O, so öffnet euch, Mauern, und gebt den Gefangenen ledig!
Zu der verlassenen Flur kehr' er gerettet zurück![72]
Aber wo bin ich! Es birgt sich der Pfad. Abschüssige Gründe[73]
Hemmen mit gähnender Kluft hinter mir, vor mir den Schritt.
Hinter mir blieb der Gärten, der Hecken vertraute Begleitung,
Hinter mir jegliche Spur menschlicher Hände zurück.

---

[71] So herrlich und großartig dieses Bild auch ist, so leidet es doch an sprachlicher Unbestimmtheit, was stets der Fall sein wird, sobald die Symmetrie zwischen beigeordneten Gliedern verletzt ist. V. 165—170 bilden drei beigeordnete Sätze; diese sollten auch gleichartig geformt sein, das ist aber nicht der Fall. Im ersten Satze steht das Subjekt zuerst, im zweiten und dritten zuletzt. Alles wäre weit überschaulicher, wenn es hieße: „Bis die Natur erwacht; bis die Noth und die Zeit an das hohle Gebäu rühret und die Menschheit aufstehet u. s. w."; oder umgekehrt: „Bis erwacht die Natur; bis mit schwerer ꝛc." Die Undeutlichkeit ist übrigens später entstanden; denn in der ersten Gestalt war das bis wiederholt und noch ein Distichon eingeschoben, so daß die ganze Stelle hieß:

Bis die Natur erwacht, und mit schweren ehernen Händen
An das hohle Gebäu rühret die Zeit und die Noth;
Bis, verlassen zugleich von dem Führer von außen und innen,
Von der Gefühle Geleit, von der Erkenntnisse Licht,
Eine Tigerin, die das eiserne Gitter durchbrochen, u. s. w.

Noth und Zeit: Wenn die Lenker des Staats nicht selbst die Formen und Einrichtungen desselben der Zeit und ihren Bedürfnissen anpassen, so zerschlägt die Noth endlich die alten Formen und schafft neue. Alle Staatseinrichtungen sind ursprünglich aus der Natur des Volks und der Zeit, in der sie sich bildeten, hervorgegangen, und die frühesten Einrichtungen waren Kinder der Nothwendigkeit. Ist nun der Mensch zur Freiheit erwacht und ein ganz anderer geworden, und der Staat, dessen Glied er ist, bleibt in seinen alten Formen, so ist ganz natürlich, daß sich die Glieder desselben nicht mehr zu ihm schicken; die Einrichtungen sind nun naturwidrig geworden. Der Mensch fühlt sich unglücklich und gedrückt, und in seiner Wuth zerstört er den ganzen Bau — er sucht die verlorene Natur in der Asche der Stadt. So würde der Knabe, den man zwingen wollte, immer noch in die beengenden Windeln sich einpressen zu lassen, die ihm, dem Kinde, wohlthätig waren, endlich zornig alle Kleider wegwerfen und lieber nackt umherlaufen. — [72] Hat die Kultur und der enge bürgerliche Verein so furchtbare Folgen, so laßt uns wieder vereinzelt in die Wälder und Fluren zurückkehren und als Söhne der Natur leben. — [73] Es ist sehr geistreich, daß der Dichter hier die Naturscene, die zu der Betrachtung paßt, zuletzt bringt. Früher nahm er stets Gelegenheit, an die ihm offene Aussicht seine Betrachtung zu knüpfen. Hier wäre dies unpassend gewesen: der Staat geht eben so unmerklich, fast blind, seiner Zerrüttung entgegen, wie hier der Wanderer der Wildnis, und so wie dieser die Abgründe, an die er gekommen ist, erst gewahrt, als sie sein Weiterschreiten hemmen, so wird jener erst seine furchtbare Lage gewahr, wenn die Maschine still zu stehen scheint.

Nur die Stoffe seh' ich gethürmt, aus welchen das Leben
Keimet, der rohe Basalt hofft auf die bildende Hand.
Brausend stürzt der Gießbach herab durch die Rinne des Felsen,
Unter den Wurzeln des Baums bricht er entrüstet[74] sich Bahn.
Wild ist es hier und schauerlich öd'. Im einsamen Luftraum
Hängt nur der Adler, und knüpft an das Gewölke die Welt.
Hoch herauf bis zu mir trägt keines Windes Gefieder
Den verlorenen Schall menschlicher Mühen und Lust.
Bin ich wirklich allein? In deinen Armen, an deinem[75]
Herzen wieder, Natur, ach! und es war nur ein Traum,
Der mich schaudernd ergriff; mit des Lebens furchtbarem Bilde,
Mit dem stürzenden Thal stürzte der finstre hinab.[76]
Reiner nehm' ich mein Leben von deinem reinen Altare,
Nehme den fröhlichen Muth hoffender Jugend zurück!
Ewig[77] wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um.
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
Ehrst du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz!
Immer dieselbe, bewahrst du in treuen Händen dem Manne,
Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,

---

[74] Dieses Wort paßt sich sehr gut zu dem Zustande, den er vorher schilderte. — [75] In einem andern Falle würde es zu tadeln sein, daß dieses Pronomen, welches doch eben so eng mit dem Hauptwort verschmolzen ist wie der Artikel, den Vers schlösse und ganz von seinem Hauptwort getrennt wäre; hier aber ist es eine Schönheit; denn eben weil deinem den Vers schließt, sind wir gezwungen, dabei zu verweilen und den Ton darauf zu legen. — [76] Ich verstehe dies nicht recht. Will der Dichter sagen: der finstre Traum stürzte auf mich, weil meine Umgebung so furchtbar war? oder: der finstre Traum entwich, als meine Umgebung so furchtbar ward? Das erstere scheint mir passender; aber dann sollte es doch offenbar nicht hinab heißen, sondern herab. Was ein stürzendes Thal sein soll, begreife ich ebenfalls nicht. — [77] Dieses und das folgende Distichon geben den Gegensatz zwischen Freiheit und Natur, menschlicher Willkür und Nothwendigkeit in der kraftvollsten Kürze. Eben weil der Mensch nach eigener Wahl frei handeln kann, und sich seine Gesetze selbst giebt, können wir nicht auf ihn bauen, da diese Gesetze wechseln; weil er aber doch zugleich als Naturwesen an ein äußeres Gesetz der Nothwendigkeit gebunden ist, das er nie zu überschreiten vermag, so kommen trotz der wechselnden Grundsätze immer dieselben Erscheinungen hervor. Umgekehrt folgt die Natur den Gesetzen der strengen Nothwendigkeit; aber weil diese Gesetze von der höchsten Weisheit geschrieben sind, herrscht dennoch in der Hervorbringung immer die größte Mannigfaltigkeit, und während der Mensch sich zwar ändert, aber zu gleicher Zeit altert und stirbt, bleibt die Natur dieselbe, aber wechselt in ihren Gestalten und bleibt dennoch ewig jung. Sie weicht nie von den ihr vorgeschriebenen Gesetzen ab und heißt daher züchtig und fromm, und während wir die Menschheit zerrüttet und sich selbst aufreibend erblicken, gebiert die Natur sich immer neu.

Nährest an gleicher Brust die vielfach wechselnden Alter;
Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter,
Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns![78] 200

---

[78] Eigentlich derselbe Gedanke, den Hölty in seiner Aufmunterung zur Freude ausspricht:

Noch scheint der liebe Mond so helle,
Wie er durch Adams Bäume schien.

Auch hier möge eine Stelle aus Herders Tithon und Aurora stehen:
— — — — „woraus sich ergäbe: daß endlich, um jenen fürchterlichen „Anfällen, die man Staatsumwälzungen nennet und die dem Buche der „Menschenordnung ganz fremde werden sollten, zuvorzukommen, der Staat „kein anderes Mittel habe, als das natürliche Verhältnis, die gesunde Wirk„samkeit aller seiner Theile, den muntern Umlauf seiner Säfte zu erhalten „oder wiederherzustellen und nicht gegen die Natur der Dinge zu kämpfen. „Früher oder später muß die stärkste Maschine diesem Kampfe unterliegen; „die Natur aber altert nie, sie verjünget sich periodisch in „allen ihren lebendigen Kräften."

Aus den Horen von 1795. In dieser Elegie spricht sich der Genius des Dichters am reinsten und vollendetsten aus. Es möchte wenig andere Gedichte geben, worin der ganze Geist des Menschen so beschäftigt und alle Richtungen desselben so befriedigt werden, wie hier; er möchte schwer zu entscheiden sein, was mehr zu bewundern ist: die große Intelligenz des Dichters, die sittliche Kraft, die warme Empfindung, die lebendige Phantasie, oder die leichte Darstellungsgabe.

Das in seinem Umfange kurze Gedicht hat die ganze Geschichte der Menschheit zum Gegenstande. Es stellt dar, wie der Mensch erst Hand in Hand mit der Natur geht, sich nach und nach von ihr als geistiges Individuum absondert, dann sie ganz verläßt, und endlich in grenzenlose Zerrüttung stürzt; und somit alle Beziehungen des Menschen zur Natur. Die Frage: wie es möglich sei, den Menschen zur sittlichen Freiheit, zu der er doch offenbar bestimmt ist, zu führen, ohne daß er auf seinem Wege irre, und, anstatt zur Freiheit zu gelangen, in Zügellosigkeit verfalle, diese Frage hat schon die größten Denker aller Zeiten beschäftigt, und eben so die ihr verwandte: wie sich bürgerliche Freiheit mit Ordnung vereinigen lasse und alle Willkür von oben unmöglich zu machen sei, ohne daß Anarchie von unten entstehe. Auch unsern philosophischen Dichter beschäftigen diese Fragen sehr, und wir besitzen von ihm eine sehr scharfsinnige und geistreiche Arbeit: „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen", worin er seine Ansichten niedergelegt hat; ein Werk, das die

große Mühe, welche das Studium desselben macht, reichlich belohnt.* In unserer Elegie hat er diese Frage als Dichter zu lösen versucht. Es war ihm aber hier natürlich nicht darum zu thun, eine erschöpfende Untersuchung jener Materie in Versen vorzulegen, sondern er wollte ein Gedicht liefern; er wollte und konnte hier nicht seine Untersuchungen befriedigend für die philosophierende Vernunft schließen, sondern der Phantasie ein völlig in sich abgeschlossenes Bild vorstellen; er wollte nicht den Untersuchungsgeist des Menschen durch entscheidende Ergebnisse überzeugen, sondern das Gemüth trösten und beruhigen, und verweist den Leser aus der Wirklichkeit heraus zu einer Idee, in welcher er seine Beruhigung finden soll, welche Idee aber hier eben so sehr die Einbildungskraft entzückt, als sie den Verstand befriedigt.

Schon dadurch stellt sich das Gedicht nicht als bloße versifizierte Abhandlung, sondern als reine Elegie dar; noch mehr aber durch die Einkleidung. Es ist hier alles an die Anschauung eines bestimmten Individuums, des Spaziergängers, geknüpft, und somit für die Phantasie eine Einheit hineingebracht, und das Gedicht endigt auch für die Anschauung da, wo es anfängt, und als der Kreis der Ideen durchlaufen ist, steht auch der Spaziergänger wieder da, von wo er ausgieng, nämlich in der Natur. Das sich in immer denselben Kreisen herumtreibende Gespräch der Menschen und die ihn drückende Enge des Zimmers haben den Dichter vertrieben, und er sucht Erquickung und Stärkung in der Natur. Sie erfreut, sie labt den vom menschlichen, vom eigenen und fremden Treiben Ermatteten, und er giebt sich ganz leidend den Eindrücken hin, welche die Natur ihm bietet. Reizende Bilder treten ihm entgegen; aber nur die liebliche Natur, belebt mit Thieren, die zu dem sanften Gemälde passen; keine Spur von Menschen. Der Schauplatz verändert sich nach und nach. Durch das geheimnisvolle Dunkel eines Waldes muß er kommen, um endlich den schönen Anblick von Gegenden zu genießen, in denen sich der Mensch zur Natur gesellt hat, aber noch innig mit ihr befreundet und vereint ist. Bald geht er zu einem andern Anblick über; er sieht eine Stadt, und zuerst die Gestalt der Natur selbst verändert. Die Menschen haben sich zusammengedrängt und vereinigt und abgesondert von der freien Natur. Der Anblick führt seinen Geist in die Zeit zurück, wo die Städte entstanden; in die Zeit, wo das Staatsleben sich am kräftigsten und freiesten entwickelt hatte, in's Alterthum. Er geht der Gründung, dem Fortschreiten des geselligen Vereines nach. Das enge Zusammenleben weckte den Geist; große Erfindungen, alle Gewerbe, religiöse und politische Ideen, Handel — alles gieng von hier aus, verbreitete sich von hier aus über die Welt

* Man vergleiche aber damit die oben erwähnte Abhandlung Herders Tithon und Aurora, von 1792; denn Herder hat auf alle seine Zeitgenossen großen Einfluß gehabt.

Was die Natur nicht selbst gab, schuf menschlicher Fleiß und menschliche Kunst, und das bloße Naturwesen ward zum denkenden Wesen. Der Sinn für Schönheit erwacht und sucht Befriedigung; ja der Mensch tritt endlich ganz aus dem bloßen Kreise des Bedürfnisses und der Bequemlichkeit heraus und sucht die Wahrheit zu entdecken; er fühlt, daß er zu etwas Höherem geboren ist, das Bewußtsein seiner sittlichen Würde erwacht, und aus einem denkenden Wesen will er aufsteigen zu einem frei nach eigener Wahl handelnden. Aber hier ist der Wendepunkt des Geschlechts; er muß hier die Natur verlassen, da diese ihm in der Sphäre der Freiheit nichts vorschreiben kann. Mit dem Bewußtsein seiner Bestimmung kämpft der Trieb nach Glückseligkeit; dieser siegt, und die Kultur, anstatt ihn höher gehoben zu haben, hat ihn zum raffinierenden Barbaren gemacht. Der bürgerliche Verein dient nicht mehr dazu, wozu er eigentlich dienen sollte, alle Kräfte auf einen Punkt zu sammeln; vielmehr ist alles Streben jedes Einzelnen dahin gerichtet, seine Selbstsucht zu befriedigen, und es entsteht ein Krieg aller gegen alle. So sind die Hauptbestrebungen des Menschen in nichts zerfallen, und er steht wieder da, wo er angefangen hat; er ist gezwungen, das Werk vieler Jahrhunderte, das Staatsgebäude, zu zerstören, weil es naturwidrig geworden ist, und, anstatt die Bestimmung des Menschen zu fördern, dieselbe hindert. Während des Dichters Einbildungskraft ihn die traurigen Verirrungen der Menschheit auf ihrem Wege zur freien Entwicklung vorgeführt hat, ist er selbst von seinem Wege abgewichen, und er sieht sich jetzt in einer furchtbaren Gegend, die derjenigen, von welcher er ausgieng, gerade entgegensteht. Keine blühenden Wiesen, kein lieblicher Gesang, keine ferne Aussicht mehr, nur furchtbare Felsentrümmer, das Geschrei der Raubvögel, das Brausen der Gießbäche. Aber auch in dieser furchtbaren Gestalt erscheint ihm die Natur schön, und er athmet freier bei dem Bewußtsein, daß alles Schreckliche, was er sich dachte, nicht Wirklichkeit, sondern Phantasie war, und der Gedanke erhebt und tröstet ihn, daß bei allem traurigen Wechsel der Erscheinungen im Menschenleben doch die Natur sich ewig gleich bleibe; in ihrem Anblick, in ihrem Genusse wird er stets Erquickung und Ermuthigung finden, wenn das Treiben der Menschen ihn anwidert und ganz nichtig erscheint.

Müssen wir nun schon die Idee dieses Gedichts großartig und die Einkleidung desselben höchst geistreich nennen, so ist die Ausführung bis in's kleinste Detail hinab noch bewundernswürdiger. In den Anmerkungen zu einzelnen Stellen ist auf manches einzelne Schöne verwiesen worden; allein die Beziehung jedes Besondern zum Ganzen kann nur dem klar werden, der das Ganze überblickt, fleißig durchschaut und dann wieder zum Einzelnen zurückkehrt. Jedes Distichon, ja jedes Wort desselben ladet hier oft zur Betrachtung ein. Nichts steht als müßiger Schmuck, als bloßes Bild für die Phantasie da; alles muß dem Ganzen dienen. So gleich im V. 1 der Berg. Er

ist nicht ohne Bedacht als Ziel gesetzt. Diesen Berg mit dem röthlich strahlenden Gipfel wollte er ersteigen und auf ihm sich der weiten Aussicht freuen. Er erreicht aber dessen Spitze nicht, sondern verirrt sich — wie das Menschengeschlecht sich verirrte und, anstatt die Höhe seiner Bestimmung zu erreichen, in Wildheit verfiel. So das enge Gespräch und des Zimmers Gefängnis. Die Menschen haben den Dichter vertrieben in die schöne Natur; er geräth aber in die Wildnis — wie die Menschheit. Der gesellige Staatenverein wird endlich so drückend für die Glieder desselben, daß sie ihn zerstören, um in der Asche der Stadt die verlorene Natur zu suchen. So die verschiedenen Künste und Wissenschaften, welche genannt werden; sie sind nicht zufällig ausgewählt aus so vielen, sondern mit Bedacht diese genannt; denn auch hier ist das Verhältnis des Menschen zur Natur sichtbar, das sich durch das Ganze hinzieht. Zuerst haben wir die reizende Natur an und für sich (V. 1—34); jetzt tritt der Mensch hinzu, aber noch innig vereint mit der Natur (V. 35 bis 38); zwischen der bloßen Natur und der Verbindung des Menschen mit derselben liegt ein geheimnisvolles Dunkel, durch das wenig mystisches Licht fällt (V. 19—26); der Mensch trennt sich von der Natur, ohne sich jedoch von ihr loszumachen (V. 59—100); er benutzt die Natur zu seinen Zwecken (V. 101—120); er ahmt die Natur nach in ihren Gestalten (V. 121—128); er erforscht die Gesetze der Natur (V. 129—138); er will über die Natur sich erheben und selbst Gesetzgeber werden (V. 139—164); die Natur macht ihre Rechte geltend und beschützt ihre Zwecke (V. 165—170).

Auch der sprachliche Ausdruck in diesem Gedichte ist unübertrefflich. Alles ist deutlich, aber kurz und gedrängt. Die großartigsten und inhaltschwersten Gedanken sind mit ein paar Worten abgefertigt; aber diese Worte sind Blitze, die ihres Ziels nie verfehlen. Die abstraktesten Ideen sind auf das anschaulichste versinnlicht; alle Gefühle und Betrachtungen finden ihren natürlichsten Ausdruck, das Reizende wie das Furchtbare, das Schöne wie das Häßliche, das Fröhliche wie das Entsetzliche. Es herrscht überall eine Bestimmtheit des Ausdrucks, eine Durchsichtigkeit der Sprache, eine Kernhaftigkeit des Satzes, die zu immer neuem Entzücken aufregen. Mit einem einzigen Adjektiv weiß der Dichter unserer Phantasie das lebendigste, beweglichste Bild vorzuführen; z. B. „mit zweifelndem Flügel," „das energische Licht," „die tanzende Spindel" und so viele andere. Ich kenne kein anderes Gedicht, weder im Deutschen, noch in den mir sonst bekannten Literaturen, das an allen Vorzügen, die man an eine solche Dichtung machen kann, dem unserigen gleich käme; selbst von Schiller keines. Seine Neigung zu einer Ueberfülle von Gleichnissen und Sentenzen, zu einer mehr erhabenen als einfachen Sprache ist hier ganz verschwunden und hat der größten Klarheit und Einfachheit Platz machen müssen. Und die Klarheit und Einfachheit bleibt bis an's Ende; nur unmerklich steigert sich immer das Gefühl, bis

es seinen höchsten Punkt erreicht hat und nun wieder sanfter, aber zugleich inniger wird. Dieses Gedicht ist eins, das jeden, der es liest und zu verstehen vermag, mit sich fortreißt; das jeden zu den Gefühlen zwingt, die es hervorbringen will; das zu einem immer wiederholten Lesen einladet und bei jedem neuen Lesen neue Schönheiten entdecken läßt.

Auch die metrische Form scheint mir sehr gelungen. Schiller war, wie er selbst in einem Briefe an W. v. Humboldt sagt, im Versbau ein roher Empiriker und hatte sich besonders wenig um die Theorie des Hexameters bekümmert. Und auch im Spaziergange möchte der Kritiker manche einzelne Füße und manchen Verstoß gegen die Symmetrie des elegischen Maßes zu erinnern haben. Betrachtet man aber das Ganze, so erscheint doch der Vers trefflich, und der rohe Empiriker hat gegen die Regel recht. Die Verse fließen meist leicht und doch kraftvoll dahin, sie schmiegen sich stets an den Inhalt innig an, und der Sprache ist nie auch nur die geringste Gewalt angethan. Daher mögen die Hexameter von Voß, und noch mehr die von Schlegel, richtiger gebaut sein, Schillers Verse sind doch fließender und natürlicher, und auch der Ungeübte wird sie stets richtig lesen, was bei Göthe's und Klopstocks Hexametern sehr oft nicht der Fall ist.

Diese Elegie erschien zuerst unter der allgemeinen Bezeichnung „Elegie" in den Horen. Als sie Schiller wieder in die Sammlung seiner Gedichte aufnahm, strich er aus dem Gedichte noch viele Distichen weg, die ihm unnöthig zum Ganzen schienen, und veränderte manche andere. Wir geben die wichtigsten dieser interessanten Varianten hier, mit Ausnahme der einen unter dem Texte gegebenen (V. 10—12). Zuerst das Weggelassene:

Nach V. 16 war eingeschoben: Durch die Lüfte spinnt sich der Sonnenfaden, und zeichnet
Einen farbichten Weg weit in den Himmel hinauf.

Nach V. 64: Unbemerkt entfliehet dem Blick die einzelne Staude,
Leiht nur dem Ganzen, empfängt nur von dem Ganzen den Reiz.

Nach V. 148: Unnatürlich tritt die Begier aus den vorigen Schranken;
Lüsterne Willkür vermischt, was die Nothwendigkeit schied.

Nach V. 151: Ihren Schleier zerreißt die Scham; Asträa die Binde,
Und der freche Gelust spottet der Nemesis Zaum.

Nach V. 160: Leben wähnst du noch immer zu sehn; dich täuschen die Züge;
Hohl ist die Schale, der Geist ist aus dem Leichnam entflohn.

Nach V. 166: Bis verlassen zugleich von dem Führer von außen und innen,
Von der Gefühle Geleit, von der Erkenntnisse Licht —

Nach V. 172: Weit von dem Menschen fliehe der Mensch! dem Sohn der Verändrung
Darf der Veränderung Sohn nimmer und nimmer sich nahn;
Nimmer der Freie den Freien zum bildenden Führer sich nehmen,
Nur was in ruhiger Form sicher und ewig besteht.

Von den eigentlichen Varianten sind die meisten nur metrische Verbesserungen und diese für uns unwichtig. — Folgende aber betreffen die größere Deutlichkeit oder sind wirkliche Veränderung des Gedankens:

V. 88. Fernen Inseln des Meers sandtet ihr Wahrheit und Kunst.
V. 124. Und von Dädal beseelt, redet das fühlende Holz.
V. 134. Prüft der Elemente Gewalt auf versuchender Wage.
V. 141. 142. Freiheit heischt die Vernunft; nach Freiheit heischen die Sinne;
Beiden ist der Natur züchtiger Gürtel zu eng.
V. 156—159. Keine Zeichen mehr findet die Wahrheit, verprapt hat sie alle,
Alle der Trug, der Natur köstlichste Töne entehrt,
Die das sprachbedürftige Herz in der Freude erfindet;
Kaum giebt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund.
V. 163. 164. Lange Jahre, Jahrhunderte mag die Mumie dauern,
Mag der Sitten, des Staats kernlose Hülse bestehn.
V. 197. Wiegest auf gleichem Mutterschoße die wechselnden Alter.

Wir fügen hier noch eine Stelle aus einem Briefe Humboldts an Schiller vom 23. Oktober 1795 bei, wo jener diesem folgendes über die Elegie schreibt: „Wohin man sich wendet, wird man durch den Geist überrascht, der in diesem Stücke herrscht; aber vorzüglich stark wirkt das Leben, das dies unbegreiflich schön organisierte Ganze beseelt. Ich gestehe offenherzig, daß unter allen Ihren Gedichten, ohne Ausnahme, dieses mich am meisten anzieht und mein Inneres am lebendigsten und höchsten bewegt. Es hat den reichsten Stoff, und überdies gerade den, der mir, meiner Ansicht der Dinge nach, immer am nächsten liegt. Es stellt die veränderliche Strebsamkeit des Menschen der sichern Unveränderlichkeit der Natur zur Seite, führt auf den wahren Gesichtspunkt, beide zu übersehen, und verknüpft somit alles Höchste, was ein Mensch zu denken vermag. Den ganzen großen Inhalt der Weltgeschichte, die Summe und den Gang alles menschlichen Beginnens, seine Erfolge, seine Gesetze und sein letztes Ziel, alles umschließt es in wenigen, leicht zu übersehenden, und doch so wahren und erschöpfenden Bildern. Das eigentliche poetische Verdienst scheint mir in diesem Gedichte sehr groß; fast in keinem Ihrer übrigen sind Stoff und Form so mit einander amalgamiert, erscheint alles so durchaus als das freie Werk der Phantasie. Vorzüglich schön ist die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Bilder, die es aufstellt. Im Anfang und am Schluß die reine und große Natur, in der Mitte die menschliche Kunst, erst an ihrer Hand, dann sich allein überlassen. Das Gemüth wird nach und nach durch alle Stimmungen geführt, deren es fähig ist. Die lichtvolle Heiterkeit des bloß malenden Anfangs ladet die Phantasie freundlich ein und giebt ihr eine leichte, sinnlich angenehme Beschäftigung; das Schauervolle der

darauf veränderten Naturscene bereitet zu größerm Ernst vor und macht die Folge noch überraschender. Mit dem Menschen tritt nun die Betrachtung ein. Aber da er noch in großer Einfachheit der Natur getreu bleibt, braucht sich der Blick nicht auf viele Gegenstände zu verbreiten. Allein der ersten Einfalt folgt nun die Kultur, und die Aufmerksamkeit muß sich auf einmal auf alle mannigfaltige Gegenstände des gebildeten Lebens und ihre vielfachen Wechselwirkungen zerstreuen. Der Blick auf das letzte Ziel der Menschen, auf die Sittlichkeit, sammelt den herumschweifenden Geist wieder auf einen Punkt. Er kehrt bei der Verwilderung des Menschen zur rohen Natur wieder in sich zurück, und wird getrieben, die Auflösung des Widerstreites, den er vor Augen sieht, in einer Idee aufzusuchen. So entlassen Sie den Leser, wie Sie ihn am Anfang durch sinnliche Leichtigkeit einluden, am Schluß mit der erhabenen Sache der Vernunft. — Bei dem ersten Lesen ist es schwer, das Ganze zu übersehen. Sogar beim zweiten habe ich dies noch gefunden, und leicht dürften einige auch bei noch öfterm Wiederholen dies Urtheil fällen. Anfangs schien es mir wirklich, als läge hierin ein Fehler in Ihrer Arbeit, als wären Sie ununterbrochen mit Schilderungen fortgegangen und hätten nicht genug dafür gesorgt, die zerstreute Phantasie wieder zu sammeln, jedes einzelne Bild in wenig einzelnen Zügen zusammenzustellen. Allein bei genauerer Untersuchung muß ich dies Urtheil gänzlich zurücknehmen, das bloß subjektiv war. Alles ist im höchsten Grade klar, unglaublich schön, und freiwillig fließt eins aus dem andern her, und mit der größten Deutlichkeit durchschaue ich jetzt die herrliche Organisation dieser eigenen Welt. Ich wähle diese beiden Ausdrücke hier nicht umsonst; ich weiß kein Gedicht, bei dem sie so an ihrem Orte ständen" u. s. w. (Briefw. zwischen S. u. H. S. 247 fg.)

Es ist erwähnt, daß der Philosoph Schiller einen ähnlichen Gegenstand in seinen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen behandelt, den im Spaziergange der Dichter zum Vorwurf genommen hat. Zur Vergleichung der prosaischen Darstellung mit der poetischen mögen einige Stellen hier Platz finden.

Aus dem fünften Briefe: „Ich erinnere mich nicht mehr, welcher alte oder neue Philosoph die Bemerkung machte, daß das Edlere in seiner Zerstörung das Abscheulichere sei; aber man wird sie auch im Moralischen wahr finden. Aus dem Natursohne wird, wenn er ausschweift, ein Rasender; aus dem Zögling der Kunst ein Nichtswürdiger. Die Aufklärung des Verstandes, deren sich die verfeinerten Stände nicht ganz mit Unrecht rühmen, zeigt im Ganzen so wenig einen veredelnden Einfluß auf die Gesinnungen, daß sie vielmehr die Verderbnis durch Maximen befestigt. Wir verläugnen die Natur auf ihrem rechtmäßigen Felde, um auf dem moralischen ihre Tyrannei zu erfahren, und indem wir ihren Eindrücken widerstreben, nehmen wir unsere Grundsätze von ihr an. Die affektierte Decenz unserer Sitten

verweigert ihr die verzeihliche erste Stimme, um ihr, in unserer materialistischen Sittenlehre, die letzte einzuräumen. Mitten im Schoße der raffiniertesten Geselligkeit hat der Egoismus sein System gegründet, und, ohne ein geselliges Herz mit heraus zu bringen, erfahren wir alle Ansteckungen und alle Drangsale der Gesellschaft. Unser freies Urtheil unterwerfen wir ihrer despotischen Meinung, unser Gefühl ihren bizarren Gebräuchen, unsern Willen ihren Verfügungen; nur unsere Willkür behaupten wir gegen ihre heiligen Rechte. Stolze Selbstgenügsamkeit zieht das Herz des Weltmannes zusammen, das in dem rohen Naturmenschen noch oft sympathetisch schlägt, und wie aus einer brennenden Stadt sucht jeder nur sein elendes Eigenthum aus der Verwüstung zu flüchten. Nur in einer völligen Abschwörung der Empfindsamkeit glaubt man gegen ihre Verirrungen Schutz zu finden, und der Spott, der den Schwärmer oft heilsam züchtigt, lästert mit gleich wenig Schonung das edelste Gefühl. Die Kultur, weit entfernt, uns in Freiheit zu setzen, entwickelt mit jeder Kraft, die sie in uns ausbildet, nur ein neues Bedürfnis; die Bande des Physischen schnüren sich immer beängstigender zu, so daß die Furcht zu verlieren selbst den feurigen Trieb nach Verbesserung erstickt, und die Maxime des leidenden Gehorsams für die höchste Weisheit des Lebens gilt. So sieht man den Geist der Zeit zwischen Verkehrtheit und Rohigkeit, zwischen Unnatur und bloßer Natur, zwischen Superstition und moralischem Unglauben schwanken, und es ist bloß das Gleichgewicht des Schlimmen, was ihm zuweilen noch Grenzen setzt."

---

17. Die Sänger der Vorwelt.

(1795.)

Sagt, wo sind die Vortrefflichen hin, wo sind' ich die Sänger,
Die mit dem lebenden[1] Wort horchende Völker entzückt?
Die von dem Himmel den Gott, zum Himmel den Menschen gesungen,[2]
Und getragen den Geist hoch auf den Flügeln des Lieds?[3]
Ach, noch leben die Sänger, nur fehlen die Thaten, die Lyra
Freudig zu wecken, es fehlt, ach, ein empfangendes Ohr.
Glückliche Dichter der glücklichen Welt! Von Munde zu Munde
Flog, von Geschlecht zu Geschlecht euer empfundenes[4] Wort.

---

[1] Die alten Dichter trugen ihre Gedichte mündlich vor oder ließen sie vortragen; nicht auf das stille, einsame Lesen war die Wirkung berechnet wie bei uns. — [2] Was heißt das? Entweder: welche die Götter durch ihre Gesänge vom Himmel lockten und die Menschen in den Himmel versetzten — oder: welche die Götter menschlich bildeten und die Menschen zu Göttern erhoben. — [3] Welche die Stimmung des Hörers völlig beherrschten. — [4] Damals gab es noch gemeinsame Erinnerungen, Gefühle und Ansichten.

Wie man die Götter empfängt, so begrüßte jeder mit Andacht,
Was der Genius ihm, redend und bildend,[5] erschuf.
An der Glut des Gesangs entflammten des Hörers Gefühle,
An des Hörers Gefühl[6] nährte der Sänger die Glut,
Nährt' und reinigte sie! Der Glückliche, dem in des Volkes
Stimme noch hell zurück tönte die Seele des Lieds.[7]
Dem noch nach außen erschien, im Leben, die himmlische Gottheit,[8]
Die der Neuere kaum, kaum noch im Herzen vernimmt.

---

[5] Als Dichter und als Bildhauer. — [6] Dies Wort steht hier nicht in der engern Bedeutung, welche die neuere Zeit ihm beigelegt hat, und wornach es mit Gefühlsinnigkeit oder gar mit Gefühlsschwärmerei zusammenfällt, sondern in der weitern, wornach es den anerbornen unverfälschten Sinn anzeigt im Gegensatz zur berechnenden und kritischen Reflexion. Dies lehrt schon das folgende „reinigte": der feine Sinn der Hörer für wahre Natur und Schönheit reinigte die Begeisterung (Glut) des Dichters, so daß er sich nicht in's Ueberschwengliche, Leere und Unwahre verirren konnte. — [7] Der Gehalt des Gedichts im Gegensatz zur Form. Dieser Gehalt beruht aber vorzugsweise auf der Art, wie der Dichter die Welt und das Leben anschaut. — [8] Der Ausdruck ist so unbestimmt, daß man den Dichter kaum verstehen würde, wenn nicht die frühere Lesart zu Hilfe käme. Der Schluß des Gedichts hieß nämlich in der ersten Gestalt:

Dem noch von außen das Wort der richtenden Wahrheit erschallte,
Das der Neuere kaum, kaum noch im Busen vernimmt!
Weh' ihm, wenn er von außen es jetzt noch glaubt zu vernehmen,
Und ein betrogenes Ohr leiht dem verführenden Ruf!
Aus der Welt um ihn her sprach zu dem Alten die Muse,
Kaum noch erscheint sie dem Neu'n, wenn er die seine vergißt.

Aus den Horen von 1795. Seit den ältesten Zeiten finden wir Dichter, die sich über ihre Mitwelt beklagen, indem dieselbe keinen Sinn für die poetische Kunst besitze, dem Dichter keinen Stoff darbiete und alles Urtheil über die Wahrheit und einfache Schönheit der Darstellung verloren habe. Solche Klagen erheben denn auch Herder, Wieland, Göthe und Schiller, jeder von seinem Gesichtspunkte aus. Schiller preist den griechischen Dichter glücklich, welcher unter würdigern Verhältnissen gelebt und sinnigere, feinfühlendere Zuhörer vor sich gehabt, die ihn nicht nur völlig verstanden und sich durch ihn hätten hinreißen lassen, sondern auch durch ihren Beifall ihn von neuem begeistert hätten, so daß eine wohlthätige Wechselwirkung stattgefunden. Der neuere Dichter müsse auf alles dieses verzichten; er müsse die Begeisterung aus sich selbst schöpfen und, um den Forderungen der Muse (der himmlischen Göttin) genug zu thun, geradezu die Forderungen des Publikums von sich abweisen, da dieses ganz unfähig wäre, durch das wahre Schöne und Einfache sich begeistern zu lassen.

Diese Klage ist wahr und in ihrer Wahrheit rührend; die Anklage dagegen theilweise ungerecht. Allerdings kann der Gehalt der Dichtung nur dem Gehalt der Zeit entsprechen und diesen wiederspiegeln; das bedeutendste Hindernis für den neuern Dichter ist aber nicht der Mangel an Gehalt in der Zeit, denn diesen würde der wahre Dichter schon finden, sondern der völlige Mangel gemeinsamer Erinnerungen, Gefühle, Gesinnungen; an diesem Mangel sind aber zum Theil die Dichter mit schuld, und Schiller hat gerade nichts gethan, um ihn zu mindern. Der nüchterne Verstand überhaupt könnte auf jene Klagen erwiedern: „Auch die alten Dichter zogen ihr Publikum erst heran; sie sprachen aus, was der Weltanschauung ihrer Zeitgenossen gemäß war, und sprachen Gedanken aus, die in allen schlummerten oder wirkten, mutheten aber dem Publikum nicht zu, sich für jede beliebige Grille zu begeistern.“ — Die auf Schiller folgenden Romantiker giengen in ihrer Verachtung gegen das Publikum, auch gegen das bessere, und in der Hervorhebung der einseitigsten Persönlichkeit so weit, daß sie in der That der Nation den Geschmack für Poesie auf lange Zeit verdorben haben.

Ueber Schillers Unwillen wegen der Theilnahmlosigkeit des Publikums gegen seine Leistungen tröstete Körner den Dichter mehrmals. So schrieb er unter'm 22. August 1798:

„Gegen das Publikum, glaub' ich, bist Du nicht ganz gerecht. „Du erfährst nur einen kleinen Theil von der Wirkung Deiner Arbei„ten. Der Deutsche hat ohnehin keinen Hang, den tiefen Eindruck, „den ein Kunstwerk auf ihn macht, laut werden zu lassen. Hierzu „bedarf es immer noch eines besondern Anlasses. Manchen, der Dich „innig verehrt, hält die Bescheidenheit ab, sich gegen Dich selbst dar„über zu äußern. Dagegen giebt es Menschen, die sich ein Geschäft „daraus machen, Dir jedes ungewaschene Urtheil, was irgendwo ge„druckt wird, zu hinterbringen. Aber die literarischen Schreier, die „Du überdies durch die Xenien gereizt hast, sind das Publikum nicht, „so wenig als die pariser Werkzeuge der kämpfenden Faktionen die „französische Nation ausmachen. — Was ich Dir einräume, ist wenig „Empfänglichkeit bei dem Publikum im Ganzen für poetische Form. „Aber dies trifft Goethe mehr als Dich. In Deinen Werken ist „immer noch ein besonderer Gehalt des Stoffs, der auf mehrere „wirkt, die zwar nicht den Künstler, aber doch den Menschen zu „schätzen wissen.“ —

18. Epigramme.

(1795.)

1. Das Unwandelbare.[1]

„Unaufhaltsam enteilet die Zeit.“ — Sie sucht das Beständ'ge.[2]
Sei getreu,[3] und du legst ewige Fesseln ihr an.

2. Würden.[4]

Wie die Säule des Lichts auf des Baches Welle sich spiegelt,
Hell wie von eigener Glut flammt der vergoldete Saum.
Aber die Well' entführet der Strom, durch die glänzende Straße
Drängt eine andre sich schon, schnell wie die erste zu fliehn.[5]
So beleuchtet der Würden Glanz den sterblichen Menschen;
Nicht er selbst, nur der Ort, den er durchwandelte, glänzt.

3. Die Johanniter.[6]

Herrlich kleidet sie euch, des Kreuzes furchtbare Rüstung,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Akkon und Rhodus beschützt,[7]
Durch die syrische Wüste den bangen Pilgrim geleitet
Und mit der Cherubim Schwert steht vor dem heiligen Grab.
Aber ein schönerer Schmuck umgiebt euch die Schürze des Wärters,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelsten Stamms,
Dient an des Kranken Bett, dem Lechzenden Labung bereitet,
Und die niedrige Pflicht christlicher Milde vollbringt.
Religion des Kreuzes, nur du verknüpftest in einem
Kranze der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich.

---

[1] Musenalmanach für 1796. — [2] Die Ewigkeit, Unvergänglichkeit. — [3] Vergl. das Epigramm Nr. 4 der Sämann. Handle mit Treue in deiner Zeit, und sie bleibt ewig. — [4] Ebendaselbst. Dieses Epigramm hätte recht schicklich seine Stelle zwischen der zweiten und dritten Votivtafel gefunden. Wie in der zweiten das Werthe und das Würdige einander gegenübergestellt werden, der, welcher etwas hat, und der, welcher etwas ist: so hier beiden der Würdentragende, d. h. der, welcher in einer Stellung sich befindet, die ihm Ehre, Einfluß und Bedeutung giebt. Irrthümlich schreibt er seiner Persönlichkeit zu, was nur der Stellung angehört, und verlangt Ehrfurcht vor seiner Person, während diese Ehrfurcht nur dem Amte und der Würde gelten kann, die ein an sich sehr Unwürdiger einnehmen kann. — [5] Das mit einem Nebensatz begonnene Gleichnis wird schon in Z. 2 unterbrochen und die weitere Ausführung in erzählenden Hauptsätzen gegeben. — [6] Ebendaselbst. — [7] Akkon, Acre, St. Jean d'Acre oder Ptolemais, eine Stadt in Syrien, am mittelländischen Meere. Nachdem die Christen schon aus ganz Palästina und Syrien verdrängt waren, hielten sie sich noch am längsten in Acre, besonders durch die tapfere Gegenwehr der Johanniter, die sich von Jerusalem 1192 hierher begeben hatten. 1194 fiel die Stadt. Die Johanniter eroberten darauf Cypern und später Rhodus, das 1513 an den türkischen Sultan Soliman verloren gieng.

4. Der Sämann.[8]

Siehe, voll Hoffnung vertraust du der Erde den goldenen Samen
Und erwartest im Lenz fröhlich die keimende Saat.
Nur in die Furche der Zeit bedenkst du dich Thaten zu streuen,
Die, von der Weisheit gesä't, still für die Ewigkeit blühn?

5. Die zwei Tugendwege.[9]

Zwei sind der Wege, auf welchen der Mensch zur Tugend emporstrebt;
Schließt sich der eine dir zu, thut sich der andre dir auf.
Handelnd erringt der Glückliche sie,[10] der Leidende duldend.[11]
Wohl ihm, den sein Geschick liebend auf beiden geführt.

6. Der Kaufmann.[12]

Wohin segelt das Schiff? Es trägt sidonische Männer,
Die von dem frierenden Nord bringen den Bernstein, das Zinn.
Trag' es gnädig, Neptun, und wiegt es schonend, ihr Winde!
In bewirthender Bucht rausch' ihm ein trinkbarer Quell!
Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter zu suchen,
Geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an.

7. Kolumbus.[13]

Steure, muthiger Segler! Es mag der Witz dich verhöhnen,
Und der Schiffer am Steur senken die lässige Hand.
Immer, immer nach West! Dort muß die Küste sich zeigen,
Liegt sie doch deutlich und liegt schimmernd vor deinem Verstand.
Traue dem leitenden Gott und folge dem schweigenden Weltmeer;
Wär' sie noch nicht, sie stieg jetzt aus den Fluten empor.
Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde;
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.

---

[8] Ebendaselbst. — [9] Ebendaselbst. — [10] Dieses sie ist störend; der Dichter hat nur an das gedacht, was er früher gesagt, nicht daran, wie er es gesagt. Hieße es vorher: „Auf zwei Wegen strebt der Mensch zur Tugend empor" — so wäre sie an seiner Stelle. Da er aber gesagt hat: „Zwei sind der Wege ꝛc." — so ist es sprachlich zweideutig. Auch der Ausdruck erringt schickt sich nicht recht zu dem vorangehenden Bilde. — [11] Der Glückliche kann seine sittliche Größe durch Handlungen, der Unglückliche durch Dulden bewähren. — [12] Ebendaselbst. — [13] Ebendaselbst. Wieder eins der eigenthümlichsten Gedichte Schillers. Er schreibt hier der dem Menschen inwohnenden unsichtbaren Kraft eine genaue geheimnisvolle Uebereinstimmung zu mit derjenigen Kraft, welche das ganze Weltall ordnet und regiert, indem die Wahrheit, welche das menschliche Genie ahndet und fühlt, nur ein Abglanz der ewigen, ursprünglichen Wahrheit sein könne. Schon in den Briefen Raphaels an Julius findet sich der gleiche Gedanke an dasselbe Bild geknüpft: „Auf die Unfehlbarkeit seines Kalkuls geht der „Weltenentdecker Kolumbus die bedenkliche Wette mit einem unbefahrenen „Meere ein, die fehlende zweite Hemisphäre zu der bekannten Hemisphäre,

8. Das Höchste.[14]

Suchst du das Höchste, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren.
Was sie willenlos ist, sei du es wollend[15] — das ist's![16]

9. Archimedes und sein Schüler.[17]

Zu Archimedes kam ein wißbegieriger Jüngling.
Weihe mich, sprach er zu ihm, ein in die göttliche Kunst,
Die so herrliche Frucht dem Vaterlande getragen
Und die Mauern der Stadt vor der Sambuca beschützt.
„Göttlich nennst du die Kunst? Sie ist's, versetzte der Weise;
Aber das war sie, mein Sohn, eh' sie dem Staat noch gedient.
Willst du nur Früchte von ihr, die kann auch die sterbliche zeugen,
Wer um die Göttin freit, suche in ihr nicht das Weib!"[18]

10. Ausgang aus dem Leben.[19]

Aus dem Leben heraus sind der Wege zwei dir geöffnet;
Zum Ideale führt einer, der andre zum Tod.
Siehe, daß du bei Zeiten noch frei aus dem ersten entspringest,
Ehe die Parze mit Zwang dich auf dem andern entführt.

„die große Insel Atlantis, zu suchen, welche die Lücke auf seiner geogra-„phischen Karte ausfüllen sollte. Er fand sie, diese Insel seines Papiers, „und seine Rechnung war richtig. Wäre sie es etwa minder gewesen, wenn „ein feindlicher Sturm seine Schiffe zerschmettert oder rückwärts nach ihrer „Heimath getrieben hätte?" Und in gleichem Sinne sagt Schiller in seiner Belagerung von Antwerpen vom Herzog von Parma: „Jener genia-„lische Instinkt, der den großen Menschen auf Bahnen, die der kleine ent-„weder nicht betritt oder nicht endigt, mit glücklicher Sicherheit leitet, er-„hob ihn über alle Zweifel, die eine kalte, aber eingeschränkte Klugheit ihm „entgegenstellte, und ohne seine Generale überzeugen zu können, erkannte „er die Wahrheit seiner Berechnungen in einem dunkeln, aber darum nicht „weniger sichern Gefühle." Auch die Votivtafel „Weisheit und Klugheit" gehört hierher. — [14] Horen 1795. — [15] Schöne Natur, eine in sich vollendete Erscheinung. — [16] Das ist das Höchste. — [17] Horen 1795. Drei Jahre lang belagerte der römische Feldherr Marcellus die Stadt Syrakus, bis sie 212 v. Ch. fiel. Besonders soll die Kunst des Archimed die Stadt so lange beschützt haben. Man sagt sogar, er habe durch gewisse Maschinen die römischen Schiffe aus dem Hafen in die Luft gehoben und durch ungeheure Brenngläser die feindliche Flotte in Brand gesteckt. Auch Marcellus erfand besondere Belagerungsmaschinen, von denen eine den Namen Sambuca führte. — [18] Die beiden letzten Zeilen sind eigentlich unnöthig; überdies enthalten sie ein doppelsinniges, nicht glückliches Bild; denn was sagt die Zelle anders als: Wer sich um die Liebe einer Göttin bewirbt, beleidigt diese, wenn er nichts will als Kinder mit ihr zeugen! — [19] Horen 1795. In der Leipziger Ausgabe unter der Ueberschrift: Die idealische Freiheit. Vergl. das Ideal und das Leben, Str. 2. 3.

Durch Göthe's und Herders Einfluß kam Schiller zur Epigrammenform, etwa gleichzeitig mit der antiken Elegie, von der ja diese Art Epigramm, wie sie Schiller handhabt, nur eine verkürzte Abart ist. Es war ein wahrer Fund für unsern Dichter, der ihn in den Stand setzte, eine Fülle von Ideen und Empfindungen poetisch zu verwerthen, die ohne die Epigrammenform wohl kaum je ausgearbeitet worden wären; denn zur knittelverslichen Spruchform, wie sie Göthe in spätern Jahren handhabte, hatte Schiller für jetzt wenigstens keine Hinneigung. Nachdem ihm erst einmal das Distichon geläufig geworden, was während des Jahres 1795 geschah, warf er sich bald mit besonderer Liebe darauf und so entstanden denn im J. 1796 die für den Musenalmanach für 1797 bestimmten und in ihm niedergelegten Xenien. Aus ihnen sind die drei folgenden Nummern genommen.

---

19. Jeremiade.

(1796.)

Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Versen verschlimmert,
Ach, und hinter uns liegt weit schon die goldene Zeit!
Philosophen verderben die Sprache,[1] Poeten die Logik,[2]
Und mit dem Menschenverstand kommt man durch's Leben nicht mehr.[3]
Aus der Aesthetik, wohin sie gehört, verjagt man die Tugend,
Jagt sie, den lästigen Gast, in die Politik hinein.[4]
Wohin wenden wir uns? Sind wir natürlich, so sind wir
Platt, und genieren wir uns, nennt man es abgeschmackt gar.[5]

---

[1] Durch ihre schwerverständlichen Ausdrücke. Vergl. den Genius, Anm. 3. Da der Philosoph Begriffe aufstellt, welche die Sprache gar nicht kennt: so muß er entweder ihre Wörter in anderer Bedeutung nehmen, oder er muß neue Wörter für diese neuen Begriffe machen. Diese gemachten Wörter verderben die Sprache, insofern sie aus einer ganz andern Quelle entspringen als der Wortvorrath der lebendigen Mund- und Dichtersprache. — [2] Indem sie Vorstellungen verbinden, welche der Verstand als Begriffe für unvereinbar hält, und insofern sie überhaupt Menschen mit Herz und Blut aufstellen, nicht bloße Köpfe. — [3] Kant hatte besonders den Unterschied des wissenschaftlichen Denkens von dem gewöhnlichn näher bestimmt, und den gesunden Menschenverstand für ganz unzureichend erklärt, wo es sich von Sachen handelt, die über alle Erfahrung hinausliegen. — [4] Im J. 1790 erschien Kants Kritik der Urtheilskraft; im J. 1795 seine Schrift vom ewigen Frieden. In jener setzte er besonders den Unterschied des Schönen gegenüber dem Guten und Angenehmen fest und zeigte, daß bei Beurtheilung des Reinschönen letztere beiden nicht in Betracht kämen. In der zweiten Schrift forderte er völligen Einklang der Politik und der Moral. — [5] Bleiben wir der Wirklichkeit (in Vortrag und Wahl der Gegenstände, in der Weltansicht) getreu, so heißt dies gemein, und wollen wir uns dem Idealischen nähern, so heißt dies widernatürlich.

Schöne Naivität der Stubenmädchen zu Leipzig,[6]
Komm doch wieder, o komm, witzige Einfalt, zurück!
Komm, Komödie, wieder, du ehrbare Wochenvisite,
Sigmund, du süßer Amant,[7] Maskarill, spaßhafter Knecht![8]
Trauerspiele voll Salz, voll epigrammatischer Nadeln,[9]
Und du Menuetschritt[10] unsers geborgten Kothurns![11]
Philosoph'scher Roman, du Gliedermann, der so geduldig
Still hält, wenn die Natur gegen den Schneider sich wehrt![12]
Alte Prosa, komm wieder, die alles so ehrlich heraussagt,
Was sie denkt und gedacht, auch was der Leser sich denkt!
Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Versen verschlimmert,
Ach, und hinter uns liegt weit schon die goldene Zeit!

[6] In den Lustspielen der Leipziger Dichter Gellert, Weiße, Dyk, Anton Wall, Bretzner spielen die schnippischen Kammermädchen immer eine Hauptrolle. — [7] Der Liebhaber in Gellerts Komödie: Die zärtlichen Schwestern. — [8] Der spitzbübische Bediente in Lessings Schatz heißt Maskarill. Solche Bedienten, die mit ihrem Herrn auf dem vertrautesten Fuße leben, waren eben so stehende Rollen in den frühern Lustspielen, wie die schnippischen Kammermädchen. — [9] Dialogen, in denen die Personen mit Sentenzen gegen einander kämpften. — [10] Der steife Dialog im Maße des Alexandriners. — [11] Von den Franzosen entlehnt. — [12] Geht wohl auf Wielands Romane und auf die vielen pragmatischen Romane, die im achten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts erschienen; Bücher, in denen die Begebenheit nur um der Personen willen erfunden waren, und die Personen nur, um ihnen die Gedanken des Verfassers über alles Mögliche in den Mund zu legen.

Diese und die beiden folgenden Distichenreihen gehören zu denen, welche Schiller aus den Xenien in die Sammlung der Gedichte aufgenommen hat. Im Musenalmanach erscheint jedes Distichon unter einer besondern Aufschrift, wiewohl schon oft mehrere ein untrennbares Ganze bildeten. Das erste Distichon unsrer Satyre heißt in den Xenien: Jeremiaden aus dem Reichsanzeiger, und spricht also zugleich einen Spott gegen dieses Organ der Deutschen aus.*

Die Jeremiade faßt gewissermaßen Zweck und Gehalt der gesammten Xenien in einem kurzen Bilde zusammen: Spott gegen spießbürgerliche Ansichten in Poesie und Wissenschaft; Spott besonders gegen die Laudatores temporis acti, welche in den neuen Bestrebungen Göthe's, Schillers, Kants nichts als Rückschritte

---

* Der Reichsanzeiger war das Tage- und Intelligenzblatt des deutschen Reichs, zum Behufe der Justiz, der Polizei und aller bürgerlichen Gewerbe, so wie zur freien gegenseitigen Unterhaltung aller Leser über gemeinnützige Gegenstände aller Art. Rudolph Zach. Becker (der Verfasser des Noth- und Hülfsbüchleins) gründete denselben im J. 1791. Nach dem Untergange des deutschen Reichs hieß er allgemeiner Anzeiger der Deutschen, unter welchem Titel er in Gotha bis 1851 erschien.

oder Unsinn sahen. Insbesondere richteten die Xenien ihren beißendsten Witz gegen die sogenannten Leipziger, d. h. gegen die Mitarbeiter der Bibliothek der schönen Wissenschaften, welche in Leipzig erschien und deren Besorger wenigstens (Weiße und Dyk) die Zeit Gellerts und Uzens als die wahrhaft classische der Deutschen ansahen. Auf diese Leipziger stichelt die Jeremiade; allein auch Herder sollte sich getroffen fühlen; denn dieser war seinen frühern Ansichten ganz untreu geworden, und obgleich die letzten Bände der Humanitätsbriefe und die Adrastea, worin er offen Partei für das Vergangene und oft geradezu Mittelmäßige nimmt, noch nicht erschienen waren, so kannte man doch seine Gesinnungen hinreichend. Endlich will die Jeremiade auch Wieland'en geißeln, und die zweite Zeile enthält geradezu ein Wort desselben. Im J. 1794 begann die Ausgabe von Wielands sämmtlichen Werken, und in der Einleitung zu denselben sagte der alte Dichter: „er habe seine Laufbahn begonnen, da eben die Morgenröthe „unsrer Literatur vor der aufgehenden Sonne angefangen habe zu „schwinden, und er beschließe sie, wie es scheine, mit ihrem Untergange."

Im Musenalmanach kann man sich den Sprechenden in jedem einzelnen Distichon denken, wie man will; alle in ein Gedicht zusammengefaßt, muß natürlich immer derselbe reden. Wer aber? Offenbar die Anhänger der alten Zeit. Allein diese können Ausdrücke, wie sie Z. 14—18 vorkommen, unmöglich gebrauchen; sie können die alten Trauerspiele, die alten Romane loben, aber unmöglich den deutschen Kothurn einen geborgten, unmöglich den Roman einen Gliedermann nennen.

Uebrigens ist die Satyre in dieser Jeremiade keineswegs veraltet, sondern wird ewig ihre Wahrheit behaupten. Habe ich selbst es doch erlebt, daß noch in einer Schrift, die in den dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts erschien, über den Verfall des Theaters gejammert wurde, welches keine Gellertschen Lustspiele mehr bringe.

20. Shakespeare's Schatten.

Eine Parodie. (1796.)

Endlich[1] erblickt' ich auch die hohe Kraft des Herakles,
Seinen Schatten.[2] Er selbst leider war nicht mehr zu sehn!

[1] Dieses endlich bedarf einer Erklärung. Die Xenien enthalten 413 Distichen. Mit 334 steigt der Dichter in die Unterwelt hinab und findet hier verstorbene Berühmtheiten. Das Gespräch mit den Homeriden und den Philosophen hat Schiller in die Sammlung aufgenommen. Endlich erblickt er Shakespeare, und so wie früher Lessing Achilles, Bürger Ajax genannt wird, so der englische Dichter Herkules. Dem ganzen Scherze liegt die Reise des Odysseus zur Unterwelt zu Grunde (Odyssee XI), und so sind denn auch einzelne Verse und Wendungen denen in der Odyssee nachgebildet. Daher auch die Bezeichnung als Parodie. Dieser Begriff beschränkt sich jedoch in Shakespeare's Schatten auf Z. 1—10. — [2] Das erste Distichon heißt im Musenalmanach:

Rings um schrie, wie Vögelgeschrei, das Geschrei der Tragöden [3]
Und das Hundegebell der Dramaturgen um ihn. [4]
Schauerlich stand das Ungethüm [5] da. Gespannt war der Bogen,
Und der Pfeil auf der Senn' traf noch beständig das Herz. [6]
„Welche noch kühnere That, Unglücklicher, wagest du jetzo,
Zu den Verstorbenen selbst niederzusteigen in's Grab!" —
Wegen Tiresias [7] mußt' ich herab, den Seher zu fragen,
Wo ich den alten Kothurn [8] fände, der nicht mehr zu sehn. —
„Glauben sie nicht der Natur und den alten Griechen, [9] so holst du
Eine Dramaturgie ihnen vergeblich herauf." —

Endlich erblickt' ich auch den gewaltigen Herkules! Seine
Uebersetzung! Er selbst leider war nicht mehr zu sehn.

Die Uebersetzung von Wieland und Eschenburg ist gemeint, und damit der Spott ausgesprochen, daß sich in dieser Shakespeare nicht mehr ähnlich sähe. Die spätere Umänderung entspricht den Homerischen Versen (Od. XI. 601) genauer:

Jenem zunächst erblickt' ich die hohe Kraft des Herakles,
Sein Gebild; denn er selber, im Kreis der unsterblichen Götter,
Freut sich der festlichen Wonn' und umarmt die blühende Hebe.

Ob nun unter dem Schatten immer noch die Uebersetzung zu verstehen sei, bleibt unausgemacht; mir scheint, der Dichter habe mit der Abänderung den frühern Gedanken ganz beseitigen wollen. — [3] Tragöde bezeichnet eigentlich den Schauspieler in der Tragödie, dann auch den tragischen Dichter. Hier ist das Wort wohl in der ersten Bedeutung zu nehmen. — [4] Unter Dramaturgie versteht man ebensowohl die Theorie des Drama's, als die der Schauspielkunst, unter einem Dramaturgen also den Theoretiker und Kritiker in beiderlei Gebiet. Da unter den Dramaturgen der verschiedenen Nationen bekanntlich immer ein Streit über Shakespeare's Rang und Werth herrschte, so ist hier etwas derb von Hundegebell die Rede. — [5] Dieser Ausdruck scheint an sich unpassend. Will Schiller etwa das Regellose, Ungeheuerliche der Shakespearischen Dramen damit andeuten? — [6] Das Gemüth durch Inhalt und Vortrag zu erschüttern, ist stets ein Ziel der Tragödie. Shakespeare hat dies Ziel immer erreicht, wenn auch durch sonderbare Mittel. — [7] Der blinde thebanische Wahrsager, der auch in der Unterwelt seine Gabe beibehielt, weshalb Odysseus hinabstieg, ihn zu befragen. Hier ist Lessing darunter zu verstehen, welcher durch seine Dramaturgie den ersten Anstoß gegeben hatte zur Erneuerung der deutschen Bühne. — [8] Bezeichnet vorerst den Vortrag der Tragödie, dann diese selbst, und beides ist hier zu verbinden. Die Dichter gaben anstatt der wahren erschütternden Tragödie bloße Ausgeburten der Phantasie, die weit entfernt waren, die edle Natur und die Würde der Gattung zu vertreten, und die Schauspieler hatten ganz verlernt, die Tragödie darzustellen. — [9] Der Ausdruck ist zweideutig; denn streng genommen heißt dies: „Trauen sie nicht ihrem Naturell (was man früher oft Genie nannte) und befolgen sie nicht die Muster der Griechen — so" —. Gerade aber das Pochen auf die Freiheit des Naturells auf der einen Seite und die bloß formelle Nachahmung der Griechen auf der andern hatte die deutsche Tragödie auf Irrwege geführt. Der Sinn ist: „Vermögen sie es (oder wollen sie) nicht, die menschliche Natur in der „Art wie die alten Griechen darzustellen; stellen sie anstatt des wahren „Menschen nur Menschen des Herkommens oder phantastische Fratzen auf — „so kann ihnen keine Regel helfen." Dies gilt für den Dichter wie für den Schauspieler. Ausführlicher spricht der Dichter diesen Grundsatz aus in dem Gedichte an Göthe:

O die Natur, die zeigt auf unsern Bühnen sich wieder
Splitternackend, daß man jegliche Rippe ihr zählt. [10] —
„Wie? So ist wirklich bei euch der alte Kothurnus zu sehen,
Den zu holen ich selbst stieg in des Tartarus Nacht?“ [11] —
Nichts mehr von diesem tragischen Spuck! Kaum einmal im Jahre
Geht dein geharnischter Geist über die Bretter hinweg. [12] —
„Auch gut! Philosophie hat eure Gefühle geläutert,
Und vor dem heitern Humor fliehet der schwarze Affekt!“ [13] —
Ja, ein derber und trockener Spaß [14] — nichts geht uns darüber;
Aber der Jammer auch, wenn er nur naß ist, gefällt. —
„Also sieht man bei euch den leichten Tanz der Thalia
Neben dem ernsten Gang, welchen Melpomene geht?“ [15] —
Keines von beiden! Uns kann nur das Christlich-Moralische rühren
Und was recht populär, häuslich und bürgerlich ist. [16] —
„Was? Es dürfte kein Cäsar auf euren Bühnen sich zeigen,
Kein Achill, kein Orest, keine Andromache mehr?“ —
Nichts! Man sieht bei uns nur Pfarrer, Kommerzienräthe,
Fähndriche, Sekretairs oder Husarenmajors. —
„Aber ich bitte dich, Freund, was kann denn dieser Misere [17]
Großes begegnen, was kann Großes denn durch sie geschehn?“ —

Nicht mehr der Worte redneriſch Gepränge,
Nur der Natur getreues Bild gefällt;
Verbannet iſt der Sitten falſche Strenge,
Und menſchlich handelt, menſchlich fühlt der Held.
Die Leidenſchaft erhebt die freien Töne,
Und in der Wahrheit findet man das Schöne.

[10] Nämlich die gemeine Wirklichkeit in ihrer Kleinlichkeit und Peinlichkeit. Anspielung auf Ifflands Stücke, welche Schiller nicht liebte. Auch hier mag eine Stelle aus jenem Gedichte an Göthe stehen:

Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen.
Und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen.

[11] Um die reine Wirkung der Tragödie hervorzubringen, ließ ich die Geister Verstorbener auftreten. — [12] Hamlet. — [13] Unter Humor ist hier diejenige Stimmung des Gemüthes zu verstehen, welche da noch lächeln kann, wo andere finster zürnen; die mildere Ansicht des Lebens, welche den ungeheuern Abstand zwischen Ideal und Wirklichkeit wohl erkennt, aber in den menschlichen Dingen mehr Schwächen und Thorheiten erblicken will, als Verbrechen und Sünden. — [14] Wie oben mit der Bedeutung von Natur, so wird hier mit den Worten Humor und Spaß gespielt. Spaß ist nichts als ein absichtliches Herbeiziehen von Lächerlichkeiten zur Belustigung anderer. So ist auch unter Jammer hier das geflissentliche Herbeiziehen unglücklicher Verhältnisse und rührender Situationen zu verstehen, bloß um Mitleid und Thränen zu erwecken. Beides geht auf Kotzebue, dessen Menschenhaß und Reue ein wahres Musterstück dieses nassen Jammers ist. — [15] Also geht bei euch das heitere Lustspiel neben der ernsten Tragödie? — [16] Die wahre Komödie und Tragödie war durch die sogenannten rührenden Dramen verdrängt worden, welche gewöhnlich in moralisierenden Sittengemälden bestanden, so daß nicht sowohl der Mensch als solcher hervortrat, sondern der Stand. — [17] Armseligkeit in kollektivem Sinne genommen.

Was? Sie machen Kabale, sie leihen auf Pfänder, sie stecken
Silberne Löffel ein, wagen den Pranger, und mehr. —
„Woher nehmt ihr denn aber das große gigantische Schicksal,
Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt?“ —
Das sind Grillen![18] Uns selbst und unsre guten Bekannten,
Unsern Jammer und Noth suchen und finden wir hier. —
„Aber das habt ihr ja alles bequemer und besser zu Hause;
Warum entflieht ihr euch, wenn ihr euch selber nur sucht?“ —
Nimm's nicht übel, mein Heros! Das ist ein verschiedener Casus:
Das Geschick, das ist blind, und der Poet ist gerecht.[19] —
„Also eure Natur, die erbärmliche, trifft man auf euern
Bühnen, die große nur nicht, nicht die unendliche an?“ —
Der Poet ist der Wirth und der letzte Actus die Zeche;
Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch.

Der Ausdruck ist stark, namentlich im Munde Shakespeare's, welcher hier vergißt, daß er mit Leuten ähnlicher Art (z. B. Othello, Kaufmann von Venedig) auch tragische Wirkungen hervorgebracht hat; er ist aber im Munde Schillers nicht ungerecht, wenn man sieht, was die Personen jener Rührspiele thun. Besser wäre die Frage jedoch in anderer Form: „Was begegnet denn diesen Leuten ꝛc.?“ Uebrigens verspottet sich Schiller selbst mit, da die Kabale doch wohl auf seine Kabale und Liebe geht. — [18] Zu verlangen, daß die Tragödie uns aus der gewöhnlichen Umgebung erheben soll zu einer höhern Weltanschauung. — [19] Wir finden zwar die gewöhnlichen Menschen auf den Bühnen, aber mit dem Unterschiede, daß der Poet zuletzt Gerechtigkeit übt, das Laster bestraft und die Tugend belohnt.

---

21. Die Flüsse.

(1796.)

TAYLOR INST. OXFORD

Rhein.

Treu, wie dem Schweizer gebührt, bewach' ich Germaniens Gränze,
Aber der Gallier hüpft über den duldenden Strom.

Rhein und Mosel.

Schon so lang' umarm' ich die lotharingische Jungfrau;[1]
Aber noch hat kein Sohn unsre Verbindung beglückt.[2]

---

[1] Die Mosel entspringt in Lothringen. — [2] Viehoff erklärt dies Epigramm folgendermaßen: „Die Rheingegenden unterhalb der Mosel-Mündung (bei Coblenz) hatten bis dahin wenigstens noch kein Dichtergenie „ersten Ranges aufzuweisen.“

Donau in Oesterreich.[3]

Mich umwohnt mit glänzendem Aug' das Volk der Fajaken;[4]
Immer ist Sonntag, es dreht immer am Heerd sich der Spieß.

Main.

Meine Burgen zerfallen zwar; doch getröstet erblick ich
Seit Jahrhunderten noch immer das alte Geschlecht.

Saale.

Kurz ist mein Lauf und begrüßt der Fürsten, der Völker so viele;[5]
Aber die Fürsten sind gut, aber die Völker sind frei.

Ilm.[6]

Meine Ufer sind arm; doch höret die leisere Welle,
Führet der Strom sie vorbei, manches unsterbliche Lied.

Pleiße.

Flach ist mein Ufer und seicht mein Bach; es schöpften zu durstig
Meine Poeten mich, meine Prosaiker aus.[7]

Elbe.

All ihr andern, ihr sprecht nur ein Kauderwelsch — unter den Flüssen
Deutschlands rede nur ich, und auch in Meißen nur, Deutsch.[8]

Spree.

Sprache gab mir einst Rammler und Stoff mein Cäsar;[9] da nahm' ich
Meinen Mund etwas voll, aber ich schweige seitdem.

Weser.

Leider von mir ist gar nichts zu sagen; auch zu dem kleinsten
Epigramme, bedenkt, geb' ich der Muse nicht Stoff.[10]

Gesundbrunnen zu **.[11]

Seltsames Land! Hier haben die Flüsse Geschmack und die Quellen;
Bei den Bewohnern allein hab' ich noch keinen verspürt.

---

[3] Vor diesem Epigramm steht im Musenalmanach folgendes:

Donau in Baiern.

Bacchus, der lustige, führt mich, und Komus, der fette, durch reiche
Triften, aber verschämt bleibet die Charis zurück.

[4] Bekannt aus der Odyssee; das fröhliche Volk unter König Alkinous. — [5] Damals (1796): Brandenburg-Baireuth, Reuß, Schwarzburg, Weimar, Churſachſen, Preußen, Anhalt. — [6] An der Ilm liegt Weimar. — [7] Spott auf die wässrigen Dichter, deren Leipzig allerdings viele gehabt hat, schon vor Gottscheds Zeit und auch nach ihm. — [8] Bekanntlich behauptete Adelung, das Hochdeutsche sei die veredelte meißnische Mundart und in Meißen werde das beste Hochdeutsch gesprochen. — [9] Rammler führt in einer seiner Oden auf Friedrich den Großen, den er bekanntlich als Cäsar oder Augustus besingt, die Nymphe der Spree redend ein. Bald nach 1796 sollte Berlin der Hauptsitz einer neuen poetischen Schule werden. — [10] Schiller hat nicht an die Bremischen Beiträge gedacht. — [11] Entweder sind hier die böhmischen oder nassauischen Gesundbrunnen gemeint.

Pegnitz.

Ganz hypochondrisch bin ich vor langer Weile geworden,
Und ich fließe nur fort, weil es so hergebracht ist.

Die **chen Flüsse.[12]

Unser einer hats halter gut in **cher Herren
Ländern; ihr Joch ist sanft, und ihre Lasten sind leicht.

Salzach.

Aus Juvaviens[13] Bergen strömt' ich, das Erzstift zu salzen,
Lenke dann Baiern zu, wo es an Salze gebricht.

Der anonyme Fluß.[14]

Fastenspeisen dem Tisch des frommen Bischofs zu liefern,
Goß der Schöpfer mich aus durch das verhungerte Land.

---

[12] Die Flüsse in geistlicher Herren Ländern. Die Ueberschrift soll entweder heißen: die geistlichen Flüsse, oder die bischöflichen, oder auch die fränkischen; denn die kleineren fränkischen Flüsse Rezat, Altmühl, Nab, Regen, Bils, Jart und Tauber sind gemeint, die alle durch geistliche Stifter strömten (Bamberg, Eichstädt, Regensburg, Elwangen, Mergentheim). — [13] Juvavia oder Juvavum war der alte römische Name der Stadt Salzburg. — [14] Vermuthlich die Fulda. Der Dichter nennt sie anonym, weil er meint, sie habe keinen eignen, sondern trage nur den Namen des Landes (wiewohl es sich umgekehrt verhält), des damaligen Bisthums Fulda. Letzteres ist wirklich ein mageres, steiniges Land.

---

22. Votivtafeln.[1]

(1796.)

Was der Gott mich gelehrt, was mir durchs Leben geholfen,
Häng' ich, dankbar und fromm, hier in dem Heiligthum auf.

1. Zweierlei Wirkungsarten.[2]

Wirke Gutes, du nährst der Menschheit göttliche Pflanze;
Bilde Schönes, du streust Keime der göttlichen aus.

---

[1] Tabulae oder Tabellae votivae nannte man Tafeln, welche die einer Gefahr Entronnenen, besonders die von einer Krankheit Genesenen, zum Dank gegen die schützenden Götter in den Tempeln aufhiengen, und worauf ein Sinnspruch stand. Tabulae votivae hießen sie, weil sie einem Gelübde gemäß, ex voto, aufgehängt wurden. Sie gehörten zu den Weihgeschenken, womit überhaupt die Tempel geschmückt waren. Warum der Dichter diese Epigramme Votivtafeln nennt, erhellt gleich aus der ersten Zeile: „Die Ideen und Grundsätze, die er darin ausspricht, haben ihm durch's Leben geholfen." — [2] „Gieb, werde ich dem jungen Freunde der Wahrheit und Schönheit zur Antwort geben, der von mir wissen will, wie er dem edeln Trieb in seiner Brust, bei allem Widerstande des Jahrhunderts, Genüge zu thun habe, gieb der Welt, auf die du wirkst, die Rich-

2. Das Werthe und das Würdige.

Hast du etwas, so theile mirs mit,[3] und ich zahle, was recht ist;
Bist du etwas, o dann tauschen die Seelen wir aus.

3. Unterschied der Stände.[4]

Adel ist auch in der sittlichen Welt. Gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie thun, edle mit dem, was sie sind.

4. Mittheilung.

Aus der schlechtesten Hand kann Wahrheit mächtig noch wirken;
Bei dem Schönen allein macht das Gefäß den Gehalt.[5]

---

tung zum Guten, so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwicklung bringen. Diese Richtung hast du ihr gegeben, wenn du, lehrend, ihre Gedanken zum Nothwendigen und Ewigen erhebst, wenn du, handelnd oder bildend, das Nothwendige und Ewige in einen Gegenstand ihrer Triebe verwandelst. Fallen wird das Gebäude des Wahns und der Willkürlichkeit, fallen muß es, es ist schon gefallen, sobald du gewiß bist, daß es sich neigt; aber in dem innern, nicht bloß in dem äußern Menschen muß es sich neigen. In der schamhaften Stille deines Gemüthes erziehe die siegende Wahrheit; stelle sie aus dir heraus in der Schönheit, daß nicht bloß der Gedanke ihr huldige, sondern auch der Sinn ihre Erscheinung liebend ergreife. Denke dir deine Zeitgenossen, wie sie sein sollen, wenn du auf sie zu wirken hast; aber denke sie dir, wie sie sind, wenn du für sie zu handeln versucht wirst. Ihren Beifall suche durch ihre Würde; aber auf ihren Unwerth berechne ihr Glück, so wird dein eigener Adel dort den ihrigen aufwecken, und ihre Unwürdigkeit hier deinen Zweck nicht vernichten. Der Ernst deiner Grundsätze wird sie von dir scheuchen, aber im Spiele ertragen sie sich noch; ihr Geschmack ist keuscher als ihr Herz, und hier mußt du den scheuen Flüchtling ergreifen. Ihre Maximen wirst du umsonst bestürmen, ihre Thaten umsonst verdammen; aber an ihrem Müßiggange kannst du deine bildende Hand versuchen. Verjage die Willkür, die Frivolität, die Rohigkeit aus ihren Vergnügungen, so wirst du sie unvermerkt auch aus ihren Handlungen, endlich aus ihren Gesinnungen verbannen. Wo du sie findest, umgieb sie mit edeln, mit großen, mit geistreichen Formen, schließe sie ringsum mit den Symbolen des Vortrefflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit, und die Kunst die Natur überwindet." Aus d. neunten Briefe. — [3] Im Musenalmanach steht: „so gieb es her!" Wie viel thut oft der Ausdruck! — [4] Im Musenalmanach lautete dieses Distichon:

Auch in der sittlichen Welt ist ein Adel; gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie thun; schöne mit dem, was sie sind.

Die einen verrichten sittliche Handlungen; die andern sind sittliche Charaktere; sie können nicht anders als gut handeln. Daher haben die Handlungen jener ein sittliches Verdienst, die der andern nicht. Es liegt hier eine tiefe Wahrheit zu Grunde, die aber auf's schändlichste gemisbraucht werden kann und gemisbraucht worden ist. — [5] Der Ausdruck hat etwas Zweideutiges. Ich habe früher das Wort Gefäß im Sinne von Form genommen. Allein abgesehen davon, daß schon die Ueberschrift auf etwas anderes deutet, so sind doch Gefäß und Form ganz verschiedene Begriffe; auch kann die Form nicht den Gehalt geben, da sie diesem vielmehr gegenüber steht. Will man also Schillern nicht eines Spielens mit Worten bezüchtigen, so kann der Sinn nur der sein: „Wo es auf Mittheilung von Wahrheit ankommt, da ist es gleich, „wer mittheilt; das Schöne hingegen verliert durch schlechte Mittheilung seinen Werth."

5. An drei Verschiedene. [6]

Theile mir mit, was du weißt; ich werd' es dankbar empfangen.
Aber du giebst mir dich selbst; damit verschone mich, Freund!
Du willst Wahres mich lehren? Bemühe dich nicht, nicht die Sache
Will ich durch dich, ich will dich durch die Sache nur sehn.
Dich erwähl' ich zum Lehrer, zum Freund! Dein lebendiges Bilden
Lehrt mich, dein lehrendes Wort rühret lebendig mein Herz.

6. An die Muse. [7]

Was ich ohne dich wäre, ich weiß es nicht — aber mir grauet,
Seh' ich, was ohne dich Hundert und Tausende sind.

7. Der gelehrte Arbeiter. [8]

Nimmer labt ihn des Baumes Frucht, den er mühsam erziehet;
Nur der Geschmack genießt, was die Gelehrsamkeit pflanzt.

8. Pflicht für jeden.

Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an.

9. Aufgabe.

Keiner sei gleich dem andern, doch gleich sei jeder dem Höchsten! [9]
Wie das zu machen? Es sei jeder vollendet in sich.

10. Das eigne Ideal.

Allen gehört, was du denkst: dein eigen ist nur, was du fühlest;
Soll er dein Eigenthum sein, fühle den Gott, den du denkst! [10]

---

[6] Unter dieser Ueberschrift sind hier drei Epigramme vereinigt, die Schiller selbst durch die Ueberschriften trennt: An *, An **, An ***. Unter dem ersten ist vermuthlich Böttiger zu verstehen (s. das Gedicht: Breite und Tiefe), unter dem zweiten Fichte, unter dem dritten Wilh. v. Humboldt (oder Göthe?). Es werden hier dreierlei Verhältnisse des Umgangs berührt, soweit derselbe geistigen Austausch berührt. Der eine ist uns bedeutend durch den Reichthum seines Wissens; wir wollen von ihm lernen; seine Welt- und Lebensanschauung ist uns aber zuwider und dünkt uns dürftig oder gemein. Dringt er uns diese auf, dann verhalten wir uns abwehrend. Der andere zieht uns dagegen durch die ganze Eigenthümlichkeit seines Geistes und Charakters an, während seine Erfahrungen und sein Wissen dürftig sind, so daß wir eigentlich nichts von ihm lernen können; dringt er sich uns als Lehrer auf, so wehren wir ab. Der dritte kann uns Lehrer und Freund sein, denn er giebt unserm Geiste Nahrung und befriedigt die Bedürfnisse des Herzens. — [7] Vergl. Anmerk. zu V. 196 der Künstler. — [8] Im Musenalmanach: Der Philister. Vergl. über diesen Gedanken: die Künstler, V. 297 fg. — [9] Mit andern Worten: Es suche jeder das Ideal der Menschheit (der Gattung) in sich auszuprägen, ohne jedoch darüber seine Individualität aufzuopfern. Vergl. Brief 4. — [10] Vergl. das Ideal und das Leben, Str. 11. Im Musenalmanach steht vorher noch folgende Votivtafel unter dem Titel „Bedingung“:

Ewig strebst du umsonst, dich dem Göttlichen ähnlich zu machen,
Hast du das Göttliche nicht erst zu dem deinen gemacht.

11. Der Schlüssel.

Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es treiben!
Willst du die andern verstehn, blick' in dein eigenes Herz!

12. Weisheit und Klugheit.[11]

Willst du, Freund, die erhabensten Höhn der Weisheit erfliegen,
Wag' es auf die Gefahr, daß dich die Klugheit verlacht.
Die kurzsichtige sieht nur das Ufer, das dir zurückflieht,
Jenes nicht, wo dereinst landet dein muthiger Flug.

13. Die Uebereinstimmung.[12]

Wahrheit suchen wir beide, du außen im Leben, ich innen
In dem Herzen, und so findet sie jeder gewiß.
Ist das Auge gesund, so begegnet es außen dem Schöpfer;[13]
Ist es das Herz, dann gewiß spiegelt es innen die Welt.[14]

14. Politische Lehre.[15]

Alles sei recht, was du thust; doch dabei laß es bewenden,
Freund, und enthalte dich ja, alles was recht ist, zu thun!
Wahrem Eifer genügt, daß das Vorhandne vollkommen
Sei; der falsche will stets, daß das Vollkommene sei.

15. Inneres und Aeußeres.

„Gott nur siehet das Herz"[16] — drum eben, weil Gott nur das Herz sieht,
Sorge, daß wir doch auch etwas erträgliches sehn!

---

[11] Vergl. das Epigramm: Kolumbus. — [12] Vermuthlich an Göthe. Dieser gieng im Denken und Darstellen von Erfahrung und Beobachtung aus und suchte in den Erscheinungen das Gesetz aufzufinden; Schiller gieng von Ideen aus, von innern Anschauungen, die dem menschlichen Geiste ursprünglich innewohnten, und suchte die Erscheinungen der Welt dadurch zu erklären. Als Dichter gieng daher Göthe bei der Schöpfung seiner Charaktere mehr von wirklichen Individuen aus, denen er aber den Charakter der Gattung einprägte; Schiller von Idealen, denen er die Fähigkeit wirklichen Daseins einprägte. — [13] Dem göttlichen Verstande und Plane. Wo die Beobachtung gesund ist, findet sie in jedem Einzelnen das Gesetz des Allgemeinen. — [14] Das Ideal entspricht der wirklichen Einrichtung der Welt. — [15] Vielleicht an Fichte. Den gleichen Grundsatz hat der Dichter in Prosa und Versen oft ausgesprochen (vergl. die Worte des Wahns). Wir sollen das Rechte thun, aber nicht verlangen, daß alles, was recht ist, vorhanden sei, so wie wir richtig denken sollen, aber nicht verlangen, daß alles, was richtig gedacht sei, auch geschaffen sein müsse. — [16] Dieser Satz sollte eigentlich heißen: „Gott sieht nur auf das Herz!" — Denn so heißt nicht nur das Sprichwort, sondern Schiller selbst muß es so nehmen. Auch er stellte den Grundsatz auf: der sittliche Werth des Menschen beruhe nicht auf dem, was er thue, sondern auf dem, was er sei. Allein diese Lehre kann der Bequemlichkeit und Scheinheiligkeit zum Deckmantel dienen, gar nichts zu thun, wie denn überhaupt die Lehre von der Nichtigkeit der guten Werke leicht zu leerer Sentimentalität führt.

16. Freund und Feind.

Theuer ist mir der Freund; doch auch den Feind kann ich nützen;
Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich soll. [17]

17. Der Aufpasser.

Strenge, wie mein Gewissen, bemerkst du, wo ich gefehlet;
Darum hab' ich dich stets wie — mein Gewissen geliebt.

18. Licht und Farbe. [18]

Wohne, du ewiglich Eines, dort bei dem ewiglich Einen!
Farbe, du wechselnde, komm freundlich zum Menschen herab!

19. Die Mannigfaltigkeit. [19]

Viele sind gut und verständig, doch zählen für Einen nur alle;
Denn sie regiert der Begriff, [20] ach! nicht das liebende Herz!
Traurig herrscht der Begriff; [21] aus tausendfach wechselnden Formen
Bringet er dürftig und leer ewig nur Eine hervor;
Aber von Leben rauscht es und Lust, wo bildend die Schönheit
Herrschet; das ewige Eins wandelt sie tausendfach neu. [22]

20. Der Genius.

Wiederholen zwar kann der Verstand, was da schon gewesen;
Was die Natur gebaut, bauet er wählend ihr nach.
Ueber Natur hinaus baut die Vernunft, doch nur in das Leere.
Du nur, Genius, mehrst in der Natur die Natur. [23]

---

[17] Der Freund soll mich auf das Vollendete in meinen Werken aufmerksam machen, der Tadler auf das Verfehlte, auf den Abstand zwischen der Aufgabe und dem Geleisteten. Das folgende Epigramm schließt sich eng an dieses — [18] Die einfache, letzte Wahrheit und Schönheit ist uns in unserer Beschränkung nicht erreichbar, sondern nur die verschiedenen Erscheinungen des Wahren und Schönen, wie sie sich in unserm Geiste abspiegeln, können wir fassen und aussprechen. — [19] Wie oben (Uebereinstimmung) Anschauung und Idee einander gegenübergestellt werden: so hier das Denken und Handeln nach strengen Begriffen und nach dem Antriebe der Begeisterung. — [20] D. h. der überlieferte Begriff einer Schule. Wo eine gemeinsame Regel von außen allen gegeben ist und befolgt wird, verschwindet der Reiz des Charakteristischen und Besondern; wo hingegen die Stimme des Herzens (der gesunde Instinkt) gilt, sehen wir auch wirkliche Individuen. — [21] Anst.: Wo der Begriff herrscht, ist der Tod die Folge; denn um eine Formel zu finden, wodurch der Verstand die Masse der Erscheinungen bewältigen kann, müssen diese in ihrer Besonderheit vernichtet werden. — [22] Wo im Gegentheil lebendige Begeisterung, die schaffende Kraft im Menschen wach wird, da entstehen ganz neue Erscheinungen und Besonderheiten. In kurzen Worten lassen sich die sechs Zeilen so fassen: Der Verstand (der Denker) verwandelt alle Anschauungen in Begriffe, die dichtende Kraft stellt eine und dieselbe Idee in den mannigfaltigsten Bildern dar. — [23] Die Worte Verstand, Vernunft sind hier in einem etwas willkürlichen Sinne gebraucht, übrigens nur im Gebiete des Schaffens dem eigentlichen Genius gegenübergestellt. Der schlichte Mann des Verstandes sieht immer richtig, was

21. Der Nachahmer.

Gutes aus Gutem, das kann jedweder Verständige bilden;
Aber der Genius ruft Gutes aus Schlechtem hervor.
An Gebildetem nur darfst du, Nachahmer, dich üben;
Selbst Gebildetes ist Stoff nur dem bildenden Geist. [24]

22. Die schwere Verbindung. [25]

Warum will sich Geschmack und Genie [26] so selten vereinen?
Jener fürchtet die Kraft, dieses verachtet den Zaum. [27]

23. Correctheit.

Frei von Tadel zu sein ist der niedrigste Grad und der höchste;
Denn nur die Ohnmacht führt oder die Größe dazu. [28]

---

da ist, und giebt das Angeschaute mit Auswahl (wählend) wieder. Der einseitig idealistische Kopf wendet sich von der Wirklichkeit ganz ab, und will eine eigene Welt bauen, die aber gar keine Möglichkeit des Daseins hat. Der wahre Genius schafft eine höhere Natur, ohne die Verhältnisse der wirksamen zu verletzen. — [24] Viehoff bezieht die Prädikate gut und schlecht auf eine gebildete und eine rohe Sprache; schwerlich will es Schiller so verstanden wissen. Aus einem Gegenstande, der schon an sich tüchtig ist, kann auch das bloße Talent etwas Gutes machen; das Genie bildet aus einem spröden, widerspenstigen oder unscheinbaren Stoffe ein ächtes Kunstwerk. Daher ist die Leistung des Talents nur eine Uebung; er giebt dem schon verarbeiteten Stoffe eine neue Form; das Genie hingegen sieht auch das schon Geformte und Gebildete als rohen Stoff an, den es als sein volles Eigenthum von neuem umwandelt. — [25] Dieses Epigramm ist wohl als ein Ausfall auf Jean Paul anzusehen, über dessen Mangel an Geschmack sich sowohl Goethe als Schiller stets lustig machten, während sie ihm die Genialität nicht absprachen. Jean Paul verkehrte damal viel zu Weimar, im Hause Herders. — [26] Wenn wir unter Genie die geheimnisvolle Naturgabe verstehen, das Wahre und Wesentliche in allen Erscheinungen der Welt aufzufinden, verbunden mit der Fähigkeit, dasselbe in einem Abbilde darzustellen,

Daß ein Vollkommnes seiner Art
Der Nachwelt stetes Muster ward —

so haben wir unter Geschmack die Gabe zu verstehen, jenes Abbild würdig und dem Gegenstande angemessen darzustellen. Das künstlerische Genie beruht immer auf einer besondern Stimmung der Einbildungskraft, der Geschmack dagegen auf einer besondern Anwendung der Urtheilskraft. Man kann ihn erklären als Angemessenheit der Einbildungskraft, welche gern frei und gesetzlos verfährt, zu der Gesetzmäßigkeit des Verstandes. Denn aller Reichthum der erstern bringt in ihrer schrankenlosen Freiheit oft nichts als Unsinn hervor; der Geschmack hingegen bestimmt das Maß, wie weit diese Herrschaft der Einbildungskraft gehen darf; er giebt dem Genie eine Leitung, worüber und wie weit es sich verbreiten soll, um innerhalb seiner Schranken zu wirken, und indem er Klarheit und Gedankenfülle in das Kunstwerk bringt, macht er die Ideen haltbar, so daß sie Dauer haben, eines allgemeinen Beifalls fähig werden und der Nachwelt als Muster gelten. Denn Genie, mit Geschmack verbunden, bringt eben diejenigen Werke hervor, welche wir klassisch nennen. — [27] Kant (Kritik der Urtheilskraft, § 50) nennt den Geschmack die Disciplin oder Zucht des Genies, welches diesem die Flügel beschneide und es gesittet oder geschliffen mache. — [28] Unter Correctheit versteht man gewöhnlich die Fehlerlosigkeit in Anwen-

24. Das Naturgesetz.

So wars immer, mein Freund, und so wirds bleiben: die Ohnmacht
Hat die Regel für sich, aber die Kraft den Erfolg.

25. Wahl.

Kannst du nicht allen gefallen durch deine That und dein Kunstwerk,
Mach' es wenigen recht; vielen gefallen ist schlimm! [29]

26. Tonkunst.

Leben athme die bildende Kunst! Geist fordr' ich vom Dichter;
Aber die Seele spricht nur Polyhymnia aus. [30]

27. Sprache.

Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen! [31]
Spricht die Seele, so spricht, ach! schon die Seele nicht mehr. [32]

28. Der Meister.

Jeden anderen Meister erkennt an dem, was er ausspricht;
Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Styls. [33]

---

bung der Kunstmittel, der Sprache und des Verses also beim Dichter; im weitern Sinne die Beobachtung der Regeln in der Oekonomie eines Kunstwerkes. Beiderlei Correctheit erstrebt das Talent in der Art, daß es die hergebrachten und festgesetzten Regeln nicht verletzt. Der große Genius aber geht über das Hergebrachte hinaus, ohne die Natur des Stoffes und der Kunst zu verletzen, so daß er selbst wieder Muster für spätere wird. Das folgende Epigramm sagt dasselbe. — [29] Das Höchste wäre, wenn der Dichter alle Stände befriedigte, so daß er den poetischen Sinn des Volkes rührte und zugleich den höchsten Forderungen der Kunst durch die Schönheit der Behandlung Genüge thäte. Vermag er dieses nicht, so mache er es wenigen Kennern recht. Denn Beifall vieler, d. h. des großen Haufens, zu haben, ist ein schlimmes Zeichen. Dies gilt nicht nur vom Künstler, sondern vom handelnden Menschen. — [30] Aufgabe jeder Kunst ist Darstellung des Menschen. Die bildende Kunst soll aber zufolge ihres Darstellungsmittels vorzugsweise die lebendige Gestalt des Menschen darstellen; die Dichtung den denkenden, strebenden, handelnden Menschen in seinen vielfältigen Zuständen und Verwicklungen; die Musik den empfindenden, gefühlvollen. — [31] Satz des Bedauerns. — [32] Wir können bloß mittheilen, was wir denken, weil die Mittheilung von der Sprache abhängig ist. Mithin müssen sich unsere innigsten, geheimnisvollsten Ahndungen und Gefühle immer erst in Gedanken verwandeln, um nur mittheilungsfähig zu werden. Die Seele muß also den Verstand für sich sprechen lassen. — [33] Der Dichter nimmt hier Styl in sehr engem Sinne, nämlich im Gebiete der redenden Künste; in jeder Kunst aber redet man von einem Style, und es giebt keinen wahren Meister der Kunst, der nicht auch Meister des Styls wäre; denn dieser besteht eben in dem Geheimnis, die Kunstmittel so anzuwenden, daß der Gegenstand wirklich zur Erscheinung kömmt, und weiter nichts. Mengt er Unnöthiges, Fremdartiges hinein, so ist er kein Meister. Der Dichter stellt aber hier den Meister des Styls vermuthlich dem in einer Wissenschaft bewanderten gegenüber.

29. Dilettant.[34]

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt,[35] glaubst du schon Dichter zu sein?

[34] Ein italienisches Wort, welches im Gegensatze zum Künstler den bloßen Liebhaber bezeichnet, der aber nicht bloß betrachten und genießen, sondern auch an der Ausübung Theil nehmen will. Hier ist vom poetisch-lyrischen Dilettanten die Rede. Dieser vernachlässigt entweder das Mechanische und glaubt genug zu thun, wenn er Geist und Gefühl zeigt, oder er sucht die Poesie bloß im Mechanischen, worin er sich Leichtigkeit und Fertigkeit erworben, und ist ohne Geist und Gehalt. Die letztere Art hat Schiller im Auge. — [35] Jede ausgebildete Dichtersprache erhält nach und nach einen Schatz von Erinnerungen, Wendungen, Formeln und Aussprüchen; diese benutzt der Dilettant, so daß seine Arbeit gut stylisiert ist und oft gar nichts enthält. Fast die gesammte neuere lateinische Poesie gehört hierher.

Unter dem Namen Tabulae votivae erschien im Musenalmanach von 1797 eine Sammlung von Sinnsprüchen und Epigrammen, welche Goethen und Schillern zu Verfassern hatten, wie die Xenien, die in demselben Jahrgange erschienen. Schiller hat später die ihm zugehörigen Votivtafeln in die Sammlung seiner Gedichte aufgenommen. Sie gehören alle zu seinen eigenthümlichsten Produkten, einmal weil sie seine Individualität treu abspiegeln und er darin gleichsam sein Glaubensbekenntnis ablegt, und dann, weil sich der innige Zusammenhang, der bei ihm zwischen produktiver Dichterphantasie und philosophischer Einsicht statt fand, auf's deutlichste offenbart. Diese wichtigen philosophischen Wahrheiten, die hier gelehrt werden, sind mit dem Bilde, unter welchem sie auftreten, so sehr eins, daß man sogleich sieht, die Wahrheit ist nicht erst in ein Bild gehüllt worden, sondern sie ist in diesem Bilde vor des Dichters Seele getreten. Alle diese Votivtafeln sind übrigens Texte, über deren jeden sich lange Abhandlungen schreiben ließen. Hier sind nur einige ausgewählt worden.

---

23. Pompeji und Herkulanum.

(1796.)

Welches Wunder begiebt sich? Wir flehten um trinkbare Quellen,
Erde! dich an, und was sendet dein Schoß uns herauf!
Lebt es im Abgrund auch? Wohnt unter der Lava verborgen
Noch ein neues Geschlecht? Kehrt das entfloh'ne zurück?
Griechen! Römer! O kommt! O seht, das alte Pompeji
Findet sich wieder, auf's neu bauet sich Herkules Stadt.[1]

[1] Nach der Sage war Herkulanum von Herkules gegründet worden.

Giebel an Giebel[2] steigt, der räumige Portikus[3] öffnet
Seine Hallen, o eilt, ihn zu beleben, herbei!
Aufgethan ist das weite Theater;[4] es stürze durch seine
Sieben Mündungen[5] sich fluthend die Menge herein.
Mimen,[6] wo bleibt ihr? Hervor! Das bereitete Opfer vollende[7]
Atreus Sohn, dem Orest folge der grausende[8] Chor!
Wohin führet der Bogen des Siegs?[9] Erkennt ihr das Forum?[10]
Was für Gestalten[11] sind das auf dem kuruliſchen Stuhl?[12]
Traget, Lictoren,[13] die Beile voran! den Sessel besteige
Richtend der Prätor;[14] der Zeug' trete, der Kläger vor ihn!

---

[2] Der Ausdruck Giebel scheint mir sehr unpassend; denn Giebel bezeichnet die Spitze des schrägstehenden Daches. Da aber die Häuser der Alten platte Dächer hatten, so kann auch von Giebeln keine Rede sein. — [3] Eine Halle, ein Säulengang; entweder freistehende Gebäude oder an Tempel, Theater, Gymnasien u. dgl. angebaut. Sie bestanden aus langen bedeckten Gängen, die auf Säulen ruhten, und dienten bei großer Sonnenhitze oder Regenwetter zu Spaziergängen, Zusammenkünften und Versammlungen. Sie waren theils offen, theils verschlossen. Im letztern Falle waren die Zwischenräume an den Säulen mit Mauerwerk ausgefüllt, worauf Wandgemälde sich befanden, oder mit Bildsäulen geziert. — [4] Das Theater zu Herkulanum war eines der ersten Gebäude, auf welches man stieß. Nach Dio Cassius römischer Geschichte waren die Bewohner zu Pompeji eben im Theater, als das Unglück hereinbrach. Da die Theater immer in der Nähe der Thore waren, so konnte sich die versammelte Menge leicht in's Freie retten. — [5] Man bemerke, wie hier sich die beiden Bilder Mündungen und fluthend entsprechen. — [6] Hier die Schauspieler. Sonst bezeichnete man auch durch dieses Wort eine Art Burlesken. — [7] Der Dichter hat hier eine Tragödie aus dem Sagenkreise der Iphigenia im Sinne, wie Agamemnon die Tochter opfern will (Iphigenie in Aulis), und wie Orest von den Furien wegen des Muttermordes verfolgt wird (Iphigenie in Aulis). Aus diesem Sagenkreise sind mehrere Wandgemälde zu Pompeji genommen. — [8] Eigentlich grausige, grausenerregende. — [9] Früher: Wohin führt der prächtige Bogen? Der Bogen des Sieges ist natürlich ein Triumphbogen. Es ist der große Bogen gemeint, der zu Pompeji auf das Forum führt. — [10] Marktplatz zur Verhandlung öffentlicher Geschäfte und zum Waarenverkaufe, entsprechend einigermaßen unserer Börse oder Kaufhalle. Der Dichter nimmt hier an, daß auf dem Forum auch Gericht gehalten worden sei; allein dies war in spätern Zeiten nicht mehr der Fall. Die Gerichte hatten ihren Sitz in besondern Gerichtshäusern (Basiliken). — [11] Was meint eigentlich der Dichter mit diesen Gestalten? — [12] Die sella curulis, ein Sitz ohne Lehne, mit vier krummen Füßen, der zusammengelegt und, wo man wollte, aufgestellt werden konnte. Er war mit Elfenbein eingelegt, und die Richter führten ihn in ihrem Wagen bei sich (daher curulis), um sich dessen überall, wo sie Gericht zu halten hatten, bedienen zu können. Alle höhere Magistrate in Rom hatten, mit Ausnahme der Censoren, das Recht der sella curulis. — [13] Oeffentliche Diener der höchsten obrigkeitlichen Personen in Rom. Das Wort ist so viel als ligatores, weil sie die Missethäter binden mußten. Sie giengen den Magistraten voraus mit Ruthenbündeln, in deren Mitte ein Beil steckte.— [14] Eigentlich der Name der zweiten höchsten Magistratsperson nach dem Konsul in Rom. Später wurden auch die Statthalter in den Provinzen so genannt, welche in Civilangelegenheiten das Recht sprechen mußten. Wie

Reinliche Gassen breiten sich aus, mit erhöhetem Pflaster
Ziehet der schmälere Weg [15] neben den Häusern sich hin.
Schützend springen die Dächer [16] hervor, die zierlichen Zimmer
Reih'n um den einsamen Hof [17] heimlich und traulich [18] sich her.
Oeffnet die Läden [19] geschwind und die lange verschütteten Thüren!
In die schaudrige Nacht falle der lustige [20] Tag!
Siehe, wie rings um den Rand die netten Bänke sich dehnen, [21]
Wie von buntem Gestein schimmernd das Estrich [22] sich hebt!
Frisch noch erglänzt die Wand von heiter brennenden Farben.
Wo ist der Künstler? Er warf eben den Pinsel hinweg. [23]
Schwellender Früchte voll und lieblich geordneter Blumen
Fasset der muntre Feston [24] reizende Bildungen ein.
Mit beladenem Korb schlüpft hier ein Amor vorüber, [25]
Emsige Genien dort keltern den purpurnen Wein.

---

nach Herkulanum und Pompeji ein Prätor kommt, ist freilich nicht zu begreifen. — [15] Bei uns der Rinnsteig oder das Trottoire; diese Fußwege waren gewöhnlich mit Geländern versehen. — [16] Bei den Alten waren die Dächer der Wohnhäuser platt wie im Morgenlande gebaut, so daß auf den vornehmen und schönern Häusern prächtige Altanen mit Säulen und Erker mit Statuen und andern Verzierungen sich befanden. Diese platten Dächer sprangen oft weit über die Häuser selber hervor und dienten den Fußwegen zum Schutze gegen Sonne und Regen. — [17] In den Ruinen von Pompeji und Herkulanum findet man nur wenige Häuser, die nach der Gasse zu Fenster haben, und wo man dergleichen sieht, sind sie so hoch angebracht, daß sie nicht zur Aussicht, sondern nur zur Einlassung des Lichtes dienen konnten. Die auf die Höfe gerichteten Zimmer hatten meist gar keine Fenster, sondern erhielten das Licht nur durch die geöffneten Thüren. Bloß die gegen die Gärten liegenden hatten eigentliche Fensteröffnungen. Die Z. 19 und 20 führen uns übrigens auf sehr ungezwungene Weise in das Innere eines Hauses ein. — [18] Heimlich und traulich sind hier sinnverwandt, das erste in der Bedeutung: Wo man sich daheim fühlt (familiaris). — [19] Die fenestrae der Alten waren keine Glasfenster, wie bei uns, sondern bloße Oeffnungen in der Mauer, die durch zwei Flügelläden verschlossen wurden. — [20] Im süddeutschen Sinne von heiter. — [21] Die Alten lagen bekanntlich bei Tische auf Polsterbänken. — [22] Gewöhnlicher der Estrich, der gestampfte Fußboden. Die Alten hatten in den Zimmern und den Hausfluren Fußböden, die mit sogenannter mussiviſcher Arbeit eingelegt waren, Mosaikgemälde, welche den Arbeiten des Pinsels an Feinheit nahe kamen. — [23] Gegen 2000 Wandgemälde auf Kalk wurden in Pompeji und Herkulanum gefunden. — [24] Eigentlich eine Fruchtschnur, eine Guirlande, ein Blumen- oder Laubgehäng zum Ausschmücken von Altären, Sälen, Thüren nnd dergleichen; dann in der Baukunst dergleichen in Stein ausgeführte Fruchtschnuren oder Behänge zum Verzieren, endlich in der Malerei zur Einfassung von Gemälden. — [25] In der Mitte der Wand war gewöhnlich ein ausführliches Gemälde, an Kanten und Ecken befanden sich dagegen leichte und geschmackvolle Arabesken, aus welchen sich wohl niedliche Amorinnen, Kinder- und Nymphengestalten entwickeln, so wie an andern Stellen aus den mächtigen Blumengewinden wilde und zahme Thiere hervordringen.

Hoch auf springt die Bacchantin[26] im Tanz, dort ruhet sie schlummernd,[27]
Und der lauschende Faun hat sich nicht satt noch gesehn.
Flüchtig tummelt sie hier den raschen Centauren,[28] auf Einem
Knie nur schwebend, und treibt frisch mit dem Thyrsus ihn an.
Knaben![29] Was säumt ihr? Herbei! Da stehn noch die schönen Geschirre.
Frisch, ihr Mädchen, und schöpft in den etruriſchen Krug![30]
Steht nicht der Dreifuß[31] hier auf schön geflügelten Sphinxen?
Schüret das Feuer! Geschwind, Sklaven! Bestellet den Herd!
Kauft! Hier geb' ich euch Münzen, vom mächtigen Titus[32] geprägt,
Auch noch die Wiege liegt hier; sehet, es fehlt kein Gewicht.
Stecket das brennende Licht auf den zierlich gebildeten Leuchter,
Und mit glänzendem Oel fülle die Lampe sich an!
Was verwahret dies Käſtchen?[33] O seht, was der Bräutigam sendet,
Mädchen! Spangen[34] von Gold, glänzende Pasten[35] zum Schmuck!

---

[26] Eine Tänzerin, wie ein Bachante bekleidet, was der Epheukranz, der ihre zusammengebundenen Haare umgiebt, das Pantherfell, das über ihre linke Schulter hängt, und die Handschellen, die sie aneinander schlägt, zu erkennen geben (Murr. Bd. 1. Tab. XXI.). — [27] Nach anderer Erklärung die schlafende Ariadne, vor welche Bacchus leise hintritt; ein Satyr belauscht die schlafende (Murr. Bd. 2. Tab. XV.). — [28] Ein Centaur galloptiert, die Hände auf den Rücken gebunden. Hinter ihm kniet eine fast nackende Bacchante, deren Haar und Gewand in der Luft fliegen. Sie hält den Centauren bei den Haaren und giebt ihm einen Stoß mit dem rechten Fuße. In der andern Hand hält sie den Thyrsus. Eines der berühmtesten herkulanischen Gemälde, voll Geist und Ausdruck (Murr. Bd. 1. Tab. XXV.). — Vermöge des wiederholten sie müßte man glauben, daß die tanzende Bacchante, die schlummernde und die reitende nur Wiederholung derselben Person wären, dies ist aber nicht der Fall; denn die Gemälde erscheinen an ganz verschiedenen Orten. — [29] Knaben und Mädchen stehen hier für Sklaven und Sklavinnen, wie oft bei Horaz. — [30] Ehemals nannte man alle die herrlichen irdenen Gefäße (Vasen) der Alten, die man durch Ausgraben fand, und auf denen die bewundernswürdigsten Zeichnungen und Malereien befindlich sind, etruriſche Vasen, weil man die Zeichnungen für etruriſche Kunstarbeit hielt, und besonders die irdenen, in ganz Italien berühmten, Hausgeschirre in großer Menge zu Aretium in Etrurien verfertigt wurden. Allein da man in Toskana selbst nur wenig solche Vasen fand, dagegen die meisten in Campanien, so beruht diese Benennung vermuthlich auf einem Irrthum. — [31] Eiserne Maschinen, worin Kohlenfeuer gestellt werden konnte. — [32] Unter dessen Regierung sich das furchtbare Unglück ereignete; Münzen mit seinem Bilde waren also damals die neusten und gangbarsten. — [33] Der umherwandernde Dichter ist in ein Frauengemach getreten, worin ein Käſtchen mit Bräutigamsgeschenken an die Braut liegt. — [34] Hier zierlich gearbeitetes Geschmeide, z. B. Armspangen. — [35] Eigentlich Abdrücke der Gemmen oder geschnittenen Steine in Glas, Schwefel, Siegelwachs, Thon oder Porcellanerde. Zu Plinius

Führet die Braut in das duftende Bad.[36] Hier stehn noch die Salben,
Schminke[37] find' ich noch hier in dem gehöhltem Kristall.
Aber wo bleiben die Männer? Die Alten? Im ernsten Museum[38]
Liegt noch ein köstlicher Schatz seltener Rollen[39] gehäuft.
Griffel[40] findet ihr hier zum Schreiben, wächserne Tafeln;
Nichts ist verloren; getreu hat es die Erde bewahrt.
Auch die Penaten,[41] sie stellen sich an; es finden sich alle
Götter wieder; warum bleiben die Priester[42] nur aus?
Den Caduceus[43] schwingt der zierlich geschenkelte Hermes,
Und die Viktoria[44] fliegt leicht aus der haltenden Hand.
Die Altäre, sie stehen noch da, o kommet, o zündet,
Lang schon entbehrte der Gott, zündet die Opfer ihm an!

Zeiten verfertigte man sie von Glas, eine Kunst, die später verloren gieng und erst im 15. Jahrhundert wieder hervorgesucht wurde. Der Dichter setzt hier überhaupt wohl Pasten für Kameen, geschnittene Steine, welche die Damen als Schmuck trugen. — [36] Mit ihren Bädern trieben die Alten bekanntlich einen ungeheuern Luxus. Jedes Privathaus hatte seine Badezimmer, die von Wohlgerüchen dufteten, da nach jedem Bade der ganze Körper und das Haar mit wohlriechenden Oelen und Salben eingerieben wurden, wie denn nach Luzian aus den Locken der vornehmen Römerinnen das ganze glückliche Arabien duftete. — [37] Schminke war im Morgenlande schon in den ältesten Zeiten Sitte (Odyssee XVIII. 171. 191.) und gieng von da an zu den Römern über. Selbst die Mannsperfonen pflegten sich zu schminken, wobei die Erhaltung einer weichen und glatten Haut mehr Zweck war als die Färbung. — [38] Nach neuerer Weise zu reden: Bibliothek. Hier fand man also die Alten. — [39] Rollen war die älteste Bücherform. Die einzelnen Streifen und Blätter des Pergaments oder Papiers wurden zusammengeleimt und dann das Ganze um einen Stab von Holz oder Elfenbein gewickelt. In Herkulanum wurden in einer Villa gegen 1700 Papyrusrollen gefunden, leider meist von sehr unwichtigem Inhalte. — [40] Der Griffel war von Eisen oder Knochen, an dem einen Ende spitzig, an dem andern flach. Man bediente sich desselben zum Schreiben auf Wachstafeln, Baumblätter, Baumrinden und bleierne Platten. Mit dem spitzigen Ende wurde geschrieben, mit dem flachen das falsch geschriebene wieder ausgeglättet. — [41] Haus- und Familiengötter. Sie wurden aus jeder Klasse der Götter gewählt, wie denn hier Merkur als Penate aufgeführt wird. — [42] Die Einführung der Priester ist auf jeden Fall unpassend, da der Dichter uns in keinen Tempel führt, den Penaten aber der Hausvater Opfer brachte. — [43] Der mit Schlangen umwundene Zauberstab des Hermes. — [44] Die Bildsäulen der Götter tragen oft als Geber alles Guten kleine Siegesbilder, victoriolae, in den Händen.

Musenalmanach für 1797. Durch ein ungeheures Erdbeben giengen i. J. 79 nach Ch. unter dem Kaiser Titus sieben Städte in Campanien unter, zum Theil in unmittelbarer Folge des Erdbebens, zum Theil aber auch durch anhaltende Ausbrüche des Vesuvs, welche das Erdbeben begleiteten und deren Dampf Tage lang die Luft verfinsterte. Der jüngere Plinius (Briefe. Buch VI. 16)

schildert in einem Briefe an den Geschichtschreiber Tacitus, worin er die Umstände bei dem Tode seines Oheims, des ältern Plinius, der bei dieser Gelegenheit umkam, erzählt, diese schweren Unglückstage, und berichtet in einem andern (VI. 20.), was er selbst während der Ausbrüche des Vesuvs ausgestanden habe.

Unter jene Städte, welche zufolge der Ausbrüche des Vesuvs untergiengen, gehörten auch Pompeji und Herkulanum, das übrigens eigentlich Herkulaneum hieß, und zwar wurde Herkulanum durch den Feuerstrom der Lava verschlungen, Pompeji aber durch einen Stein- und Aschenregen vom Angesichte der Erde gerückt, ein Schutt, der es noch jetzt zum Theil bis zu einer Tiefe von 15 Fuß bedeckt.

Durch den Schutt hinab ist schon im Alterthum in die Häuser gegraben worden, um werthvolle Dinge wieder an's Licht zu bringen. Noch bedeutendere Nach- und Ausgrabungen müssen in den folgenden Jahrhunderten, vielleicht im Verlaufe des Mittelalters, geschehen sein. Später baute man über die Stätte, wo Herkulanum gestanden hatte, die Orte Portici und Resina. Bei der Grabung eines Brunnens (Z. 1) zu Portici fand man 1720 drei weibliche Statuen, und dies gab Veranlassung zu weitern Nachgrabungen, nachdem die letzte von 1689 bereits vergessen war. Im J. 1748 suchte man auch Stabiä und Pompeji auf und verfuhr überhaupt planmäßiger und thätiger.

„Es kann — sagt W. Wackernagel in seiner kleinen, aber „vortrefflichen Schrift Pompeji — weniger das Gemüth, mehr nur „den forschenden Verstand des Wanderers beschäftigen, wenn er die „verlassenen und verlorenen Städte der alten Mexikaner oder das „Hagiar-Chem auf Malta betritt, jenen Tempelbau von kaum be„hauenen, nur roh verzierten Felsenmassen, der sicherlich aus urälteste„r „Zeit ist, aber niemand weiß, ob das Werk phönizischer Seefahrer „oder welches Volkes früherer Jahrtausende sonst. Nur den Verstand, „während das Gemüth kaum berührt wird; denn zwischen uns und „den unbekannten, untergegangenen Erbauern dieser Tempel und Pa„läste laufen keine Fäden tieferer und vertraulicher Beziehung.

„Ganz anders ist der Eindruck, und auch unser Herz wird tief „bewegt, wenn wir den großen und schönen Werken gegenüberstehen, „welche die bauende Kunst der Griechen und der Römer fest in die „Erde gegründet und ihre Bildnerei geschmückt hat. Denn hier ist, „worauf unser Auge weilt, die Verlassenschaft von Völkern, die all „unser Wissen begonnen haben und deren Kunst noch immer das hohe „Vorbild der unsrigen ist, gleichsam das Erbe älterer Brüder, denen „wir unsre Erziehung verdanken."

Wenn eine ganze Stadt des klassischen Alterthums unverändert, wie sie im Alterthum gewesen, und so, wie deren Bewohner plötzlich ihr Tagewerk haben liegen lassen, eine ganze Stadt mit den noch frischen Merkmalen des alten Lebens und Verkehrs aus dem Schooß der Erde, die sie begraben hatte, wieder an unser Tageslicht geboren wird: dann ist es wie in jenen Märchen — ein Zauber hat alles

Leben mit einem Male gehemmt, und wir warten des neuen Zauberwortes, damit der Schlaf sich löse und das Leben in seiner Geschäftigkeit da wieder fortfahre, wo es vor langen Jahrhunderten inne gehalten.

Kein Wunder, wenn auch die Poesie den Gegenstand auffaßte, und unserm ideenreichen Dichter zu einer seiner schönsten Dichtungen Anlaß gab.

Viehoff und andere Erklärer sind besonders erstaunt darüber, wie Schiller alles ohne eigene Anschauung so klar habe gestalten können, da er doch nur auf seine Phantasie beschränkt gewesen sei. Dieses Erstaunen muß jedenfalls verschwinden, wenn man weiß, daß dem Dichter, der zwar nie selbst in Italien gewesen war, doch die reichsten Anschauungen anderer Art zu Gebote standen, ein Schatz von Zeichnungen und Abbildungen, nämlich das Prachtwerk: Le antichità d'Ercolano. 8 Bde. Neapel. 1757—92. Einen Nachstich dieses Werkes hat Murr in Nürnberg herausgegeben: Abbildungen der Gemälde und Alterthümer in dem Museo zu Portici u. s. w. Augsburg. 1777. 9 Bde.

Daß es Schillern auch hier um die Idee zu thun war, lehrt schon die Ueberschrift Pompeji und Herkulanum; denn alle Reisende, welche beide Städte besuchten, sind einig darüber, daß Pompeji eine ganz andere Anschauung giebt und mithin auch einen andern Eindruck zurückläßt als Herkulanum, so daß der Dichter, wenn er selbst in Italien gewesen wäre, jedenfalls nur Pompeji zum Gegenstande seiner Dichtung genommen hätte, indem nur letzteres wieder aus dem Schutte gezogen ist, so daß man zu den Thoren eingehen und durch die Straßen und Plätze wandeln kann, als wäre es eine Stadt von heute, während sich bei Herkulanum einer fortgesetzten Aufdeckung ein zwiefaches Hindernis entgegenstellte: die Härte der Lava, an welcher sogar Stahl zersplittert und der Umstand, daß über den alten Ort hin zwei neue gebaut sind, so daß man sich hierdurch genöthigt gesehen, die meisten der herkulanischen Ausgrabungen selbst wieder zuzuschütten.

Jene Idee nun, die unsrer Dichtung zu Grunde liegt, ist die Liebe des Alterthums in dem Momente, da die unterirdischen Schätze gefunden werden. Das Gedicht gehört in die Reihe der Epigramme im alten griechischen Sinne, nach welchen jedes Gedicht Epigramm heißt, das entweder zur Erklärung oder zur Erregung einer gewissen Stimmung dem Gegenstande beigefügt wird. Eine Schwierigkeit machte hier der Umfang des Gegenstandes. Es galt eine Reihe von Bildern, die alle vor der Phantasie lebendig erscheinen mußten, um den Augenblick der Betrachtung zu vergegenwärtigen; aber bei keinem durfte der Dichter verweilen, um die Einheit des Ganzen nicht aufzuopfern. [1]

Zu der Leichtigkeit, mit der wir Schillers Dichtung auffassen,

[1] S. Schillers Briefwechsel mit Körner. Th. 3. S. 364.

trägt vorzüglich die wohlberechnete Anordnung derselben bei. Nachdem der Dichter den Gesammteindruck der wiedergefundenen Stadt, gleichsam vor den Thoren stehend, ausgesprochen hat, tritt er in dieselbe ein und durchwandert sie nun. Er betritt den Portikus, das Theater, und geht unter dem Triumphbogen durch auf das Forum, auf die Gassen; dann führt er uns in ein Haus und zeigt uns dessen Einrichtung, läßt uns dessen Gemälde, dessen geschmackvolle Geräthschaften bewundern und tritt dann in ein Frauengemach, wo wir die Einzelheiten einer weiblichen Toilette sehen. Hierauf treten wir mit ihm in ein Museum und endlich zu dem Altare der Penaten. Dabei wird im Vorbeigehen fast überall nach allen Richtungen des Lebens der Alten uns eine Aussicht eröffnet.

Hätte übrigens auch Schiller Pompeji selbst gesehen, so würde ihm dies eine Wiedererschaffung durch die Einbildungskraft nicht erspart haben; denn was hätte er gefunden? Fast nichts als die leeren und nackten Häuser. Die Wiederherstellung der Stadt mußte nämlich zugleich leider eine große Plünderung derselben sein. Man durfte den Bilderschmuck der Tempel und der Häuser und die leichter beweglichen Dinge, welche sich in diesen fanden, nicht der Zerstörung durch einen neuen Ausbruch des Vesuvs, nicht der Beschädigung durch Neugierde und Muthwillen, nicht der Entfremdung durch unberufene Sammler preisgeben. Zudem schien es fruchtreicher für die Wissenschaft, wenn alle diese Kunstwerke und Geräthe eigen zusammengestellt und dadurch überschaulich gemacht würden. Daher sind die Mosaiken aus den Fußböden, die Gemälde von den Wänden abgelöst, die Statuen von den Altären, die Geräthe, die Schmucksachen aus den Zimmern, das Brod, die Früchte und die sonstigen Speisen aus den Küchen und Vorrathskammern genommen, und alles zusammen ist in das Museum des Königs nach Portici, späterhin nach Neapel gebracht worden. Der Alterthumsfreund muß nun also hin und her reisen zwischen Neapel und Pompeji, um sich das Leben dieser Stadt zu einem einigermaßen ganzen Bilde zu gestalten. Vielleicht wäre das ganze Gedicht gar nicht entstanden, wenn Schiller den wirklichen Anblick von Pompeji gehabt, und dieser der Erwartung in der Idee nicht entsprochen hätte; bei Goethe wenigstens war dies der Fall. Dieser sagt in seiner italienischen Reise, Bd. 2: „Pompeji setzt jeder„mann wegen seiner Enge und Kleinheit in Verwunderung. Schmale „Straßen, obgleich grade und an der Seite mit Schrittplatten ver„sehen, kleine Häuser ohne Fenster, aus den Höfen und offenen „Galerien die Zimmer nur durch die Thüren erleuchtet. Selbst öffent„liche Werke, die Bank am Thor, sodann auch eine Villa in der „Nähe, mehr Modell und Puppenschrank als Gebäude.“

24. Das Mädchen aus der Fremde.

(1796.)

1. In einem Thal bei armen Hirten
Erschien mit jedem jungen Jahr,
Sobald die ersten Lerchen schwirrten,
Ein Mädchen, schön und wunderbar.

2. Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam;
Doch schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.

3. Beseligend war ihre Nähe,
Und alle Herzen wurden weit;
Doch[1] eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.

4. Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur.

5. Und theilte jedem eine Gabe,
Dem Früchte, jenem Blumen aus;
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein jeder gieng beschenkt nach Haus.

6. Willkommen waren alle Gäste;
Doch nahte sich ein liebend Paar,
Dem reichte sie der Gaben beste,
Der Blumen allerschönste dar.

---

[1] Im Musenalmanach steht hier und anstatt doch, und jenes scheint mir auch natürlicher. „Man wußte weder, woher sie kam, noch wohin sie ging.“ Zwischen diesen Sätzen findet durchaus kein Verhältnis des Widerspruchs statt. Das neuere doch muß man durch eine Ellipse erklären: „Man wußte nicht woher sie kam; man forschte, wohin sie ging, doch schnell ꝛc.“

Musenalmanach für 1797. Das Mädchen aus der Fremde ist eine allegorische Romanze, die sich durch die Heiterkeit und Anmuth ihrer Darstellung zu einem Lieblingsgedicht auch derer gemacht hat, welche den zu Grunde liegenden Sinn nicht verstehen; ein Beweis für die selbständige Schönheit dieser kleinen Dichtung, welche durch die bloße Erscheinung interessirt. Wenn der Dichter in der Macht des Gesanges die wunderbare, geheimnisvolle Gewalt der Poesie über das menschliche Gemüth in mehreren Bildern und Gleichnissen vorführt, so stellt er in unserer Romanze in einer

einzigen Allegorie die Verwandtschaft dar, welche zwischen der Poesie und der edeln Menschennatur überhaupt stattfindet. Das Mädchen aus der Fremde ist die Poesie; worunter man sich hier nur nicht die Produkte der Kunst, die Gedichte, denken muß, sondern die letzte Quelle derselben, die Eigenthümlichkeit des menschlichen Geistes, vermöge welcher er sich gern aus der nackten Wirklichkeit zu dem schönen Scheine flüchtet und die Wahrheit der Wirklichkeit mit der Wahrheit der Gefühle vertauscht. Unter den armen Hirten hat man sich nach meiner Meinung nicht gerade unschuldige Kinder der Natur zu denken, bei denen die Poesie vorzugsweise gern wohne, was gar nicht der Fall ist, sondern das Thal in Str. 1 ist die Erde, und die armen Hirten sind die Menschen überhaupt, die immer an die Bedürfnisse des Augenblicks gebunden sind und darauf ausgehen, ihr Eigenthum zu wahren und zu mehren und sich dadurch zu nähren.[1] Wenn die Natur um uns her sich verschönert und mit tausend Stimmen zu uns spricht, dann erwacht auch in uns der Drang, aus der Enge unsers Daseins und unserer Umgebung herauszutreten und uns aus der Wirklichkeit heraus in das Reich der Dichtung zu flüchten. Diese Sehnsucht, so wie die Wirkung, welche die Poesie auf uns hat, beruht nicht auf dem sinnlichen Bedürfnisse; ihr Ursprung ist also ein geheimnisvoller; eben so verschwinden diese Wirkungen, sobald wir wieder durch unser Bedürfnis an die Wirklichkeit erinnert werden. Ihre Gaben aber, die sie im Lande der Ideale gesammelt hat, bleiben; diese Gaben sind für einige bloße Blüten, an deren Schönheit und Wohlgeruch sich der Sinn ergötzt, für andere aber Früchte, die durch ihren innern Werth den Geist nähren und stärken. Auf diese Gaben hat jeder Mensch Anspruch, vor allem aber der Liebende; denn die Liebe ist schon selbst Poesie, ein Heraustreten aus der Wirklichkeit und dem Bedürfnis in das Reich des Ideales und der Seligkeit; und auch ihre Spur verschwindet oft, sobald das Ideal Abschied genommen hat.

Inwiefern die Gaben der Poesie für manche Blüten, für andere Früchte sind, sehen wir an unserer Romanze selbst; wer ihren Sinn nicht enträthselt, für den ist sie doch eine schöne Blüte; wer ihren Sinn enträthselt, hat die Frucht und zugleich auch die Blüten. Daher sagt Goethe in einem Epigramm:

Jegliche Blüten müssen vergehn, daß Früchte beglücken;
Blüten und Früchte zugleich gebet ihr, Musen, allein.

Daß die Spuren der Poesie verschwinden sollen, scheint manchen sonderbar, indem sie die Spuren der Poesie mit deren Gaben verwechseln. Die Gaben bleiben; die Spuren verschwinden aber allerdings bald, sowohl bei dem Dichter selbst, der oft den Augenblick, welcher die Gaben geboren, nie wieder zurückrufen kann, als bei dem

[1] Viehoff erklärt die Stelle anders: „Jedesmal wenn unter den Menschen sich ein Frühling erfreulichen, geselligen Daseins entwickelt hat“ — —

Hörer, der die Wirkung, welche eine Poesie auf ihn machte, vergebens wieder erwartet, nachdem sie einmal verflogen. Daher sagt der Dichter selbst im Abschied vom Leser:

Nicht länger wollen diese Lieder leben,
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut u. s. w.

und vergleicht die Wirkung der Poesie mit dem Wirken des Frühlings, der selbst entschwinden muß, damit der Herbst seine Früchte bringen kann.

---

25. Klage der Ceres.

(1796.)

1. Ist der holde Lenz erschienen?
Hat die Erde sich verjüngt?
Die besonnten Hügel grünen,
Und des Eises Rinde springt.
Aus der Ströme blauem Spiegel
Lacht der unbewölkte Zeus;
Milder wehen Zephyrs Flügel;
Augen treibt das junge Reis.
In dem Hain erwachen Lieder,
Und die Oreade[1] spricht:
Deine[2] Blumen kehren wieder;
Deine Tochter kehret nicht.[3]

2. Ach! wie lang ist's, daß ich walle
Suchend durch der Erde Flur![4]
Titan, deine Strahlen alle
Sandt' ich nach der theuren Spur;[5]
Keiner hat mir noch verkündet
Von dem lieben Angesicht,
Und der Tag, der alles findet,[6]
Die verlorne fand er nicht.

---

[1] Oreaden: Nymphen der Berge. Sinn: Der Wald wird lebendig, der Berg wieder grün. — [2] Ceres ist nicht etwa bloß die Göttin des Getreides, sondern überhaupt das Sinnbild der pflanzentragenden Erde; mithin auch der Blumen. — [3] Die wiedererwachende Schönheit der Natur spottet gleichsam der Mutter. Der Unglückliche sieht in dem Leben des Fröhlichen neue Ursachen zum Schmerz. — [4] „Durch der Erde Flur" läßt sich beziehen auf wallen oder auch auf suchen; der Dichter will es vermuthlich auf wallen bezogen wissen; suchend hat dann freilich eine unbequeme Stelle. — [5] Nach der Mythe hat sie den Helios, ihr suchen zu helfen. — [6] Adjektivsatz anstatt des Adverbsatzes: ungeachtet er doch sonst alles findet.

Haſt du, Zeus! ſie mir entriſſen,
Hat, von ihrem Reiz gerührt,
Zu des Orkus ſchwarzen Flüſſen
Pluto ſie hinabgeführt?[7]

3. Wer wird nach dem düſtern Strande
Meines Grames Bote ſein?
Ewig ſtößt der Kahn vom Lande,
Doch nur Schatten[8] nimmt er ein.
Jedem ſel'gen[9] Aug' verſchloſſen
Bleibt das nächtliche Gefild,
Und ſo lang der Styx gefloſſen,
Trug er kein lebendig Bild.
Nieder führen tauſend Steige;
Keiner führt zum Tag zurück.
Ihre Thränen bringt kein Zeuge
Vor der bangen Mutter Blick.

4. Mütter, die aus Pyrrha's Stamme,[10]
Sterbliche, geboren ſind,
Dürfen durch des Grabes Flamme
Folgen dem geliebten Kind;
Nur, was Jovis Haus bewohnet,
Nahet nicht dem dunkeln Strand;
Nur die Seligen verſchonet,
Parzen, eure ſtrenge Hand.
Stürzt mich in die Nacht der Nächte
Aus des Himmels goldnem Saal!
Ehret nicht der Göttin Rechte;
Ach! ſie ſind der Mutter Qual!

---

[7] Dieſe Stelle ſteht eigentlich im Widerſpruche mit dem Ganzen: denn das folgende zeigt, daß ſie ſchon weiß, wo ihre Tochter iſt; wie kann ſie alſo noch fragen, wo dieſelbe ſich befindet. Man muß ſich den Zuſammenhang ſo denken: „Iſt ſie nicht auf der Erde, ſo muß ſie in der Unterwelt ſein." Die vier Flüſſe der Unterwelt hießen: Acheron, Cocytus, Pyriphlegeton und Styx. — [8] Unter Schatten dachten ſich die Alten die abgelöſte Geſtalt ohne Stoff, und eigentlich auch ohne Leben. So heißt es in der Odyſſee (XI, 601):

Und nach dieſem erblickt' ich die hohe Kraft des Herakles,
Seine Geſtalt, denn er ſelber ſei'rt mit den ewigen Göttern
Himmliſche Wonnegelag und umarmt die blühende Hebe.

Daher ſagt auch der Dichter: Der Styx trug noch kein lebendig Bild. — [9] Hier der Götter Auge. — [10] Die Mythe von Deukalion und Pyrrha, nach welcher das neue Menſchengeſchlecht durch das Werfen von Steinen entſtand, iſt bekannt.

5. Wo sie mit dem finstern Gatten
Freudlos thronet, stieg' ich hin,[11]
Träte mit den leisen Schatten[12]
Leise vor die Herrscherin.
Ach, ihr Auge, feucht von Zähren,
Sucht umsonst das goldne Licht,[13]
Irret nach entfernten Sphären,
Auf die Mutter fällt es nicht,
Bis die Freude sie entdecket,[14]
Bis sich Brust mit Brust vereint,
Und zum Mitgefühl erwecket,
Selbst der rauhe Orkus weint.

6. Eitler Wunsch! Verlorne Klagen!
Ruhig in dem gleichen Gleis
Rollt des Tages sichrer Wagen;
Ewig steht der Schluß des Zeus.
Weg von jenen Finsternissen
Wandt' er sein beglücktes Haupt.[15]
Einmal in die Nacht gerissen,
Bleibt sie ewig mir geraubt:
Bis des dunkeln Stromes Welle
Von Aurorens Farben glüht,
Iris mitten durch die Hölle
Ihren schönen Bogen zieht.[16]

7. Ist mir nichts von ihr geblieben,
Nicht ein süß erinnernd Pfand,
Daß die Fernen sich noch lieben;
Keine Spur der theuren Hand?
Knüpfet sich kein Liebesknoten
Zwischen Kind und Mutter an?
Zwischen Lebenden und Todten
Ist kein Bündnis aufgethan?
Nein! nicht ganz ist sie entflohen!
Nein! wir sind nicht ganz getrennt!
Haben uns die ewig Hohen
Eine Sprache doch vergönnt!

---

[11] Der bedingende Vordersatz: „Wenn ich sterben könnte; wenn die Parzen mich erhörten," fehlt. — [12] Weil Schatten keine Körper hatten, sondern nur Gestalt waren, konnte man sie auch nicht gehen hören; selbst ihre Stimme war nur ein leises Piepen. — [13] In die Hoffnung des Wiedersehens versenkt, vergißt Ceres, wo sie ist, sieht das Wiedersehen schon vor sich und spricht daher im Indikativ. — [14] Anstatt: bis sie voller Freude sie (die Mutter) entdeckt. — [15] Ueber den Orkus hatte Zeus nichts zu gebieten. — [16] D. h. bis die Unterwelt aufhört; also für immer.

8. Wenn des Frühlings Kinder sterben,
Wenn von Nordes kaltem Hauch
Blatt und Blume sich entfärben,
Traurig steht der nackte Strauch:
Nehm' ich mir das höchste Leben
Aus Vertumnus reichem Horn,[17]
Opfernd es dem Styx zu geben,
Mir des Samens goldnes Korn.
Traurend senk' ich's in die Erde,
Leg' es an des Kindes Herz,[18]
Daß es eine Sprache werde
Meiner Liebe, meinem Schmerz.

9. Führt der gleiche Tanz der Horen
Freudig nun den Lenz zurück:
Wird das Todte neu geboren
Von der Sonne Lebensblick!
Keime, die dem Auge starben
In der Erde kaltem Schooß:
In das heitre Reich der Farben
Ringen sie sich freudig los.
Wenn der Stamm zum Himmel eilet,
Sucht die Wurzel scheu die Nacht;
Gleich in ihre Pflege theilet
Sich des Styx, des Aethers Macht.

10. Halb berühren sie der Todten,
Halb der Lebenden Gebiet!
Ach, sie sind mir theure Boten,
Süße Stimmen vom Kozyt!
Hält er gleich sie selbst verschlossen
In dem schauervollen Schlund,
Aus des Frühlings jungen Sprossen
Redet[19] mir der holde Mund,
Daß auch fern vom goldnen Tage,
Wo die Schatten traurig ziehn,
Liebend noch der Busen schlage,
Zärtlich noch die Herzen glühn.

---

[17] Das höchste Leben der Pflanze ist die Frucht; denn diese enthält den Samen, durch welchen die Fortpflanzung bewirkt wird. — Vertumnus: der Herbstgott der Felder und Gärten. Er trägt Früchte, hält in seiner Rechten ein Gartenmesser oder einen krummen Stab, und ist mit Kornähren oder Fruchtzweigen gekrönt. Seine Gemahlin ist Pomona.. — Vertumnus als Bild des Herbstes scheint mir aber im Munde der Ceres unpassend; die griechische Göttin sollte doch nicht einen römisch-etruskischen Gott anführen, der dem griechischen Olymp ganz fremd war, und dessen Cultus überhaupt ein späterer ist. — [18] Unter der Oberfläche der Erde beginnt sogleich das Gebiet der Unterwelt. — [19] Verkündet.

11. O so laßt euch froh begrüßen,
Kinder der verjüngten Au!
Euer Kelch soll überfließen
Von des Nektars reinstem Thau.
Tauchen will ich euch in Strahlen,
Mit der Iris schönstem Licht
Will ich eure Blätter malen,
Gleich Aurorens Angesicht.
In des Lenzes heitrem Glanze
Lese jede zarte Brust,
In des Herbstes welkem Kranze
Meinen Schmerz und meine Lust!

Die Richtung Göthe's und Schillers auf das klassische Alterthum bewährte sich in mannigfacher Hinsicht; in erster Linie dadurch, daß ihnen der Geist des Alterthums als die reinste und vollendetste Offenbarung ächten Menschendaseins erschien; dann in der Nachahmung antiker Formen verschiedenster Art, der Elegie, des Epigramms, der Tragödie, des Epos. Am eigenartigsten erscheint der Einfluß des klassischen Alterthums vielleicht in denjenigen Gedichten Schillers, in denen er geradezu antike Stoffe — Ceres, das Eleusische Fest, Cassandra, das Siegesfest — bearbeitete, um für das, was ihn persönlich und gegenwärtig beschäftigte, ein taugliches, von vornherein ein Gewand schöner Menschlichkeit zu haben. Sind es auf der einen Seite ganz griechische Dichtungen, weil ihr Stoff griechisch ist, so sind es ihrer Idee nach ebenso ganz moderne Ideen, denen die griechische Sage bloß zur Folie diente.

Proserpina oder Persephone, die Tochter der Ceres, wurde laut der Mythe von Pluto geraubt, als sie im Thale von Enna Blumen pflückte. Als Ceres dies Unglück erfuhr, machte sie sich auf, ihr Kind zu suchen, und selbst die Nacht gab ihr keine Ruhe; denn eine Fackel mußte ihr da den Weg zeigen. Unterdeß entgiengen der Erde die Wohlthaten der Ceres, und sie wurde unfruchtbar und öde. Die Nymphe Arethusa, deren Wasser nahe bei dem Styx vorbeifließt, gab endlich der betrübten Mutter bestimmte Nachricht, wo ihre Tochter sei, und bat sie zugleich, keine Rache weiter an der unschuldigen Erde zu nehmen. — Jetzt begab sich Ceres nach dem Olymp und forderte ihre Tochter von Jupiters Macht. Jupiter versprach, sie solle ihre Tochter wieder haben, sofern diese noch nichts in der Unterwelt genossen habe; wäre dies aber geschehen, so könne keine Macht sie wieder zurückgeben. Allein Persephone hatte wirklich einen Granatapfel gebrochen und die Kerne desselben gegessen. Jupiter konnte nun nichts weiter thun, als die Einrichtung treffen, Proserpina solle sich die Hälfte des Jahres bei ihrem Gemahle in der Unterwelt, und die andere Hälfte bei ihrer Mutter in der Oberwelt aufhalten.

Diese Mythe wurde schon bei den Alten meist allegorisch erklärt: Persephone sei der Same der Früchte; dieser müsse in die Erde (Unterwelt) und weile die eine Hälfte des Jahres unter derselben; in der andern Hälfte komme er wieder hervor und zeige sich der Erde, und zwar locke ihn der Himmel (Zeus) durch Regen und Sonnenschein hervor.

Diese allegorische Erklärung nun benutzte unser Dichter zu einer neuen Allegorie, indem er die ältere gleichsam umkehrt. So wie nach der ältern Mythe Persephone das Sinnbild der aus dem Samen kommenden Pflanze ist, so soll hier bei Schiller die Pflanze das Sinnbild der verlornen Tochter werden. Ceres hat Persephone'n, der Unterwelt, die Frucht geschenkt, diese muß sterben (verwesen); aber Persephone sendet die Pflanze wieder herauf, und so ist eine Verbindung zwischen Mutter und Tochter vermittelt. Dadurch nun wird das Ganze zu einer weit umfassendern Allegorie und der Same überhaupt zu einem Symbol der Unsterblichkeit, indem er zeigt, wie aus dem Tode neues Leben keimt; wie es der Dichter ebenfalls in der Glocke andeutet:

Dem dunklen Schoß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann seine Saat u. s. w.

Diese Erklärung lag übrigens auch den Alten nicht fern; denn nach vielen Nachrichten wurde in den eleusinischen Geheimnissen die Lehre der Unsterblichkeit vorgetragen und diese Lehre an die Persephone geknüpft.

Durch die ganze Behandlung ist die Klage der Ceres dem Gebiete bloß allegorischer Dichtung ganz entrückt; denn es ist nicht Verstand und Reflexion, welche ein sinnliches Bild für eine Idee suchen, sondern Gemüth und Einbildungskraft hatten unmittelbar die Deutung geschaffen. Wir haben es überhaupt nicht mit einer didaktischen Dichtung zu thun, sondern mit einer mythisch-sentimentalen. Die Einkleidung als Monolog der Ceres erinnert an die Heroide, wenn man unter dieser Form nicht bloß elegische Briefe historischer Personen versteht, sondern auch elegische Reden bestimmter Charaktere in bestimmten Lagen.

Den schönen Eindruck des Ganzen stört einigermaßen der willkürliche Gebrauch mythologischer Namen. So ist z. B. der unbewölkte Zeus (Str. 1, Z. 6) ganz unpassend; denn die Göttin Ceres kann den Namen Zeus nicht im Sinne eines bloßen Naturbegriffes brauchen. Uebrigens schicken sich Beiwort und Hauptwort in keinem Falle zu einander; denn sollen Bacchus, Ceres, Zeus, wie dies bei lateinischen Dichtern vorkommt, als Bezeichnungen von Dingen stehen, deren Symbol sie sind, so muß doch immer das Adjektiv dem ursprünglichen Begriffe der Persönlichkeit gemäß stehen, d. h. ich kann vom kalten, heitern, trüben Zeus allenfalls reden,

aber nie vom unbewölkten.* Man sieht auch hier, wie gefährlich es ist, wenn Dichter ihre Bilder nicht aus der ersten Hand, d. h. aus der Natur und Geschichte, holen, sondern aus bloß Gelesenem.

Das Gedicht ist in zwölfzeilige Strophen abgetheilt und zeigt recht deutlich die Willkür in unsern strophischen Systemen. Die Reimfolge abab cdcd efef mit völlig gleichen Zeilen kann begreiflich kein Maß sein für eine Zwölfzeile, indem jeder nothwendige Gegensatz des Schlusses zum Anfang mangelt; vielmehr löst sich jede solche Zwölfzeile von selbst in drei Vierzeilen auf, die nur durch den Inhalt näher zusammen verbunden sind. Strenggenommen haben wir aber bloße Zweizeilen (Distichen), deren jede in zwei Halbzeilen mit dem Mittelreime zerfällt:

Ist der holde Lenz erschienen? Hat die Erde sich verjüngt?
Die besonnten Hügel grünen, und des Eises Rinde springt.

---

* Der Gebrauch des Namens Bacchus für Wein wird dies deutlicher machen. Ich kann sagen: „der feurige Bacchus winkt in den Flaschen;“ aber in keinem Falle: „Bacchus ist abgelassen,“ oder: „der abgelassene Bacchus wird verpfropft.“ Bei lateinischen Dichtern (Horaz, Virgil, Ovid, Claudian, Juvenal u. a.) kommen allerdings Bacchus, Jupiter, Ceres, Vulkan vor im allgemeinsten Sinne von Wein, Himmel, Getraide, Feuer; ja Minerva sogar in der Bedeutung von Wollengewebe (Virgil, Ovid); aber nimmermehr könnte ein deutscher Dichter so verfahren.

---

26. Der Taucher.

1. Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp,[1]
Zu tauchen in diesen Schlund?
Einen goldenen Becher werf' ich hinab;
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund.
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten; er ist sein eigen!

2. Der König spricht es und wirft von der Höh'
Der Klippe, die schroff und steil
Hinaushängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charybde Geheul.
Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in diese Tiefe nieder?

---

[1] Nicht zu verstehen: Welcher von beiden, Ritter oder Knapp? sondern: es sei nun Ritter oder Knapp.

3. Und die Ritter, die Knappen um ihn her
Vernehmen's und schweigen still,
Sehen hinab in das wilde Meer,
Und keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum drittenmal wieder fraget:
Ist keiner, der sich hinunter waget?

4. Doch alles noch stumm bleibt wie zuvor;
Und ein Edelknecht, sanft und keck,[2]
Tritt[3] aus der Knappen zagendem Chor,
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg.[4]
Und alle die Männer umher und die Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

5. Und wie er tritt an des Felsen Hang[5]
Und blickt in den Schlund hinab:
Die Wasser, die sie hinunter schlang,
Die Charybde jetzt brüllend wieder gab,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzen sie schäumend dem finstern Schoße.

---

[2] Wie Bürger die Bezeichnung risch, so liebt Schiller das Wort keck. Es giebt sich hier eben so der schwäbische Dichter kund, wie dort der niedersächsische. Die Oberdeutschen brauchen das Wort keck vielfältig, und es ist immer ein lobpreisendes; ein gesunder und kräftiger, ein muthiger und fester Mensch heißt keck. Das Tadelnde, welches man im Hochdeutschen oft damit verbindet, verknüpft der Schwabe nie mit diesem Worte. — [3] Die plötzlich eintretende fallende Bewegung (denn tritt ist Hebung) hebt die Erscheinung des Edelknechts kräftig hervor. — [4] Ich habe schon oft die Klage vernommen und gelesen, daß Schiller hier durch die Reime keck — weg zu einer provinziellen Aussprache von weg zwinge. Dem ist aber nicht so; vielmehr zwingt er die Rheinländer, Franken und Niedersachsen, hier einmal ihre provinzielle Aussprache wech aufzugeben. Schiller hat dieses Wort weder in seiner Heimat Schwaben noch in seinem spätern Vaterlande Sachsen nie anders aussprechen hören, als so, daß es einen guten Reim auf keck abgiebt. — [5] Vordersatz von Z. 3 u. 4: als er hintritt, giebt die Charybde die Wasser wieder. Irrthümlich wird er von vielen auf das vorhergehende schauen bezogen: alle schauen auf den herrlichen Jüngling, und wie er an des Felsen Hang tritt. Dieser Irrthum wird dadurch begünstigt, daß der Nachsatz die Wortstellung eines anfangenden Hauptsatzes hat, eine Inversion, die Schiller sehr liebt und die allerdings sehr kräftig wirkt, wo es gilt, eine bedeutsame Handlung oder ein überraschendes Ereigniß plötzlich vor die Augen zu stellen, z. B.

Und als ich's seinen Zorn entflammet:
Rasch auf den Drachen spreng' ich's los.

Zu jener falschen Auffassung trägt aber auch bei die sonderbare Beziehung der Präsensformen tritt und blickt auf das Imperfekt gab, ein Fehler, den Schiller gewiß später verbessert hätte, wenn gab nicht die Reimsilbe wäre; denn im Musenalmanache hieß es auch: „Der König sprach es und wirft von der Höh'" ꝛc., woraus später spricht gemacht wurde. Daß aber gab zur Reimsilbe geworden, daran ist wieder schuld, daß der Nachsatz hier das Verbum auf der letzten Stelle hat, gleich einem Nebensatze.

6. Und es wallet und siedet und brauset und ziſcht,[6]
Wie wenn Waſſer mit Feuer ſich mengt.
Bis zum Himmel ſpritzet der dampfende Giſcht,
Und Flut auf Flut ſich ohn' Ende drängt,
Und will ſich nimmer erſchöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

---

[6] Zur Vergleichung ſtehe hier die Schilderung der Charybde aus Homer, die der Dichter zu ſeinem Zwecke beſonders ſtudierte, da ihm unmittelbare Anſchauung ähnlicher Naturerſcheinungen fehlte.

Jetzo ſteuerten wir angſtvoll in den engenden Meerſchlund;
Denn hier drohete Scylla, und dort die grauſe Charybdis,
Fürchterlich jetzt einſchlurfend die ſalzige Woge des Meeres.
Wann ſie die Wog' ausbrach, wie ein Keſſel auf flammendem Feuer
Tobte ſie, ganz aufbrauſend mit trübem Gemiſch, und empor flog
Weißer Schaum, die Gipfel der beiden Felſen beſpritzend.
Wenn ſie darauf einſchlurfte die ſalzige Woge des Meeres,
Senkte ſich ganz inwendig ihr trübes Gemiſch, und umherſcholl
Furchtbar der Fels vom Getös, und tiefher blickte der Abgrund
Schwarz von Schlamm und Moraſt, und es faßte ſie bleiches Entſetzen.
Odyſſee. Buch 12, V. 234—243 nach Voß.

Schwächer iſt Virgil. Aeneis III, 420—423.

Dextrum Scyllae latus, laetum implacata Charybdis
Obsidet atque imo barathri ter gurgite vastos
Sorbet in abruptum fluctus, rursusque sub auras
Erigit alternos, et sidera verberat unda.

Nach Neuffers Ueberſetzung:

Rechts droht Scylla und links die unverſöhnte Charybdis.
Dieſe verſchluckt dreimal in des Abgrunds unterſten Strudel
Mächtige, ſteilaufklaffende Flut und empöret ſie wieder
Wechſelsweis in die Luft und peitſcht mit der Woge die Sterne.

Manche haben an des Dichters Schilderung getadelt, daß ſie für die Ballade zu lang ſei. Ein ſonderbarer Tadel, der nur auf einer vorgefaßten Idee von der Ballade beruht. Sollen wir das Wagnis des Tauchers ganz würdigen, ſo müſſen uns auch alle Schrecken des Strudels geſchildert werden; dies iſt aber nicht mit ein paar Worten möglich. Eine eigene Wirkung macht die polyſyndetiſche Verbindung. Durch das immer wiederholte und wird zuerſt ein eigener Rhythmus hervorgebracht; dann trennt es die verſchiedenen Verben, ſo daß wir jede Wirkung einzeln erblicken, und endlich vereinigt es wieder das verſchiedene, ſo daß wir es als Eins, als ein Ganzes auffaſſen; denn wir ſollen wirklich nicht an vier Erſcheinungen, ſondern nur an eine denken. Hieße es:

es wallet, ſiedet, brauſet und ziſcht,

ſo fiele nicht nur der Rhythmus weg, ſondern wir dächten uns nun auch die vier Erſcheinungen nach einander, nicht mit einander. Hieße es:

es wallet; es ſiedet; es brauſet; es ziſcht,

ſo wäre der Rhythmus da; die Erſcheinungen lägen auch neben einander, aber vereinzelt, nicht als ein Ganzes.

7. Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
Und schwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos, als gieng's in den Höllenraum,
Und reißend sieht man die brandenden[7] Wogen
Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

8. Jetzt schnell, eh' die Brandung wiederkehrt,[8]
Der Jüngling sich Gott befiehlt,
Und[9] — ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört,
Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült,
Und geheimnisvoll über dem kühnen Schwimmer
Schließt sich der Rachen; er zeigt sich nimmer.

9. Und stille wird's über dem Wasserschlund,
In der Tiefe nur brauset es hohl,
Und bebend hört man von Mund zu Mund:
Hochherziger Jüngling, fahre wohl!
Und hohler und hohler hört man's heulen,[10]
Und es harrt noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen.[11]

10. Und wärfst du die Krone selber hinein[12]
Und sprächst: Wer mir bringet die Kron',
Er soll sie tragen und König sein!
Mich gelüstete nicht nach dem theuern Lohn.
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende, glückliche Seele.

---

[7] Die an den Felsen der Charybde, am Trichter, sich brechenden Wogen. Das Verbum branden erscheint auch im Wilhelm Tell, I, 1. (Seht hin, wie's brandet, wie es wogt und Wirbel zieht!) Das Wort kommt zuerst bei Klopstock vor:

Wo, nach leiserem Spiel der sanften Welle,
Wogen branden, daß dumpf das Felsgestad kracht.

Im Demetrius (Akt 2, Sc. 1) setzt Schiller sehr kühn geradezu Brand für Brandung (An dem Ufer ruhig mögen wir den Brand der Wellen mit Verwundrung schauen). Das Wort branden scheint aus dem Niederdeutschen zu stammen. — [8] Im Musenalmanach: zurückgekehrt. — [9] Der Satz bricht ab und wird gar nicht ausgesprochen. — [10] Diese Alliteration auf h ist wohl nicht Zufall; wenigstens ist sie sehr malerisch. — [11] Durch das geheimnisvolle es wird die Unterwelt hier wunderbar mit den Menschen oben verbunden, denn es verzieht unten und man wartet oben, und der Leser schwankt, wer unter dem es eigentlich gemeint ist. — [12] Str. 10, 11. Unter so vielem Schönen, das diese Ballade bietet, halte ich diese Strophen für das Schönste. Die Geschichte steht hier still; der erste Akt ist zu Ende, der Vorhang gefallen, und wir sind mit den Zuschauern in banger Erwartung des Kommenden. Es waren hier drei Wege möglich, wieder anzuknüpfen. Der Dichter hätte fortfahren können. Und endlich da wallet und siedet es wieder u. s. w. Oder er hätte nach sehr beliebter Weise neuerer Dichter zwei oder auch drei Balladen aus dem Ganzen gemacht; oder endlich er ließ die Geschichte nur stillstehen, fuhr

11. Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefaßt,
Schoß gäh in die Tiefe hinab;
Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast[13]
Hervor aus dem alles verschlingenden Grab. —
Und heller und heller, wie Sturmesſausen,
Hört man's näher und immer näher brausen.

12. Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt.
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt,
Und wie mit des fernen Donners Getose,
Entstürzt es brüllend dem finstern Schooße.[14]

13. Und sieh! aus dem finster flutenden Schooß
Da hebet sich's schwanenweiß,
Und ein Arm, und ein glänzender Nacken wird bloß,
Und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß,
Und er ist's, und hoch in seiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.[15]

14. Und athmete lang, und athmete tief,
Und begrüßte das himmlische Licht.
Mit Frohlocken es einer dem andern rief:
Er lebt! Er ist da! Es behielt ihn nicht!
Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele.

15. Und er kommt; es umringt ihn die jubelnde Schaar;
Zu des Königs Füßen er sinkt.
Den Becher reicht er ihm knieend dar,
Und der König der lieblichen Tochter winkt.
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande,
Und der Jüngling sich also zum König wandte:

---

aber im Gedicht selbst fort, wie er es denn auch gethan hat. Bei den Alten trat nach Ende jedes Akts der Chor auf die Bühne, redete ernst über die vorgeführte Handlung und bereitete auf das Folgende vor. Ganz im Geiste dieses alten Chores läßt der Dichter hier einen der Zuschauer sprechen. Durch den Schluß der 11. Strophe wird der Anfang des zweiten Akts gleichsam vorbereitet, und dieser selbst beginnt nun mit den Schrecken, die wir schon kennen. — [13] Man bemerke hier den schönen Gegensatz: Es schoß hinab; es rang sich herauf. Der Ton muß natürlich auf zerschmettert liegen. — [14] Man bemerke hier und später das oft wiederkehrende es: das Unbekannte, Furchtbare: Es behielt ihn nicht; es riß mich hinunter u. s. w. — [15] Der plötzliche Wechsel von anapästischer Bewegung zu daktylischer drückt hier vortrefflich das freudige Winken nach der großen Anstrengung (und es rudert ꝛc.) aus.

16. Lang lebe der König! Es freue sich,
Wer da athmet im rosigen Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter [16] nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen! —

17. Es riß mich hinunter blitzesschnell,
Da stürzt' mir aus felsigtem Schacht
Wildflutend entgegen ein reißender Quell;
Mich packte des Doppelstroms wüthende Macht,
Und wie einen Kreisel mit schwindelndem Drehen
Trieb mich's um, ich konnte nicht widerstehen.

18. Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief,
In der höchsten schrecklichen Noth, [17]
Aus der Tiefe ragend ein Felsenriff,
Das erfaßt' ich behend und entrann dem Tod.
Und da hieng auch der Becher an spitzen Korallen,
Sonst wär' er in's Bodenlose gefallen.

19. Denn unter mir lag's noch bergetief
In purpurner [18] Finsternis da,
Und ob's hier dem Ohre gleich ewig schlief: [19]
Das Auge mit Schaudern hinunter sah,
Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen [20]
Sich regt' in dem furchtbaren Höllenrachen.

---

[16] Sonderbar, daß der Dichter sich berechtigt glaubt, von Göttern zu reden und alle Religionen unter einander zu mischen, sobald er nach Messina geräth. Dieser Edelknecht redet gerade wie die Fürstin und der Chor in der Braut von Messina, denn von diesen weiß man auch nicht, ob sie Christen, Heiden oder Türken sind. Man kann natürlich nicht einwenden, der Dichter habe ja im Taucher gar kein Zeitalter angegeben; denn das Zeitalter ist allerdings bestimmt, da von Rittern und Knappen die Rede ist. — [17] Höchst ist dem schrecklich nicht beigeordnet, sonst müßte es natürlich heißen: in der höchsten, schrecklichsten Noth, sondern untergeordnet. Schrecklich war die Noth immer; jetzt war sie es am höchsten; es war die höchste Schreckensnoth. — [18] Ueber den Ausdruck purpurn hatte auch Schillers Freund, Körner, gestutzt, und befragte den Dichter deßhalb. Schiller erwiederte: „Das Beiwort ist gar nicht müßig. Der Taucher sieht wirklich unter der Glasglocke die Lichter grün und den Schatten purpurfarben. Eben darum lass' ich ihn wieder umgekehrt, wenn er aus der Tiefe heraus ist, das Licht rosicht nennen, weil diese Erscheinung nach einem vorhergegangenen grünen Schimmer so erfolgt." Aber dieser gelehrte Grund wird schwerlich jemanden von der Zweckmäßigkeit des Ausdrucks überzeugen. — [19] Obgleich für das Ohr hier alles todt war, da die Ungeheuer des Meeres keine Stimme haben. — [20] Ueberhaupt Vertreter grauenvoller Gestalten.

20. Schwarz wimmelten da, in grausem Gemisch,
Zu scheußlichen Klumpen geballt,
Der stachlichte Roche,[21] der Klippenfisch,[22]
Des Hammers[23] gräuliche Ungestalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entsetzliche Hai, des Meeres Hyäne.

21. Und da hieng ich, und war's mir mit Grausen bewußt,[24]
Von der menschlichen Hülfe so weit,
Unter Larven[25] die einzige fühlende Brust,
Allein in der gräßlichen Einsamkeit,
Tief unter dem Schall der menschlichen Rede,
Bei den Ungeheuern der traurigen Oede.

22. Und schaudernd dacht' ich's, da kroch's heran,[26]
Regte hundert Gelenke zugleich.
Will schnappen nach mir; in des Schreckens Wahn
Laß' ich los der Koralle umklammerten Zweig,
Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben;
Doch es war mir zum Heil, er riß mich nach oben.

23. Der König darob sich verwundert schier,
Und spricht: Der Becher ist dein!
Und diesen Ring noch bestimm' ich dir,
Geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein:
Versuchst du's noch einmal und bringst mir Kunde,
Was du sahst auf des Meers tief unterstem Grunde.

---

[21] Man denke sich einen großen dicken Teller mit einem Schwanze, so hat man ungefähr die Gestalt des Rochen; er ist oft über eine Elle lang und sein Leib mit vielen Stacheln besetzt. Conrad Geßner sagt: Das Meer ist so voll Rochen, wie die Erde voll Dornen. — [22] Ein sehr unbestimmter Name. Die Matrosen verstehen unter dem Klippfisch eine Art Kabeljau; andere den Chaetodon des Linné. Letzterer hat einen fast ganz runden, tellerförmigen Körper mit einem kleinen Schwänzchen und hält sich immer um Klippen herum auf. — [23] Gehört zu den Haifischen. Er hat am Rumpfe einen langen, in die Quere gedehnten Kopf, so daß er vollkommen einen ungeheuern Schmiedehammer vorstellt. — [24] Dieser Satz ist Parenthese; das es (Genitiv, wie in Bürgers Lenore Str. 8) bezieht sich aber erst auf das folgende: von der menschlichen Hülfe so weit. — [25] An sich die scheußliche Ungestalt, das häßliche Antlitz, hier aber auch die gefühllose belebte Masse im Gegensatz zum Menschen, der sich seines Zustandes bewußt ist. In diesem Sinne wäre jedes Thier Larve zu nennen. — [26] Das unbestimmte furchtbare es hat hier immer eine Art Entsetzen bei mir hervorgebracht. Der Dichter meint auf jeden Fall einen großen Polypen; aber wie viel matter wäre es, wenn es hieße: da kroch ein Polyp heran. Von diesen Polypen (Blackfischen) erzählen die älteren Naturhistoriker viel, außer Plinius besonders Aldrovandi und Geßner. Plinius setzt ihre Arme auf dreißig Schuh in die Länge. Aldrovandi hat alle furchtbaren Geschichten von solchen Polypen aus Plinius, Aelian, Baptista Fulgosus, Olaus Magnus u. a. gesammelt. Giebt es wirklich solche

24. Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit schmeichelndem Munde sie fleht:
Laßt, Vater, genug sein das grausame Spiel!
Er hat euch bestanden, was keiner besteht,
Und könnt ihr des Herzens Gelüsten nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beschämen.

25. Drauf der König greift nach dem Becher schnell,
In den Strudel ihn schleudert hinein,
Und schafft du den Becher mir wieder zur Stell',
So sollst du der trefflichste Ritter mir sein,
Und sollst sie als Ehgemahl[27] heut noch umarmen,
Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen.

26. Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröthen die schöne Gestalt;
Und sieht sie erbleichen und sinken hin;
Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben.

27. Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück,
Sie verkündigt der donnernde Schall;
Da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick,
Es kommen, es kommen die Wasser all;
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder.

Thiere im Innersten des Meeres, was man doch nicht geradezu wegläugnen kann, so sind sie gewiß die allerentsetzlichsten Geschöpfe. Der gewöhnliche Blackfisch (Saepia octopedia) hat acht Arme, die an der innern Seite mit Näpfchen besetzt sind, und einen fleischigten Körper. Man verwechsle diesen Polypen der Alten ja nicht mit dem Pflanzenthierchen, welches die Neuern Polyp nennen. An dieser einzigen Strophe läßt sich ein Theil der Lehre von der Wirkung poetischer Kunstmittel vortragen. Hier, wo von einer Ahnung des Entsetzlichen die Rede ist, wirkt gerade das Unbestimmte, das nicht bloß in dem unpersönlichen es liegt, sondern auch in Ausdrücken wie „regte, Gelenke". Endlich tritt aber auch der Vers hinzu. Langsam schreitet die erste Zeile einher; Zeile 2, 3, 4 überstürzen sich gleichsam, und die gewichtigsten Silben und Wörter werden verschluckt. Dies ist nun kein Gemälde der Sache, aber es ist Abbild von der Rede des Sprechenden; denn so hastig, so alle Form überstürzend spricht das Entsetzen, und während die Worte das Grauenvolle selbst andeuten, malt der Vers die Wirkung desselben auf den Menschen. — [27] Entweder Nominativ des männlichen Wortes, oder Akkusativ des geschlechtslosen. Dem Colorit des Ganzen ist die letztere Auffassung mehr gemäß.

Der Taucher.

(v. 1797.)

Nachdem Schiller sich schon als dramatischer und lyrischer Dichter einen großen Namen erworben hatte, trat er plötzlich mit seinen Balladen auf und entzückte auch durch diese die Freunde seiner Muse. Ihre Entstehung haben wir einer äußern Veranlassung zu danken. Von 1796—1801 gab der Dichter einen Musenalmanach heraus. Diesen zu füllen und zugleich die eigenen und der Freunde und Abnehmer Forderungen zu befriedigen, machte ihm und seinem Hauptmitarbeiter Göthe oft große Noth. Nachdem der Jahrgang 1797 die Xenien gebracht hatte, wünschten beide Dichter, den folgenden Jahrgang wieder mit eigentlich dichterischen Bildungen zu füllen, und so entstanden die sechs ersten hier gegebenen Balladen, in der Reihenfolge, nach welcher sie geordnet sind. Dieser Balladendichtung lag wohl auch die Lust zu Grunde, mit Bürger zu wetteifern. Schiller hatte Bürgers Gedichte in der allg. Literaturzeitung des Jahres 1791 sehr hart beurtheilt und namentlich behauptet, Bürger nehme die Bezeichnung „popular" ganz falsch und verwechsle das Populare mit dem Gemeinen. Dieser Tadel zog ihm von Seiten der Freunde Bürgers viele Anfeindungen zu; besonders (und gewiß mit Recht) warf man ihm vor, er berühre die Gedichte derjenigen Gattung, worin Bürger doch offenbar einige Meisterstücke geliefert, nur obenhin und zeige dadurch, daß er keinen Sinn für volksthümliche Darstellung des Epischen habe; er solle sich nur selbst auf diesen Kampfplatz wagen und man werde dann sehen, was herauskomme. Schiller wagte sich endlich wirklich auf den Kampfplatz und wurde ein gefährlicher Nebenbuhler des Bürger'schen Ruhmes.

Ueber den eigentlichen Helden dieser Geschichte geben uns besonders drei Schriftsteller Auskunft: Alexander ab Alexandro, Kap. 21, Buch II der dies geniales; Thomas Fazelli in seinem Buche: de rebus siculis, und Athanasius Kircher in seiner unterirdischen Welt. Des letztern Erzählung steht unserer Ballade am nächsten und hat überdies den Vorzug, daß sie aus den Akten geschöpft ist, während Alexander und Fazelli nur vom Hörensagen berichten. Kircher erzählt Kap. 15 des zweiten Buches unter der Ueberschrift: Unebenheit des Meeresbodens folgendes:

Ich füge hier eine Geschichte bei, die unter König Friedrich von Sicilien* sich zugetragen hat und das bestätigt, was bisher von der Unebenheit des Meeresbodens gemeldet worden ist.** Es gab da-

*) Sicilien hatte drei Könige dieses Namens: 1) Friedrich I. (Kaiser Friedrich II.) von 1197—1266; 2) Friedrich II., von 1296—1337; 3) Friedrich der Einfältige, von 1355—1377.

** Kircher hat vorher von den unter dem Wasser befindlichen Gärten, Wiesen, Grotten u. dgl. gesprochen.

mals in Sicilien einen sehr berühmten Taucher, Namens Nicolaus, den man wegen seiner Fertigkeit im Schwimmen gewöhnlich Pescecola, d. h. Nicolas den Fisch, nannte. Von Jugend auf an's Meer gewöhnt, und im Schwimmen jedem überlegen, beschäftigte er sich fast nur mit Aufsuchung von Austern und Korallen, aus deren Verkauf er seinen Lebensunterhalt zog. Der Aufenthalt in der See zog ihn so an, daß er oft vier bis fünf Tage im Meere verweilte, von rohen Fischen sich nährend. Mehr als einmal soll er bis zu den liparischen Inseln geschwommen sein. Einigemal fanden ihn die Ruderschiffe mitten im schäumenden, stürmischen Meere bei Calabrien; erst hielten ihn die Schiffer für ein Seeungeheuer, aber einige erkannten ihn und nahmen ihn in's Schiff. Auf die Frage, wohin er bei diesem stürmischen Meere wolle, antwortete er: er bringe in eine gewisse Stadt Briefe, welche in einem ledernen Beutel lägen, der künstlich verwahrt sei, damit sie nicht vom Wasser litten. Endlich nach mancherlei Gespräch und einer guten Mahlzeit sagte er den Schiffern Lebewohl und überließ sich wieder den Wellen. Auch erzählt man, durch den beständigen Aufenthalt im Wasser habe sich seine Natur so geändert, daß er mehr einem Amphibion als einem Menschen geglichen; zwischen den Fingern sei ihm eine Schwimmhaut, ähnlich der der Gänse, gewachsen, und die Lunge habe sich so erweitert, daß sie genug Luft zum Athemholen auf einen ganzen Tag enthalten. Als nun einst der König von Sicilien nach Messina kam und mancherlei Unerhörtes von diesem Taucher vernahm, so wünschte er voll Neugierde, daß derselbe vor ihm erschiene. Dies geschah, nachdem man ihn lange auf dem Lande und im Wasser gesucht hatte. Der König hatte aber wunderbare Dinge von der nahen Charybde gehört; da sich nun jetzt eine so passende Gelegenheit zeigte, so beschloß er, das Innere derselben erforschen zu lassen, indem er meinte, dies könne durch niemand besser als durch Nicolas geschehen. Er gebot also diesem, sich auf den Grund hinab zu lassen, und da Nicolas die nur ihm bekannten großen Gefahren vorwandte, und der Befehl des Königs ihm sehr zuwider zu sein schien, so ließ dieser, um ihm Muth zur Ausführung zu machen, eine goldene Schale hineinwerfen, mit dem Versprechen, sie solle ihm gehören, wenn er sie wieder heraufbrächte. Nicolas, gelockt durch das Gold, stürzte sich bald mitten in den Strudel. Hier blieb er fast drei Viertelstunden, während welcher der König und alle Umstehenden mit großer Sehnsucht seiner harrten. Endlich ward er mit ungeheurer Heftigkeit aus dem Grunde des Meeres wieder heraufgetrieben. Er hielt die hineingeworfene Schale im Triumph in die Höhe und ward in den Palast geführt. Nachdem er, von der übermäßigen Anstrengung erschöpft, durch ein reichliches Mahl sich erquickt und ein wenig gegessen hatte, kam er vor den König. Er wurde nun über alles befragt, was er auf dem Meeresgrunde gesehen, und redete den König also an: „Gnädigster König, Deinen Befehl habe ich vollführt. Hätte

ich aber früher gewußt, was ich nun erfahren, nimmer, und hättest Du mir auch die Hälfte Deines Königreichs versprochen, nimmer würde ich Dir gehorcht haben. Ich meinte, es sei Verwegenheit, dem Befehle des Königs nicht zu gehorchen, und stürzte mich nur in eine desto größere." Der König wollte nun wissen, warum er von Verwegenheit rede, und er antwortete: „Wisse, o König, viererlei ist, was diesen Ort, ich will gar nicht von mir ähnlichen Tauchern reden, was ihn selbst den Fischen unzugänglich und furchtbar macht. Zuerst das Toben des aus den innersten Klüften des Meeres hervorbrausenden Stromes, dem schwerlich ein Mensch, auch der stärkste, widerstehen kann, und den auch ich nicht überwältigen konnte, weßhalb ich durch andere Seitenklüfte in die Tiefe dringen mußte. Zweitens die Menge der überall entgegenstehenden Klippen, an deren Fuß ich nur mit größter Gefahr des Lebens und der Haut (excoriationis) gelangte. Drittens das Brausen der unterirdischen Gewässer, die mit ungeheurer Gewalt aus den innersten Schlünden der Klippen hervorbrechen und deren entgegengesetzte Strömung so furchtbare Wirbel hervorbringt, daß die bloße Furcht den betäubten Menschen tödten könnte. Viertens das Gewimmel der ungeheuern Polypen, die, an den Seiten der Klippen hangend, mir das größte Entsetzen einjagten. Ich habe einen gesehen, sein bloßer Rumpf war größer als ein Mensch, seine Fangarme wohl zehn Fuß lang, und hätten diese mich gefaßt, die bloße Umschlingung würde mich getödtet haben. In den nahen Grotten der Felsen wimmelten auch Fische von ungeheurer Größe, die man Hunde, gewöhnlich Fischhunde (Pescecane, er meint natürlich Haifische) nennt. Sie haben Rachen mit dreifacher Reihe Zähne besetzt, und kommen den Wallfischen an Größe nahe. Vor ihrem Grimm ist niemand sicher; denn wen sie mit ihren Zähnen ergriffen haben, um den ist's geschehen. Kein Schwert, keine Nadel hat solche Schärfe, diese Seeungeheuer übertreffen sie durch die Spitze ihrer Zähne, mit denen sie alles zermalmen."

Nachdem er dies alles der Reihe nach erzählt, so fragte man ihn, wie er denn die Schale so bald hätte finden können. Er antwortete: Zufolge des heftigen Strömens und Zurückströmens sei die Schale nicht gerade hinabgesunken, sondern sehr bald durch den Drang der Wogen, wie er selbst, seitwärts verschlagen worden, und er habe sie in der Höhlung eines Felsens gefunden. Wäre sie bis auf den Grund gesunken, so hätte er bei dem Sieden der Wogen und dem Toben der Wirbel keine Hoffnung gehabt, sie zu finden; denn die Strudel, wodurch das unterirdische Gewässer bald eingeschlurft, bald wieder ausgespieen werde, tobten mit solcher Macht, daß keine Gewalt ihnen widerstehen könne. Ueberdies sei das Meer so tief, daß es für die Augen eine fast cimmerische Finsternis darbiete. Auf die Frage über den Bau des Innern der Meerenge antwortete er: sie sei durch und durch voll unzähliger Felsen, und das in bestimmter

Zeit wechselnde An- und Abprallen der Gewässer am Fuße derselben verursache auf der Oberfläche die Wirbel, welche die Schiffer zu großer Gefahr ihrer Fahrzeuge kennen. Man fragte ihn nun, ob er Muth genug habe, noch einmal den Grund der Charybde zu untersuchen; er antwortete: Nein. Doch siegte auch jetzt wieder ein Beutel voll Gold nebst einer in die Charybde geworfenen kostbaren Schale. Verführt von Habsucht, stürzte er sich zum zweitenmale in den Strudel, erschien aber nicht wieder. Vielleicht wurde er durch die Gewalt der Strömungen in die Felsenlabyrinthe verschlagen, oder eine Beute der Fische, die er so gefürchtet hatte.

Diese Geschichte ist mir von dem Archivar so mitgetheilt worden, wie sie in den königlichen Akten aufgezeichnet liegt, und sie schien mir hierher zu gehören, damit desto deutlicher erhelle, wie das Meer voller Felsen und Gänge sei.

Thomas Fazelli spricht Decas I. Lib. II. Cap. II. von den aus Messina gebürtigen berühmten Männern, und sagt dann: Im Andenken unserer Väter war auch Cola der Fisch, freilich zu Catanea geboren; ein Mann, der alle Jahrhunderte hindurch merkwürdig bleiben muß, indem er fast sein ganzes Leben, fern von der menschlichen Gesellschaft, unter den Fischen zubrachte, weßhalb er auch den Beinamen Fisch erhielt. Durch ihn erfuhr man vielerlei über die Meerenge, was sonst den Menschen zufolge ihrer Natur unzugänglich und unbekannt bleibt; denn er durchforschte wie ein Seethier die größten Untiefen und unendliche Räume des Kanals. Die Einwohner Messina's hatten ihn schon viele Jahre als ein Wunderthier angestaunt, da warf Friedrich, der damalige König von Sicilien, an einem gewissen feierlichen Tage vor dem versammelten Volke eine goldene Schale in's Meer, und gab dem Cola auf, sie zu suchen. Nachdem dieser sie schon zweimal aus den tiefsten Schlünden heraufgebracht hatte, warf sie der König zum drittenmale hinein; er tauchte hinab und suchte sie auf dem untersten Boden des Meeres, kam aber, lange Zeit vom Könige und der übrigen Menge erwartet, nie wieder zu den Lebenden zurück. Man glaubt, er sei in die Höhlen der Meerenge gerathen, und, erdrückt von den überall herbeiströmenden Wassern, umgekommen. Fragt man aber, durch welche Naturgabe Cola so lange unter dem Wasser ohne Athemholen aushalten konnte, so muß man annehmen, seine Lunge sei wie ein Schwamm und sehr weit gewesen. Denn diejenigen Thiere, welche dergleichen Lungen haben, bedürfen der öftern Wiederholung des Einathmens nicht, weil sie die einmal eingesogene Luft lange behalten, und können eben deßhalb länger unter dem Wasser bleiben.

Eben so stellt Alexander ab Alexandro die Sache dar; nur nennt den Namen des Königs nicht. Merkwürdig ist, daß bei Alexander icolas gleich das erstemal umkommt, bei Kircher das zweitemal, bei azelli erst das drittemal.

Wer Kirchers Darstellung mit unserer Ballade vergleicht, der wird keinen Augenblick zweifeln, daß letztere aus ersterer entstanden sei. Kircher stellt schon an und für sich die Sache etwas poetisch dar; man denke nur an die Rede des Tauchers. Hier scheint ihm Schiller ganz zu folgen; manches trifft wörtlich überein: das im Triumph Emporheben des Bechers, des Doppelstroms wüthende Macht, der Becher, der unterwegs hängen bleibt, die cimmerische Finsternis, aus welcher Schiller eine purpurne macht, die Haifische und Polypen u. v. a.

Und doch kennt Schiller weder den Kircher, noch den Nicolas. Dies geht aus einem Briefe an Göthe hervor (Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe, Thl. 3, S. 184), wo er sagt: „Aus Herders „Briefen erfahre ich, daß ich in dem Taucher bloß einen gewissen „Nicolaus Pesce, der dieselbe Geschichte entweder erzählt oder besun„gen haben muß, veredelnd umgearbeitet habe. Kennen Sie etwa „den Nicolaus Pesce, mit dem ich da so unerwartet in Konkurrenz „gesetzt werde?" — Es bleibt also nichts übrig, als anzunehmen, Schiller habe seinen Stoff aus einer Art Novelle geschöpft, die uns unbekannt ist. Daß der Novellist aber nur den Kircher ausgeschrieben und zwar wörtlich ausgeschrieben hat, geht deutlich aus Schillers Ballade hervor. Die Verwandlung des Tauchers von Handwerk, der aus Gewinn sein Leben wagt, in einen Jüngling, den Ehre und Liebe zum Wagnis antreiben, scheint Schiller schon vorgefunden zu haben. Auf keinen Fall ist der wirkliche Nicolaus Pesce geschickt zum Helden einer Ballade; er erregt unser Erstaunen und unser Mitleid, aber keineswegs unsere poetische Bewunderung; denn darüber, daß er sich aus Eigennutz in den Tod stürzt, können wir uns nur ärgern; unsern Edelknecht bewundern wir; es treibt ihn ja, den köstlichen Preis zu erwerben, die schöne Königstochter, die sich durch das Wenige, was wir von ihr wissen, unser aller Liebe erworben hat. Und dennoch ist es einem Dichter eingefallen, den wirklichen Nicolaus nicht nur zum Helden eines Gedichts zu machen, sondern ihm auch noch das wenige zu nehmen, was die Sage ihm beilegt, nämlich Unerschrockenheit und Muth. Dieses Gedicht befindet sich in der deutschen Monatsschrift, J. 1792, St. 9, S. 52—73 und hat Franz v. Kleist zum Verfasser. Es gehört zu der Zwittergattung derjenigen erzählenden Gedichte, die man gewöhnlich poetische Erzählungen nennt, da sie kein unterscheidendes Gattungsmerkmal an sich tragen; die man aber richtiger versifizierte Erzählungen nennen würde, da sie in der Regel alles Wesens der Poesie ermangeln. Jenes Gedicht, Nicolaus der Taucher benannt, trägt alle Kennzeichen von Wielands Manier an sich, hat alle witzelnden, gespässigen Ausschweifungen und alle Geschwätzigkeit derselben, ermangelt aber völlig der Grazie, welche bei Wieland uns für das Störende der Manier oft Ersatz bietet.

Der Taucher ist, wenn wir Graf Eberhard den Greiner, ein jugendliches Erzeugnis, ausnehmen, Schillers erste Ballade. Der Dichter hat lange daran gearbeitet und ordentliche Studien deshalb gemacht; was dem Gedichte, gegen die Meinung einiger Poetiker, durchaus nicht geschadet hat. Es zeigt sich darin schon die Eigenthümlichkeit fast aller Schillerschen Balladen: eine die Handlung durchdringende sittliche Grundidee, eine scenischdramatische Anordnung, und dagegen ein mehr epischer als dramatischer Ton. Die Handlung stellt einen Kampf des Menschen dar mit einer übermächtigen Naturkraft, einen Kampf, den Ehre und Liebe gebieten, worin aber der Held umkommt, weil er Gott versucht hat. Die Grundidee ist also in den Worten ausgesprochen, welche Str. 10 enthält:

Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende, glückliche Seele!

und in den Worten des Tauchers selbst:

Der Mensch versuche die Götter nicht!

Der Anordnung nach ist das Ganze ein Drama in zwei Akten, das auf der Klippe am Meere spielt, von welcher wir uns nie entfernen, da auch das, was dem Taucher in der Tiefe begegnet, hier erzählt wird. Der Schluß ist völlig tragisch; aber nur einige Molltöne hören wir, Töne, auf die uns schon der Chor zu Ende des ersten Aktes vorbereitet hat.

Das Gedicht trägt im Wesentlichen den Charakter der Ballade; doch so daß ein breiterer, mehr epischer Vortrag Raum gewinnt. Wenn der Dichter die Rede des Tauchers einleitet mit den Worten:

Der Jüngling sich also zum König wandte —

oder die Rede der Jungfrau:

Mit schmeichelndem Munde sie fleht —

so wird hier die gewöhnliche Raschheit des Balladenganges eben so gehemmt, wie durch die weitläufigen Schilderungen der Meeresschrecken. Sehr ergreifend, aber auch zart und mild ist durch das ganze Gedicht das Entsetzen und der Jammer dargestellt; worauf wir schon in den Anmerkungen zu Str. 12 und 22 hingedeutet haben. Auch zuletzt heißt es bloß: „Da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick." Wir ahnen hier nur die Königstochter, so wie wir in St. 22 nur von fern etwas Entsetzliches, Gespenstisches kommen sehen. Und dieses Geheimnisvolle in der Behandlung liegt wieder ganz im Wesen der Balladendichtung.

Zu der Wirkung, welche der Taucher auf die Einbildungskraft macht, tragen Versmaß und Behandlung der Sprache außerordentlich viel bei, und über beides muß daher einiges gesagt werden.

Seit Martin Opitz war in die deutsche Verskunst der Grundsatz von bestimmten Versfüßen gerathen, während die ältere deutsche Poesie nur eine Messung nach Hebungen kannte. Wieland brachte

einen raschern Gang in seine Jamben durch freie Einmischung von Anapästen, und Goethe in seiner stürmischen Periode ahmte nebst seinen Genossen den Vers des Hans Sachs nach, ohne jedoch dessen Regel zu kennen, so daß man diese Zeilen als Verse ansah, worin gar kein Gesetz der Bewegung herrsche, sondern der Reim die Hauptsache sei; wie man dieselben auch nur als Knittelverse für satyrische oder holzschnittartige Behandlung verwandte. Bürger in seinen spätern Balladen liebte den steigenden Vers mit dreitheiligem Takte, wandte denselben auch frei und kräftig an, sah aber doch wohl nichts als deutsche Anapästen darin, erlaubte sich auch nur selten eine Abweichung vom regelmäßigen Takte. In Wallensteins Lager[1] brauchte Schiller den sogenannten Knittelvers zuerst; er erkannte, welche Vortheile diese ohne Silbenzwang gemessenen Zeilen dem schildernden Dichter darböten und wie sie auch der Darstellung des Erhabenen sich schmiegen könnten; er trug sie also auf den Taucher über und baute daraus Balladenstrophen. Hier finden wir nun im Wesentlichen, nur durch die Natur der neuern Sprache anders bestimmt, das Gesetz altdeutscher Verskunst wieder, welches Schiller freilich gar nicht kannte. Im Taucher weiß unser Dichter nichts von Füßen, nichts von einem unabänderlichen (steigenden oder fallenden) Silbenfall; er mißt vielmehr bloß nach Hebungen, und zwar so, daß jede Zeile deren vier erhält, mit Ausnahme der zweiten, welche nur drei hat; sonst ist in den Versen dieser Balladen nichts vorgeschrieben, und wenn die meisten Zeilen steigende Bewegung (jamb-anapästischen Gang) haben und mit einer Vorschlagsilbe oder auch zweien beginnen: so liegt dies bloß in der vorherrschenden Neigung unserer Sprache und findet sich schon im Altdeutschen; an sich darf jede Zeile auch mit einer betonten Silbe anheben,[2] so wie zwischen die einzelnen Hebungen zwei leichte Silben fallen dürfen oder auch nur eine. Dieser ganze Versbau steht also im schärfsten Gegensatze zu Gellerts Weise; denn gerade das einzige Gesetz, welches der letztere hat (gleichlaufenden Gang), verwirft Schiller, und umgekehrt das Gesetz vorgeschriebener Länge der Zeilen beachtet Gellert nicht.

Offenbar führte nun Schiller die angenommene Regel nicht mit klarem Kunstbewußtsein durch, sondern bloß mit genialem Instinkt. Vom allgemeinen Standpunkte der Kunst aus muß man daher, auch ohne von der willkürlichen Vorstellung bestimmter Versfüße befangen zu sein, in diesen Zeilen manches bedenklich finden; denn viele derselben überstürzen sich; schwerbetonte Wörter und Silben müssen leicht übersprungen, lange und schwerauszusprechende Versglieder flüchtig ausgesprochen werden, und es ist in der That nicht jedem Dichter

[1] Es entstand in einem Jahre mit dem Taucher.

[2] Diese sinkende (trochäisch-daktylische) Bewegung findet sich Str. 1. 3, Str. 3. 3, Str. 4. 3, Str. 7. 3, 4, Str. 8. 6, Str. 13. 6.

anzurathen, den Sänger des Tauchers hierin nachzuahmen. Allein gerade das, was von rein metrischer Betrachtung aus angesehen Unrichtigkeit und Fehler ist, wird zur charakteristischen Schönheit. Denn diese Ueberstürzung der Silben, dieser oft grelle Wechsel der Bewegung und des Taktes drücken eben diesem Gedichte das eigenthümliche, wunderbare Colorit auf. Daß in den meisten Zeilen, worin die herrschende Bewegung in die entgegengesetzte umschlägt, der plötzliche Kontrast mit zur Versinnlichung des Eindrucks beiträgt, darauf ist schon in den Anmerkungen hingedeutet worden. Ich hebe hier noch Str. 7 hervor:

Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
Und schwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos, als gieng's in den Höllenraum.

Eben so wird das Harte, Widerstrebende im Silbenfall oft zum Charakteristischen; z. B.

Mich packte des Doppelstroms wüthende Macht.

Besonders merkwürdig ist aber der Schluß der letzten Strophe, indem hier der Takt immer langsamer wird und in der sechsten Zeile endlich zwei Hebungen hintereinander folgen:

Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder.

Diese eigenthümliche Behandlung des Metrischen, welche aller bisherigen Uebung entgegen war, giebt aber nur die eine Seite dieser Verse; die andere ist die Behandlung des Klanges und der Färbung der Worte überhaupt; und hier finden wir denn, wie bei Bürger, bedeutungsvolle Reime, welche bald durch ihren Inhalt als Worte oder durch ihren Klang als Silben die Stimmung erregen; wo es aber Schilderung der Naturgewalt betrifft, da mahnt überhaupt alles Hörbare durch seine Färbung geheimnisvoll an die Sachen und wirkt so auf die Einbildungskraft. Ich begnüge mich, auf Str. 6 aufmerksam zu machen. Es ist nicht die lebendige poetische Schilderung allein, nicht die charakteristisch wogende Bewegung des Verses allein, was uns hier die Erscheinung so vergegenwärtigt, sondern auch das Malerische der Reime, der Vokale, der Konsonanten, der ganzen Lautgestalt. Müssen wir in Anordnung des Ganzen den verständigen Künstler bewundern; in steter Vergegenwärtigung des Gegenstandes den schaffenden Dichter, so bewundern wir nun auch den hinreißenden Sänger, welcher die äußere, hörbare Gestalt der Sprache, die an sich in keiner nothwendigen Beziehung steht zum Dargestellten, wieder

zu ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückführt, so daß die Sprache nicht mehr die Vorstellung allein giebt, sondern durch ihren Klang schon die Sache.

Unsere Ballade zeigt aber auch Eigenthümlichkeiten der Sprache auf, insofern diese wirkliche Rede ist, also im Satzbau. Der Dichter fühlte, daß zum Wesen dieser Dichtungsart ein volksmäßiger Ton gehöre und dies bestimmte wohl auch mit die Wahl des Metrums, dessen Grundregel allerdings die des Volksliedes ist. In die Knittelversdichtung waren aber auch mehrere Wendungen aus Hans Sachsens Art hineingedrungen, die wir eigentlich nicht volksmäßig nennen können im bessern Sinne, da sie aus einer Unbeholfenheit und in einer Zeit entsprungen sind, wo die poetische Sprache tief gesunken war. Hierher gehören namentlich zwei Punkte: die Umschreibung des Verbums durch das Hülfswort *thun* (er thut sprechen) und die Wortstellung des Hauptsatzes als abhängiger Satz (der König zum drittenmal wieder fraget). Beide Wendungen hat Schiller in Wallensteins Lager oft gebraucht,[1] und wir lassen uns dieselben mit andern Eigenthümlichkeiten hier recht wohl gefallen; die abhängige Wortfolge des Hauptsatzes kommt aber auch im Taucher mehrmals vor, und hierher gehört sie nun eigentlich nicht; denn volksmäßig an sich ist sie durchaus nicht, da sie überhaupt gar nicht in der lebendigen Sprache wurzelt. Schiller wendet sie auch nur in den Balladen an, welche das bezeichnete Vermaß haben, sonst fast nie.

Eine andere Eigenthümlichkeit des Tauchers ist der häufige Gebrauch des *und*, auch da, wo die Auffassung der Polysyndese gerade nicht statt findet. Dieses *und* ist nun allerdings volksmäßig; indeß liebt es Schiller ebenfalls nur in den Balladen *dieses* Maßes, und in der Bürgschaft erscheint es fast zum Uebermaß.

Ganz der Sprache des Tauchers gehört die unpersönliche Wendung mit *es*, welche zweiundzwanzigmal wiederkehrt. Es ist unserer Sprache eigen, daß sie fast jedem Satze die Auffassung des Unpersönlichen geben kann, und bei Dichtern geschieht dies oft, ohne daß der Satz dadurch eine besondere Färbung erhielte; allein der Gebrauch, den Schiller hier davon macht, ist höchst bedeutsam, und jede Umsetzung in persönliche Wendung würde den Eindruck stören, besonders da die Auffassung des Wunderbaren, Geheimnisvollen, Schauerlichen und Unbekannten dadurch vermittelt wird.

Manchem unserer Leser werden hier einige Nachrichten über die Charybde nicht unangenehm sein. Wie theilen daher etwas darüber

---

[1] Z. B.:

So ritt ich hinüber zu den Liguisten,
Sie thäten sich just gegen Magdeburg rüsten.
Ja, das war schon ein ander Ding!
Alles da lustiger, loser gieng.

mit, obgleich es in seiner prosaischen Wirklichkeit stark gegen den Geist des Gedichtes abstechen muß. Die Schrecken der Charybdis sind bekanntlich durchaus nicht so bedeutend, als die Dichter uns dieselben schildern; darin kommen alle neueren Reisebeschreiber überein. Der neueste, den ich darüber gelesen, ist Richter.[4] Dieser sagt: „Nicht weit vom Lazeretto (dem Quarantainegebäude in Messina) befindet sich die berüchtigte Charybdis, jetzt Calofaro oder Charillo genannt, eine Stelle in der Meerenge, wo der Strom, weil er an den Felsen auf dem Boden vielfach gebrochen wird, eine wirbelnde Bewegung macht. Dieser Wirbel läßt sich bei stillem Wetter kaum bemerken, vermehrt aber seine Kraft mit der Zunahme des Windes und schlägt im Sturme sehr hohe Wellen, die zu kochen scheinen und einen entfernten Kanonendonner verursachen. Wiewohl ihn die Seefahrer in unsern Tagen, wo ihre Kunst sich sehr vervollkommnet hat, nicht so außerordentlich fürchten, als in frühern Zeiten, so bleibt er doch eine gefährliche Stelle, auf der ein Schiff, das bei stürmischem Wetter in ihre Nähe geräth, leicht von den Klippen zertrümmert und in den Grund gerissen wird.“ — Noch unbedeutender stellt Bartels (Briefe über Sicilien Bd. 2. S. 66) die Sache dar. Damit ist aber freilich nicht erwiesen, daß die Charybde nicht früher furchtbarer gewesen sei: denn es können ja durch die häufigen Erdbeben Felsen zusammen gestürzt sein, so daß der Meeresboden jetzt ebener ist. Aeltere Berichterstatter schildern die Charybde wenigstens immer sehr furchtbar. So Kircher, welcher (Bd. 2. Kap. 16) sagt: „Ihre Eigenthümlichkeit besteht darin: daß sie jetzt wie ein an's Feuer gesetzter Kessel in einem fort siedet und wallt, jetzt Wasserwirbel schlägt, wie sie der Sturmwind hervorbringt, Wirbel, die den Schiffenden desto gefährlicher sind, je weniger Gefahr ihnen jenes Wallen bringt.“ — Fazelli, der im sechszehnten Jahrhundert schrieb, sagt: Das Meer kocht in so schrecklicher Wallung, als wollte das Unterste nach oben kommen, und wälzt sich in so ungeheuern Wirbel um, daß es nicht nur für die Schiffer, sondern selbst für die bloß Zuschauenden ein entsetzlicher und schrecklicher Anblick ist. Denn so stark ist der Kampf der gegen einander wüthenden Fluten, daß man die einen gleichsam fliehend auf den Grund sinken, die andern als Sieger in die Höhe bäumen sieht; daß man hier das Toben der kochenden Flut, dort das Seufzen des in den Abgrund stürzenden Meeres zu hören glaubt.[5]

[4] Richters Reisen zu Wasser und zu Lande. Dresden bei Arnold. 10 Bde. Eine sehr empfehlenswürdige Sammlung von Reisebeschreibungen und treffliche Lektüre, besonders für die erwachsenere Jugend. Die Beschreibung der Charybde steht Bd. 7. — [5] Adeo perniciosa fervet aestu, ut quasi ab imis mare subverti videatur et ita vastis involvitur vorticibus, ut non modo navigantibus, sed etiam videntibus saevum sit ac horrendum. Undarum namque in se concurrentium tanta est pugna, ut alias veluti terga dantes ad imum desilire, alias quasi victrices in sublime ferri videas; atque nunc hinc fremitum ferventis aestus, nunc illinc gemitum in voraginem decidentis maris exaudias.

27. Der Handschuh.

(1797.)

Vor seinem Löwengarten,
Das Kampfspiel zu erwarten,
Saß König Franz;
Und um ihn die Großen der Krone,
Und rings auf hohem Balkone
Die Damen in schönem Kranz.

Und wie er winkt mit dem Finger,
Auf thut sich der weite Zwinger,
Und hinein mit bedächtigem Schritt[1]
Ein Löwe tritt,
Und sieht sich stumm
Rings um,
Mit langem Gähnen,
Und schüttelt die Mähnen,
Und streckt die Glieder,
Und legt sich nieder.

Und der König winkt wieder.
Da öffnet sich behend
Ein zweites Thor;
Daraus rennt
Mit wildem Sprunge
Ein Tiger hervor.
Wie der den Löwen erschaut,
Brüllt er laut,
Schlägt mit dem Schweif
Einen furchtbaren Reif,
Und recket die Zunge,
Und im Kreise scheu
Umgeht er den Leu
Grimmig schnurrend;
Drauf streckt er sich murrend
Zur Seite nieder.

Und der König winkt wieder.[2]
Da speit das doppelt geöffnete Haus
Zwei Leoparden auf einmal aus,

---

[1] Bis hierher haben alle Zeilen drei Hebungen. Man betone: Saß König Franz.

[2] Bis hierher alle Zeilen von zwei Hebungen. Von da bis Z. 43 wechselt die Zahl der Hebungen zwischen vier und zwei.

Die stürzen mit muthiger Kampfbegier
Auf das Tigerthier;
Das packt sie mit seinen grimmigen Tatzen.
Und der Leu mit Gebrüll
Richtet sich auf; da wird's still,
Und herum im Kreis,
Von Mordsucht heiß,
Lagern sich die gräulichen Katzen.

Da fällt von des Altans Rand
Ein Handschuh von schöner Hand
Zwischen den Tiger und den Leu'n
Mitten hinein.

Und zu Ritter Delorges spottender Weis'[3]
Wendet sich Fräulein Kunigund:
„Herr Ritter, ist Eure Lieb' so heiß,
Wie Ihr mir's schwört zu jeder Stund',
Ei, so hebt mir den Handschuh auf!"

Und der Ritter in schnellem Lauf
Steigt hinab in den furchtbar'n Zwinger
Mit festem Schritte,
Und aus der Ungeheuer Mitte
Nimmt er den Handschuh mit keckem Finger.

Und mit Erstaunen und mit Grauen
Sehen's die Ritter und Edelfrauen,
Und gelassen bringt er den Handschuh zurück.
Da schallt ihm sein Lob aus jedem Munde:
Aber mit zärtlichem Liebesblick —
Er verheißt ihm sein nahes Glück —
Empfängt ihn Fräulein Kunigunde.
Und er wirft ihr den Handschuh in's Gesicht:[4]
„Den Dank, Dame, begehr' ich nicht!"
Und verläßt sie zur selben Stunde.

---

[3] Von hier an bis zum Schluß fast immer vier Hebungen. — [4] In der ersten Gestalt (Musenalm. von 1798) heißt diese Zeile:
Und der Ritter, sich tief verneigend, spricht:
Der Dichter sah die Beschimpfung, welche das Fräulein erleiden muß, für grob an, änderte aber später diese Ansicht.

Den Stoff zu dieser Ballade lieferte dem Dichter eine sehr magere Nachricht in St. Foix historischen Versuchen über Paris. Hier heißt es im ersten Bande unter der Ueberschrift: Rue des Lions, près Saint-Paul: „Diese Straße erhielt ihren Namen von dem Gebäude

und den Höfen, wo die großen und kleinen Löwen des Königs eingesperrt waren. Eines Tages, als Franz I. sich damit beschäftigte, einem Kampfe seiner Löwen zuzusehen, ließ eine Dame ihren Handschuh fallen und sagte zu de Lorges: Wollt ihr, ich soll glauben, daß ihr mich so sehr liebet, als ihr mir alle Tage schwört, so hebt mir den Handschuh auf. De Lorges steigt hinab, hebt den Handschuh aus der Mitte dieser schrecklichen Thiere auf, steigt wieder zurück, wirft ihn der Dame ins Gesicht (au nez) und wollte sie nachher nie wieder sehen, ungeachtet vieler Anträge und Neckereien von ihrer Seite."

St. Foix ist ein sehr unzuverlässiger Schriftsteller und hat manche durchaus unverbürgte Nachrichten. Ja, man könnte hier wohl gar schließen, der Name Löwenstraße und Erinnerungen an Bandellos Novelle, von der wir weiter unten sprechen werden, habe ihn veranlaßt, den Vorfall nach Paris zu versetzen. Allein wir finden ihn auch bei Brantome: Leben galanter Damen, Th. 2. Sechste Unterhaltung: Von der Liebe der Damen für muthige Männer. Hier erzählt Brantome:

„Ich habe eine alte Hofgeschichte gehört von einer Dame, der Geliebten des verstorbenen Herrn von Lorge, eines wackern Mannes, der in seiner Jugend einer der muthigsten und bekanntesten Hauptleute bei dem Fußvolke war. Sie hatte viel von seinem Muthe vernommen, und als Franz I. eines Tages vor dem Hofe Löwen kämpfen ließ, wollte sie die Probe machen, ob er so muthig wäre, wie der Ruf sagte. In dieser Absicht ließ sie einen ihrer Handschuhe in den Löwengarten fallen, eben als die Thiere in der größten Wuth waren, und bat darauf Herrn von Lorge: wenn er sie so liebe, wie er immer sage, so möge er den Handschuh holen. Er, ohne zu zögern, den Mantel um die Linke, den Degen in der Rechten, gieng herzhaft unter diese Löwen, um den Handschuh aufzunehmen. Und das Glück war ihm günstig; ohne eine Miene zu verziehen, wies er mit schöner Festigkeit die Spitze seines Degens den Löwen, so daß diese ihn nicht anzugreifen wagten. Nachdem er den Handschuh genommen, kehrte er zu seiner Geliebten zurück und überreichte ihr denselben. Sie und alle Umstehenden priesen ihn deshalb sehr hoch. Aber man sagt, Herr von Lorge habe sie verlassen, aus Unwillen darüber, daß sie ihren Scherz auf diese Weise mit ihm und seinem Muthe habe treiben wollen. Auch setzt man hinzu, er habe ihr vor Verdruß den Handschuh ins Gesicht geworfen; denn lieber hätte er gesehen, daß sie ihm geböte, in ein Bataillon Fußvolk einzubrechen, was er gelernt habe, als einen Kampf mit Bestien zu bestehen, der wenig rühmliches habe. Gewisse Proben sind weder schön noch der Ehre gemäß, und die Personen, welche dieselben machen, sind sehr zu tadeln."

Brantome erzählt fast alle seine Geschichten vom Hörensagen; doch muß er den Herrn de Lorge wohl noch gekannt haben, da er schon zwanzig Jahre alt war, als Franz I. starb. Die Liebhaberei dieses Königs für Thierkämpfe und Löwengärten ist bekannt.

Wir gehen nun über zu der schon erwähnten Novelle. Sie findet sich bei Bandello, Bd. 3 Nov. 39 und aus Bandello wörtlich, jedoch mit Weglassung des Eingangs, bei Sansovino (cento novelle scelte, Tag 10. Nov. 2). Wir geben sie im Auszuge. Don Johann Emanuel, ein Liebling des Königs Ferdinand (des Katholischen) und der Königin Isabelle, ist verliebt in ein Fräulein der Königin, Namens Eleonore. Er zeigt sich ihr ganz dienstbar, turniert ihr zu Ehren und stellt andere Ritterübungen an. Die Dame will aber seinen Dienst nicht beachten, sei es nun, daß sie einen andern liebte, oder daß Johann ihr nicht gefiel. Dieser war sehr prachtliebend, tapfer, freigebig, leutselig, menschlich, aber eben nicht schön. Da er nun sah, daß sein Dienst ihr durchaus nicht angenehm war, so hielt er sich für den unglücklichsten Ritter in ganz Spanien und drang täglich in die Dame, ihn doch nur auf die Probe zu stellen, damit er ihr zeigen könne, wie sehr er sie liebe. Endlich willigt Eleonore ein, und fordert fünf Köpfe von Mohren, die er im Zweikampfe tödten solle. Er nimmt Urlaub, geht über die Meerenge nach Gibraltar, tödtet sieben Mohren und bringt deren Köpfe. Eleonore, die seiner nur hatte los sein wollen, haßt ihn nun desto mehr, begegnet ihm aber doch zum Schein freundlich. Die Königin tadelt den Ritter. Er beharrt aber bei seiner Liebe und verlangt, daß sie ihn von neuem auf die Probe stelle.

„Der Hof befand sich gerade in Sevilla, wo der König einige Löwen hielt. Die Königin gieng mit allen ihren Damen und vielen Hofherren hin zur Zeit der Fütterung. Eben sprach Johann mit Lenoren, da ließ sie, aus Versehen oder mit Absicht, einen ihrer duftenden Handschuhe in den Löwenzwinger fallen. Weinend sprach sie: „Gott, wer wird mir meinen Handschuh wieder bringen, der mir so werth war? Jetzt wird sich zeigen, wer mich lieb hat.“ Sogleich stieg Don Johann hinab, ließ sich das Gitter öffnen, nahm den Mantel um den linken Arm, den bloßen Degen in die Rechte, schritt kühn in den innern Hof und nahm den Handschuh auf, ohne von den Löwen verletzt zu werden. Dann stieg er hinauf, machte Eleonoren eine Verbeugung, küßte den Handschuh und überreichte ihr denselben, hob aber zugleich die Hand auf, gab ihr eine tüchtige Ohrfeige und sprach: Diese, Fräulein, gebe ich euch, damit ihr lernet, Ritter meines Gleichen nicht in Gefahr zu setzen, und gieng fort. Die erzürnte Königin verbannte den Ritter auf einige Zeit vom Hofe und tadelte die Thorheit eines Mannes, der sich unter die Löwen gewagt, und dann die Verwegenheit gehabt hätte, ein Fräulein zu schlagen.“

Dieser Don Manuel ist es, auf den in Don Quixote, als dieser das Abenteuer mit den Löwen besteht, angespielt wird, wo der Verfasser (Thl. 2. Kap. 17) ausruft: „Zweiter und neuer Don Manuel de Leon, und gleich ihm der Ruhm und Stolz aller spanischen Ritter!“ Auch bei andern spanischen Dichtern wird die Geschichte als ein bekannter Vorfall angeführt.

In der von Ferd. Wolf herausg. Rosa de Romances (Lpz. b. Brockhaus, 1846. 8.), welche bisher unbekannte Romanzen aus der Sammlung des Juan Timoneda (Valencia, 1573) enthält, befindet sich auch (S. 66 ff.) eine Romanze über Don Manuel, und von dieser giebt Liebe in dem neuen Jahrbuche der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache (Bd. VII. S. 419) eine Uebersetzung.

Donna Anna de Mendoza wendet sich hier nicht unmittelbar an Don Manuel, sondern an alle Werber:

Um zu sehn nun, wer der Kühnste
Aller wäre, ließ die Dame
Gleichwie durch Unachtsamkeit
Einen Handschuh niederfallen,
Sagt hierauf, daß der Verlust
Gar sehr schweres Leid ihr mache;
Dann sie noch mit Schmeichelworten
Solcher Weise weiter fragte:
„Welcher Ritter wird es sein,
„Der sich zeig' so kühn und tapfer
„Und den Handschuh von den Löwen
„Bring' mir, den so hoch ich achte?
„Denn ich geb' ihm mein Versprechen,
„Sein bin ich an diesem Tage,
„Mehr als Alle acht' ich ihn,
„Lieb' ihn mehr als alle andern!"
Dieses hört Don Manuel,
(Ein gar edler Ritter war er)
Und auch er fühlt sich getroffen
Von der Schmach der andern allen.
Aus der Scheid' den Degen ziehend,
Rollt er um den Arm den Mantel
Und trat in den Löwenzwinger,
Scheinend so noch viel erhabner,
Und die Löwen schauen es;
Doch rührt keiner sich von dannen
Durch die Thür, die ein ihn ließ;
Frei und ungehindert kam er,
Stieg die Trepp herauf; den Handschuh
In die Linke hat gefaßt er.
Doch eh' er ihr diesen reichte,
Einen Backenstreich ihr gab er,
Und mit Worten voller Muth
Und voll hohen Sinnes sprach er:
„Nehmet, nehmt, und nimmer wieder
„Bringet in Gefahr der Schande
„Eines Edelmannes Ehre,
„Einen Handschuh zu bewahren.
„Und wer glaubt, daß ungeziemend
„Sei, was jetzt gethan ich habe,
„Tret' hervor nach Ritterweise,
„Kämpf' mit mir, im offnen Kampfe!"

Donna Anna fühlt sich aber nicht beleidigt, sondern bietet Don Manueln die Hand, welche dieser auch annimmt.

Schiller nennt sein Gedicht in einem Briefe an Göthe ein Nachstück zum Taucher; es ist aber eher ein Gegenstück. Beim Taucher sehen wir Muth und Verwegenheit, hervorgehend aus Ehre und Liebe:

Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben."

Im Handschuh sehen wir umgekehrt die Kühnheit ohne Zweck, oder vielmehr in umgekehrtem Zweck; denn der Ritter will den Preis nicht; es ist also bei ihm die reine That.

Schiller nennt das Gedicht ferner eine Erzählung, spricht ihm also den Charakter der Ballade damit ab. Er konnte dazu mehrere Gründe haben; vielleicht schien ihm schon der Gegenstand nicht würdig genug für eine Ballade, da hier allerdings keine sittliche Grundidee zu Grunde liegt, sondern das Ganze (wie so oft bei neuern Balladendichtern) nur eine Anekdote ist, die uns um ihrer selbst willen anzieht, ohne daß etwas Allgemeingültiges darin uns anspräche; vielleicht forderte er von der Ballade, wie wir das auch wirklich gewohnt sind, Strophenform oder doch ein bestimmt geregeltes Versmaß. Wie dem auch sei: der Ton ist dem im Taucher durchaus gleich, und auch das Versmaß ist dasselbe. Die einzelnen Zeilen selbst sind aber allerdings mit der Willkür behandelt, wie man sie von der sogenannten Erzählung damals gewohnt war, oder vielmehr mit noch größerer, da sogar der sich gleichbleibende Schritt Gellerts fehlt, so daß diese Verse manchem vorkommen könnten, wie die gereimte Prosa in Rückerts Makamen des Hariri. Desto poetischer ist freilich die Sprache und die Darstellung; namentlich zeichnet sich die oft nachgeahmte Beschreibung der Thiere durch Kühnheit und Pracht aus, welche doch nie ins Schwülstige fällt. Zu der lebendigen Anschaulichkeit, die hier herrscht, trägt aber gewiß die Behandlung der Verse bei, welche bei näherer Betrachtung doch nicht so ganz ohne Regel sind, als sie scheinen. Faßt man nämlich ins Auge, daß diese Zeilen sich aus einer bestimmten Zahl Hebungen aufbauen: so ergeben sich fünf Abschnitte, deren jeder, mit geringen Ausnahmen, nur bestimmte Zahlen duldet, sei es die einzige Zahl zwei, drei, vier, oder sei es der Wechsel von zwei und vier. Die Einleitung (1—9) bis zum Eintritt der Thiere zählt drei Hebungen. Das Auftreten des Löwen und des Tigers ist fortwährend in zweihebigen Zeilen geschildert; sobald die Leoparden auftreten, wechselt die Zahl zwischen zwei und vier; jetzt kehren wir wieder auf den Balkon zurück und zugleich zur anfänglichen Zahl drei. Die eigentliche Handlung aber ist fortwährend in vier Hebungen und ganz ruhig und einfach erzählt. Wir haben hier also bei der mannigfaltigsten metrischen Bewegung doch bestimmte Gesetze des musikalischen Rhythmus, der sich nur um Hebungen kümmert. Zufällig kann alles dies nicht sein, wiewohl Schiller dabei wohl nur seinem Ohre folgte. Uebrigens muß man auch hier manchmal zwei Hebungen unmittelbar hintereinander zählen, was nur dann möglich ist, wenn die erste auf eine an sich lange und hemmende Silbe fällt.

Z. 3. Saß König Franz.

Z. 12. Rings um.

Z. 40. Richtet sich auf, da wird's still.

Z. 48. Und zu Ritter Delorges spottender Weis'.

Z. 66. Den Dank, Dame, begehr' ich nicht.

Da nach einer Hebung, auf welche unmittelbar, ohne dazwischentretende Senkung, eine zweite tritt, nothwendig eine Pause eintreten muß: so ergiebt sich leicht, wie viel Charakter die eben angeführten Verse in ihrem Vortrag dadurch erhalten.

---

28. Der Ring des Polykrates.

(1797.)

1. Er stand auf seines Daches Zinnen;
Er schaute mit vergnügten Sinnen
Auf das beherrschte Samos hin.
Dies alles ist mir unterthänig,
Begann er zu Egyptens König,
Gestehe, daß ich glücklich bin.[1]

2. „Du hast der Götter Gunst erfahren!
Die vormals Deines Gleichen waren,[2]
Sie zwingt jetzt Deines Zepters Macht.
Doch einer lebt noch, sie zu rächen;
Dich kann mein Mund nicht glücklich sprechen,
So lang des Feindes Auge wacht."

3. Und eh' der König noch geendet,
Da stellt sich, von Milet gesendet,
Ein Bote dem Tyrannen dar:[3]
Laß, Herr! des Opfers Düfte steigen,
Und mit des Lorbeers muntern Zweigen
Bekränze dir dein festlich Haar!

---

[1] Der Ausdruck „gestehe" deutet darauf hin, daß beide Freunde schon vorher in einem Streite über Glück und Glückseligkeit des Menschen gewesen waren. Darauf deutet auch das „Er" am Eingange des Gedichtes. — [2] Die Samier. Der Satz bezieht sich auf das folgende sie. Schiller liebt den Gebrauch des persönlichen Fürworts anstatt des rückdeutenden, also er anstatt dieser oder der. — [3] Die Glücksfälle sind vom Dichter erfunden, wir dürfen an keine strenghistorische Thatsachen denken. Freilich besiegte Polykrates die Lesbier und Milesier, aber dies geschah zur See.

4. Getroffen sank dein Feind[4] vom Speere;[5]
Mich sendet mit der frohen Mähre
Dein treuer Feldherr Polydor —
Und nimmt aus einem schwarzen Becken
Noch blutig, zu der beiden Schrecken,[6]
Ein wohlbekanntes Haupt hervor.

5. Der König tritt zurück mit Grauen:[7]
„Doch[8] warn' ich Dich, dem Glück zu trauen,"
Versetzt[9] er mit besorgtem Blick.
„Bedenk', auf ungetreuen Wellen,
Wie leicht kann sie der Sturm zerschellen,
Schwimmt Deiner Flotte zweifelnd Glück." [10]

6. Und eh' er noch das Wort gesprochen,[11]
Hat ihn der Jubel unterbrochen,
Der von der Rhede jauchzend schallt.
Mit fremden Schätzen reich beladen,
Kehrt zu den heimischen Gestaden
Der Schiffe mastenreicher Wald.

---

[4] Vielleicht spielt der Dichter auf den Bruder des Polykrates an, den derselbe wirklich ermorden ließ, oder auf den vertriebenen Syloson, der überall gegen ihn warb; der also unter dem Feinde in Str. 2 zu verstehen wäre. Dies scheint auch aus dem letzten Verse hervorzugehen: ein wohlbekanntes Haupt; ferner aus dem Anfange der Str. 5: Der König tritt zurück mit Grauen. Hat der Dichter wirklich den Bruder im Sinne gehabt, so ist seine Zartheit zu loben, daß er ihn nicht nennt und etwa sagt: Des Bruders Haupt. — [5] Diese Trennung des regierten Casus von dem regierenden Gliede gehört zu Schillers Redeweise. — [6] Zu der beiden Schrecken soll sich wohl beziehen auf „ein wohlbekanntes Haupt," nicht auf das bloße Hervornehmen oder auf blutig. — [7] Nicht bloß vor dem blutigen Haupte, sondern mit religiösem Grauen. — [8] Doch. Ellipse. Wenn auch dieser dein Nebenbuhler nicht mehr lebt, so warne ich dich doch, dem Glück zu trauen. Offenbar muß auf trauen der Ton liegen. — [9] Steht hier nicht in der abstrakten Bedeutung von antworten, sondern in der von entgegensetzen, einwenden. Den Worten des Boten setzt er die seinigen entgegen. — [10] Kauffartheiflotte. Polykrates soll auch dargestellt werden, wie er durch weite Handelsunternehmungen reich und mächtig wird. Der Ausdruck ist kräftig und schön für: Deine Flotte, deren Glück zweifelhaft ist. Wie der Dichter im Taucher die unpersönliche Wendung des Satzes liebt (die im Polykrates nie erscheint): so hier die Umwandlung dessen, was in der Wirklichkeit Subjekt ist, in einen Genitiv, der nun regiert wird von einem Worte, welches, verständig genommen, Apposition oder regierter Casus sein würde. Vergl. deines Scepters Macht — des Feindes Auge — des Lorbeers muntre Zweige — des Opfers Düfte — der Schiffe mastenreicher Wald — der Kreter waffenkund'ge Schaaren — des Morgens Licht. — [11] Soll dies einen guten Sinn haben, so muß verstanden werden: „Eh' er noch das Wort Flotte gesprochen, ehe also Polykrates eigentlich weiß, was Amasis sagen will." So aufgefaßt, wird der etwas gewagte Gebrauch von sie in der Parenthese der 5. Strophe (Z. 5) höchst charakteristisch.

7. Der königliche Gast erstaunet:
„Dein Glück ist heute gut gelaunet;
Doch fürchte seinen Unbestand.
Der Kreter waffenkund'ge Schaaren
Bedräuen Dich mit Kriegsgefahren;
Schon nahe sind sie diesem Strand."

8. Und eh' ihm noch das Wort entfallen,
Da sieht man's von den Schiffen wallen,[12]
Und tausend Stimmen rufen: Sieg![13]
Von Feindesnoth sind wir befreiet,
Die Kreter hat der Sturm zerstreuet;
Vorbei, geendet ist der Krieg!

9. Das hört der Gastfreund mit Entsetzen:
„Fürwahr, ich muß Dich glücklich schätzen,
Doch, spricht er, zittr' ich für Dein Heil.
Mir grauet vor der Götter Neide;[14]
Des Lebens ungemischte Freude
Ward[15] keinem Irdischen zu Theil.

10. Auch mir ist Alles wohl gerathen;
Bei allen meinen Herrscherthaten
Begleitet mich des Himmels Huld;[16]
Doch[17] hatt' ich einen theuren Erben,
Den nahm mir Gott, ich sah ihn sterben;
Dem Glück bezahlt' ich meine Schuld.[18]

11. Drum, willst Du Dich vor Leid bewahren,
So flehe zu den Unsichtbaren,
Daß sie zum Glück den Schmerz verleihn.

---

[12] Man sieht Menschen vom Ufer nach dem Palaste sich wälzen. — [13] Gewiß schickt sich das Zerstreuen der feindlichen Flotte durch Sturm hier besser als eine gewonnene Seeschlacht, denn jenes ist eine reine Gunst des Zufalls; der Sieg ist ihnen geworden; aber nicht durch ihr Verdienst, die Natur ist auf ihre Seite getreten. — [14] Gewöhnlich höre ich hier ganz falsch vortragen: Mir grauet vor der Götter Neide, anstatt: Mir grauet vor der Götter Neide. Bis jetzt hat er den Polykrates nur ermahnt, nicht zu fest dem Glücke zu trauen; jetzt ermahnt er ihn, die Götter zu fürchten. — [15] Ward bis dahin; oder auch: ist niemals geworden. — [16] Amasis Schicksal hatte viel Aehnlichkeit mit dem des Polykrates. Auch er war von niederm Stande und hatte sich auf den Thron geschwungen; freilich mit dem Willen der Egypter, die sich gegen seinen Vorgänger Apries empörten und denselben später erwürgten. Alle Schriftsteller geben übrigens dem Amasis das Lob eines klugen und guten Regenten, der sein Glück sehr wohl verdient hatte. — [17] Ist Gegensatz der ersten drei Zeilen. Als Herrscher ist mir alles gelungen, will er sagen, da straften mich aber die Götter in meinem Hause. Das doch steht hier übrigens anstatt des richtigern allein. — [18] Ich bezahlte den schuldigen Zoll als Buße für mein andauerndes Glück.

Noch keinen sah ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben streun.

12. Und wenn's[19] die Götter nicht gewähren,
So acht' auf eines Freundes Lehren,
Und rufe selbst das Unglück her,
Und was von allen Deinen Schätzen
Dein Herz am höchsten mag ergötzen,
Das nimm und wirf's in dieses Meer!"

13. Und jener spricht, von Furcht beweget:
„Von allem, was die Insel heget,
Ist dieser Ring mein höchstes Gut.
Ihn will ich den Erinnen[20] weihen,
Ob sie mein Glück mir dann verzeihen."
Und wirft das Kleinod in die Flut.

14. Und bei des nächsten Morgens Lichte
Da tritt mit fröhlichem Gesichte
Ein Fischer vor den Fürsten hin:
„Herr, diesen Fisch hab' ich gefangen,
Wie keiner noch in's Netz gegangen;
Dir zum Geschenke bring' ich ihn."

15. Und als der Koch den Fisch zertheilet,
Kommt er bestürzt herbeigeeilet,
Und ruft mit hocherstauntem Blick:
„Sieh, Herr, den Ring, den Du getragen,
Ihn fand ich in des Fisches Magen;
O, ohne Gränzen ist Dein Glück!"

16. Hier wendet sich der Gast mit Grausen:
„So kann ich hier nicht ferner hausen,
Mein Freund kannst Du nicht weiter sein.
Die Götter wollen Dein Verderben;
Fort eil' ich, nicht mit Dir zu sterben."
Und sprach's und schiffte schnell sich ein.

---

[19] Dieses es muß man hier auf das nachfolgende Unglück beziehen: Wenn die Götter dir kein Unglück gewähren, so schaffe es dir selbst. — [20] Die Erinnen in der gewöhnlichen Auffassung schicken sich nicht recht hierher. Sie sind das Sinnbild der strafenden Vergeltung; aber Amasis hat durchaus nicht davon gesprochen, daß des Polykrates Verbrechen Strafe verdienen, sondern fürchtet nur den Neid der Götter, welche nicht leiden wollen, daß ein Mensch, sei er auch der beste, ihnen, den Seligen, gleiche. Der Dichter nimmt also die Erinnyen hier als vollziehende Boten der richtenden Gottheit überhaupt.

In Garves „Versuchen über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Literatur und dem gesellschaftlichen Leben“ befindet sich (Bd. 2) eine Abhandlung: Ueber zwei Stellen des Herodot. Die erste dieser Stellen betrifft die Unterredung des Solon mit Crösus, und Garve untersucht Herodots und Altgriechenlands Ansicht von der menschlichen Glückseligkeit, wobei denn auch die Eifersucht und der Unwille zur Sprache kommt, welchen die griechischen Götter fühlen, sobald ein Mensch fortwährend glücklich ist. Neben Crösus hebt Garve auch den Bericht des Herodot über Polykrates hervor, und die scharfsinnige Untersuchung* über das Verhältnis zwischen Göttern und Menschen veranlaßte unser Gedicht. Herodots Erzählung findet sich Buch 3 seiner Geschichte, Kap. 39—44. Für diejenigen, denen Herodot nicht gerade zur Hand ist, setzen wir dessen ganzen Bericht her.

„Während Kambyses nach Egypten gezogen, machten auch die Lacedämonier einen Feldzug wider Samos und Polykrates, Aeakes Sohn. Dieser hatte einen Aufstand gemacht und sich Samos unterworfen. Und zuletzt theilete er die Stadt in drei Theile und gab davon seinen Brüdern, Pantagnatos und Syloson; in der Folge aber tödtete er den ersten, und den Syloson, den jüngsten, vertrieb er, und so ward ganz Samos sein. Nun machte er einen Bund der Gastfreundschaft mit Amasis, dem Könige von Egypten, und sandte ihm Geschenke, und bekam wieder welche von ihm. Und alsbald in kurzer Zeit nahm die Macht des Polykrates zu und ward berühmt durch ganz Jonien und das andere Hellas. Denn wohin er zog in den Streit, da gelang es ihm wohl. Er hatte hundert Fünfzigruderer und tausend Bogenschützen. Und er plünderte alles aus ohne Unterschied. Denn seinem Freunde, sagte er, mache er sich mehr gefällig, wenn er ihm wiedergäbe, was er ihm genommen, als wenn er ihm gar nichts nähme. Und viele Inseln hatte er gewonnen und viele Städte des festen Landes. Auch die Lesbier, welche mit aller Macht den Milesiern zu Hilfe kamen, überwand er in der Seeschlacht und fieng sie, und that sie in Bande, und sie mußten den ganzen Graben machen, der rings um die Mauern von Samos geht.“

„Auch Amasis erfuhr, wie es dem Polykrates so sehr glücklich gieng; aber es machte ihm Kummer und Sorge. Und als des Glücks noch immer viel mehr ward, da schrieb er diesen Brief und sandte ihn gen Samos: „„Amasis spricht also zum Polykrates: Es ist zwar süß, zu vernehmen, daß es einem lieben Gastfreunde wohl ergehet; mir aber gefällt Dein großes Glück gar nicht, da ich weiß, wie die Gottheit so voller Neid ist. Und mir ist es lieber, wenn mir und auch denen, so mir am Herzen liegen, das eine wohlgelinget, das andere aber fehlschlägt, und daß es mir in meinem Leben bald

* Sie erschien 1796.

so und bald so ergehet, als daß mir alles wohlgelinge. Denn noch hab' ich von keinem gehört, der nicht zuletzt ein klägliches Ende genommen, wenn ihm alles wohlgelang. Du aber gehorche mir, und thue wider Dein Glück also: Sinne nach, was wohl unter Deinen Gütern am meisten werth ist, und dessen Verlust Dir am meisten die Seele betrübe, das wirf Du von Dir, also daß nie ein Mensch es wieder zu sehen bekömmt. Und wenn von nun an nicht bald Glück und bald Unglück Dir zukommt, so hilf Dir auf die Art, wie ich Dir gerathen.""

„Als Polykrates dieses gelesen, und eingesehen, daß ihm Amasis einen guten Rath gegeben, dachte er nach, was ihm wohl am meisten von allen seinen Kostbarkeiten die Seele bekümmern würde, wenn er's verlöre. Und wie er so nachdachte, fand er dieses: Er trug einen Siegelring, in Gold gefaßt, von Smaragdenstein, ein Werk des Theodorus, des Sohnes Telekles, von Samos.* Diesen gedachte er fortzuwerfen und that also: Er ließ einen Fünfzigruderer bemannen und gieng an Bord. Darauf befahl er, sie sollten fahren auf die hohe See, und als er weit ab von der Insel war, zog er seinen Siegelring vom Finger und warf ihn in die See vor den Augen der ganzen Schiffsmannschaft. Nachdem er also gethan, fuhr er heim, und als er nach Hause gekommen, war er sehr traurig. Und es begab sich am fünften oder sechsten Tage darnach, daß ein Fischer einen großen und schönen Fisch fieng, und er meinete, der wäre es wohl werth, daß er ihn dem Polykrates zum Geschenk brächte. Und kam damit an das Thor und sagte, er wolle den Polykrates sprechen, und als ihm das gewährt ward, gab er ihm den Fisch und sprach also: „Herr König, als ich diesen da fieng, dachte ich, ich wollte ihn nicht zu Markte bringen, wiewohl ich lebe von meiner Hände Arbeit; sondern er däuchte mir Deiner und Deiner Herrschaft würdig, und so bring' ich ihn Dir zum Geschenk." Polykrates aber freuete sich über die Rede und antwortete ihm also: Da hast du wohl daran gethan; ich danke dir recht sehr beides für deine Rede und für dein Geschenk, und wir laden dich zu Tische."

„Der Fischer machte sich eine Ehre daraus und gieng nach Hause. Die Diener aber richteten den Fisch zu und fanden in seinem Bauche des Polykrates Siegelring, und alsbald, wie sie ihn sahen, nahmen sie ihn und trugen ihn voller Freude zum Polykrates und gaben ihm

* Ueber diesen Ring ist viel Streit bei den Gelehrten gewesen; die meisten nehmen ihn für einen Siegelring mit einem geschnittnen Stein; und eben dieser Stein soll ihn so kostbar gemacht haben, da die Steinschneidekunst zu des Polykrates Zeit erst im Entstehen war. Telekles war übrigens ein Bildhauer und Metallarbeiter, der vor Polykrates lebte; vielleicht hat er den Stein bloß gefaßt. Plinius in seiner Naturgeschichte sagt, der Stein sei zu seiner Zeit noch in Rom gezeigt worden, im Tempel der Eintracht, wo er nebst andern Edelsteinen das Füllhorn der Göttin zierte. Lessings antiquar. Briefe. Br. 22.

den Siegelring und sagten, auf welche Art sie ihn gefunden. Das däuchte ihm Gottes Schickung, und er schrieb in einen Brief alles, was er gethan und was sich begeben, und da er's geschrieben, sandte er's nach Egypten."

„Und als Amasis den Brief gelesen, der von dem Polykrates kam, ward er inne, daß es unmöglich sei für einen Menschen, einen andern Menschen zu retten von dem, was ihm bevorsteht, und daß Polykrates kein gutes Ende nehmen würde, da ihm alles so wohl gienge, und er selbst wiedergefunden, was er weggeworfen. Und sandte einen Herold nach Samos und sagte ihm die Gastfreundschaft auf. Das that er darum, auf daß, wenn dem Polykrates ein großes und schweres Unglück widerführe, seine Seele nicht betrübt würde, weil er sein Gastfreund war."

Vom Kap. 44—60 erzählt nun Herodot weiter, wie mehrere Samier, von Polykrates vertrieben, die Lacedämonier gegen diesen zu Hilfe rufen, wie diese ihn hart bedrängen und 40 Tage lang die Stadt belagern, endlich aber doch abziehen, bestochen vom Polykrates. Dann kömmt der Geschichtschreiber wieder auf die Perser, und lenkt K. 120 nochmals auf Polykrates ein, indem er dessen Tod erzählt. Orötes, persischer Statthalter von Sardes, wird von Mitrobates verhöhnt, daß er dem König noch nicht die Insel Samos gewonnen, die doch an seiner Mark liege. Orötes beschließt, den Polykrates zu verderben. „Als er" — heißt es Kap. 122 — „zu Magnesia seinen Hof hielt, sandte er den Myrsos, einen Lydier, gen Samos mit einer Botschaft an Polykrates, mit dessen Vorhaben er wohl bekannt war. Polykrates nämlich ist — den Minos von Knossus und wer noch vor diesem Herr zur See war, ausgenommen — unter den Hellenen unsers Wissens der erste, der nach der Seeherrschaft trachtete, und seit der Heldenzeit der erste, der Hoffnung dazu hatte, Herr zu werden über Jonien und die Inseln. Weil also Orötes dieses Vorhaben kannte, sandte er eine Botschaft und sprach: „Orötes spricht zum Polykrates also: Ich höre, daß Du nach großen Dingen trachtest, daß aber Deine Schätze Deinen Absichten nicht entsprechen. Willst Du meinem Rathe folgen, so kannst Du Dich erhöhen und mich retten. Denn mir trachtet Kambyses nach dem Leben, wovon ich ganz sichre Kunde bekommen. Nimm mich also auf und meine Schätze dazu, und nimm einen Theil davon und den andern laß mir, und vermöge dieser Schätze wirst Du Herr werden über ganz Hellas. Willst Du mir aber nicht glauben wegen der Schätze, so sende Deinen Vertrautesten her, dem will ich sie zeigen."

„Als Polykrates solches vernommen, freuete er sich und sagte ja und sandte zuvörderst seinen Schreiber Mäandrios als Kundschafter ab. Als aber Orötes erfuhr, daß der Kundschafter kommen solle, that er also: Er füllete acht Kisten mit Steinen an bis dicht an den Rand, und oben auf die Steine legte er Gold, und dann band er die Kisten zu und hielt sie bereit. Als nun Mäandrios gekommen

war und sich's angesehen hatte, berichtete er's dem Polykrates. Da reiſete dieſer ſelbſt hin, trotz allen Warnungen der Seher und ſeiner Freunde, und obgleich ſeine Tochter außerdem folgendes Traumgeſicht gehabt hatte: Ihr däuchte, ihr Vater ſchwebe in der Luft und werde vom Zeus gebadet und von der Sonne geſalbet. Weil ſie nun dieſes Traumgeſicht geſehen, wollte ſie ihren Vater durchaus nicht abreiſen laſſen zu dem Orötes; ja als er ſich ſchon einſchiffen wollte in den Fünfzigruderer, rief ſie ihm Worte böſer Ahnung zu. Er aber drohete ihr, wenn er geſund heimkehre, ſolle ſie noch lange Zeit keinen Mann bekommen. Und ſie wünſchte, das möge in Erfüllung gehen; denn ſie wollte lieber Jungfrau bleiben, als ihren Vater verlieren."

„Aber Polykrates verachtete allen guten Rath und ſegelte ab zu dem Orötes, und hatte bei ſich viele ſeiner Freunde. Und als Polykrates nach Magneſia gekommen, nahm er ein ſchmähliches Ende, das weder ſein noch ſeiner Geſinnungen würdig war, denn außer den Königen der Syrakuſer kommt kein anderer der helleniſchen Könige dem Polykrates an Großmuth gleich. Und als ihn Orötes hatte eines Todes ſterben laſſen, den ich nicht erzählen mag,* ſchlug er ihn an's Kreuz, und was von ſeiner Begleitung Samier waren, die entließ er und ſagte, ſie ſollten's ihm Dank wiſſen, daß ſie ihre Freiheit behalten; was aber Fremde und Diener waren in der Begleitung, die behielt er als ſeine Knechte. Als nun Polykrates aufgehängt war, gieng der ganze Traum ſeiner Tochter in Erfüllung; denn er wurde gebadet vom Zeus, wenn es regnete, und geſalbet von der Sonne, indem die Feuchtigkeit aus ſeinem eignen Leibe drang."

„Ein ſolches Ende nahm es mit dem großen Glücke des Polykrates, gleich wie ihm Amaſis, der König von Egypten, vorherverkündiget."

Dem Dichter iſt durch die Darſtellung des Herodot ſchon ſehr vorgearbeitet. Schon vor Schiller hat ein Poet dieſelbe Begebenheit in Verſe gebracht, nämlich Hans Sachs. Sie ſteht in der Kemptner Ausgabe: Buch II, Thl. III, S. 306 und iſt vom 12. März 1568, gehört aber zu Sachſens ſchlechteſten Arbeiten, wie er denn faſt immer matt wird, ſobald er ſich in die Tragödie und Hiſtorie verſteigt. Das Gedicht hat die Ueberſchrift: Hertzog Policrates von Samos der Tyrann, und fängt an:

Es beſchreibet Herodotus
Der berühmbt Hiſtoriographus,
Wie vor zeiten ein Burger ſaß
In Samo der mechtig reich was,
Der hieß mit namen Eaces
Hett ein Sohn hieß Polycrates,
Der ſich groſſer Ding unterſtund u. ſ. w.

* Vermuthlich ließ er ihm lebendig die Haut abziehen; eine Todesart, die nicht ſo ganz ungebräuchlich in Perſien geweſen zu ſein ſcheint, denn Kambyſes ließ einem ungerechten Richter daſſelbe anthun.

Endlich beginnt die Geschichte:

König Amasis in Egypten
Und er freundtlich einander liebten,
Derselb schrib dem Hertzogen zu:
Ueberschwencklich gelück hast du,
Dasselbig ich wol günne dir,
Doch wills nit gar gefallen mir;
Zu bsorgen ist, das glück in kürtzen
Werd von der höch zu grund dich stürtzen,
Es wer besser in allem stück
Dein glück vermischt in kleim vnglück,
Zu aller zeit, drumb ist mein raht
Du wöllst dein allerliebst kleinat
Freywillig werffen in das meer
Dem glück zu einem opffer her.

Zuletzt heißt es:

Auß dem Amasis wol verstund,
Das er endtlich müst gehn zu grund,
Das vnglück jhm trowt sein verderben
Er wurt eins bösen todtes sterben,
Sagt jhm darumb auff sein bündtnuß,
Daß Policratem hart verdruß.

Hierauf erzählt er nach Herodot, wie die Samier und Spartaner den Polykrates bekämpfen; dann den Tod des Polykrates und endlich gar noch den Tod des Orötes, den Darius Hystaspis umbringen ließ. Nun die Lehre:

Hierauß so merck ein mensch zwey stück,
Erstlich, wie wanckel sey das glück,
Wer sich darauff lest vnd vertrawt
Derselbig auff ein eyß hinbawt,
Vnd wenn er meint, er steh am vesten
Vnd sey sein handel an dem besten,
So stürtzt das glück seine liebhaber
Oben von dem glückrad herabet.
Von ehr, gewalt, pracht, macht vnd gut
In schand vnd die tieffest armut,
Darin er dann trostloß verdirbt
Als ein vnglückhafftiger stirbt u. s. w.

Zum andern wer mit bösen stücken
Vnd solchen tyrannischen dücken,
Vmbgeht, demselben auch nachmals
Dergleich kompt auff sein rück vnd hals
Vnd wirdt bezahlet gleicher maß,
Wie er seim nechsten messen was,
Mörderey bleibt vngrochen nicht
Wie man spricht: Gott sitzt am gericht.
Derhalb ein jeder, wer er sey
Der thu recht vnd förcht sich darbey,
Vnd alles was er nicht haben wöll
Seim nechstn auch vberheben söll,
Dardurch entgeht er vil vngmachs
Hie vnd auch dort, so spricht Hans Sachs.

Wie anders unser neuerer Dichter. Gegenüber der ruhigen Darstellung des Herodot steht würdig die poetische Behandlungsweise Schillers. Jener versteht es, den Zusammenhang der Begebenheiten klar darzustellen; dieser, vor der Einbildungskraft das frischeste Bild mit den beweglichsten Figuren auszubreiten. Es ist keine Erzählung mehr, es sind zwei große dramatische Scenen geworden. Vor unsern und des Amasis Augen geht alles vor sich, und wir sehen und staunen mit dem Könige das ungeheure Glück an. Den Amasis, der wohl nie persönlich mit Polykrates zusammen gekommen, einen Brief schreiben zu lassen, wäre wohl überhaupt unpoetisch, für die Ballade aber unmöglich, indem alle dramatische Haltung dadurch verloren gienge. Auch die zweite Scene mit dem Fischer und dem Koche folgt rasch auf die erste und schreitet rasch weiter.

Kann man nun der poetischen Form unmöglich Beifall versagen, so muß man, dünkt mich, desto mehr die Auffassung der Begebenheit bedenklich finden. Schiller folgte dem Herodot, und dieser, ein unbedingter Verehrer des Polykrates, spricht nur, daß er durch sein großes Glück den Neid der Götter erregt, und daß Amasis den geschloßnen Bund aufgehoben hätte, damit seine Seele nicht betrübt würde, wenn seinem Freunde ein Unglück widerführe. Diese ganze Ansicht ist an und für sich aller unserer Auffassungsweise entgegen; daß sich aber die Ballade, unsere eigentliche Volksdichtung, nach der Auffassungsweise der Nation richte, ist wohl eine billige Forderung, die man eigentlich an jede Dichtung stellen kann. Wir haben hier den sonderbaren Fall, daß ein großer Dichter eine Idee poetisch behandelt, welche doch unmöglich die seinige ist. Die Erwähnung der Erinnyen deutet auch darauf hin, daß er doch etwas von christlicher Auffassung in den Gegenstand unbewußt legte. Uebrigens sind schon die Alten gar nicht etwa durchgehends Herodots Meinung. Valerius Maximus sieht das Unglück des Polykrates als verhängte Gerechtigkeit an. „Samos," sagt er, „eine Zeitlang durch bittere Knechtschaft niedergedrückt, sah mit freien und fröhlichen Augen die faulenden Gebeine und die bluttriefenden Glieder und jene vermodernde Linke, welcher Neptunus den Ring durch des Fischers Hand wieder gegeben" (Buch VI, Kap. 9). Eben so giebt Diodor von Sicilien (Histor. Bibl. Buch 1, Kap. 95) einen ganz andern und jedenfalls weit triftigern Grund an, weßhalb Amasis den Bund aufgehoben. „Einem solchen Tyrannen," heißt es dort, „der so viele Grausamkeiten ausübe, könne es am Ende nicht gut gehen, und er wolle sein Freund nicht weiter sein, um nicht einst von dem schrecklichen Ende eines Freundes hören zu müssen." — Der Grund, den Herodot angiebt, muß in seiner Nacktheit sonderbar erscheinen; Schiller hat ihn verändert: Amasis eilt fort, um nicht mit zu sterben. Für den Schluß der Ballade ist dies allerdings passender, als jene Floskel bei Herodot; nur erscheint der Schiller'sche Amasis etwas feig, da er sich so sehr fürchtet, in den Untergang eines Feindes verstrickt zu werden. Aber der ganzen

Sache war überhaupt nicht anders aufzuhelfen, als dadurch, daß Amasis etwas ganz anderes ausspricht; nämlich: deine Verbrechen haben dich so groß gemacht; fürchte den Zorn der Götter — aber nicht den Neid. Hätte Amasis so ermahnt, dann wären die Abschiedsworte:

„Fort eil' ich, nicht mit dir zu sterben,"

ganz an ihrem Orte, und durch das Ganze herrschte eine christliche Ansicht, ohne daß die heidnisch-griechische beleidigt würde.* Allein Schiller wollte, wie schon bemerkt, hier gar nicht eine Idee erst in den Gegenstand legen, sondern eine fremde Idee poetisch behandeln. Dies ist aber poetisch gewiß tadelnswerth.

Ferner ist zu bedauern, daß Schiller nicht den zweiten Theil dieser Tragödie auch als Ballade bearbeitet hat, nämlich den Tod des Polykrates. Wie das Gedicht jetzt, so plötzlich abgebrochen, erscheint, kann es nur der verstehen, der die Geschichte aus der Darstellung des Herodot kennt, um so mehr, da nach ächter Balladenweise jeder Eingang weggefallen ist, und der Dichter uns im ganzen Gedichte nicht einmal einen Namen nennt.

Wir kennen übrigens mehrere Sagen, in denen dieselbe Wahrheit wie im Polykrates hervortritt. Vorzüglich schön sind deren zwei. Die eine lesen wir in der Sammlung persischer Märchen: Tausend und ein Tag, Tag 21. Der Vezir Caverscha steht auf dem höchsten Gipfel der Macht und des Reichthums, und alles gelingt, was er thut. Einst badet er sich, und sein Siegelring fällt in die Badewanne, sinkt aber nicht unter, sondern schwimmt oben. Dies hält Caverscha für zu großes Glück, bereitet sich auf seinen Sturz vor und nimmt seine Maßregeln. Sehr bald wird er auch abgesetzt und in's Gefängnis geworfen. Nach langer Einkerkerung hat er einst von dem Kerkermeister die Erlaubnis ausgewirkt, sich sein Lieblingsgericht zubereiten zu dürfen. Als es fertig ist, stellt er es auf den Boden und will sich noch die Hände waschen. Da kömmt eine Ratte und verunreinigt das Essen, auf welches er so lange sich gefreut. Dies hält er für die höchste Stufe des Unglücks. Er läßt seinen Dienern sagen, sie sollen sein Haus wieder einrichten; der König werde ihn wieder in seine vorigen Ehren einsetzen. Dies geschieht auch wirklich.

Weit anschaulicher noch spricht sich jene Wahrheit in der holländischen Sage vom Frauensande aus, die in manchen Dingen ganz mit Polykrates zusammenfällt, und gleichsam ein christlicher Polykrates ist. Da wohl nicht jeder unserer Leser Grimms deutsche Sagen zur Hand hat, fügen wir sie hier bei. Sie steht Bd. 1. Sage 239.

---

* Beinahe absurd, wie fast immer bei ihm, ist der Schluß von dem Polykrates des Joh. Tzetzes: Chil. 7, Nr. 121:

Als Amasis vernommen dies, sprach er zu den Begleitern,
Wem Gott beisteht, wie soll der Mensch dem schaden.

„Westlich im Süderſee wachſen mitten aus dem Meere Gräſer und Halme hervor an der Stelle, wo die Kirchthürme und ſtolzen Häuſer der vormaligen Stadt Stavoren in tiefer Fluth begraben liegen. Der Reichthum hatte ihre Bewohner ruchlos gemacht, und als das Maß ihrer Uebelthaten erfüllt war, giengen ſie bald zu Grunde. Fiſcher und Schiffer am Strande des Süderſees haben die Sage von Mund zu Mund fortbewahrt.

Die vermögendſte aller Inſaſſen der Stadt Stavoren war eine ſichere Jungfrau, deren Namen man nicht mehr nennt. Stolz auf ihr Geld und Gut, hart gegen die Menſchen, ſtrebte ſie bloß, ihre Schätze immer noch zu vermehren. Flüche und gottesläſterliche Reden hörte man viel aus ihrem Munde. Auch die übrigen Bürger dieſer unmäßig reichen Stadt, zu deren Zeit man Amſterdam noch nicht nannte und Rotterdam ein kleines Dorf war, hatten den Weg der Tugend verlaſſen.

Eines Tages rief dieſe Jungfrau ihren Schiffmeiſter und befahl ihm, auszufahren und eine Ladung des edelſten und beſten mitzubringen, was auf der Welt wäre. Vergebens forderte der Seemann, gewohnt an pünktliche und beſtimmte Aufträge, nähere Weiſung. Die Jungfrau beſtand zornig auf ihrem Worte und hieß ihn alsbald in die See ſtechen. Der Schiffmeiſter fuhr unſchlüſſig und unſicher ab; er wußte nicht, wie er dem Geheiß ſeiner Frau, deren böſen, ſtrengen Sinn er wohl kannte, nachkommen möchte, und überlegte hin und her, was zu thun. Endlich dachte er: Ich will ihr eine Ladung des köſtlichſten Weizens bringen; was iſt ſchöneres und edleres zu finden auf Erden, als dies herrliche Korn, deſſen kein Menſch entbehren kann? Alſo ſteuerte er nach Danzig, befrachtete ſein Schiff mit ausgeſuchtem Weizen und kehrte alsdann, immer noch unruhig und furchtſam vor dem Ausgang, wieder in ſeine Heimath zurück. „Wie, Schiffmeiſter, rief ihm die Jungfrau entgegen, Du biſt ſchon hier? ich glaubte Dich an der Küſte von Afrika, um Gold und Elfenbein zu handeln; laß ſehen, was Du geladen haſt.“ Zögernd, denn an ihrem Reden ſah er ſchon, wie wenig ihr ſein Einkauf behagen würde, antwortete er: „Meine Frau, ich führe Euch zu den köſtlichſten Weizen, der auf dem ganzen Erdreich mag gefunden werden.“ „Weizen, ſprach ſie, ſo elendes Zeug bringſt Du mir?“ — „Ich dachte, das wäre ſo elend nicht, was uns unſer tägliches und geſundes Brot giebt.“ „Ich will Dir zeigen, wie verächtlich mir Deine Ladung iſt; von welcher Seite iſt das Schiff geladen?“ „Von der rechten Seite,“ ſprach der Schiffmeiſter. — „Wohlan, ſo befehle ich Dir, daß du zur Stunde die ganze Ladung auf der linken Seite in die See ſchütteſt; ich komme ſelbſt hin und ſehe, ob mein Befehl erfüllt worden.“

Der Seemann zauderte, einen Befehl auszuführen, der ſich ſo gräulich an der Gabe Gottes verſündigte, und berief in Eile alle armen und dürftigen Leute aus der Stadt an die Stelle, wo das

Schiff lag, durch deren Anblick er seine Herrin zu bewegen hoffte. Sie kam und frug: „Wie ist mein Befehl ausgerichtet?“ Da fiel eine Schaar von Armen auf die Knie vor ihr und bat, daß sie ihnen das Korn austheilen möchte, lieber als es vom Meere verschlingen lassen. Aber das Herz der Jungfrau war hart wie Stein, und sie erneuerte den Befehl, die ganze Ladung schleunig über Bord zu werfen. Da bezwang sich der Schiffmeister länger nicht und rief laut: „Nein, diese Bosheit kann Gott nicht ungerächt lassen, wenn es wahr ist, daß der Himmel das Gute lohnt und das Böse straft; ein Tag wird kommen, wo Ihr gerne die edeln Körner, die Ihr so verspielt, eins nach dem andern aufleſen möchtet, Euern Hunger damit zu stillen!“ — „Wie, rief sie mit hölliſchem Gelächter, ich sollte dürftig werden können? ich soll in Armuth und Brotmangel fallen? So wahr das geschieht, so wahr sollen auch meine Augen diesen Ring wieder erblicken, den ich hier in die Tiefe der See werfe.“ — Bei diesen Worten zog sie einen kostbaren Ring vom Finger und warf ihn in die Wellen. Die ganze Ladung des Schiffes und aller Weizen, der darauf war, wurde also in die See geschüttet.

Was geschieht? Einige Tage darauf gieng die Magd dieser Frau zu Markt, kaufte einen Schellfisch und wollte ihn in der Küche zurichten; als sie ihn aufschnitt, fand sie darin einen kostbaren Ring und zeigte ihn ihrer Frauen. Wie ihn die Meisterin sah, erkannte sie ihn sogleich für ihren Ring, den sie neulich in's Meer geworfen hatte, erbleichte und fühlte die Vorboten der Strafe in ihrem Gewissen. Wie groß war aber ihr Schrecken, als in demselben Augenblicke die Botschaft eintraf, ihr ganze aus Morgenland kommende Flotte wäre gestrandet! Wenige Tage darauf kam die neue Zeitung von untergegangenen Schiffen, worauf sie noch reiche Ladungen hatte. Ein anderes Schiff raubten ihr die Mohren und Türken; der Fall einiger Kaufhäuser, worin sie verwickelt war, vollendete bald ihr Unglück, und kaum war ein Jahr verflossen, so erfüllte sich die schreckliche Drohung des Schiffmeisters in allen Stücken. Arm und von keinem betrauert, von vielen verhöhnt, sank sie je länger je mehr in Noth und Elend; hungrig bettelte sie Brot vor den Thüren und bekam oft keinen Bissen; endlich verkümmerte sie und starb verzweifelnd.

Der Weizen aber, der in das Meer geschüttet worden war, sproß und wuchs das folgende Jahr, doch trug er taube Aehren. Niemand achtete des Warnungszeichens; allein die Ruchlosigkeit von Stavoren nahm von Jahr zu Jahr überhand. Da zog Gott der Herr seine schirmende Hand ab von der bösen Stadt. Auf eine Zeit schöpfte man Hering und Butt aus den Ziehbrunnen, und in der Nacht öffnete sich die See und verschlang mehr als drei Viertel der Stadt in rauschender Flut. Noch beinahe jedes Jahr versinken einige Hütten der Insaſſen und es ist seit der Zeit kein Segen und kein wohlhabender Mann in Stavoren zu finden. Noch immer wächst jährlich an derselben Stelle ein Gras aus dem Wasser, das kein Kräuter-

kenner kennt, das keine Blüte trägt und sonst nirgends mehr auf Erden gefunden wird. Der Halm treibt lang und hoch, die Aehre gleicht der Weizenähre, ist aber taub und ohne Körner. Die Sandbank, worauf es grünet, liegt entlang der Stadt Stavoren und trägt keinen andern Namen als den des Frauensands." *

Die drei Sagen von Polykrates (nach Herodot), Caverscha und Stavoren stellen recht klar die verschiedenen Ansichten über den Sturz des Mächtigen und Glücklichen dar: die alt-griechische, die morgenländische und die christlich-germanische. Beim Herodot ist es der Neid der Götter, der das Glück der Irdischen nicht leidet;** beim Morgenländer der Umschwung der Dinge überhaupt, in der deutschen Sage göttliche Gerechtigkeit und Strafe für begangene Sünden. Eben so wirft im Griechischen Polykrates den Ring hinein, um die Götter zu versöhnen; die Jungfrau, um Gott zu verspotten; Caverscha's Ring fällt zufällig in's Wasser. Die Idee, daß großes Glück nicht ewig daure, liegt übrigens tief in der menschlichen Brust, und wir brauchen deßhalb nur an unsers Dichters Worte in der Glocke zu erinnern:

Rühmt sich mit stolzem Mund:
Fest wie der Erde Grund,
Wider des Unglücks Macht,
Steht mir des Hauses Pracht.
Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

---

* Diese Sage ist auch in Versen bearbeitet worden von Wetzel (Taschenbuch zum geselligen Vergnügen 1820. Braga, Bd. 5, S. 80.) Besser und wirklich poetisch von Simrock (Rheinsagen) und von Biehoff (Schillers Gedichte). (Erl. v. B., Bd. 4.) Eine ähnliche Sage von einer Frau Bucher in Eisleben hat Krug von Nidda bearbeitet, und eine venetianische (ebenfalls eine Frau) Joh. Gabr. Seidl. Im Morgenblatt 1852 (Nr. 288—299).

** Ueber diese griechische Ansicht vergl. man: Karl Hoffmeister: Sittlich-religiöse Lebensansicht des Herodotos. Essen 1832 (28). Die gleichmäßige Glücksvertheilung ist eine von der Schicksalsgottheit (Moira) festgesetzte Ordnung; die Götter haben dieselbe nur auszuführen und zu bewachen; sie haben das menschliche Glück durch Unglück zu mäßigen, da das rechte Maß dem Menschen überall das Beste ist. Wie das griechische Volk seinen Göttern Haß, Feindschaft, Zorn zuschrieb, so legte es ihnen auch Neid bei. Denn sie selbst sind durch das Schicksal beschränkt und vielfach von ihm abhängig; sie sind nicht allmächtig, nicht gesetzgebend, sondern nur vollziehend; sie sind also nicht der ganzen Fülle des Glückes theilhaftig und eben deßhalb eifersüchtig und neidisch auf der Menschen ungestörtes Glück, auch wenn diese ganz schuldlos sind. Mit der Nemesis also, der göttlichen Strafe für Uebermuth des Unwürdigen, hat dieser Neid nichts zu thun.

29. Ritter Toggenburg.

(1797.)

1. „Ritter, treue Schwesterliebe widmet Euch dies Herz.
Fordert keine andre Liebe! denn es macht mir Schmerz.
Ruhig mag ich Euch erscheinen, ruhig gehen sehn.[1]
Eurer Augen stilles Weinen kann ich nicht verstehn."

2. Und er hört's mit stummem Harme, reißt sich blutend[2] los,
Preßt sie heftig in die Arme, schwingt sich auf sein Roß;
Schickt zu seinen Mannen allen in dem Lande Schweiz;[3]
Nach dem heil'gen Grab sie wallen, auf der Brust das Kreuz.[4]

3. Große Thaten dort geschehen durch der Helden Arm;
Ihres Helmes Büsche wehen in der Feinde Schwarm;
Und des Toggenburgers Name schreckt den Muselmann;
Doch das Herz von seinem Grame nicht genesen kann.

4. Und ein Jahr hat er's getragen, trägt's nicht länger mehr;
Ruhe kann er nicht erjagen, und verläßt das Heer;
Sieht ein Schiff an Joppe's[5] Strande, das die Segel bläht,
Schiffet heim zum theuren Lande, wo ihr Athem weht.

5. Und an ihres Schlosses Pforte klopft der Pilger an;
Ach! und mit dem Donnerworte wird sie aufgethan:
„Die ihr suchet, trägt den Schleier, ist des Himmels Braut.
Gestern war des Tages Feier, der sie Gott getraut."

6. Da verlässet er auf immer seiner Väter Schloß;
Seine Waffen sieht er nimmer, noch sein treues Roß.
Von der Toggenburg hernieder steigt er unbekannt,
Denn es deckt die edeln Glieder härenes Gewand.[6]

---

[1] Eine Zweideutigkeit, an welcher der Mangel unserer Sprache schuld ist, welche Adjektive und Adverbien nicht unterscheidet. Entweder heißt es: „Mit ruhigem Herzen sehe ich Euch kommen" oder: „Euch, den Ruhigen, mag ich gern sehen." — Die erste Erklärung liegt aber näher. — [2] Adverb für blutenden Herzens. Auf diese Weise, durch Auslassung eines Hauptwortes, sind alle adjektivischen Adverbien entstanden. Diese Auslassung hat aber hier allerdings etwas Auffallendes. — [3] Undeutsch. Man kann wohl sagen: „das Land Italien, Norwegen, Indien," aber nicht: „das Land Türkei, Lombardei, Schweiz." Der Grund liegt am Tage. Das Land Schweiz wäre der eidgenössische Kanton Schweiz, dessen älterer Theil auch wirklich in der Eidgenossenschaft als „das alte Land Schweiz" bezeichnet wird. Daß übrigens hier ein Anachronismus stattfindet, davon weiter unten. — [4] Man bemerke hier die fortlaufende Asyndese, die sehr von Schillers Neigung zur Polysyndese absticht. Das Versmaß mag mit Ursache dieser Verbindungsweise sein; indeß charakterisiert die Zerrissenheit der grammatischen Verknüpfung auch die Zerrissenheit der Lage. — [5] Jaffa, Hafen und Stadt in Palästina. — [6] Steht hier in der wahren und eigentlichen Bedeutung; denn Gewand bedeutet nicht: Rock, Kleid — sondern: Zeug, Tuch.

7, Und erbaut sich eine Hütte, jener Gegend nah,
Wo das Kloster aus der Mitte düstrer Linden sah;
Harrend von des Morgens Lichte bis zu Abends Schein,
Stille Hoffnung im Gesichte, saß er da allein;

8. Blickte nach dem Kloster drüben, blickte stundenlang
Nach dem Fenster seiner Lieben, bis das Fenster klang;
Bis die Liebliche sich zeigte, bis das theure Bild
Sich in's Thal herunterneigte, ruhig, engelmild.

9. Und dann legt' er froh sich nieder, schlief getröstet ein,
Still sich freuend, wenn es wieder morgen würde sein.
Und so saß er viele Tage, saß viel Jahre lang,
Harrend ohne Schmerz und Klage, bis das Fenster klang;

10. Bis die Liebliche sich zeigte, bis das theure Bild
Sich in's Thal herunter neigte, ruhig, engelmild.
Und so saß er, eine Leiche, eines Morgens da.
Nach dem Fenster noch das bleiche, stille Antlitz sah.

Schmidt in seinem Taschenbuche der Balladen ist der Meinung, das Gedicht beziehe sich auf die in der Schweiz genugsam bekannte Legende von der heiligen Ida, welche durch ihren Gemahl, den Grafen Heinrich von Toggenburg, von der Burgmauer herabgestürzt wurde, weil er argwohnte, sie habe mit seinem Jäger ein geheimes Verständnis; welche aber später für unschuldig anerkannt, dann wieder gefunden und nach ihrem Tode als eine Heilige verehrt wurde. Das Gedicht, meint nun Schmidt, stelle die Reue des Gatten und seine spätere Buße dar. Allein dieser sonst so gründliche Forscher hat sich hier auf eine unbegreifliche Weise selbst mystifiziert, und nur die Ueberschrift des Gedichts,* und die Unbekanntschaft sowohl mit der schweizerischen Legende als mit der jenem zu Grunde liegenden Sage kann ihn zu einer so wunderlichen Meinung verführt haben; im Gedichte selbst liegt auch nicht der geringste Grund, es mit der Ida in Verbindung zu bringen. Graf Heinrich zog weder in's heilige Land, noch verlebte er seine letzten Tage als Einsiedler; er blieb ruhig auf seiner Burg. Eben so gieng Ida nicht in's Kloster, sondern lebte als weiblicher Einsiedler bei Fischingen. Uebrigens lehrt schon die Stelle in Str. 5: „Und an ihres Schlosses Pforte klopft der Pilger an," daß von Ida hier unmöglich die Rede sein kann.

---

* Und kaum diese. Denn einen Grafen von Toggenburg kann man eigentlich nicht schlechtweg Ritter Toggenburg nennen. Ueber die Legende von der heiligen Idda vgl.: „Die Alttoggenburg und ihre Iddalegende", von Ernst Götzinger, in der „Illustrirten Schweiz", Jahrgang 1874, S. 47—57. Bern, H. Dalp. 1874.

Die zu Grunde liegende Sage findet sich aber in doppelter Gestalt. Zuerst in Tyrol, und diese tyrolische Sage hat Schiller vor sich gehabt. Ich erinnere mich nicht mehr, ob ich sie einst gelesen oder nur habe erzählen hören.* Möchten tyrolische Forscher Auskunft darüber geben. Die Scene spielt bei dem Kloster Wolkenwiegt, wohin das Fräulein, welches sich dem Heiland frühe angelobt hatte, während der Abwesenheit des Ritters gieng. Wolkenwiegt aber liegt in der Nähe vom Wolkenstein, und mit dem Ritter vom Wolkenstein, seinem Verwandten, war Toggenburg in's heilige Land gezogen. Wenn Schiller diesen seine Mannen im Lande Schweiz beschicken läßt, so ist dies ein historischer Verstoß; denn die Grafschaft Toggenburg kam erst an die Eidgenossenschaft, als der letzte Graf, Friedrich, in seinem Testamente sie derselben vermacht hatte; und in der Zeit, worein die Sage fällt, im zwölften Jahrhundert, gab es noch gar kein Schweizerland.

Mit veränderten Namen und mit etwas veränderten Umständen wird zweitens die Sage am Rhein erzählt. Sie steht unter andern in Schreibers Sagen vom Rhein und Schwarzwalde, und wir geben sie daraus kurz wieder.

„Roland, der Neffe Karls des Großen, zog einst von Ingelheim den Rhein hinab und gelangte in die Burg eines Ritters, der eine einzige Tochter, Hildegund, hatte. Er gewann sie lieb, sie ihn, und der Vater willigte ein, ihm Hildegund zu geben. Roland mußte mit Karln gegen die Saracenen ziehen und gelobte, nach seiner Rückkehr Hildegunden heimzuführen. Ein Jahr verstrich, da sprach ein Ritter auf der Burg ein und verkündete, Roland sei gefallen. Da trauerte die Jungfrau tief und bat ihren Vater, den Schleier nehmen zu dürfen, und gieng in das Kloster auf dem Frauenwörth.** Der Bischof des Sprengels, ein Verwandter des Hauses, gestattete Abkürzung des Probejahres, und nach drei Monaten legte sie das Gelübde ab. Kurze Zeit darauf erschien Roland; er war für todt auf der Wahlstatt liegen geblieben, aber wieder zu sich gekommen und genesen. Als er vernommen, was vorgegangen war, warf er seine Waffen von sich und ließ eine Klause bauen auf dem Felsen, der seitdem Rolandseck heißt, und an dessen Fuße der Frauenwörth im Rheine liegt. Da saß er nun Tage lang vor der Thüre seiner Einsiedelei und sah herab auf das Kloster, in welchem seine Geliebte wohnte. Früh, wenn die Glocke zur Messe rief, stand er auf vom Lager und gieng hinaus, den Chorgesang der Jungfrauen zu hören, und oft wähnte er, Hildegundens Stimme zu unterscheiden. Spät in der Nacht, wenn er noch

---

* Man vergl. übrigens: Knüttelgedichte, Erzählungen, Schwänke und Balladen von G. W. O. von Ries, Altona 1822. Hier steht S. 143 die Ballade: Das Kloster Wolkenwiegt.

** Insel im Rhein.

ein einsames Licht in einer Zelle schimmern sah, glaubte er, es sei Hildegunde, die für ihn bete.“

„Zwei Jahre giengen so vorüber, und der Gram hatte bereits die beste Kraft seines Lebens verzehrt. An einem trüben Herbstmorgen schaute er herab auf das Kloster und sah auf dem Kirchhofe ein Grab aufwerfen, und ihm kam vor, als ob eine Stimme neben ihm flüstere: Es ist für Hildegunden. Er schickte einen Boten in das Kloster, und erfuhr, daß sie vollendet habe. Er sah sie einsenken in die kühle Ruhestatt und hörte das schauerliche Requiem singen, den letzten Abschied der Lebenden von den Todten. Der Schmerz überwältigte sein Leben; man fand ihn in seiner Klause sitzend, starr und todt, und die Augen nach dem Kloster gewendet.“

Ich gestehe, daß mir diese Rheinsage besser gefällt als die tyrolische. Bei Roland wissen wir doch, weßhalb er trauert; keines hat dem andern den Gram bereitet, und beide dulden zusammen, still und ergeben, bis der Tod sie zu gleicher Zeit abruft, um sie zu vereinen. Im Toggenburg vermissen wir dies alles; der Ritter grämt sich wegen versagter, nicht wegen verlorener Liebe; wir wissen aber nicht, weßhalb sie ihm versagt wird, noch weßhalb die Geliebte in's Kloster geht.

Durch die Behandlung unterscheidet sich diese Ballade von allen andern des Dichters. Das Scenisch-Dramatische ist hier gar nicht vorhanden; die Erzählung entwickelt sich vielmehr ganz natürlich nach der Zeitfolge. Die Haltung ist völlig lyrisch-elegisch, und gegen das Ende ruhig-idyllisch. Da der Hauptnachdruck auf das Stillleben des Einsiedlers gelegt ist und daher keine rasch-fortschreitende Handlung stattfindet, so ist eigentlich der Gegenstand nicht recht zur Ballade geschickt, sondern würde der idyllischen Form weit besser anstehen. Da nun hier ein Widerspruch zwischen Inhalt und Form stattfindet, so ist auch der Eindruck, den das Gedicht macht, sehr verschieden. Ritter Toggenburg spricht bloß an das Gefühl und die Empfindung, und will auch mit Empfindung aufgenommen sein.

---

30. Die Kraniche des Ibykus.

(1797.)

1. Zum Kampf der Wagen und Gesänge,[1]
Der auf Corinthus Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibykus, der Götterfreund.

---

[1] Vier Hauptnationalspiele feierten die Griechen gemeinschaftlich: Die olympischen, pythischen, nemäischen und isthmischen. Die letztern sind hier gemeint. Sie hatten ihren Namen von dem Orte der Feier,

Ihm schenkte des Gesanges Gabe,
Der Lieder süßen Mund[2] Apoll;
So wandert' er, an leichtem Stabe,
Aus Rhegium,[3] des Gottes voll.[4]

2. Schon winkt auf hohem Bergesrücken
Acrocorinth[5] des Wandrers Blicken,
Und in Poseidons Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.
Nichts regt sich um ihn her, nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
Die fernhin nach des Südens Wärme
In graulichtem Geschwader ziehn.

3. Seid mir gegrüßt, befreundte Schaaren!
Die mir zur See Begleiter waren,[6]
Zum guten Zeichen nehm' ich euch:
Mein Loos, es ist dem euren gleich.[7]
Von fernher kommen wir gezogen,
Und flehen um ein wirthlich Dach;
Sei uns der Gastliche[8] gewogen,
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!

4. Und munter fördert er die Schritte,
Und sieht sich in des Waldes Mitte;
Da sperren, auf gedrangem[9] Steg,
Zwei Mörder plötzlich seinen Weg.

---

dem corinthischen Isthmus. Hier stand in einem dunkeln Fichtenhaine ein Tempel des Neptun, zu dessen Ehren Theseus die Spiele wieder herstellte, nachdem sie eine Zeit lang nicht gefeiert worden waren. Die isthmischen Spiele wurden alle zwei Jahre begangen, einmal im Sommer, einmal im Winter, und alle Arten von Wettkämpfen galten hier. Auch Dichter und Künstler sangen hier und stellten ihre Werke auf. Während der Spiele galt in Griechenland allgemeiner Friede, eine Art Gottesfriede. — [2] Das zweite Objekt (den süßen Mund der Lieder) steigert das erste. — [3] Eine griechische Kolonie in Unteritalien, das heutige Reggio. Man muß es nicht verwechseln mit einem andern Reggio, dem alten Regium, welches im Herzogthum Modena liegt. Nach Suidas war Ibykus aus Rhegium gebürtig. — [4] D. h. voll der Gesänge, durch die er in den Spielen siegen wollte. — [5] Die Burg von Corinth, die gegen Süden auf einem hohen Berge über die Stadt emporragte. — [6] Dieser Satz bezieht sich entweder auf das vorangehende Schaaren, oder auf das nachfolgende euch. — [7] Ich bin ein Zugvogel wie ihr, und ihr seid mir ein gutes Wahrzeichen; wie die Seefahrt glücklich war, wird auch die Ankunft sein. — [8] Als Schutzherr der Gastfreundschaft hieß Zeus xenios (der gastliche), und zu diesem Zeus, dessen Schützlinge alle Pilger und Fremdlinge und sogar Bettler, besonders aber die reisenden Sänger sind, wendet sich Ibykus; denn Zeus xenios rächte alle Verletzung der Gastfreundschaft und gieng sogar mit den übrigen Göttern zuweilen verkleidet auf der Erde herum, um die gastliche Gesinnung der Einwohner auf die Probe zu stellen. Vergl. Philemon und Baucis, Odyssee XVII. 458. — [9] Gewöhnlicher ist die Form gedränge,

Zum Kampfe muß er sich bereiten,
Doch bald ermattet sinkt die Hand;
Sie hat der Leier zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft [10] gespannt.

5. Er ruft die Menschen an, die Götter,
Sein Flehen dringt zu keinem Retter;
Wie weit er auch die Stimme schickt,
Nichts Lebendes wird hier erblickt.
„So muß ich hier verlassen sterben,
Auf fremdem Boden, unbeweint,
Durch böser Buben Hand verderben,
Wo auch kein Rächer mir erscheint!“ [11]

6. Und schwer getroffen sinkt er nieder;
Da rauscht der Kraniche Gefieder.
Er hört, schon kann er nicht mehr sehn,
Die nahen Stimmen furchtbar krähn. [12]
„Von euch, ihr Kraniche dort oben,
Wenn keine andre Stimme spricht,
Sei meines Mordes Klag' erhoben!“
Er ruft es, und sein Auge bricht.

7. Der nackte Leichnam wird gefunden, [13]
Und bald, obgleich entstellt von Wunden, [14]
Erkennt der Gastfreund in Corinth
Die Züge, die ihm theuer sind.
„Und muß ich so dich wieder finden, [15]
Und hoffte mit der Fichte Kranz
Der Sängers Schläfe zu umwinden,
Bestrahlt von seines Ruhmes Glanz!“ [16]

---

in der Bedeutung von gedrängt; z. B. gedrängt sitzen. Hier in oberdeutscher Form und Bedeutung: eng, schmal. Im Altdeutschen bezeichnet das Hauptwort gedrenge (neutr.) schon an sich allein einen schmalen oder verwachsnen Weg. — [10] Kräftige Sehne. Vergl. übrigens Anmerkung 10 zum Polykrates. — [11] Der Vers: auf fremdem Boden, unbeweint, darf nicht auf sterben bezogen werden, sondern gehört zu dem folgenden verderben: Auf fremdem Boden muß ich verderben. Das Wo des letzten Verses bezieht sich nun eben auf: fremdem Boden: Auf fremdem Boden muß ich verderben, wo ich keine Blutsverwandte habe, die meinen Mord rächen könnten. — [12] Die Stimme der Kraniche tönt trompetenartig, und während des Zuges schwatzen sie beständig mit einander. — [13] Bei Str. 7 geht der zweite Theil des Gedichts an. — [14] Dieser Satz bezieht sich der grammatischen Regel gemäß auf Gastfreund, soll sich aber auf Züge beziehen. Die Beschränkung in Anwendung der Partizipsätze ist allerdings für den Dichter sehr hindernd; indeß kann ihn dieser Mangel seiner Sprache nicht der Pflicht entbinden, ihrem Gange und Charakter sich zu fügen. — [15] Diese Form des Fragesatzes mit der Auffassung des Schmerzes, der Freude, des Spottes und ähnlicher Gemüthsbewegungen finden wir bei Schiller oft. — [16] Bezieht sich auf das vorausgehende ich: „Ein Strahl vom Glanze seines Ruhmes wäre auch auf mich gefallen.“

8. Und jammernd hören's alle Gäste,
Versammelt bei Poseidons Feste;
Ganz Griechenland ergreift der Schmerz:
Verloren hat ihn jedes Herz.
Und stürmend drängt sich zum Prytanen [17]
Das Volk, es fordert seine Wuth,
Zu rächen des Erschlag'nen Manen,
Zu sühnen mit des Mörders Blut. [18]

9. Doch wo die Spur, die aus der Menge
Der Völker flutendem Gedränge,
Gelocket von der Spiele Pracht, [19]
Den schwarzen Thäter kenntlich macht?
Sind's Räuber, die ihn feig erschlagen?
That's neidisch ein verborgner Feind?
Nur Helios vermag's zu sagen,
Der alles Irdische bescheint.

10. Er geht vielleicht mit frechem Schritte
Jetzt eben durch der Griechen Mitte,
Und während ihn die Rache sucht,
Genießt er seines Frevels Frucht.
Auf ihres eignen Tempels Schwelle
Trotzt er vielleicht den Göttern, mengt
Sich dreist in jene Menschenwelle,
Die dort sich zum Theater drängt.

11. Denn [20] Bank an Bank gedränget sitzen,
Es brechen fast der Bühne Stützen, [21]
Herbeigeströmt von fern und nah,
Der Griechen Völker wartend da.

---

[17] Prytanen hießen die ersten obrigkeitlichen Personen in Corinth. In Athen nannte man die Beisitzer eines gewissen Gerichts (des Prytaneums) so. — [18] Bei fordern muß man sich hinzudenken: „von ihm". Manen — bald die Geister der Verstorbenen, bald deren Schutzgötter. — Sühnen hier statt versöhnen; man sagt wohl: ein Verbrechen sühnen, aber nicht: den Beleidigten sühnen. — [19] Der Sache nach bezieht sich dieser Satz auf Völker, wogegen aber die Grammatik vieles einzuwenden hat. — [20] Hier geht der dritte Theil des Gedichts an, und die enge Anknüpfung desselben an den zweiten ist besonders kunstvoll und schön; eben so Str. 13 die Einführung des Chores. Alles greift hier so eng in einander, daß wir die einzelnen Theile gar nicht als abgesonderte bemerken und uns im Theater befinden, ohne durch einen plötzlichen Sprung dahin versetzt worden zu sein. — [21] Bühne statt Theater, der Theil statt des Ganzen. — [22] Die Theater der Alten waren oben offen; ihre Schauspiele wurden am Tag und unter freiem Himmel aufgeführt. Die Sitze der Zuschauer bestanden in Stufen, welche sich um den Halbzirkel der Orchestra (unseres Parterre's) rückwärts hinauf erhoben, so daß fast alle gleich bequem sehen konnten. In

Dumpfbrausend wie des Meeres Wogen,
Von Menschen wimmelnd, wächst der Bau
In weiter stets geschweiftem Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau. [22]

12. Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammen kamen?
Von Theseus Stadt, von Aulis Strand, [23]
Von Phocis, vom Spartanerland,
Von Asiens entlegner Küste,
Von allen Inseln kamen sie,
Und horchen von dem Schaugerüste
Des Chores grauser Melodie —

13. Der streng und ernst, nach alter Sitte,
Mit langsam abgemess'nem Schritte,
Hervortritt aus dem Hintergrund, [24]
Umwandelnd des Theaters Rund. [25]
So schreiten keine ird'schen Weiber!
Die zeugete kein sterblich Haus!
Es steigt das Riesenmaß der Leiber
Hoch über menschliches hinaus. [26]

---

der Orchestra hielt sich der Chor auf. Zwischen den einzelnen Scenen führte der Chor oft Gesänge aus, die mit Tänzen begleitet waren. — [22] Athen und Böotien. Diese Strophe ist nicht den andern gleich gebaut. Denn alle andern bestehen immer aus zwei Hälften, deren Verse durch gleiche Reime verschlungen und verbunden sind. Wir erwarten, daß mit diesem äußern Baue auch der innere Sinn zusammenfällt, d. h. daß da, wo eine Reimverschlingung beginnt, auch der neue Gedanke anhebt. Dies ist nun hier nicht der Fall. Die zweite Zeile schließt den Gedanken, ohne daß das Ohr den Reim hätte wiederkehren hören; Z. 3 u. 4 gehören nun zu der folgenden Reimverschlingung oder zum folgenden Gedanken. Jeder, der die Strophe zum erstenmale liest, wird daher falsch lesen und die Frage ausdehnen bis zu Ende der vierten Zeile:

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammen kamen,
Von Theseus Stadt, von Aulis Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland?

[24] Schiller scheint anzunehmen, der Chor habe hinter der Bühne gestanden und sei in den Zwischenscenen hervorgetreten; dies ist aber falsch. Der Chor kam in der Regel gar nicht auf die Bühne, sondern hielt sich in der Orchestra, also gerade im Vordergrunde, auf. — [25] Diese Satzform scheint mir unpassend. Man kann doch nicht sagen: Umwandelnd das Theater, tritt er vor, sondern nur umgekehrt: Hervortretend aus dem Hintergrund, umwandelt er das Theater. Nicht das Hervortreten ist die Hauptsache, sondern das Umwandeln; folglich sollte letzteres wenigstens dem Vorhergehenden beigeordnet, auf keinen Fall aber untergeordnet sein:

Der hervortritt aus dem Hintergrund
Und des Theaters Rund umwandelt.

[26] Das Maß der Leiber stieg eigentlich bei den griechischen Schau-

14. Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden;[27]
Sie schwingen in entfleischten Händen
Der Fackel düsterrothe Glut;
In ihren Wangen fließt kein Blut.
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich wehn,
Da sieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeschwollnen Bäuche blähn.

15. Und schauerlich gedreht im Kreise,[28]
Beginnen sie des Hymnus Weise,
Der durch das Herz zerreißend dringt,
Die Bande um den Sünder schlingt.
Besinnungsraubend, herzbethörend
Schallt der Erinnyen Gesang,
Er schallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leier Klang:

16. „Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nahn,
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe, wer verstohlen
Des Mordes schwere That vollbracht!
Wir heften uns an seine Sohlen,
Das furchtbare Geschlecht der Nacht!

17. Und glaubt er fliehend zu entspringen,
Geflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.
So jagen wir ihn, ohn' Ermatten,
Versöhnen kann uns keine Reu,
Ihn fort und fort bis zu den Schatten,
Und geben ihn auch dort nicht frei."

---

spielern in der Tragödie stets über das menschliche hinaus, denn sie hatten unter den Füßen eine Art Fußbank, den Cothurn. Uebrigens ist hier das Erscheinen der Eumeniden herrlich herbeigeführt und innig mit dem Vorhergehenden verbunden. — [27] In dieser ganzen Strophe wirkt die Sprache schon durch sich, nicht etwa durch ihren Klang, sondern dadurch, daß die Wörter nicht bloß Sachen bezeichnen, sondern in ihrer ursprünglichsten, sinnlichsten Bedeutung stehen. Dies gilt besonders von den Verben: „schlägt die Lenden — lieblich flattern — freundlich wehn — blähn". Ueberall nicht bloß die Sache, sondern unmittelbare Wirkung auf Stimmung und Gemüth. — [28] Eigentlich: sich drehend.

18. So singend tanzen sie den Reigen,
Und Stille, wie des Todes Schweigen,
Liegt über'm ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit nahe wär'.
Und feierlich, nach alter Sitte
Umwandelnd des Theaters Rund,
Mit langsam abgemess'nem Schritte,
Verschwinden sie im Hintergrund.

19. Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet
Noch zweifelnd jede Brust und bebet,[29]
Und huldiget der furchtbarn Macht,
Die richtend im Verborgnen wacht,
Die unerforschlich, unergründet,[30]
Des Schicksals dunkeln Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

20. Da hört man auf den höchsten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:
„Sieh da! Sieh da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibykus!"
Und finster plötzlich wird der Himmel,
Und über dem Theater hin
Sieht man, in schwärzlichtem Gewimmel,
Ein Kranichheer vorüberziehn.[31]

21. „Des Ibykus!" — Der theure Name
Rührt jede Brust mit neuem Grame,
Und, wie im Meere Well auf Well,
So läuft's von Mund zu Munde schnell:

---

[29] Zwischen Schein und Wirklichkeit schwankt jeder in seinem Glauben, und weiß nicht, ob er die wirklichen Furien vor sich hat, oder nur ein Scheingebilde der Kunst. Dies ist eben die Wirkung der Poesie, welche einen Eindruck machen soll wie das Leben selbst. V. 3 folgt nun aber die sittliche, tiefere Wirkung des durch Poesie Geschaffnen. Das Geschaute erinnert die Zuhörer an die Nemesis, die Ausgleicherin alles Geschehenen und Vorhandenen, die Vergelterin alles Guten, Offenbarerin des Bösen. Ihr Wirken können wir nicht beweisen (fliehet vor dem Sonnenlicht), aber wir fühlen und ahnen es. Die ganze Strophe fügte Schiller erst später hinzu. — [30] Diese Worte unerforschlich und unergründet kann man auf furchtbare Macht beziehen, aber auch auf Knäuel. — [31] Man muß sich die Kraniche natürlich so vorstellen, daß ihr Flug den Gesichtern der Zuschauer zugerichtet ist. Die Räuber sitzen auf den höchsten Plätzen, wo das gemeine Volk sich aufhält, und sehen daher die Kraniche schon eher, als dieselben über dem Theater sind. Erst nach dem Ausrufe erscheinen die Kraniche über der Bühne.

„Des Ibykus, den wir beweinen,
Den eine Mörderhand erschlug?
Was ist's mit dem? Was kann er meinen?
Was ist's mit diesem Kranichzug?“ —

22. Und lauter immer wird die Frage,
Und ahnend fliegt's, mit Blitzesschlage,
Durch alle Herzen: „Gebet Acht!
Das ist der Eumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen;
Der Mörder bietet selbst sich dar!
Ergreift ihn,[32] der das Wort gesprochen;
Und ihn, an den's gerichtet war.“

23. Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht er's im Busen gern bewahren;
Umsonst! der schreckenbleiche Mund
Macht schnell die Schuldbewußten kund.
Man reißt und schleppt sie vor den Richter,
Die Scene wird zum Tribunal,
Und es gestehn die Bösewichter,
Getroffen von der Rache[33] Strahl.

---

[32] Richtiger wäre den, allein wir hätten dann einen großen Mißklang: „den, der das Wort —“. Uebrigens ist schon früher bemerkt worden, daß Schiller das persönliche Fürwort gern anstatt des deutenden setzt. — [33] Bei Rache haben wir uns hier die Nemesis zu denken.

Unter den Balladen Schillers ist Ibykus diejenige, wo der Gang der Begebenheiten fast ganz des Dichters Werk ist. Bei den Alten finden wir den Ibykus nur gelegentlich erwähnt, und wir wissen nicht einmal genau, woher er war, indem einige ihn zu einem Messiner, andere zu einem Rheginer machen. Suidas sagt folgendes von ihm: „Ibykus, ein Sohn des Phytios, nach andern des Polycelos, des Geschichtschreibers von Messina, nach wieder andern des Kerdos, war aus Rhegium gebürtig. Von dort gieng er nach Samos, als Polykrates, der Vater des Tyrannen, es beherrschte. Dies war zur Zeit des Krösus, in der 54. Olympiade. Er war ein leidenschaftlicher Knabenliebhaber und erfand zuerst die sogenannte Sambuca, eine Art dreieckiger Zither. Von ihm giebt es sieben Bücher in dorischem Dialekte.

„Als ihn Räuber in der Wüste angriffen, sagte er, im Nothfall würden die Kraniche, die gerade über ihm flogen, seine Rächer sein. Er wurde erschlagen; späterhin aber sagte einer der Räuber, als er in der Stadt Kraniche sah: Siehe da, die Rächer des Ibykus! Da

jemand dies gehört hatte und den Worten weiter nachforschte, so kam das Begangene an den Tag, und die Räuber wurden bestraft."

Dieser Vorfall ist Gegenstand eines griechischen Epigramms des Antipater Sidonius, das wir nach Jakobs Uebersetzung (Tempe. Leipzig 1803) beifügen:

Räuber tödteten dich, o Ibykus, während du harmlos
Wandeltest einsamen Wegs an dem Gestade des Meers;
Hülflos riefst du hinauf zu den Kranichen, welche herbei dir
Eileten, als du erblichst, Zeugen der gräßlichen That.
Nicht vergebens erhobst du die flehende Stimme zum Himmel;
Durch der Vögel Geschrei rächten die Götter den Mord
In des Sisyphos Land.* Wohlan ihr Horden der Räuber,
Gierige, fürchtet ihr wohl künftig der Himmlischen Zorn.
Auch der Frevler Aegysth, der Mörder des heiligen Sängers,**
Floh dem rächenden Strahl schwarzer Erinnyen nicht.

Plutarch in seiner Abhandlung über die Geschwätzigkeit sagt: „Zu Lacedämon fand man den Tempel der Athene Chalcöcos geplündert, und darin eine leere Flasche. Als nun unter der herbeigelaufenen Menge die Frage darüber entstand, so sagte einer unter dem Haufen: „„Ich will Euch sagen, was ich von dieser Flasche denke. Ich vermuthe, daß die Tempelräuber, im Begriff, ein solches Wagestück zu unternehmen, zuvor Schierlingssaft getrunken und dann Wein mit sich genommen haben, um, wenn es gelänge, vermittelst des Weines die Kraft des Giftes unwirksam zu machen; wenn sie aber ergriffen würden, vor der Folter eines leichten und schmerzlosen Todes zu sterben.““ Diese gegebene Erklärung erregte bei allen den Verdacht, eine so verwickelte und künstlich eingefädelte Sache setze nicht bloße Vermuthung, sondern Mitwissenschaft voraus. Der Mensch wurde umringt, von allen Seiten ausgefragt, wer er sei, wem bekannt, woher er das wisse? und so überall bedrängt, gestand er endlich, daß er einer der Tempelräuber sei. Und wurden nicht die Mörder des Ibykus auf dieselbe Weise entdeckt? Als sie im Theater saßen und zufälligerweise Kraniche vorüberziehen sahen, flüsterten sie einander lachend zu: Siehe da die Rächer des Ibykus! Diese Worte fielen

---

* d. h. Landenge von Corinth. Sisyphus war König, nach einigen gar Erbauer von Corinth und Stammvater des Hauses der Sisyphiden, gewöhnlich wird er auch als Stifter der isthmischen Spiele betrachtet; derselbe, welcher in der Unterwelt den schweren Stein wälzen mußte.

** Aegysthus, der Vetter und Mörder des Agamemnon, der Klytemnestren zur Untreu verführte.

Anfangs hörte sie zwar den argen Verführer mit Abscheu,
Klytemnestra die edle; denn sie war gut und verständig.
Auch war ein Sänger bei ihr, dem Agamemnon besonders,
Als er gen Ilion fuhr, sein Weib zu bewahren vertraute!
Aber da sie die Götter in ihr Verderben bestrickten,
Führt' Aegysthus den Sänger auf eine verwilderte Insel,
Wo er ihn zur Beute dem Raubgevögel zurückließ.

Odyssee. Ges. 3, V. 265—271.

den Zunächstsitzenden auf, und da Ibykus schon seit längerer Zeit vermißt wurde, so meldeten sie die Sache der Obrigkeit. Sie wurden der That überführt und hingerichtet. Diese Strafe brachten nicht die Kraniche über sie, sondern die Geschwätzigkeit ihrer Zunge, welche gleich einer Erinnys oder Strafgöttin sie zwang, den Mord zu verrathen. Denn so wie in dem menschlichen Körper die Säfte sich gern nach den leidenden und schmerzhaften Theilen hinziehen, eben so pflegt auch die Zunge des Schwätzers, die immer entzündet, immer mit Klopfen beschwert ist, geheime und verborgene Sachen an sich zu ziehen."

Nach dem Vorgange Plutarchs und dem Zeugnisse des Antonius berichtet dieselbe Geschichte Thomas Fazelli, Dek. 1. Die Auslegung ist allerdings eine wunderliche, und nicht Plutarchs würdig, sondern der zu vergleichen in der Fabel von Burkard Waldis, die wir bei Bürgers Kaiser und Abt gelesen haben. Der Vorfall mit den Mördern des Ibykus paßt nicht recht zu jenem von den Tempelräubern. Welch ein Unterschied zwischen der Erinnys Plutarchs und den Rachegöttinnen Schillers, welche auch zwingen, den Mord zu verrathen. Schiller hat aber eine ganz ihm eigenthümliche Ansicht, einen ganz neuen Zusammenhang in das Ganze gelegt. Er will ebenfalls keine Wundergeschichte erzählen, sondern eine Wunderwirkung darstellen; es ist ihm nicht darum zu thun, die wunderbare Entdeckung eines im Geheimen geschehenen Mordes zu berichten, sondern darum, die unbekannte und darum wunderbare Gewalt der Poesie und der Kunst überhaupt auf das menschliche Gemüth, auch auf das rohe, zu verherrlichen. Nicht die Kraniche an und für sich nöthigen den Mörder zu dem Ausruf, sondern das Stück hat Eindruck auf ihn gemacht und ihn an seine That erinnert; daher nun der Ausruf beim Anblick der Vögel, die ihm gar nicht so auffallen würden, wenn nicht das Lied der Erinnyen ihn vorher überrascht hätte. Noch größern Eindruck aber als auf den rohen Mörder hat das Stück auf die übrigen Zuschauer gemacht; sie sind an nichts erinnert, aber sie sind ganz davon erschüttert worden, und nun muß der Name Ibykus sie gewaltig aufregen. Wenn Str. 19 der gewaltige Eindruck geschildert wird, den das Gesehene und Gehörte auf die Zuschauer gemacht hat, so weiß man wirklich nicht, ob der Dichter unter der furchtbaren Macht die Nemesis oder die Dichtkunst meint. Aber sie sind nach ihm eins; die Dichtkunst ist die Verbündete der strengen Schicksalsgöttinnen, denn:

Verbündet mit den furchtbar'n Wesen,
Die still des Lebens Faden drehn,
Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Wer seinen Tönen widerstehn? *
(Macht des Gesanges.)

* Als ich noch in Sachsen, in meinem Vaterlande, lebte, erzählte man sich, ein Dresdner Bürger sei durch die Vorstellung der Oper Blaubart

Dazu kommt, daß die Dichtkunst hier ihre furchtbare Gewalt zeigt, um einen ihrer Geweihten, ihrer Priester zu rächen. Die Reise zu den isthmischen Spielen, etwas unwesentliches, sobald die Entdeckung durch die Kraniche die Hauptsache wäre, wird nun etwas sehr wichtiges, bedeutungsvolles. Darum nennt der Dichter jene Spiele einen Kampf der Gesänge. Der Dichter wird meuchlerisch ermordet, gerade mitten in seiner Hoffnung, als Sieger verherrlicht vor seiner Nation zu stehen; der Dichter, der keine Waffe hat, als seine Lieder; denn:

Er hat der Leier zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft gespannt.

Aber diese seine einzige Waffe bringt das Verbrechen an's Licht. Heimlich geschah die That, in der Fremde, wo kein Freund den Sterbenden rächen konnte; aber vor dem ganzen Volke muß sich selbst der Mörder verrathen und das ganze Volk ihn rächen. Die Wuth der aufgereizten Masse kann den verhaßten Mörder weder entdecken noch bestrafen; aber die durch den Mord ihres Priesters beleidigte und geschändete Kunst zeigt dem Mörder ihre stille, aber desto furchtbarere Macht.

Vom Eumenidenchor geschrecket,
Zieht sich der Mord, auch nie entdecket,
Das Loos des Todes aus dem Lied. *

Sehen wir das Gedicht auf diese Weise an — und so sollen wir es wohl ansehen — so müssen wir auch gestehen, daß hier jeder Zug, jeder Gedanke bedeutungsvoll ist, daß nichts ohne Grund dasteht. Das Gedicht ist ein in sich so vollendetes, abgerundetes Ganzes, als nur je der Genius eines Dichters hervorgebracht hat. Darum nun die grause Pracht, womit der Chor der Eumeniden dargestellt ist. Was nun diesen Chor anbetrifft, so hat der Dichter hier ein bestimmtes Stück im Sinne gehabt, nämlich die Eumeniden des Aeschylus. Ibykus lebte freilich früher als Aeschylus; man kann aber dem Dichter deßhalb nicht etwa einen Anachronismus vorwerfen, da er ja das Stück gar nicht nennt. Der Gegenstand dieser Tragödie ist die Sühnung Orests vom Morde seiner Mutter Klytemnestra und die Befreiung desselben von der Verfolgung durch die Furien. Diese verfolgen Orest bis in Apolls Tempel zu Delphi, wo jener Ruhe suchte. Apollo weist ihn nach Athen zur Pallas; auch dahin folgen ihm die Furien. Hier singen sie den Chor, den Schiller vor Augen gehabt hat. Er heißt nach W. v. Humboldts Uebersetzung (Berlinische Monatsschrift, herausgeg. v. Biester, 1793) also:

---

so erschüttert worden, daß er einen Mord selbst entdeckt habe, den er Jahre vorher an seiner Frau begangen. Ob die Sache wahr ist, weiß ich nicht. Sie müßte vor dem Jahre 1824 geschehen sein, denn seit diesem Jahre lebe ich in der Schweiz.

* Aus den Künstlern.

Vernimm diesen Hymnus, über deinen Banden gesungen.

Auf nun, und schlinget den Reigen!
Lasset ertönen
Den grausen Gesang!
Singt, wie den Sterblichen
Unsre Schaar des Schicksals Loose vertheilt:
Wie sie, strenges Recht zu üben, sich freut!
Denn, wer in schuldloser Reinheit
Seine Hände bewahret,
Den besucht nie unser Zorn;
Fern von Unglück, durchwallt er das Leben.
Aber, wer, wie dieser, frevelnd
Hände des Mordes birgt;
Dem gesellen wir uns rächend bei,
Zeugen wahrhaft den Erschlagenen gegen ihn,
Fordern von ihm das vergossene Blut.

Strophe 1.

Mutter, die du uns gebarest,
Nacht den Schauenden und Blinden,
Mutter, hier die Erinnyen!
Unsre Ehre schmälert Leto's Sohn,
Reißt aus unsrer Hand den Flüchtling,
Den des Muttermordes Frevel
Unserm Rächerarm geeignet.
Ueber dem geweihten Opfer
Sei dies unser Lied! Sinneberaubend,
Herzzerrüttend, wahnsinnhauchend,
Schallt der Hymnus der Erinnyen,
Seelenfesselnd, sonder Leier,
Und des Hörers Mark verzehrend.

Antistrophe 1.

Denn des Schicksals Richterausspruch
Gab zum sichern Eigenthume
Dieses Loos uns. Wessen Frevlerarm
Mordend unschuldvolles Blut verspritzt,
Dem zu folgen, bis er zu den
Schatten walle. Aber sterbend
Wird er nicht der Banden ledig.
Ueber dem geweihten Opfer
Sei dies unser Lied! Sinneraubend,
Herzzerrüttend, wahnsinnhauchend,
Schallt der Hymnus der Erinnyen,
Seelenfesselnd, sonder Leier,
Und des Hörers Mark verzehrend .....

Epodos.

Plötzlich aus der Höhe stürzend,
Hemmen wir des flüchtgen
Bösewichts unsichern Schritt.
Unter seiner Unthat Bürde
Wankt im irren Lauf sein Fuß,
Und er sinkt; und sieht es
In des Wahnsinns Irrthum nicht.
So umhüllt mit Blindheit ihn der Frevel,
Da des Unglücks tiefes Dunkel seinem
Hause das Gerücht entgegenstöhnt.

Dieser furchtbar-herrliche Chor ist auf das kunstvollste in die neuere Dichtungsform, in das neuere Silbenmaß und den Reim verwebt, so daß er sich der Erzählung und überhaupt dem Ganzen auf das innigste und natürlichste anschmiegt. Es weht aber überhaupt in diesen Kranichen des Ibykus ein ganz eigenthümlicher Geist. Ballade kann man das Gedicht wohl eigentlich nicht nennen; denn es hat eine rein-epische, feierliche Haltung, und auch das Scenisch-Dramatische, welches in Schillers Balladen sonst immer vorwaltet, herrscht hier durchaus nicht. Die Erzählung ist nicht kurz, nicht mit wenigen kräftigen Zügen hingeworfen; sie führt vielmehr alles ruhig aus und schreitet ruhig fort. Das Ganze besteht außer der Einleitung aus drei Theilen, von denen der erste im Haine, der zweite zu Corinth, der dritte im Theater verweilt. Die feste Aneinanderknüpfung dieser Theile, der zufolge wir den Uebergang des einen in den andern kaum bemerken, kann nie genug bewundert werden. In der Sprache herrscht die erhabenste Ruhe und die einfachste Pracht; sie ist im Ganzen so stahlfest und aus einem Gusse, daß nur der aufmerksame Sprachforscher, der keinen Flecken unbeachtet läßt, die Verstöße gegen den richtigen Satzbau bemerkt, die leider sehr oft vorkommen.

An den Kranichen hat aber Schiller sehr lange gearbeitet, wie denn überhaupt diese herrlichen Kunstwerke die Früchte langen Ausharrens sind. Einige Strophen that er erst später auf Göthe's Rath hinzu. So fehlten zuerst Str. 2 und 3. Ibykus sah die Kraniche erst im Sterben; Göthe rieth dazu, sie ihm schon früher begegnen zu lassen. „Diese Kraniche," sagt Göthe, „kommen als Naturphänomene und stellen sich so neben die Sonne und andere regelmäßige Erscheinungen. Auch wird das Wunderbare dadurch weggenommen, indem es nicht eben dieselben zu sein brauchen; es ist vielmehr nur eine Abtheilung des großen wandernden Heeres, und das Zufällige macht eigentlich, wie mich dünkt, das Ahnungsvolle und Sonderbare in der Geschichte!" Göthe wollte denselben Gegenstand als Ballade bearbeiten, gab aber den Vorsatz auf (s. Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe).

Daß der Sage vom Ibykus Wahrheit zu Grunde liegt, läßt sich kaum bezweifeln, ist auch für uns gewissermaßen gleichgültig. Die Ueberzeugung aber, daß ein Auge auch die verborgensten Verbrechen sieht und zu entdecken weiß, diese liegt tief in der menschlichen Brust, und so hat sie sich auch in mannigfaltigen Sagen kund gethan.

Ganz verwandt den Kranichen des Ibykus sind die Raben des heiligen Meinrad, vorzüglich wie Martin Crusius in seinen schwäbischen Annalen (Thl. II, Buch 2, Kap. 12) die Geschichte er-

zählt. „Einsiedeln," * sagt er, „hat seinen Ursprung genommen vom heiligen Meginhard oder Meinrad. Dieser war der Sohn Bertholds, Grafen im Sundgau, wohnhaft an der Donau in Schwaben. Seine Eltern erlangten diesen Sohn durch vieles Gebet von Gott, nachdem sie lange der Kinder entbehrt hatten, und weihten den Neugebornen Gott. Er ward nun zuerst Mönch, dann Schulmeister im Kloster Reichenau. Nachdem er dies verlassen, begab er sich in den dunkelsten Wald, dienete Gott daselbst mit Fasten und Beten und baute sich daselbst eine Zelle. Im Jahre 861 in der Nacht des 21. Jenners ** wurde er von zwei Mördern getödtet, welche viel Geld bei ihm zu finden hofften. Sein Leichnam wurde nach Reichenau geführt und daselbst begraben, und machte sich durch unzählige Wunder lange Zeit berühmt. Bevor er aber gestorben war, flogen Raben vorüber, und diese, sagte der Heilige, würden den Mord offenbaren. Sie, die Mörder, dachten keineswegs an das, was noch kommen könne, sondern tödteten ihn aus Raubsucht. Als sie später zu Zürich vor dem Wirthshaus saßen, sah der eine Raben vorbeifliegen und rief lachend: Siehe da, die Raben des Meinrad! Dieses hörte ein Vorübergehender und zeigte es der Obrigkeit an, und so schuf diese Spitzmaus sich und seinem Gesellen durch eigenen Verrath das Verderben. Denn sie wurden ergriffen, gerädert und verbrannt. Daher das Sprichwort: St. Meinrads Raben."

Die Legendenbücher stellen die Sache anders dar. Nach ihnen gehören die Raben dem Meinrad zu, er hat sie erzogen; sie sind gegenwärtig bei dem Morde, hacken auf die beiden Mörder ein und verfolgen sie bis Zürich. Ein Zimmermann in Wolrau, Meinrads Gevatter, erkennt die Vögel; er läuft in Meinrads Zelle, findet ihn todt und geht nun mit seinem Bruder nach Zürich. Hier treffen sie die Mörder im Wirthshause (das jetzt der Rabe heißt), und die Raben umschwirren mit lautem Gekrächz die Köpfe derselben. Diesen Gang hat auch das alte Lied, wieder abgedruckt in des Knaben Wunderhorn III, 171. Wyß hat die Legende bearbeitet in seinen Sagen und Idyllen aus der Schweiz. Das absichtlich Wunderbare in dieser Legendendarstellung ist aber gewiß nicht so ahnungsvoll und bedeutend als das scheinbar Zufällige in Crusius Erzählung und im Ibykus.

Eine ähnliche Sage hat Boner bearbeitet in seinem Edelstein. Fab. 61. Von einem Juden und von einem Morder. Von

---

* Die noch jetzt sehr berühmte Abtei im Kanton Schwyz, wohin jährlich viele Tausende wallfahrten.

** In der Histori vom Leben und Sterben des Heil. Einsiedels und Märtyrers S. Meinrads u. s. w. Freiburg 1587, in Maurers Helvetia sancta und allen älteren Legendensammlern ist 863 als Meinrads Todesjahr angegeben. Die beiden Mörder hießen Peter von Churwalchen und Richard von Nördlingen.

Offenunge des Mordes. Ein Jude bittet den König um Geleit durch einen unsichern Wald. Der König giebt ihm seinen Schenken mit. Dieser bekömmt unterwegs Lust, den Juden zu erschlagen. Der Jude merkt es und sagt:

Ich zwivel nicht und weis es wol,
Das dises mort got offenen sol.
E ub es wurd verswigen gar,
Diu vogel machtens offenbar,
Die hie fliegent, samir got.
Das ducht den schenken gar ein spot.
Do er das swert hat us gezogen,
Und in wold slan, do kam geflogen
Ein rephun us den hursten dar.
Do sprach der schenke: Jude, nim war,
Den tot, den ich dir nu an tun,
Den wird offenende das rephun.
Er slug den juden und nam das gut,
Und gieng heim und hat hochen mut.

Nicht lange darnach ißt der König Rebhühner; der Schenk muß ihm eins auftragen und lacht dabei. Der König will die Ursache wissen; jener gesteht und wird gehängt. Hier ruft also der Mörder selbst spottend den Zeugen auf. In dieser Hinsicht anders erzählt Burkard Waldis die Geschichte in seinem Esopus. Buch IV, Fab. 20. Vom Juden und einem Truckfessen. Der reiche Jude erhält den Truchsessen als Geleit. Im Walde zeigt dieser ihm an, daß er ihn erschlagen wolle.

Du wirst von mir jetzt hingericht,
Es ist hie niemand, der es sicht.
Er sprach: laß mich doch unerstochen,
Denck, das kein Mord bleib ungerochen
Vor Gott, und ungestrafft gar selten,
Der Krammetvogel wirdt es melden
(Den er im zeigt in jener Hecken)
Und sprach: der wirdt den Mord entdecken,
Dem Truckseß war die red vor mehr,*
Er schlug den Jüden nach der schwer,
Nam das Silber und Güldene pfandt,
Den todten Leib begrub in den Sandt,
Er macht sich auff und zohe von dar.
Die zeit verlieff ins ander jar,
Begieng der König seinen Jartag,
Derhalb man im viel frewden pflag,
Wie er nun war zu Tisch gesessen,
Der Truckseß trug im vor das essen,
Darunter bracht on als gefehr
Ein essen Krammetvogel her,
Baldt er sie sahe, gedacht er der redt
Des Juden, hertzlich lachen thet.
Der König fragt jn, was er macht,
Das er so von im selber lacht?
Er swieg, bald gunt sein hertz zu zagen,
Der König thet je aber fragen
Und wolt je wissen, was es wer,
Zuletzt gezwungen sagt ers her,
Bald ward er vor Gericht gestellt
Und im zum todt ein Urtheil gefellt.

Hierauf kommt die Moral: Wir sollen nicht stehlen und nicht tödten, jeder Mord werde offenbar. Als neuer Beleg die Geschichte des Polymestor aus Euripides Hecuba und endlich der Mord des Ibykus.

Noch eins ich hie anzeigen muß,
Von dem Poeten Ibikus,
Der ward in einem Wald ermordt,
Indem er etlich Kranchen hort,
Welch denselben ort uberflohen,
Und zeilicht** durch die Luft hinzohen.
Er rieff, ich werd elend erstochen,
Laßt doch den Mord nit ungerochen,
Die Mörder solchs als Thorheit achten,
Und lang nit mehr daran gedachten,
Bis sie einmal zusammensassen
In einer Stadt bei ihren genossen,
Zechten, und warn guter ding.

---

* Mähre, Mährchen. Die Rede galt ihm für eine Mähre, für albern. Zu Waldis Zeit hatte sich also die Bedeutung von Mähre schon in unsere jetzige verändert.

** In Zeilen, in Reihen.

Einer von jhnen auß hin gieng, Da fliegen des Ibici Recher,
Sah etlich Kranchen fliegen her, Solchs hört der Wiert, und sagt das
Kam wieder nein, sprach on gefehr nach,
Zu seinen Gselln mit grossem gelecher: Der missethat folgt billig rach.

Zeiler in seinem Theatrum tragicum erzählt jene Geschichte von dem Juden anders. Ein Jude in Portugal wird von einem Diener des Königs umgebracht. Der Sterbende ruft einen vorbeifliegenden Fasanen zum Zeugen und Rächer auf. Nach drei Jahren soll dieser Diener an des Königs Tafel einen Fasanen zerlegen und zittert. Der König will wissen, warum, und so wird die Sache offenbar.

Am treuherzigsten und eindringlichsten ist aber jener Grundgedanke in dem von Grimm (Kinder- und Hausmährchen Nr. 115) mitgetheilten Volksmährchen ausgedrückt: Die klare Sonne bringts an den Tag.

Ein Schneidergeselle reiste in der Welt auf sein Handwerk herum; nun konnt' er einmal keine Arbeit finden und war die Armuth bei ihm so groß, daß er keinen Heller Zehrgeld hatte. In der Zeit begegnete ihm auf dem Wege ein Jude, und da dachte er, der hätte viel Geld bei sich und stieß Gott aus seinem Herzen, gieng auf ihn los und sprach: „Gieb mir Dein Geld, oder ich schlag' Dich todt!" — Da sagte der Jude: „Schenkt mir doch das Leben, Geld hab' ich keines und nicht mehr als acht Heller." Der Schneider aber sprach: „Du hast Geld, und das soll auch heraus!" brauchte Gewalt und schlug ihn so lange, bis er nah am Tode war. Und wie der Jude nun sterben wollte, sprach er das letzte Wort: „Die klare Sonne wird es an den Tag bringen!" und starb damit. Der Schneidergeselle griff ihm in die Tasche und suchte nach Geld; aber er fand nicht mehr als die acht Heller, wie der Jude gesagt hatte. Da packte er auf, trug ihn hinter einen Busch und zog weiter auf sein Handwerk. Wie er nun lange Zeit gereist war, kam er in eine Stadt bei einem Meister in Arbeit; der hatte eine schöne Tochter, in die verliebte er sich und heirathete sie und lebte in einer guten vergnügten Ehe. — Ueberlang, als sie schon zwei Kinder hatten, starben Schwiegervater und Schwiegermutter, und die Jungen hatten den Haushalt allein. Eines Morgens, wie der Mann auf dem Tische vor dem Fenster saß, brachte ihm die Frau den Kaffee, und als er ihn in die Untertschale ausgegossen hatte und eben trinken wollte, da schien die Sonne darauf und blinkte oben an der Wand so hin und her, und machte Kringel daran. Da sah der Schneider hinauf und sprach: „Ja, die will's gern an den Tag bringen und kann's nicht!" — Die Frau sprach: „Ei, lieber Mann, was ist denn das? Was meinst Du damit?" — Er antwortete: „Das darf ich Dir nicht sagen." — Sie aber sprach: „Wenn Du mich lieb hast, mußt Du mir's sagen," und gab ihm die allerbesten Worte, es sollt's kein Mensch wieder erfahren, und ließ ihm keine Ruhe. Da erzählte er, vor langen

Jahren, wie er auf der Wanderschaft ganz abgerissen und ohne Geld gewesen, habe er einen Juden erschlagen, und der Jude habe in der letzten Todesangst die Worte gesprochen: „Die klare Sonne wird's an den Tag bringen.“ Nun hätt's die Sonne eben gern an den Tag bringen wollen und hätt' an der Wand geblinket und Kringel gemacht, sie hätt's aber nicht gekonnt. Darnach bat er sie noch besonders, sie dürfte es niemand sagen, sonst käm' er um sein Leben. Das versprach sie auch; als er aber zur Arbeit sich gesetzt hatte, gieng sie zu ihrer Gevatterin und erzählte es der, wenn sie's keinem Menschen wieder sagen wollte; ehe aber drei Tage vergiengen, wußt' es die ganze Stadt und der Schneider kam vor Gericht, und er ward gerichtet. So brachte es doch die klare Sonne an den Tag.“

Ich habe dasselbe Mährchen noch auf zweierlei Arten erzählen hören. Nach der einen Erzählung ruft der Ermordete nicht die Sonne selbst, sondern die herumfliegenden Sonnenstäubchen an als Zeugen. Den Tag nach der Hochzeit liegt der Mörder im Bette, und die Sonne scheint durch's Fenster; die Frau macht die Stube rein, und die Sonnenstäubchen wirbeln in langen Reihen. Da denkt er jenes Wortes und erschrickt und brummt vor sich hin: „Dummer Kerl mit seinen Sonnenstäubchen!“ Die Frau will wissen, was er habe; er entdeckt es ihr endlich, und sie zeigt ihn sogleich selbst dem Richter an.

Nach der andern Erzählung liegt der Mörder, ein Fleischer, mit seiner Frau im Bette; der Mond scheint aber so hell, daß beide nicht schlafen können. Bei dieser Gelegenheit sagt der Mann, er denke jetzt an etwas, das er niemandem sagen könne. Die Frau dringt in ihn; er sagt ihr, daß er vor dreißig Jahren des Nachts bei Mondschein einen reichen Reisenden erschlagen habe, der den Mond zum Zeugen angerufen. Die Frau verräth nichts. Aber bis jetzt hatte der Fleischer in Frieden mit seiner Frau gelebt; jetzt wird er mistrauisch gegen sie, weil sie sein Geheimnis weiß, und behandelt sie schlechter als früher; es entstehen Händel, und nun im Zorne verräth ihn die Frau. — Mehr Nachweisungen findet man in Kurz' Ausgabe des Burckhardt Waldis II, 156, Anmerk.

---

31. Der Gang nach dem Eisenhammer.

(1797.)

1. Ein frommer Knecht war Fridolin,
Und in der Furcht des Herrn
Ergeben der Gebieterin,
Der Gräfin von Savern.

Sie war so sanft, sie war so gut,
Doch auch der Launen Uebermuth
Hätt' er geeifert zu erfüllen,
Mit Freudigkeit, um Gottes willen.[1]

2. Früh von des Tages erstem Schein,
Bis spät die Vesper schlug,
Lebt' er nur ihrem Dienst allein,
That nimmer sich genug.
Und sprach die Dame: „Mach Dir's leicht!"
Da wurd' ihm gleich das Auge feucht,
Und meinte seiner Pflicht zu fehlen,[2]
Durft' er sich nicht im Dienste quälen.

3. Drum vor dem ganzen Dienertroß[3]
Die Gräfin ihn erhob;
Aus ihrem schönen Munde floß
Sein unerschöpftes Lob.
Sie hielt ihn nicht als ihren Knecht;
Es gab sein Herz ihm Kindesrecht;
Ihr klares[4] Auge mit Vergnügen
Hieng an den wohlgestalten Zügen.

---

[1] Nach der Vorschr. 1. Petr. 2. 18: „Ihr Knechte, seid unterthan mit aller Furcht den Herren, nicht allein den gütigen und gelinden, sondern auch den wunderlichen." — Der Zusammenhang der Strophe ist folgender: „Fridolin war ein gottesfürchtiger Knecht und diente seiner Herrin, weil er dies für Gottes Gebot hielt. Seine Gebieterin war freilich sanft und gut, und insofern wurde ihm hier der Gehorsam sehr leicht; aber hätte er auch einen launischen und übermüthigen Herrn gehabt, auch ihm würde er mit Freudigkeit gehorcht haben, um Gottes Gebote nachzukommen." — Damit beim Vortrage kein Misverständnis entsteht, betone man ja nicht: „sie war so sanft, sie war so gut;" sondern: „sie (freilich) war so sanft, sie war so gut." Also kurz: der Dichter will in dieser ersten Strophe gar nicht eine Liebe Fridolins zur Gräfin darstellen, sondern seinen unbedingten Gehorsam in Gottes Gebot; und darauf beruht ja auch der Sinn des ganzen Gedichts, Fridolin lebt ganz in seiner Pflicht. Daß der Dichter sehr fein in diese Darstellung vom Wesen Fridolins einige Züge einflicht, welche die Herrin kurz schildern: „Sie war so sanft; aus ihrem schönen Munde u. s. w., dies kann nur gelobt werden, hat aber vermuthlich zu dem sonderbaren Misverständnisse Anlaß gegeben, als sei ihr nur Fridolin deswegen ergeben. — Fridolin ist übrigens die schweizerische Verkleinerungsform für Fried, d. i. Gottfried. Es liegt also schon im Namen etwas Bedeutungsvolles, doch hat der Dichter wohl nicht daran gedacht, nicht einmal diese Bedeutung gewußt. — [2] Keine französische Konstruktion (manquer à son devoir), wie ein Erklärer meint, sondern eine althergebrachte, die schon bei Luther vorkommt: des Weges fehlen. — [3] Kann heißen: „über den ganzen Troß" oder: „in Gegenwart desselben." Das Wort Troß ist sehr bezeichnend. Wir verstehen darunter das Gefolge unnützer Leute, das der Herr des Prunkes wegen hält; dazu gehört Fridolin nicht. — [4] Sich keiner Untreue bewußtes.

4. Darob entbrennt in Roberts Bruſt,
Des Jägers, gift'ger Groll,
Dem längſt von böſer Schadenluſt
Die ſchwarze Seele ſchwoll;
Und [5] trat zum Grafen, raſch zur That,
Und offen des Verführers Rath, [6]
Als einſt vom Jagen heim ſie kamen,
Streut' ihm in's Herz des Argwohns Samen:

5. „Wie ſeid Ihr glücklich, edler Graf,"
Hub er voll Argliſt an,
„Euch raubet nicht den gold'nen Schlaf
Des Zweifels gift'ger Zahn.
Denn Ihr beſitzt ein edles Weib;
Es gürtet Scham den keuſchen Leib.
Die fromme Treue zu berücken,
Wird nimmer dem Verſucher glücken."

6. Da rollt der Graf die finſtern Brau'n: [7]
„Was redſt Du mir, Geſell?
Werd' ich auf Weibestugend bau'n,
Beweglich, wie die Well? [8]
Leicht locket ſie des Schmeichlers Mund;
Mein Glaube ſteht auf feſtem Grund.
Vom Weib des Grafen von Saverne
Bleibt, hoff' ich, der Verſucher ferne."

7. Der andre ſpricht: „So denkt Ihr recht.
Nur Euren Spott verdient
Der Thor, der, ein geborner Knecht, [9]
Ein ſolches ſich erkühnt,
Und zu der Frau, die ihm gebeut,
Erhebt der Wünſche Lüſternheit."
„Was?" fällt ihm jener ein und bebet,
„Redſt Du von einem, der da lebet?"

TAYLOR INST. OXFORD

[5] Dieſer Wegfall des perſönlichen Fürwortes kehrt in Schillers Balladen oft wieder, und iſt ganz volksmäßig. — [6] „Er trat zum Grafen, einem Manne, der raſch zur That war und offene Ohren für den Rath des Verführers hatte." Die Ausdrucksweiſe bei Schiller iſt unrichtig und zugleich hart; unrichtig, weil raſch und offen eigentlich nur als Adverbien zu trat bezogen werden können; hart, weil der Auffaſſung von Rath als Dativ keine Form zu Hilfe kommt. — [7] Dies iſt die richtige Form: Braue, Brahe oder Brane, aber nie Braune. — [8] Well für Welle eine unerlaubte Abkürzung, da eine ungewohnte Härte dadurch entſteht. — [9] Dies würde einen Leibeigenen bedeuten, was aber Fridolin als Page der Gräfin unmöglich ſein kann.

8. „Ja doch, was Aller Mund erfüllt,
Das bärg' sich meinem Herrn?
Doch, weil Ihr's denn mit Fleiß verhüllt,
So unterdrück' ich's gern." —
„Du bist des Todes, Bube, sprich!"
Ruft jener streng und fürchterlich.
„Wer hebt das Aug' zu Kunigonden?"
„Nun ja, ich spreche von dem Blonden.

9. Er ist nicht häßlich von Gestalt,"
Fährt er mit Arglist fort,
Indem's den Grafen heiß und kalt
Durchrieselt bei dem Wort.
„Ist's möglich, Herr, Ihr sahet es nie,
Wie er nur Augen hat für sie?
Bei Tafel Eurer selbst nicht achtet,
An ihren Stuhl [10] gefesselt schmachtet?

10. Seht da die Verse, die er schrieb,
Und seine Glut gesteht" [11] —
Gesteht! — „Und sie um Gegenlieb',
Der freche Bube! fleht.
Die gnäd'ge Gräfin, sanft und weich,
Aus Mitleid wohl verbarg sie's Euch;
Mich reuet jetzt, daß mir's entfahren,
Denn, Herr, was habt Ihr zu befahren?" [12]

---

[10] An ihren Stuhl steht im Almanach; in der Cottaischen Ausgabe aber: an ihrem Stuhl. Begreiflich ist dies nicht dasselbe; ich halte jenes für richtiger; an ihren Stuhl bezieht sich auf gefesselt und alles zusammen auf schmachtet. — [11] Eine misliche Zusammenziehung; denn man kann doch nicht sagen: „die er seine Glut gesteht." — In solchen Fällen kommt unsere jetzige Sprache dem Schriftsteller und Dichter gar nicht entgegen. Die meisten andern Sprachen würden hier ein Partizip setzen: „Die er, seine Glut gestehend, schrieb;" dies ist aber im Deutschen nicht volksthümlich; dagegen findet sich in lebendiger Sprache: „Die er schrieb und darin seine Glut gesteht." Vergl. meine deutsche Sprache. Bd. 2, S. 369. — [12] Befürchten, Gefahr besorgen. Das Verbum scheint manchem ganz unbekannt zu sein, wiewohl es seit den ältesten Zeiten bis auf die neuesten stets bei Schriftstellern in Gebrauch war. Luther wendet es allerdings nie an, dagegen findet es sich bei Opitz, Logau, Paul Flemming und andern Dichter jener Zeit. Lessing kennt es nicht, wie aus seinem Wörterbuche zu Logau's Sinngedichten hervorgeht, und doch braucht es Lessings Freund Weiße. In neuerer Zeit findet es sich nicht nur bei Dichtern, sondern auch bei Prosaikern; z. B.: Ich war eine lange Reihe von Jahren in Lagen, in denen ich das äußerste Elend gefahrete. Pestalozzi, Lienhard u. Gertrud IV, 96. Die Christen befahreten sich von Seiten Julians der ganzen verfolgenden Wuth ꝛc. Kosegarten, Uebersetzung von Goldsmiths röm. Geschichte Bd IV. — Die Reime entfahren — befahren sind übrigens sehr zu tadeln.

11. Da ritt in seines Zornes Wuth
Der Graf in's nahe Holz,
Wo ihm in hoher Oefen Glut
Die Eisenstufe schmolz.
Hier nährten früh und spat den Brand
Die Knechte mit geschäft'ger Hand;
Der Funke sprüht, die Bälge blasen,
Als gält' es, Felsen zu verglasen.

12. Des Wassers und des Feuers Kraft
Verbündet sieht man hier;
Das Mühlrad, von der Flut gerafft,
Umwälzt sich für und für.
Die Werke klappern Nacht und Tag
Im Takte pocht der Hämmer Schlag,
Und bildsam von den mächt'gen Streichen
Muß selbst das Eisen sich erweichen.

13. Und zween[13] Knechten winket er,
Bedeutet sie und sagt:
„Den ersten, den ich sende her,
Und der Euch also fragt:
Habt Ihr befolgt des Herren Wort?
Den werft mir in die Hölle dort,
Daß er zu Asche gleich vergehe,
Und ihn mein Aug' nicht weiter sehe!"

14. Des freut sich das entmenschte Paar
Mit roher Henkersluft;
Denn fühllos, wie das Eisen, war
Das Herz in ihrer Brust.
Und frischer mit der Bälge Hauch
Erhitzen sie des Ofens Bauch,
Und schicken sich mit Mordverlangen,
Das Todesopfer zu empfangen.[14]

---

[13] Im Musenalmanach steht zwoen; dies ist nun ganz falsch, denn zwo ist die weibliche Form; in der frühern Ausgabe der Gedichte zween, und in der Cottaischen (in der Regel die schlechteste) zweien. Zween ist aber als das alterthümliche gewiß hier vorzuziehen, da es dem Tone des Ganzen angemessener ist, so wie das spat in Str. 11. — [14] In den neueren Auflagen von Schillers Gedichten sind diese beiden Verse immer so bezeichnet:

Und schicken sich, mit Mordverlangen
Das Todesopfer zu empfangen.

Aber wohl unrichtig; Mordverlangen paßt sich besser zur Vorbereitung als zum Empfangen. Aus dem Musenalmanache und der ältesten Ausgabe kann man gar nichts ersehen, da in dieser Stelle gar keine Satzzeichnung vorhanden ist.

15. Drauf Robert zum Gesellen spricht
Mit falschem Heuchelschein:
„Frisch auf, Gesell, und säume nicht!
Der Herr begehret Dein.“
Der Herr, der spricht zu Fridolin:
„Must gleich zum Eisenhammer hin,
Und frage mir die Knechte dorten,
Ob sie gethan nach meinen Worten?“

16. Und jener spricht: „es soll geschehn!“
Und macht sich flugs bereit.
Doch sinnend bleibt er plötzlich stehn:
„Ob sie mir nichts gebeut?“
Und vor die Gräfin stellt er sich:
„Hinaus zum Hammer schickt man mich;
So sag, was kann ich Dir verrichten?
Denn Dir gehören meine Pflichten.“ —

17. Darauf die Dame von Südern
Versetzt mit sanftem Ton:
„Die heil'ge Messe hört' ich gern,
Doch liegt mir krank der Sohn;
So gehe denn, mein Kind, und sprich
In Andacht ein Gebet für mich,
Und denkst Du reuig Deiner Sünden,
So laß auch mich die Gnade finden!“ [15]

18. Und froh der vielwillkommnen Pflicht,
Macht er im Flug sich auf,
Hat noch des Dorfes Ende nicht
Erreicht im schnellen Lauf:
Da tönt ihm von dem Glockenstrang
Hellschlagend des Geläutes Klang,
Das alle Sünder, hochbegnadet,
Zum Sakramente festlich ladet.

19. „Dem lieben Gotte weich nicht aus,
Find'st du ihn auf dem Weg!“ [16] —
Er spricht's und tritt in's Gotteshaus;
Kein Laut ist hier noch reg.

---

[15] Wenn du für dich betest, bete für mich mit. — [16] Man muß sich denken, daß Fridolin erst auf dem Rückwege, nach Ausrichtung des Auftrags vom Grafen, die Messe hat hören wollen. Da er nun schon auf dem Hinwege in dieselbe läuten hört, so hält er dies für eine unmittelbare Einladung Gottes.

Denn um die Ernte war's, und heiß [17]
Im Felde glüht' der Schnitter Fleiß.
Kein Chorgehülfe war erschienen,
Die Messe kundig zu bedienen.

20. Entschlossen ist er alsobald,
Und macht den Sakristan;
Das, spricht er, ist kein Aufenthalt [18]
Was fördert himmelan.
Die Stola und das Cingulum [19]
Hängt er dem Priester dienend um,
Bereitet hurtig die Gefäße,
Geheiliget zum Dienst der Messe.

21. Und als er dies mit Fleiß gethan,
Tritt er als Ministrant
Dem Priester zum Altar voran,
Das Meßbuch in der Hand,
Und kniet rechts und kniet links,
Und ist gewärtig jedes Winks,
Und als des Sanktus Worte kamen,
Da schellt er dreimal bei dem Namen.

22. Drauf als der Priester fromm sich neigt
Und, zum Altar gewandt,
Den Gott, den gegenwärt'gen, zeigt
In hocherhabner Hand, [20]
Da kündet es der Sakristan
Mit hellem Glöcklein klingend an.
Und Alles kniet und schlägt die Brüste,
Sich fromm bekreuzend vor dem Christe.

---

[17] Gewöhnlich werden diese beiden Verse ganz falsch vorgetragen; nämlich:

Denn um die Ernte war's und heiß;
Im Felde glüht der Schnitter Fleiß.

Dies ist aber widersinnig. Denn die Hitze ist gar kein Grund, nicht in die Kirche zu gehen; heiß ist natürlich auf glühen zu beziehen, nicht auf war. — [18] In ungewöhnlicher Bedeutung für Verzögerung. Die sonderbare Form dieses Wortes ist folgendermaßen entstanden: im ältern Deutsch heißt enthalten so viel als verweilen, Enthalt so viel als Ort des Verweilens, Versteck. Die neuere Sprache sagt anstatt enthalten jetzt sich aufhalten, und im Substantiv haben sich nun das alte ent und das neue auf zusammengefunden. — [19] Stola: das Stück Seide oder Goldstoff, welches der Priester kreuzweis über die Schultern hängt, und unentbehrlich zur Messe. Cingulum: die Schnur, womit der Priester das weite Gewand aufgürtet. — [20] Nämlich die in den Leib Christi verwandelte Hostie.

23. So übt er jedes pünktlich aus,
Mit schnellgewandtem Sinn;
Was Brauch ist in dem Gotteshaus,
Er hat es alles inn,
Und wird nicht müde bis zum Schluß,
Bis beim Vobiscum Dominus
Der Priester zur Gemein' sich wendet,
Die heil'ge Handlung segnend endet.

24. Da stellt er jedes wiederum
In Ordnung säuberlich:
Erst reinigt er das Heiligthum,[21]
Und dann entfernt er sich,
Und eilt in des Gewissens Ruh
Den Eisenhütten heiter zu,
Spricht unterwegs, die Zahl zu füllen,
Zwölf Paternoster noch im Stillen.

25. Und als er rauchen sieht den Schlot,[22]
Und sieht die Knechte stehn,
Da ruft er: „Was der Graf gebot,
Ihr Knechte, ist's geschehn?"
Und grinzend zerren sie den Mund
Und deuten in des Ofens Schlund:
„Der ist besorgt und aufgehoben;
Der Graf wird seine Diener loben."

26. Die Antwort bringt er seinem Herrn
In schnellem Lauf zurück.
Als der ihn kommen sieht von fern,
Kaum traut er seinem Blick:
„Unglücklicher! wo kommst Du her?"
„Vom Eisenhammer." — „Nimmermehr!
So hast Du Dich im Lauf verspätet?"
„Herr, nur so lang, bis ich gebetet.

27. Denn als von Eurem Angesicht
Ich heute ging, verzeiht!
Da fragt' ich erst, nach meiner Pflicht,[23]
Bei der, die mir gebeut.

---

[21] Hier wohl in collectiver Bedeutung für Heiligthümer, und unter diesen wohl die heiligen Gefäße zu verstehen. Oder ist es Ortsname? Das Allerheiligste. — [22] Schornstein. — [23] Auch dieser Vers wird in der Regel falsch vorgetragen, nämlich:

Da fragt' ich erst nach meiner Pflicht
Bei der ꝛc.,

so daß Pflicht hier so viel als Auftrag wäre. Allein das will der Dichter gar nicht sagen. Fridolin will seine Verspätung rechtfertigen und sagt: Ich fragte, wie es meine Pflicht war, bei meiner Gebieterin an.

Die Messe, Herr, befahl sie mir
Zu hören; gern gehorcht' ich ihr,
Und sprach der Rosenkränze viere
Für Euer Heil und für das ihre."

28. In tiefes Staunen sinket hier
Der Graf, entsetzet sich.
„Und welche Antwort wurde Dir
Am Eisenhammer? Sprich!"
„Herr, dunkel war der Rede Sinn;
Zum Ofen wies man lachend hin:
Der ist besorgt und aufgehoben;
Der Graf wird seine Diener loben."

29. „Und Robert?" fällt der Graf ihm ein,
Es überläuft ihn kalt;
„Sollt' er Dir nicht begegnet sein?
Ich sandt' ihn doch zum Wald." [24]
„Herr, nicht im Wald, nicht in der Flur
Fand ich von Robert eine Spur" —
„Nun," ruft der Graf und steht vernichtet,
„Gott selbst im Himmel hat gerichtet!"

30. Und gütig, wie er nie gepflegt,
Nimmt er des Dieners Hand,
Bringt ihn der Gattin, tiefbewegt,
Die nichts davon verstand:
„Dies Kind, kein Engel ist so rein,
Laßt's eurer Huld empfohlen sein!
Wie schlimm wir auch berathen waren:
Mit dem ist Gott und seine Schaaren." [25]

---

[24] Im Musenalmanache stehen die vier ersten Zeilen so:

Und Robert? fällt der Graf ihm ein,
Wird glühend und wird blaß,
Sollt' er dir nicht begegnet sein,
Ich sandt' ihn doch die Straß.

Die Aenderung war nothwendig. Hätte nur der Dichter die ganz gleiche Härte in Str. 6 auch später verbessert, eine Härte, die freilich einem schwäbischen Ohre weniger auffällt. — [25] Versteckte Ellipse; der letzte Satz ist nicht Nachsatz des vorhergehenden; der eigentliche Nachsatz ist vielmehr weggefallen: „Wie schlimm wir auch berathen waren, so hat doch Gott alles zum gelenkt; denn mit dem ꝛc." Satzverbindungen dieser Art finden wir viel bei Schiller; z. B. im Tell:

Entränn' er jetzo kraftlos meinen Händen:
Ich habe keinen zweiten zu versenden.

Die vom Dichter hier bearbeitete Sage findet sich unter verschiedener Gestalt, immer aber mit der Grundbedeutung: Göttlicher Schutz der frommen Unschuld, furchtbare Strafe des gehässigen Verleumders, der denselben Tod erleiden muß, welcher dem Unschuldigen zugedacht war. Schon in den Mönchslegenden erscheint dieselbe, und eine alte Bearbeitung in Versen ist befindlich in: Nouveau Recueil de Fabliaux et Contes inédits des Poètes François, publié par Méon. Paris 1823. T. II.[1] Unsere Geschichte steht im 2. Thl., S. 331. Diese und andere Fabliaux wurden früher von Le Grand in moderner Prosa herausgegeben unter dem Titel: Fabliaux ou Contes du XIIe et du XIIIe siècle, traduits ou extraits d'après divers Manuscrits etc. Paris 1781—1789. IV. Tom. und hier steht unsere Geschichte im vierten Theile S. 28.[2] Wir geben sie nach der Original-Bearbeitung im Auszuge:

Von einem Könige, der den Sohn seines Seneschals wollte verbrennen lassen.

Ein König in Egypten hat einen Seneschal, der ihm lange treu gedient hat. Auf dem Sterbebette empfiehlt ihm derselbe seinen Sohn. Der König nimmt den Knaben nach des Vaters Tode zu sich, läßt ihn mit seinem eigenen Sohne erziehen, liebt und behandelt ihn wie sein eigenes Kind, und der Königssohn wie seinen leiblichen Bruder. Der Hofmeister der beiden Knaben ist ärgerlich darüber, daß der König einen hergelaufenen Knaben (un garçon venu d'essil) so sehr liebt, mehr liebt als ihn selbst, der doch in allen Künsten und Wissenschaften bewandert sei. Er beschließt, diese gegenseitige Zuneigung zu stören. Eines Tages sagt er ihm: Mein Kind, wenn der König hierher kömmt und dich umarmen will, so drehe den Kopf weg, denn dein Athem ist nicht lauter.[3] Der Knabe dankt ihm für die Weisung und verspricht, den Rath zu befolgen. Als nun der König kömmt, und wie gewöhnlich die Knaben umarmen will, wendet der Pflegling sich ab. Der König fragt den Hofmeister darüber, und dieser sagt: der Knabe beklage sich, daß der König einen übelriechen-

---

[1] Nicht zu verwechseln mit: Fabliaux et Contes des Poètes François des XI, XII, XIII, XIV et XV siècles, tirés des meilleurs auteurs, publiés par Barbazan. T. IV. Von diesem Werke hat Meon die zweite Auflage besorgt.

[2] Dieser vierte Band hat auch den besondern Titel: Contes dévots, Fables et Romans anciens pour servir de suite aux Fabliaux par M. Le Grand. Le Grands Sammlung wurde auch in's Deutsche übersetzt unter dem Titel: Erzählungen aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert. Halle 1798. 5 Bde. Hier steht unser Märchen Bd. 5, S. 197.

[3] Biau filz, quant il Rois ça vendra,
Et entre ses bras vos tendra,
Tornez le chief (tête), car votre alaine (haleine)
Ne li est pas bone ne saine.

den Athem habe. Darüber wird der König sehr böse; er will aber doch wissen, ob die Beschuldigung gegründet sei. Er läßt also fünf artige Mädchen kommen, die seinen Athem prüfen sollen.

Die Mädchen versichern, sein Athem sei lauter. Nun geräth er in großen Zorn, läßt seinen Förster kommen, und befiehlt diesem, ein großes Feuer im Walde anzuzünden, und den hineinzuwerfen, den er ihm zuerst zuschicken würde.

Am andern Morgen befiehlt er dem Jünglinge, hinaus in den Forst zu reiten und dem Förster eine Botschaft zu überbringen. Unterwegs hört der Bote die Horae der heiligen Jungfrau läuten, steigt bei einem Einsiedler ab und hört die Messe. Eine weiße Taube aber kömmt und läßt einen Brief auf den Altar fallen. In diesem befiehlt die Heil. Jungfrau dem Einsiedler, daß er den Knaben bis gegen Mittag zurückbehalte. Dies geschieht. Unterdeß vermißt der Hofmeister den Knaben und fragt seinetwegen den König. Der König antwortet: Meister, geht hinaus in den Wald, und fragt den Förster, ob er ausgerichtet habe, was ich ihm gestern befohlen. Der Hofmeister reitet hinaus und spricht: Der König schickt mich, um zu erfahren, ob ihr seinen Willen gethan. Nein, sagt jener, aber es soll gleich geschehen, packt ihn und wirft ihn in's Feuer. In demselben Augenblicke kommt der Knabe, sieht seinen Hofmeister verbrennen, kann aber die Sache nicht begreifen. Der Förster sagt: Ich weiß wohl, was ihr wollt; geht und sagt dem Könige, ich hätte seinen Befehl vollzogen.

Als der König ihn zurückkommen sieht, wird er bestürzt, denkt gleich an den hinausgeschickten Hofmeister, und daß der Förster sich wohl vergriffen haben könnte. Er läßt den Diener vor sich kommen und fragt zornig, wo er so lange geblieben. Dieser entschuldigt sich mit seinem Aufenthalte bei dem Einsiedler. Am andern Morgen reitet der König hinaus zum Einsiedler und dieser offenbart ihm den Auftrag der heiligen Jungfrau. In Beisein des Knaben belehrt er ihn dann über alles; der Knabe wird gerührt durch die Beweise der göttlichen Gnade, entsagt der Welt und wird ein Einsiedler. Ihm folgt sein Freund, der junge Prinz, und endlich der König selbst.

Wahrscheinlich stammt dieses Märchen aus dem Morgenlande; die sonderbare Prüfung des Athems sieht wenigstens ganz orientalisch aus, und auch der König von Egypten deutet dahin. Leider ist aber die schöne Grundlage durch alberne mönchische Zusätze ganz entstellt, und ganz im Mönchsgeiste ist die Taube mit dem Briefe. Durch solche augenscheinliche Wunder wird eben das eigentliche Wunderbare vernichtet; denn dieses besteht ja gerade darin, daß in etwas scheinbar Zufälligem sich ein geheimnisvoller, innerer Zusammenhang kund that. (Vergl. die Raben des heil. Meinrad, in den Anmerkungen zu den Kranichen des Ibykus.) Auch die französische Bearbeitung in Versen ist unendlich langweilig und schlecht.

Besser und einfach ist die Sage erzählt in den Cento novelle antiche. Nv. 68. Die sonderbare Ursache des Hasses findet sich zwar hier auch; allein Mirakel geschehen nicht. Der Jüngling wird zu dem Aufseher des Kalkofens gesendet, hört unterwegs zur Messe läuten, und verweilt sich in der Kirche. Auch der mönchische Schluß ist hier nicht vorhanden; dagegen bringt der König alle Verleumder des unschuldigen Dieners um. Damit stimmt der Bericht in der englischen Ausgabe der Gesta Romanorum überein, nur daß hier der Jüngling in der Messe entschläft.

Zu einer längern Novelle hat Bandello die Geschichte ausgesponnen (Bandello I, 24), und mit etwas veränderten Umständen, aber besser, erzählt sie Girardi Cinthio in seinem Buche: Hecathommithi, overo Cento Novelle (Decas 8, Nov. 6). Sie ist ziemlich lang, und wir geben sie nur im Auszuge.[4]

Zur Zeit, als Zelim Großherr zu Konstantinopel war, wurde Lamprino, ein junger Christ aus Corfu, von Räubern gefangen und an den Sultan verkauft. Versprechungen und Drohungen bringen ihn dahin, sich in seinem fünfzehnten Jahre, wenigstens scheinbar, zum Islam zu bekennen; im Herzen bleibt er aber seinem alten Glauben treu. Lamprino wächst nun an Schönheit und Kraft und an Gnade beim Großherrn. Zelim, der Geheim-Kämmerer, fällt in Ungnade; Lamprino verwendet sich für ihn, und der Sultan giebt jenem seine Stelle wieder, warnt aber zugleich den Lamprino selbst vor dem bösen Herzen Zelims. Der Großherr hat eine Geliebte, eine geborne Christin, gleich Lamprino von Korsaren geraubt, auch gleich ihm sich scheinbar zu Mohamed bekennend. Dieser nun giebt er den Lamprino, dem er nicht zu viel anzuvertrauen glaubt, zum Kämmerer und befiehlt ihm, sie wie seinen Augapfel zu hüten. Lamprino thut dies, thut dies um so lieber, da er endlich in Tamulien seine Schwester erkennt, welches Geheimnis sie aber für sich behalten. — Der boshafte Zelim sucht aber den Lamprino zu stürzen und beschuldigt ihn eines unerlaubten Umgangs mit Tamulien. Der aufgebrachte Sultan befiehlt nun seinem Löwenwärter, den ersten, welcher herkomme und frage, ob sein Befehl ausgerichtet sei, den solle er den Löwen vorwerfen. Hierauf schickt er Lamprino nach dem Zwinger. Der Jüngling, über den Befehl verwundert, da man ihn nie zu so niedrigen Botendiensten gebraucht hatte, ahndet, daß dieser Gang sein letzter sein könne, und will noch einmal beten. Er tritt in ein nahes Wäldchen, wirft sich auf die Kniee und bittet Gott um Vergebung wegen seines Abfalls. Unterdeß ist auch Zelim, der den Befehl des Sultans gehört hat, nach dem Löwengarten gelaufen, voller Ungeduld, den Lamprino zer-

[4] Vollständig übersetzt findet sie sich in Eduard von Bülows Novellenbuch (Leipzig 1834. 4 Bde.). Bd. 3, S. 242. In der Vorrede giebt der Uebersetzer literarische Nachweisungen über die Wanderungen der Sage.

rissen zu sehen. „Aber Gott der Herr, der gerechte Richter des Bösen, der reiche Vergelter des Guten, wollte, daß durch den Aufenthalt, den das Gebet Lamprino's verursacht hatte, jener Verräther eher zum Wärter kam als Lamprino. Da er den Wärter auf dem Wege stehen sah (denn dieser gab Acht, wann der kommen werde, den der König den wilden Thieren zum Fraße bestimmt hatte), so lief er auf ihn zu und sprach: Mich schickt mein Herr, um zu erfahren, ob du seinen Auftrag ausgerichtet hast. Auf diese Worte glaubte der Wärter, Zelim sei der, auf welchen der Auftrag des Sultans deute. Da nun seine Knechte schon bereit standen, so ließ er ihn ergreifen und die Kleider ausziehen, um ihn den Löwen vorzuwerfen. Zelim, die Gefahr erblickend, in der er schwebte, rief zu seinem falschen Götzen um Hülfe und schrie mit lauter Stimme: „„Ich bin nicht der, welcher hier hineingeworfen werden soll; Lamprino ist's, dem der König den Auftrag gegeben hat, nicht mir. Warte also, bis er kommt! Er kann nicht fern sein, und thue dann mit ihm, was Du mit mir glaubst thun zu müssen.““ Aber er mochte sagen, was er wollte, alles umsonst. Sobald er entkleidet war, ließ ihn der Wärter den Löwen vorwerfen, die sogleich mit grimmigem Zahn über ihn herfielen und ihn zerrissen.“ — Bald darauf kömmt Lamprino; er erfährt alles durch den Wärter, der ihm den Zusammenhang nach seiner Ansicht enträthseln will. Lamprino entflieht in christliche Länder, bekennt sich wieder öffentlich zum Christenthum und schreibt an den Sultan, Tamulia sei seine Schwester. Nach Zelims Tode holt er diese aus Konstantinopel nach Corfu. Der Welt müde, geht sie in ein Kloster und vermacht ihr ganzes Vermögen dem Bruder.

Hier rettet den Lamprino die böse Ahndung des kommenden Unglücks; denn diese treibt ihn erst zum Gebet. Dies hat allerdings etwas sehr ergreifendes und einen tiefen Sinn; aber rührender ist doch wohl Fridolins Unschuld, der bis zum Schlusse von nichts etwas weiß; der selbst die Rede der Knechte nicht verstanden hat. Eben so ist es gewiß bei Schiller schöner, daß Robert vom Grafen ausgeschickt und so dem Tode überliefert wird, während den Zelim die Neugier antreibt, hinauszulaufen. Der Schluß der Novelle ist unbefriedigend.

In jener Hinsicht ganz wie bei Schiller finden wir die beiden Opfer in einer andern Erzählung, welche in einer der ältesten deutschen Novellensammlungen vorkömmt, nämlich in Polychrest Meletaons wohleingerichteter, neuerfundner Tugendschule. Hier ist es die dritte Novelle des ersten Theils, unter dem Titel: Der gesegnete Kirchgang des beständigen Christen.

„Theodosius, ein Grieche zu Konstantinopel, hat zwei Söhne, Theophilus und Crispinus. Diese ermahnt er stets, eher alles zu lassen, als Gott untreu zu werden und vom christlichen Glauben abzufallen. Ueberdies erinnerte er sie öfters, daß sie fleißig die Kirche besuchen und Gottes Wort andächtig hören sollten; ja wenn sie vor

einer offenen Kirche vorbeigiengen, sollten sie niemals aus der Acht lassen, sie möchten noch so dringende Geschäfte haben, in dieselbe hineinzugehen und ein andächtiges Vaterunser oder sonst ein kurzes andächtiges Gebet darin zu verrichten, weil solches Kirchengehen ihnen nichts versäumen, sondern vielmehr viel Glück und Segen zu Wege bringen würde. Beide Söhne versprachen dies. Bald darauf wird Konstantinopel von der Türken erobert; der Vater kömmt um, und beide Brüder gerathen in die Gefangenschaft eines Türken, Namens Schemet, der sie als Sklaven zu den härtesten Arbeiten zwingt; endlich aber sie in sein Haus nimmt und durch Versprechungen und Drohungen zum Abfall vom Christenthum zu bringen sucht. Die angebotene Wahl zwischen Tod oder Uebertritt macht endlich den Crispin wankend, so daß er erklärt, er wolle Mohamedaner werden. Theophilus macht ihm darüber Vorwürfe in Gegenwart Schemets, und erklärt, daß er lieber das Leben verlieren wolle. „Schemet knirschte vor Zorn mit den Zähnen über Theophils Reden, sah ihn mit grimmigen Augen an und sagte: Warte, Bösewicht, du wirst erfahren, wie gut es deinem Bruder und wie schlimm es dir gehen soll. Nach solchen Reden gieng er mit Grimm von dannen und gleich hinaus auf seine Ziegelbrennerei, ließ den Oberaufseher, der ein Renegat war, zu sich kommen, und fragte ihn, wann er den Ofen heizen würde, Ziegel zu brennen? Der Renegat antwortete: Morgen in aller Frühe, worauf ihm Schemet sagte: Wohlan, wenn ich Dir morgen einen Sklaven zusende und Dich fragen lasse, ob mein Wille geschehen sei, so ergreif ihn und wirf ihn, ohnerachtet alles dessen, was er etwa einwenden wollte, in den glühenden Ofen, daß er zu Asche verbrenne. Der Renegat versprach, seines grausamen Herren Befehl genau zu beobachten. Nachdem nun Schemet nach Hause gegangen war, konnte er kaum des Theophilus Anblick mehr ertragen, noch die Zeit erwarten, ihn zu strafen. Als es des andern Tages kaum helle geworden war, ließ er ihn rufen, sagte zu ihm: Gehe geschwind in meine Ziegelbrennerei und frage meinen Oberaufseher, ob er meinen Befehl vollzogen habe. Theophilus machte sich keine argen Gedanken, und gieng eilig hin; unterwegs aber, da er vor der St. Michaelskirche vorbei kam, hörte er, daß eben der Gottesdienst anfieng. Weil er sich nun seines Vaters Ermahnungen erinnerte, gieng er hinein und wollte ein Vaterunser beten; weil ihm aber seines grausamen Herrn Drohungen das Herz ziemlich schwer gemacht hatten, bat er Gott inbrünstig, daß er dessen Sinn regieren wolle, um ihn bei seinem Glauben zu lassen, oder ihm selbst Muth, Kraft und Geistesstärke verleihen wolle, die Wahrheit des christlichen Glaubens mit seinem Blute zu bekräftigen und bis an's Ende seinem Gott treu zu bleiben. Unter solchem andächtigen Seufzen und Flehen hielt sich Theophilus länger auf, als er selbst vermuthete; als daher der Geistliche an dem war, den Segen zu sprechen, erwartete er denselben ebenfalls.

„Indessen wurde Schemet die Zeit zu lange, bis er selbst hinaus in seine Ziegelbrennerei käme, um zu vernehmen, wie es mit Theophilus gegangen, und ob er so willig, als er vorgegeben, gestorben sei. Nachdem also einige Zeit verstrichen war und er vermeinte, Theophilus würde längst zu Staub und Asche verbrannt sein, rufte er den Crispinus und befahl ihm, er solle in die Ziegelbrennerei gehen und seinen Oberaufseher fragen, ob sein Befehl vollzogen sei, und was sich dabei zugetragen hätte. Crispinus lief wie ein Reh, seines Herrn Befehl bald auszurichten; ob er nun wohl eben auch vor der St. Michaeliskirche vorbeigehen mußte, in der sein Bruder noch war, so machte doch sein böses Gewissen, daß er selbige nicht einmal ansehen mochte, sondern ganz auf der entgegengesetzten Seite geschwind vorbei gieng, und lief was er konnte, um sie bald aus dem Gesichte zu bekommen. Da er nun bald darauf in der Ziegelbrennerei anlangte, fragte er den Oberaufseher nach seines Herrn Befehl, ob Schemets Wille geschehen wäre. Der Renegat sagte ja, er wolle es ihm zeigen, er solle nur ein wenig heruntergehen. Crispinus folgte ihm willig; als sie aber vor den erhitzten Brennofen kamen, faßte ihn der Renegat, und Crispinus mochte schreien und einwenden, was er wollte, er sei der rechte nicht, er würde bald ein Mohamedaner werden, so half doch alles nichts, sondern der Renegat warf ihn in den Ofen, so daß er in einem Hui vom Feuer ergriffen und zur Asche verbrannt wurde.

„Kurz darauf kömmt Theophilus, erhält die Antwort, der Befehl des Herrn sei vollzogen und der Gesandte in den Ofen geworfen, und bringt diese Nachricht seinem Herrn zurück. Schemet entsetzt sich über den Zusammenhang, bekehrt sich dann zum Christenthum, entflieht mit Theophil nach Venedig, stirbt bald darauf und hinterläßt diesem sein ganzes Vermögen."

Der Charakter des Jünglings, so wie der Wendepunkt, ist hier ganz wie bei Schiller; allein das Ganze hat einen unangenehmen Beigeschmack wegen der rohen Grausamkeit des Türken und der nahen Verwandtschaft der beiden Opfer, von denen der eine nicht einmal der Verleumder des andern ist. Schön ist der Gehorsam gegen den väterlichen Befehl; dieser Gehorsam rettet den frommen Sohn.

Beide Erzählungen sind Abänderungen eines jedenfalls sehr alten Märchens. Dieses stellt sich am reinsten dar in einem Erbauungsbuche, welches bald nach Erfindung der Buchdruckerkunst in Frankreich und Deutschland vielmal gedruckt worden ist, aber sich schon aus frühern Zeiten herschreibt und eine Kompilation aus ältern lateinisch geschriebenen Märchen- und Mirakelbüchern ist. Im Französischen heißt es: Tresor de l'âme, im Deutschen: Der Seele Trost (gedruckt Augsburg 1478); der französische Text ist der ursprüngliche. In Carove's Taschenbuch für Freunde altdeutscher Zeit und Kunst. 1816. (S. 343—348) und im Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters von Aufseß (Jahr-

gang 1835, S. 107) ist unsere Legende aus einer Handschrift jenes Erbauungswerkes mitgetheilt und in der ersten und bessern Form wieder abgedruckt in W. Wackernagels altdeutschem Lesebuche (2. Aufl., S. 981), wo man dieselbe nachlesen kann.

Mit der Aufzeichnung daselbst stimmt ganz überein der Bericht des Pelbartus, eines ungarischen berühmten Predigers im 15. Jahrhundert, der in seinem Pomoerium, sermones de tempore die Geschichte erzählt. Aus Pelbartus nahm Peter Laurenberg das Märchen auf in seine berühmte Acerra philologica, verwandelte aber als Protestant die Messe in eine Predigt:

Daß Kirchengehen nicht säume, wird mit einer feinen Historie bestätigt.[5]

Ein junger Gesell war, als er von Haus gezogen, von seinem Vater vermahnet worden, daß er drei sonderliche Lehren von ihme behalten solle: Erstlich: daß er fleißig zur Kirche gieng; zum andern: daß vor böser Gesellschaft er sich hütete, und für's dritte: daß er sich fein in der Leute Weise richten und schicken lernete. Wie er nun auszeucht, kommt er an eines Königs Hof, hält sich wohl und kömmt bald in Gnaden und in gutes Ansehen. Diese Gunst und Gnade nun ward ihme von andern nicht gegönnet, ward demnach von einem beim König verleumdet, als buhle er mit der Königin und daß dem also sei, könne man aus seinen Geberden vernehmen, denn wie sich die Königin geberde, so geberde er sich auch. Wann sie fröhlich sei, so stelle er sich auch fröhlich; wann sie traurig sei, so stelle er sich auch traurig. Der König will erstlich dieses selbsten erfahren und in Augenschein nehmen, zeucht einmal einen schönen Ring von seiner Hand und giebt denselbigen seiner Gemahlin, welche darüber lachte und sich fröhlich stellete. Der junge Gesell stehet vor dem Tische und wartet auf, und als er siehet, daß der König und die Königin fröhlich sind, erzeiget er sich auch fröhlich, als der gerne sahe, daß der König und die Königin freundlich mit einander umgiengen. Dieses merkte der König alles genau an. Auf eine andere Zeit stellet sich der König zornig, giebt seiner Gemahlin einen Backenstreich, da wird sie traurig und weinet. Wie der Jüngling siehet, daß der König zornig und die Königin traurig ist, wird er auch betrübt, wie billig. Das deutet ihm der König zum ärgsten und vermeinet Ursach genug zu haben, ihm das Leben zu nehmen. Der König gehet zu Rath, wie er sich an ihm rächen möge; der Verleumder giebt dem König

[5] In der letzten Historie des sechsten Hunderts. G. Heidegger hat in den von ihm besorgten spätern Ausgaben nach seiner Weise die ganze Erzählung als „eine unphilologische Schmiererei" gestrichen.

den Rath, er soll nicht viel Disputirens mit ihm machen, sondern ihn sobald in den Kalkofen stecken und verbrennen lassen. Damit es auch unvermerkt zugienge, möchte der König dem Kalkbrenner sagen lassen, daß auf den Morgen um gewisse Stunde einer zu ihm herauskommen und fragen würde, ob er des Königs Befehl ausgerichtet; denselben sollt' er nehmen und in den Kalkofen werfen. Darauf wird dem frommen Menschen der königliche Befehl aufgetragen, daß er am folgenden Morgen hinaus zum Kalkbrenner gehen und wie zuvor gedacht fragen solle. Indem er nun auf dem Wege begriffen, an einer offenstehenden Kirche vorbeigehet, gedenket er an seines Vaters Befehl, gehet erstlich in die Kirche, höret die Predigt, denket, er wolle noch Zeit genug kommen und seines Königes Befehl verrichten. Mittler Zeit, daß dieser in der Kirche ist, läuft der verleumderische Angeber hin zum Kalkbrenner, in Hoffnung, der andere werde schon zu Asche verbrannt sein, fragt den Kalkbrenner, ob er des Königs Befehl ausgerichtet. Da nimmt ihn der Kalkbrenner ohn all Barmherzigkeit und wirft den Verleumder in den Kalkofen. Ob er nun gleich schreiet, daß ers nicht sei, gegen den das königliche Mandat ergangen, so spricht doch der Kalkbrenner: er habe Befehl, den in den Ofen zu werfen, der am ersten zu ihm käme. Wirft ihn derohalben hinein und brennt ihn zu Aschen. Nach der Predigt gehet der andere hinaus zum Kalkbrenner, fraget, ob des Königs Befehl ausgerichtet. Der ihm denn antwortet: Es sei geschehen. Mit welcher Antwort er zum Könige kehret, berichtend, daß des Königs Befehl ausgerichtet sei. Der König erschrickt, verwundert sich über seine lebendige Wiederkunft, fraget nach dem Verlauf, wie es zugegangen sei. Darauf der Jüngling saget, er habe des Königs Befehl ausgerichtet. Er sei aber nach seines Vaters Befehl zuvor in die Kirche gegangen. Unterdessen sei ein anderer für ihn[6] kommen und in den Ofen worfen worden. Daraus nimmt der König alsoviel ab, daß der Jüngling unschuldigerweise verleumdet und der falsche Verleumder billig gestraft worden. Weiter hat der König gesaget: Wie ers denn verstehen sollte, daß er sich seiner Gemahlin an Geberden gleich stellete. Darauf er geantwortet: sein Vater habe ihn ermahnet, er solle sich fein in der Leute Weise schicken lernen; derselben Lehre habe er wollen nachleben. Wann demnach der König und die Königin fröhlich gewesen, habe er sich fröhlich erzeiget, wenn sie traurig gewesen, habe er sich auch traurig erzeiget. Nachdem nun der König genugsam seine Unschuld gespürt, hat er ihn hernach lieb und werth gehalten.

Weit schlechter als Laurenberg erzählt der französische Novellenschreiber Retif de la Bretonne (geb. 1734) unser Märchen und

[6] Soll doch wohl heißen: Vor ihm gekommen.

verleibte es einer seiner Novellen (La fille garçon) ein,[7] und diese Aufzeichnung ist die eigentliche Quelle von Schillers Gedicht, weßhalb sie trotz ihres Unwerthes hier wiedergegeben werden muß.[8]

Ein sehr gottesfürchtiger Mensch war Bedienter im Hause der Gräfin von K..., deren steinreicher Gemahl in der Gegend von Bannes oder Quimper Eisenhämmer hatte. Weil dieser treue Bediente Gott in seiner Herrschaft sahe, wie der heilige Paulus sagt, war er immer geschäftig und würde den Grafen eben so eifrig bedient haben, als die Gräfin, wär' er nicht in den Diensten der letztern gewesen. Seine Sorgfalt und Achtsamkeit war so groß, daß er jedes ihrer Verlangen zu errathen schien; die meiste Zeit, wenn sie ihm etwas anbefahl, war seine Antwort: Ist schon geschehen, gnädige Frau. Die Gräfin war hierüber voller Verwunderung, und sobald eine ihrer Freundinnen zu ihr kam, versiegte der Quell ihrer Lobeserhebungen von Champagne nicht. Er war überdies ein schöner Bursche: nach den Lobsprüchen, die seine Gebieterin über ihn machte, verlangte man ihn stets zu sehen, und er kam, beantwortete die Fragen, die man an ihn that; mit einem Worte, betrug sich mit so vieler Bescheidenheit, daß jedermann der Gräfin ein Kompliment darüber machte.

Einer der Kameraden des Champagne, Pinson oder Blero genannt, war Zeuge aller dieser Lobsprüche; er ward darüber so eifersüchtig, daß er sich's in den Kopf setzte, ihn durch Verleumdung bei ihrem Herrn zu stürzen. Er klagte ihn an, daß er die Gräfin ohn' ihr Wissen liebe, und gab dem Grafen hiervon so viele wahrscheinliche Anzeigen, daß dieser Herr es glaubte. Inzwischen wollt' er dennoch sich mit seinen Augen von der Wahrheit überführen; allein verblendet, wie sie waren durch den boshaften Lakaien, sahen sie nichts denn Arges. Der Graf, sich wenig aus dem Leben eines armseligen Bedienten machend, dessen Vergehen ihm so schwer schien, suchte den Hochöfner in einem seiner Eisenhämmer auf und sagte zu ihm: den, den ich zu dir schicken werde mit der Frage: ob du das gethan hast, was ich dir gesagt habe? wirf sogleich in deinen Ofen. Nun sind diese Art Leute die grausamsten, wildesten Geschöpfe: diesem hier war der Auftrag herzlich lieb, und aus Furcht, ihn zu verfehlen, nahm er einen seiner Kameraden zu sich, eben so boshaft als er. Den folgenden Morgen ließ der Graf den Champagne durch Blero, seinen Feind, rufen und sagte zu ihm: „Champagne, geh in den Eisenhammer und frage den Hochöfner, ob er gethan hat, was ich ihm

---

[7] Ed. von Bülow hat diese Novelle in seinem Novellenbuch (Bd. 1) übersetzt, die Episode aber weggelassen.

[8] Vielleicht macht sich die Erzählung im französischen Original besser; ich habe dieses leider nicht bekommen können und gebe dieselbe mit einigen nothwendigen Veränderungen nach der Uebersetzung von Mylius: Die Zeitgenossinnen. Neunte Novelle: Das Mann-Weib.

gesagt." „Sehr wohl, Ihro Gnaden," antwortete Champagne und rannte, des Herrn Befehl auszurichten. Beim Weggehen fiel ihm ein: Du könntest doch zufragen, ob meine Dame nicht etwa was mit zu bestellen hat. Er kehrte also wieder nach dem Zimmer der Gräfin zurück, zu der er sagte: „Madame, Ihr müßt wissen, daß ich auf Befehl des gnädigen Herrn nach dem Hammer gehen soll, und da ich nun der gnädigen Frau gehöre, wünscht' ich zu wissen, ob dieselbe etwas zu befehlen hätte." Die Dame antwortete ihm: „Nichts, Champagne; außer etwa, wenn man ungefähr zur Messe läuten sollte, wohin ich nicht gehen kann, weil wir nicht recht wohl zu Muthe ist, so hört sie mit an, und betet für mich und für Euch zugleich." Das war gerade, was Champagne verlangte und der Befehl war ihm ungemein lieb; denn ohne das Gebot seiner Gebieterin hätt' er bei Ausrichtung eines Auftrages von seinem Herrn sich nicht aufzuhalten gewagt. Kaum war er das Dorf zum Ende, als man zur Messe einläutete. Nun war es Sommer und niemand zum Ministrieren da als schwächliche Greise. Champagne bot sich an, hielt die Schenkgefäße in Bereitschaft, machte die Sakristei rein, und wie der Priester gekommen war, respondirte er andächtiglich; die Messe dauerte wohl drei Viertelstunden. Darauf setzt' er wieder alles an Ort und Stelle, wie nur immer ein Sakristan würde gethan haben, und dann eilt' er nach dem Hammer, unterwegs die Gebete vollendend, die er für seine Frau, für seinen Herrn und für sich selbst in seinem Buche begonnen hatte. Wie er beim Hammer ankam, fragt' er den Hochöfner: „Habt Ihr das gethan, was Ihro Gnaden gesagt haben?" „O schon vor einem feinen Weilchen," sagte der Kerl lachenden Mundes, „davon ist ganz und gar nicht mehr die Rede; 'is so gut, als wär' er sein Tage nicht da gewest." Champagne kehrte volles Rennens zu seinem Herrn zurück. Sobald ihn dieser gewahr wurde, gerieth er in kein geringes Erstaunen und in ganz gewaltigen Zorn. „Wo kömmst Du her, Schurke?" sagte er. „Vom Hammer, Ihro Gnaden!" — „Hast Dich unterwegs also aufgehalten?" „Nicht im geringsten weiter, gnädiger Herr, als daß ich die gnädige Frau fragte, ob ich etwa unterwegs was für sie mit ausrichten könnte; da befahl sie mir, die Messe zu hören, und für sie mit zu beten, wenn ich für mich betete, und das hab' ich gethan, und für Sie auch, denn ich dachte nicht, daß der Auftrag von Ihro Gnaden so sehr dringend wäre." — Bei diesen Worten fiel der Graf in ein tiefes Nachdenken, und nachdem er Champagnen gefragt, was man ihm im Hammer gesagt habe, so nahm er aus der Antwort ab, daß der Angeber, den er aus Ungeduld hingeschickt hatte, um zu wissen, ob Champagne da gewesen, zuerst bei dem Hochofen angekommen und in einem Augenblick war verzehrt worden. Er konnte nicht umhin, in diesen Ereignissen die göttliche Vorsicht zu erkennen. Er begab sich zur Gräfin und sagte zu ihr, indem er auf Champagne zeigte: „Verlaßt Euch auf diesen guten Diener völlig, denn heute hab' ich einsehen lernen, daß er ein Liebling

Gottes ist." Und von dem Tage an bekam Champagne die Verwaltung des ganzen Hauses und hat sein Amt immer redlich begleitet. —

Merkwürdig ist es, daß der portugiesische Geschichtschreiber Antonio de Vaskonellos (st. 1622) in seiner Geschichte der Könige von Portugal die Begebenheit (aber ganz übereinstimmend mit dem tresor de l'âme) als eine wahre berichtet, geschehen unter dem Könige Dionysius dem Gerechten (regierte von 1279—1325), der seine Gemahlin Elisabeth (Isabella) von Arragonien in Verdacht hatte mit einem seiner Edelleute. Da diese Elisabeth später heilig gesprochen wurde,[9] so häufte man natürlich eine Menge schon früher erzählter Legenden auf dieselbe. Nach Vaskonello's Bericht aber dichtete der Italiener Antonio Bianchi (gest. 1755) sein Drama: Il Don Alfonso.[10]

Auch ältere deutsche Dichter kannten den Stoff schon. Heinrich der Teichner, ein Oestreicher, der zu Ende des 14. Jahrhunderts lebte, und der eine große Menge Lehrgedichte zusammengereimt hat, bringt denselben in demjenigen „vom Messehören" als Beispiel und Beleg neben zwei andern Beispielen. Das ganze Gedicht besteht aus 140 Zeilen;[11] unsere Geschichte findet sich Z. 69—94. Hier heißt es:

Daz wart an aim wol bekant;
Der wart ze sterben gesant,
Unwissende zuo ainem kalch,
Do man vestiglich emphalch
Dem der des kalches maister hiez,
Daz er in dem kalch stiez
Der im käm des ersten zuo
An demselben morgen fruo.
Darumb west er nit ain wort,
Daz er liden solt daz mort.
Der hat an im die gewonheit:
Wan er für ain kilchen rait,
Da er messe gehaben kunt,
Da beleib er unz an die stunt,
Daz diu messe ain ende nam.
Also fuogt sich daz er kam
Under wegen in der gach,[12]
Da ain briester messe sprach,
Da belaib er unz an den segen,
Damite het er daz verlegen,[13]
Daz ain andrer kam gedraft[14]
Mit der ersten Botschaft,
Den der maister da verbrüet.[15]
Also belaib er wolgemüet.
Daz kam von der messe dar.

Die ganze Auffassung des Stoffes ist hier ebenso roh, als die Behandlung ungeschickt; denn daß hier ein Unschuldiger die Strafe leidet, der zufällig nachgeschickt wird, kümmert den Dichter weiter nicht.

Wieder zwei andere Versionen hat Reinhold Bechstein in „Altdeutschen Märchen, Sagen und Legenden, Leipzig, 1803,

---

[9] Von Urban VIII. 1625, nachdem Leo X. sie schon 1506 unter die Seligen versetzt hatte. Das Leben der heiligen Isabella hat der Bischof von Oporto Corera de Lacerda verfaßt, und auch hier kömmt jener Vorfall vor.

[10] Vergl. Morgenblatt. Jahrg. 1839. Nr. 117.

[11] Das Gedicht findet sich in Laßbergs Liedersaal. Th. 3, S. 318.

[12] In Eile. [13] Gesäumt. [14] Geritten. [15] Verbrannt.

Nro. 29, die erste aus einer niederrheinischen, die andere aus einer oberdeutschen Quelle mitgetheilt. Sie lauten nach seiner Uebertragung folgendermaßen:

Der Ritt nach dem Kalkofen.

I.

Es war ein Ritter, der hatte einem Könige lange Zeit treulich gedient. Da er sterben wollte, empfahl er seinen Sohn dem Könige. Der König sprach, er wollte ihn gerne aufnehmen. Der Sohn hieß Wilhelm. Der Vater rief den Sohn zu sich und sprach: Sohn, ich werde nun sterben und ich will dich drei Stücke lehren, dabei sollst du meiner gedenken. Das erste ist: Du sollst niemals einen Tag sein ohne Messe, sofern du sie haben kannst. Das andere ist: Wenn du deinen Herrn oder Herrin betrübt siehst, so sollst du dich nicht freuen, du sollst dich mit ihnen betrüben und sollst ihnen beweisen, daß ihr Zorn dir leid ist. Das dritte ist: So oft du siehst einen bösartigen Menschen, der gerne verleumdet, den sollst du fliehen. Da der Vater todt war, diente Wilhelm so wohl, daß ihn sein Herr und Frau und all das Hausgesinde lieb hatten.

Da war dort an des Königs Hof ein Ritter, der pflegte gerne übel zu sprechen hinter den Leuten. Von dem Ritter zog sich Wilhelm zurück und wollte keine Gesellschaft mit ihm haben. Da hatte der falsche Ritter gemerkt, so oft die Königin betrübt war, so betrübte sich auch Wilhelmus. Da gieng der Ritter zum Könige und sagte ihm, daß Wilhelmus die Königin lieb gewonnen hätte, und er sprach zum Könige: Herr, wollt ihr selbst das merken, so geht hin und betrübt die Königin mit etlichen Worten, ihr werdet wohl sehen, daß sich Wilhelmus mitbetrüben wird. Da gieng der König und betrübte die Königin, und er merkte, daß sich Wilhelmus auch betrübte. Da ward der König zornig und suchte Rath, wie er ihn tödten möchte. Da sprach der falsche Ritter: Herr, ich habe euch einen guten Rath erdacht, sendet ihn morgen früh zu den Leuten am Kalkofen und befehlt denen, wer morgen zu allererst dahin kommt euretwegen, den soll man in den Ofen werfen und ihn verbrennen. Also that der König und befahl dem Wilhelm den Abend, daß er des Morgens sollte reiten zu den Kalkbrennern und sollte sprechen: mein Herr entbietet euch, daß ihr sollt thun, wie er euch befohlen hat.

Des Morgens früh stund Wilhelmus auf und ritt seine Straße. Da er auf dem Wege war, da hörte er zur Messe läuten; da ritt er hin und gieng in die Kirche und hörte die Messe bis zu Ende. Da setzte sich der falsche Ritter auf sein Pferd und ritt ihm nach und wollte zusehen, wie es ihm ergangen wäre, und er kam zuerst zu dem Ofen und sprach: Gesellen, habt ihr auch gethan, was euch der König geboten hat? Nein, sprachen sie, wir haben es nicht gethan, wir wollen es alsbald thun. Da griffen sie den falschen Ritter und

warfen ihn in den Ofen. Da nun Wilhelmus die Messe gehört hatte, ritt er zu dem Ofen und sprach zu den Leuten, daß sie thun sollten, wie ihnen der König befohlen hätte. Sie sprachen, sie hätten es gethan. Da ritt Wilhelmus zurück zum König und sprach, das wäre geschehen, was er geboten hätte, noch ehe er hingekommen. Da fragte ihn der König, wo er so lange gewesen wäre. Da sprach er, er hätte Messe gehört. Da der König das hörte, sprach er: Das ist dein Glück, die Messe hat dir dein Leben erhalten. Da fragt ihn der König, bis daß er an die Wahrheit kam. Da hatte ihn der König lieber, als er ihn zuerst hatte.

II.

Es war ein reicher Herr und der hatte einen einzigen Sohn, und der war ihm über die Maßen lieb. Und da der Sohn herangewachsen war und zu seinen Jahren kam, da gelüstete es ihn, andere Lande zu sehen, und er bat seinen Vater, daß er ihn ließe andere Lande sehen und ihm erlaubte zu reisen. Dies war seinem Vater schmerzlich und leid, und er bat den Sohn zu bleiben, und hätte ihn gerne gehindert. Dies aber konnte nicht sein, der Sohn wollte von der Fahrt nicht lassen. Da der Vater sah, daß es nicht anders könnte sein, da sprach er: Lieber Sohn, nachdem du nun nicht verzichten willst auf deine Fahrt, so will ich dir zwei Dinge empfehlen, daß du die beständig hältst, wohin du kommst. Das eine ist, daß du niemals einen Tag ohne Messe sollst sein, wenn du es thun kannst. Das andere ist: Wohin du kommest, zu welcher Herrschaft du immer kommest, wenn du eines Herren Diener werdest, so sollst du darauf achten: Wenn dein Herrschaft betrübt ist und ungemuth ist, so sollst du auch ungemuth sein; wenn sie aber fröhlich und wohlgemuth sind, so sollst du mit ihnen fröhlich sein. Dieser Jüngling sprach: Vater, das will ich thun, und nahm Urlaub von seinem Vater und fuhr hinweg und kam in ein Land und ward da Diener eines Herrn und diente dem Herrn und seiner Frau so wohl, daß sie ihn gar lieb und werth hatten, und er that, wie ihn sein Vater geheißen hatte: so er seine Frau und seinen Herrn betrübt sah, so war er auch betrübt; so er sie fröhlich sah, so war er auch fröhlich.

Nun war ein anderer Diener auch dort an desselben Herren Hof, der war roth; den verdroß es gar sehr, daß dieser Jüngling so werth dort am Hofe war und daß ihn der Herr und seine Frau so lieb hatten, und er gedachte, wie er diesen Jüngling möchte verleiten gegen seinen Herrn. Und er hatte wahrgenommen, wie dieser Jüngling alle Zeit traurig war, wenn sein Herr und seine Frau traurig waren, und er gieng zu seinem Herrn und sprach: Herr, ich bin euch Treue schuldig, ich muß euch billig bewahren vor euerem Schaden, wo ich den weiß, und sprach: Herr, da ist euer Diener, jener Jüngling, den ihr da so zugethan seid; so sollt ihr wissen, daß er mit eurer Frau

zu schaffen hat, und das hab' ich wohl wahrgenommen. Da sprach der Herr: Dies kann ich nicht glauben, dazu vertraue ich ihm zu wohl mit Leib und Leben. Da sprach der Rothe: Herr, ich will es euch beweisen, daß ihr selbst merkt, daß es wahr ist. Wie kann ich das merken? sprach der Herr. Da sprach der Rothe: Herr, da sollt ihr mit euerer Frau einen Streit anheben und sollt ihr einen Backenstreich geben, daß sie betrübt werde: so merkt ihr, daß jener Jüngling Leid und Ungemach und Unmuth mit ihr hat. Der Herr that also und hob einen Streit mit seiner Frau an, und der Streit ward so stark, daß er ihr einen Backenstreich gab. Und da er die Frau geschlagen hatte, so ward die Frau traurig und ungemuth. Der Herr achtete darauf, wie der Jüngling, sein Diener, sich benehmen würde. Da sah er, daß der Jüngling auch gar traurig und ungemuth war, wie ihn sein Vater gelehrt hatte. Der Herr, der erschrack und dachte, daß es wahr wäre, wie ihm der Rothe gesagt hatte. Da kam der Rothe zu dem Herrn und sprach: Herr, wie dünkt euch nun? hab' ich wahr gesagt oder nicht? Da sprach der Herr: es ist wahr, es dünkt mich nach seinem Benehmen. Nun rathe, sprach der Herr zum Rothen, was wir mit ihm thun, daß wir seiner ledig werden und ihn tödten. Der Rothe sprach: Herr, da will ich euch einen guten Rath dazu geben. Ihr habt einen Kalkofen hier in der Nähe liegen, da sollt ihr senden nach den Ofenknechten und sollt ihnen befehlen: der erste, der morgen früh zu ihnen komme euretwegen und zu ihnen spreche, ob sie gethan hätten, was ihr sie geheißen habt, daß sie dann denselben nehmen und ihn vorwärts in den Ofen stoßen und ihn verbrennen, er sei, wer er sei, und gebietet ihnen das bei eueren Hulden. Und wenn ihr ihnen das befehlt, so sendet dann diesen Jüngling dahin, so werdet ihr seiner ledig. Der Herr sprach: Du hast mir wohl und recht gerathen.

Der Herr sandte nach seinen Ofenknechten und sprach zu ihnen: Ihr Männer, ich gebiete euch bei meinen Hulden und bei euerem Leben, der erste, der morgen früh zu euch kommt vor den Ofen und spricht zu euch: habt ihr gethan, was euch mein Herr befohlen hat? daß ihr den dann nemmt und ihn verbrennt in dem Ofen, er sei, wer er wolle. Und wisset, thut ihr das nicht, daß ihr darum sterben müßt. Sie sprachen: Herr, das werden wir thun, und giengen wieder heim zum Ofen. Des Morgens früh, da sprach der Herr zu dem Jüngling, seinem Knechte: Geh hin zu dem Kalkofen und sprich zu den Ofenknechten, ob sie gethan haben, wie ich ihnen gestern befahl. Der Jüngling sprach: Herr, ich thu's und setzte sich auf sein Pferd und ritt hin und wollte nach dem Ofen. Und da er auf die Straße kam, da hörte er in einer Kapelle, die an der Straße stund, läuten zur Messe. Da gedachte er an seines Vaters Lehre, daß er täglich sollte eine Messe hören, und dachte: geh in die Kapelle und höre die Messe, du kommst dann noch zeitig genug dahin, und gieng in die Kapelle und hörte die Messe.

Hierbei, während er die Messe hörte, begab es sich, daß er sich etwas lange hinzog, der Messe wegen. Da gedachte der Rothe, daß er jetzt wohl verbrannt wäre und sprach: Herr, ich will reiten zum Ofen und will zusehen, wie es diesem ergangen sei, und ritt hin zum Ofen. Doch da war der Jüngling noch nicht zum Ofen gekommen, weil ihn die Messe aufhielt. Und da der Rothe zum Ofen kam, da sprach er zu den Ofenknechten: Ihr Männer, habt ihr gethan, was euch mein Herr befohlen hat? Sie sprachen: nein, wir haben es noch nicht gethan, wir wollen es aber thun und nahmen den Rothen und stießen ihn vorwärts in den Ofen. Er schrie gewaltig und sprach, er wäre der nicht. Die Knechte sprachen, sie wüßten wohl, was sie ihr Herr geheißen hätte, das wollten sie auch thun. Der Rothe ward verbrannt.

Da war die Messe gesprochen, die der Jüngling da hörte in der Kapelle, da setzte er sich auf sein Pferd und ritt hin zum Ofen und wollte seine Botschaft ausrichten, wie ihn sein Herr geheißen hatte. Da er zum Ofen kam, da sprach er zu den Knechten: Ihr Männer, habt ihr gethan, was euch mein Herr befohlen hat? Sie sprachen: ja, wir haben es gethan: er liegt in diesem Ofen hier und brennt im Feuer. Der Jüngling sprach: wer brennt im Feuer? Sie sprachen: das thut der Rothe. Der Jüngling, der erschrack und gedachte, daß es über ihn ergehen sollte, und dachte da bei sich selber: Herr im Himmelreich, wie mag dies kommen? nun weiß ich doch nichts an mir, womit ich das verschuldet habe. Wie mag dies kommen? und dachte: darum will ich doch meinen Herrn nicht fliehen, da ich nichts an mir weiß, und kam wieder heim.

Da ihn der Herr ersah, da erschrack der Herr gar sehr und gedachte da, daß es übel ausgegangen war, und sprach zum Jüngling, wie es ausgegangen. Da sprach der Jüngling: Herr, da haben sie den Rothen verbrannt in dem Ofen. Da sprach der Herr: wie kommt das, daß der Rothe verbrannt ist, es sollte doch dir geschehen sein? Warum säumtest du dich, daß er eher dahin kam, als du? Da sprach der Jüngling: Herr, das will ich euch sagen. Da ich auf die Straße kam, da hörte ich läuten zur Messe in einer Kapelle, die dort am Wege steht. Da dachte ich: höre die Messe, du kommst dann noch recht gut zum Ofen, und hörte die Messe; inzwischen kam der Rothe zum Ofen, und ich will euch sagen, Herr, wie das kam, daß ich die Messe hörte. Da ich von meinem Vater schied, da empfahl er mir zwei Dinge, daß ich die thun sollte allezeit. Das eine das war, wohin ich immer käme in den Dienst, wenn ich dann meine Herrschaft traurig und ungemuth sähe, so sollte ich mit ihnen traurig sein, wenn ich sie aber wohlgemuth sähe, so sollte ich mit ihnen fröhlich und wohlgemuth sein. Das andere war, daß ich niemals einen Tag sollte hingehn lassen, ich sollte alle Tage eine Messe hören, wenn ich es thun könnte. Da ich da hörte zur Messe läuten, da gedachte ich an meines Vaters Lehre und hörte die Messe. Und da der Herr

des Jünglings Rede vernahm von den zwei Sachen, die ihm sein Vater empfohlen hatte, da gedachte er, daß er eine rechte Sache vollführt hatte; das Trauern, das er da that seiner Frau wegen, wie ihm der Rothe hatte gesagt, daß er das in guter Meinung gethan hatte der Lehre wegen, die ihm sein Vater empfohlen hatte, und es erkannte der Herr da, daß er unschuldig war an der Sache, die ihm der Rothe hatte gesagt und daß es ihm der Rothe aus Feindschaft hatte angethan. Und es war der Herr froh, daß der Jüngling am Leben war geblieben, und hatte ihn noch viel lieber als je zuvor. —

So finden wir denn unsern Gegenstand unter allerlei Händen und Formen, bis ein glücklicher Zufall ihn Schillern brachte.

Daß Retifs Episode zu la fille garçon die Quelle von Schillers Gedicht ist, braucht wohl nicht erst bewiesen zu werden. Sonderbar scheint es, daß unser Dichter, welcher Namen, die er in seinen Quellen vorgefunden hat, eher verschweigt, hier den Namen des Grafen von Saverne braucht.[16] Möglich, daß bloß der Reim auf ern ihn dahin leitete. Ueber die Verwandlung des Champagne in Fridolin wird man sich nicht wundern. Uebrigens scheint doch Schiller auch noch andere Gestaltungen der Sage gekannt zu haben. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er die Auszüge, welche Wieland in seinem Merkur aus dem tresor de l'âme lieferte, gekannt hat und vermuthlich ließ er sich das französische Werk Melanges tirés d'une grande bibliothèque, worin jene Auszüge sich befinden, von Wieland selbst geben. Die Worte: „Dem lieben Gotte weich' nicht aus, find'st du ihn auf dem Weg!" — und: „Das ist kein Aufenthalt, was fördert himmelan!" scheinen wenigstens auf Schillers Bekanntschaft mit dem Auftrage des Vaters, nie einen Tag ohne Messe zu sein, hinzudeuten. Die Veränderung des eigenen Unwohlseins der Dame in eine Krankheit des geliebten Kindes ist ganz an ihrem Orte.

Der Gang nach dem Eisenhammer weicht von allen Balladen des Dichters darin ab, daß er einfach erzählenden Anfang hat, während die andern gleich mitten in der Handlung beginnen. Da Fridolin gar kein streitender Held ist, sondern sich völlig leidend verhält, so scheint diese erzählende Einleitung nicht unpassend; nur ist sie nicht recht gelungen, was die Sprache betrifft, an der man Spuren fran-

---

[16] Diese Grafen sind übrigens ganz ungeschichtlich. Es giebt drei Orte im Elsaß, Namens Saverne oder Zabern, nämlich Rheinzabern, Bergzabern und Elsaßzabern; alle drei sind alte römische Kolonien (Tabernae, daher der Name); später standen sie unter einem Bischof. Grafen von Zabern hat es nie gegeben. Böttiger in den Andeutungen zu den Umrissen von Retzsch nennt Fridolin eine Elsaßer Volkssage; ich habe mich aber bei Franzosen und Elsaßern deßhalb erkundigt; niemand kennt sie. Es wird daher wohl ein eben solcher Irrthum Böttigers sein, wie der, daß Schiller die Sage in Mannheim habe kennen lernen. Aus dem Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe geht hervor, daß ihm der Stoff zufällig in Jena unter die Hände kam.

zösischer Construktion erblickt. Es herrscht ferner in der Ballade eine sehr ruhige, einfache Darstellung, die aber durchaus nicht das Pathos der Kraniche oder des Kampfes mit dem Drachen hat. Dieser hier gewählte Ton schickt sich ganz zu dem Stoffe; ruhig und leidenschaftslos, wie der unschuldige Held der Ballade, ist auch die einfache, schmucklose Sprache, die nur oft an Undeutlichkeit leidet. Endlich, so wie dieses die einzige Ballade ist, in der alle Personen Namen haben, so ist es auch diejenige, in welcher die Charaktere noch am meisten Individualität besitzen, während in den übrigen allen mehr ideale Charaktere erscheinen.

In allen Gestalten der Sage wird der Untergang des Verleumders oft weitläufig und ausführlich beschrieben. Schiller unterläßt dies ganz; wir müssen alles aus der Antwort der Knechte errathen. Der Grund, warum Schiller Roberts Untergang nicht mit erzählt, ist natürlich die von ihm stets durchgeführte Einheit der Handlung. Die ganze Ballade zerfällt außer der erzählenden Einleitung in zwei Haupthandlungen. Graf und Gräfin treten hierbei in den Hintergrund, die beiden Hauptpersonen sind Robert und Fridolin. In der ersten Hälfte tritt Robert auf und verschwindet dann auf immer. Von den Worten an: Und jener spricht: Es soll geschehn, Str. 16, tritt Fridolin als handelnde Person auf, und wir verlassen ihn von nun an nie mehr, sondern folgen ihm Schritt für Schritt bis zu Ende. Hätte der Dichter Roberts Untergang erzählen wollen, so müßten wir Fridolin wieder verlassen, aber später doch zu ihm zurückkehren, und dadurch würde die Handlung sehr zerstückelt. Anstatt dessen giebt uns der Dichter die Schilderung der Messe und beschreibt nun den Chordienst sehr weitläufig. Diese Messe hält den Fortgang der Handlung völlig auf, ist aber hier ganz an ihrem Orte. Sie thut dieselben Dienste wie im Taucher die Strophen: Und stille wird's über dem Wasserschlund u. s. w. Eben weil hier die Handlung für uns still steht, fühlen wir, daß während dessen anderswo viel geschehen kann, abgesehen davon, daß durch die weitläufige Schilderung der Messe der fromme Sinn Fridolins recht hervorgeht. Im Sinne der Ballade ist allerdings weder diese Ausmalung der Messe, noch jene des Eisenhammers, aber sie ist ächt episch; und wenn das Gedicht keine Ballade ist, was man gerne zugeben kann, so ist es doch überhaupt ein Gedicht.

Der Gang nach dem Eisenhammer scheint unter den erzählenden Dichtungen Schillers das Lieblingsstück des Volkes geworden zu sein; der ganze Gang der Begebenheit ist auch an und für sich höchst poetisch, und die reine Unschuld Fridolins ist vom Dichter so schön ausgedrückt worden, daß sie jedes empfängliche Herz rührt. Uebrigens haben zwei andere Künstler, der eine durch Musik, der andere durch den Grabstichel das Gedicht zu verherrlichen gesucht. Von C. Fr. Weber haben wir eine geistreiche Composition des Fridolin, welche, bestimmt, den deklamatorischen Vortrag desselben zu begleiten, stets mit

großem Beifall aufgenommen worden ist. Der Maler Moritz Retzsch hat uns acht Umrisse zu Schillers Fridolin (Stuttgart bei Cotta) geliefert, die sich meisterhaft darstellen. — Franz von Holbein endlich hat das Gedicht in ein langes Schauspiel von fünf Akten ausgedehnt, das aber jetzt von der Bühne verschwunden ist.

---

32. Die Worte des Glaubens.

(1797.)

1. Drei Worte nenn' ich euch, inhaltschwer,
Sie gehen von Munde zu Munde,
Doch stammen sie nicht von außen her;
Das Herz nur giebt davon Kunde.[1]
Dem Menschen ist aller Werth geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.[2]

2. Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren.[3]
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Misbrauch rasender Thoren![4]

---

[1] Es sind keine Erfahrungsbegriffe, deren Gegenstände wir in der Wirklichkeit wahrnehmen könnten, sondern nur Ideen, die unser Gemüth nothwendig aus sich erzeugt. Ihr Dasein kann daher auch nicht bewiesen werden, denn sonst wären es Worte des Wissens, und nicht des Glaubens. Der Glaube ist nach des Apostels Erklärung ein Fürwahrhalten dessen, was man nicht siehet. — [2] Wer nicht an Freiheit, Gott und Tugend glaubt, wirft seine Würde als Mensch weg und begiebt sich selbst in die Reihe der bloßen Naturwesen. — [3] Der Mensch ist frei geschaffen, d. h. er ist eine Person. Außer seinem wechselnden Zustande, den er sich nicht selbst schaffen und befestigen kann, giebt es noch etwas festes, das in ihm will und handelt, ohne sich nach den Gesetzen der Natur zu richten und ohne eine Abhängigkeit von der Außenwelt anzuerkennen. Seine Sinnlichkeit läßt sich nur leiten und bestimmen; der Wille des Menschen leitet und bestimmt sich selbst. Von außen müssen wir Zwang leiden (und würd' er in Ketten geboren), innerlich sollen wir keinen dulden. Und geht auch das ganze Glück des Menschen in Trümmer: so lange er diese Freiheit behauptet, hat er auch seine Würde behauptet. In der Wirklichkeit erscheint die Freiheit des Menschen eigentlich aber nie rein, sie ist immer gebunden, und wir müssen froh sein, wenn die Feinde unserer Freiheit, Sinnlichkeit und Verstand, nur schweigen. Daher erscheint des Menschen Freiheit so wenig als seine Tugend in der Wirklichkeit und in der Erfahrung vollkommen, aber wir streben nach Freiheit, wie wir nach Tugend streben. — [4] Eine dunkle Stelle; ich verstehe sie so: der sinnlich-thierische Mensch (der schreiende Pöbel) und der bloße Verstandes- oder Formenmensch (der rasende Thor) misbrauchen die Freiheit des Willens; denn jener macht den Willen abhängig von der Sinnlichkeit, dieser von seinem Verstande; jener verläugnet ganz das in ihm wohnende Gesetz, dieser verläugnet ganz die ihn umgebenden Verhältnisse; in beiden ist nicht der Wille die gesetzgebende

Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht! [5]

3. Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall, [6]
Der Mensch kann sie üben im Leben,
Und sollt' er auch straucheln überall,
Er kann nach der Göttlichen streben,
Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth. [7]

4. Und ein Gott ist, ein heiliger [8] Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt [9]
Lebendig der höchste Gedanke, [10]
Und ob alles in ewigem Wechsel kreis't,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist. [11]

5. Die drei Worte bewahret euch, inhaltschwer,
Sie pflanzet von Munde zu Munde,
Und stammen sie gleich nicht von außen her,
Euer Innres giebt davon Kunde.
Dem Menschen ist nimmer sein Werth geraubt,
So lang er noch an die drei Worte glaubt.

Macht, welche sowohl die Sinnlichkeit in ihre Schranken zurückweist als den Verstand, sondern er ist unterdrückt, und nicht der Mensch ist frei, sondern des Menschen Sinnlichkeit oder des Menschen Verstand sind frei, d. h. hier, sie verfahren willkürlich, jener im Empfangen äußerer Eindrücke, dieser im Erschaffen beliebiger Formen. — [5] Die Wortfolge ist falsch; nicht sollte den letzten Vers anfangen: „Vor dem Sklaven, wenn er die Kette zerbricht, zittert; nicht vor dem freien Menschen." Wessen Wille gebunden war durch fremden Einfluß, der misbraucht ihn, sobald dieser Einfluß aufhört. Wer immer gewohnt war, sich selbst das Gesetz zu geben, der ist auch gewohnt, ihm zu gehorchen. — [6] Kein bloßes Wort ohne Inhalt; kein bloß überlieferter Wahnbegriff. — [7] An die Stelle der Tugend setzen viele die Klugheit. Aber das reine Gemüth kennt den Weg oft besser als der scharfsinnigste Verstand.

Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.

Göthe im Faust.

[8] Ein heiliger Wille. Der menschliche Wille ist frei; aber er ist nicht heilig und vollkommen, er irrt. Die Natur irrt nie in ihren Werken, denn sie ist nicht frei, sondern wirkt nach unwandelbaren, nothwendigen Gesetzen; Gott irrt nie, denn er ist heilig, und Dasein und Wille ist eins in ihm. — [9] Weben, in der alten schönen Bedeutung von wirken. — [10] Gedanke, kann entweder subjektiv verstanden werden als höchste Intelligenz, oder objektiv als höchste Idee, zu welcher der Mensch sich erhebt. Der Dichter versteht es vermuthlich im letztern Sinne. — [11] Ruhig, hier so viel als unveränderlich und bleibend, im Gegensatz des veränderlichen, wechselnden Zustandes der Menschheit und der Natur.

Aus dem Musenalmanach für 1798. Dieses einst vielgesungene, unzähligemal gelesene und vorgetragene Gedicht aus dem Jahre 1797 ist wie wenige Dichtungen der ausgeprägteste Ausdruck der das achtzehnte Jahrhundert beherrschenden Aufklärung; darin liegt die Bedeutung der sonst so anspruchslosen Strophen, daß hier, wie kaum in einem zeitgenössischen Buche, einer Predigt, irgend einer Schrift, die Ideen, welche damals die Welt bewegten, in der einfachsten, auch dem Kinde zu Ohr und Herz dringenden Form vorlagen. Freiheit, Tugend und Gott sind die Stichwörter des Aufklärungszeitalters, und zwar in der besondern Auffassung, wie in Deutschland die Aufklärung sich gestaltet hatte.

Von ihrem Kampfe um Freiheit der Vernunft und des Lebens von der Gebundenheit der Kirche und des monarchisch-absoluten Staates haben die englischen Freidenker ihren Namen erhalten; daß der Mensch frei geboren sei, ist der Hauptinhalt von Rousseau's «contrat social». Freiheit im Gebrauche der Vernunft, ob sie sich nun auf politisch-socialem, wissenschaftlichem oder speziell religiösem Gebiete bewähre, ist das Losungswort des frei gewordenen Jahrhunderts, das der Dichter selbst schon als „frei durch Vernunft" in den Künstlern begrüßt hatte. Freidenker sind mit wenigen Ausnahmen alle Poeten und Philosophen des Jahrhunderts in Deutschland, kaum Klopstock ausgenommen, den wenigstens die Gläubigen auch nicht ganz unter die Ihrigen zählen mochten. Für Herder und Lessing, Göthe und Schiller ist Freidenkerei im bestem Sinne ihre Lebensluft, und so wird es sich denn erklären, warum der drei Worte erstes die Freiheit ist, auch was der Pöbel in Strophe 2 bedeutet. Es hätte scheinen können, als ob die Pariser Schreckensscene, unter deren frischem Eindrucke das Gedicht geschrieben ist, mit ihrem wüsten Freiheitsgeschrei der ernsten Ueberzeugung der Freidenker spottete; sollte das das letzte Resultat der freien Vernunft sein? Das sind keine freie Menschen, antwortet der Dichter, auch wenn sie das Wort Freiheit auf der Fahne tragen, es sind Sklaven der Unvernunft.

Hat nun aber die deutsche Freidenkerei mit der englischen und französischen eben den Ruf nach Freiheit der denkenden Vernunft gemein, so unterscheidet sie sich von der französischen materialistischen Freidenkerei scharf dadurch, daß sie an den Begriffen Gott und Tugend im allgemeinen festgehalten hat. Ist Voltaire auch von den höhern, französisch gebildeten Kreisen Deutschlands viel gelesen worden, so hat doch die gesunde Volkskraft der wahrhaft Gebildeten nie in den Ruf der Franzosen nach Vernichtung der „Pfaffen" eingestimmt, so wenig als in Deutschland der Ruf nach Abschaffung der Monarchie damals besonders laut geworden wäre. Es lag das zum Theil daran, daß die Theologie selber der neuen Aufklärung auf halbem Wege entgegenkam; das Schlagwort der aufgeklärten, sog. rationalistischen Theologie des achtzehnten Jahrhunderts ist bekanntlich Tugend gewesen, nicht mehr Glaube. An unsern großen Poeten

aber, an Lessing, Herder, Göthe, Schiller beweisen zu wollen, daß sie an Tugend und Gott geglaubt, wird nicht nöthig sein. Das aber ist auch nicht zu vergessen, daß der von ihnen festgehaltene Gottesbegriff eben in ihrer Art festgehalten wurde; wenigstens hat er ganz andere Namen als der Gott der Kirche; er heißt der heilige Wille, der höchste Gedanke, der lebendig über der Zeit und dem Staube schwebt, der im ewigen Wechsel beharrende ruhige Geist.

So schauen also die Worte des Glaubens nach zwei Seiten hin; nach der gläubigen Kirchenlehre, aber auch nach der materialistischen Auffassung der französischen Nachbarn hin. Wir erkennen endlich in dem Gedichte noch eine dritte Anschauung.

Der nüchterne Aufklärungsglaube, wenn er überhaupt noch Glaube heißen durfte — Schiller nennt sein Gedicht Worte des Glaubens — hat in Deutschland nicht befriedigt. Fege deinen Verstand, so sauber du kannst, mit dem Besen der Erkenntnis, du wirst nicht selig davon, nicht glücklich, du lebst damit nur ein schales, leeres Leben! es bleibt immer noch etwas übrig, was der Verstand nicht begreifen kann und mag, und wunderbar! gerade dieses Unbegreifliche ist es, was am mächtigsten wirkt und die Seele in ihrem Innersten bewegt. Diesem Ding, das neben, ja über dem Verstande seinen Sitz hat, haben die Deutschen nie muthwillig die Thüre gewiesen, und dieses Unnennbare war es in erster Linie, das aus der deutschen Aufklärung die deutsche Dichtung hat hervorgehen lassen. Es ist ungleich vertheilt unter den Menschen; Genius heißt der, dem an der Wiege dieses Ding in hohem Grade zum Geschenke gemacht worden; Frauen sollen öfters mehr davon besitzen als Männer, und Kinder mehr als Erwachsene; Herder hat mehr davon als Lessing; aber am stärksten ist es in Göthe gewesen. Es ist das Ding, von dem Schiller sagt:

Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

---

33. Licht und Wärme.[1]

(1797.)

1. Der beßre Mensch tritt in die Welt
Mit fröhlichem Vertrauen;
Er glaubt, was ihm die Seele schwellt,
Auch außer sich zu schauen,[2]
Und weiht, von edlem Eifer warm,
Der Wahrheit seinen treuen Arm.

---

[1] Musenalmanach für 1798. — [2] Er glaubt, das Ideal in seiner Brust finde sich in der Wirklichkeit; der nothwendige Zusammenhang des Denkens

2. Doch Alles ist so klein, so eng,
Hat er es erst erfahren; [3]
Da sucht er in dem Weltgedräng'
Sich selbst nur zu bewahren;
Das Herz, in kalter stolzer Ruh,
Schließt endlich sich der Liebe zu.

3. Sie geben, ach! nicht immer Glut [4]
Der Wahrheit helle Strahlen.
Wohl denen, die des Wissens Gut
Nicht mit dem Herzen zahlen.
Drum paart zu eurem schönsten Glück
Mit Schwärmers Ernst des Weltmanns Blick. [5]

---

und ewiger Gesetze des Wahren und Rechten müßten sich auch stets in den Einrichtungen des öffentlichen Lebens zeigen. — [3] Man weiß nicht, ob dieser Satz zu Z. 1 gehört, oder ob er Vordersatz von Z. 3 ist. Seiner Form nach als Fragesatz kann nur letzteres stattfinden; vermuthlich soll aber ersteres der Fall sein. — [4] Etwas gesucht ausgedrückt anstatt Wärme oder Feuer. Das Wissen giebt nicht immer Wärme zum Handeln. — [5] Schwärmer hier der, welcher die Ideale des Innern zu verwirklichen sucht; Weltmann der, welcher die Wirklichkeit betrachtet und behandelt, wie sie ist. — Vergl. 1. Cor. 13, 1. 2.

34. Breite und Tiefe.

(1797.)

1. Es glänzen Viele in der Welt,
Sie wissen von Allem zu sagen,
Und wo was reizet und wo was gefällt,
Man kann es bei ihnen erfragen;
Man dächte, hört man sie reden laut,
Sie hätten wirklich erobert die Braut. [1]

2. Doch gehn sie aus der Welt ganz still',
Ihr Leben war verloren.
Wer etwas Treffliches leisten will,
Hätt' gern was Großes geboren,
Der sammle still und unerschlafft
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.

---

[1] Wissenschaft und Wahrheit.

3. Der Stamm erhebt sich in die Luft
Mit üppig prangenden Zweigen;
Die Blätter glänzen und hauchen Duft,
Doch können sie Früchte nicht zeugen;
Der Kern allein im schmalen Raum
Verbirgt den Stolz des Waldes, den Baum.

Musenalmanach für 1798. Es scheint, daß K. A. Böttiger Anlaß zu diesem Gedichte gegeben hat, der über alles Mögliche zu sprechen wußte, im Ganzen aber wenig geleistet hat. Göthe und Schiller nannten ihn nur Magister Ubique.

Der Gang des Gedichtes erinnert an den „Abschied vom Leser"; erst die Betrachtung und dann das Gleichnis, wodurch der Leser aus dem Gebiete des Gedankens in das der Einbildungskraft versetzt wird.

---

35. Hoffnung.[1]

(1797.)

1. Es reden und träumen die Menschen viel
Von bessern künftigen Tagen;
Nach einem glücklichen goldenen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen.
Die Welt wird alt und wird wieder jung,
Doch der Mensch hofft immer Verbesserung!

2. Die Hoffnung führt ihn in's Leben ein,
Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
Den Jüngling begeistert ihr Zauberschein,
Sie wird mit dem Greis nicht begraben;
Denn beschließt er im Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er — die Hoffnung auf.

3. Es ist kein leerer schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Thoren;
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besserm sind wir geboren!
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

---

[1] Horen 1797.

---

36. Das Glück.

(1798.)

Selig, welchen die Götter, die gnädigen, vor der Geburt schon [1]
Liebten, [2] welchen als Kind Venus im Arme gewiegt, [3]
Welchem Phöbus [4] die Augen, die Lippen Hermes [5] gelöset,
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt! [6]
Ein erhabenes Loos, ein göttliches, ist ihm gefallen;
Schon vor des Kampfes Beginn sind ihm die Schläfe bekränzt. [7]
Ihm ist, eh' er es lebte, das volle Leben gerechnet;
Eh' er die Mühe bestand, hat er die Charis [8] erlangt.
Groß zwar nenn' ich den Mann, der, sein eigner Bildner und Schöpfer, [9]
Durch der Tugend [10] Gewalt selber die Parce [11] bezwingt;

Musenalmanach für 1799. — [1] Ehe also noch vom Verdienst die Rede sein konnte. — [2] Auseinanderlegung des allgemeinen Gedankens in Z. 1. — [3] Venus, die Göttin der Schönheit und der Liebe, stattet das Kind in der Wiege mit dem magischen Geschenke der Anmuth aus, indem sie ihm ihren Gürtel umwindet. — [4] Als Gott der Weissagung und der Seherkunst. Diese Gabe des Schauens bedürfen vorzüglich die Dichter; in anderm Sinne alle bedeutenden Männer, wenn sie das Verdienst erkennen und herauswählen wollen; denn eine der höchsten Gaben der Natur ist eben die Kraft und Neigung, alle Mittel der äußern Welt an uns heranzuziehen und unsern Zwecken dienstbar zu machen. — [5] Hier als Erfinder der Sprache und der Redekünste. Bei Hesiod heißt es von der Pandora:

> Ihr auch legt' in die Brust der bestellende Argoswürger
> Sanft einnehmende Wort' und Lug und bethörende Schalkheit.
> So wie Zeus ihm geboten, der Donnerer; redende Stimm' auch
> Legete Hermes hinein.

[6] Deutlicher wäre der Ausdruck: Hoheit: „welchem die Natur das bedeutungsvolle Zeichen der Hoheit auf das Antlitz gedrückt hat, mit dem sie ihre Lieblinge bezeichnet." — [7] Ihm wird so viel Großes und Schönes gespendet, als ob er schon durch ein ganzes Leben voll Mühen und Arbeit Anspruch auf Beglücktsein besäße. — [8] Es ist hier nicht der Ort, die verwickelte Mythe von den Charitinnen oder Grazien zu entwickeln. Die Griechen empfahlen demjenigen, dem bei allen übrigen Geistesvorzügen die Anmuth, das Gefällige fehlte, den Charitinnen zu opfern; es ist also die Liebenswürdigkeit gemeint, die zauberische Anziehungskraft, welche andere zum Wohlgefallen zwingt. — [9] Was der Dichter darunter versteht, wird aus einer Stelle in seinem Aufsatze: Ueber Anmuth und Würde, klar werden: „Bloß organische Wesen sind uns ehrwürdig als Geschöpfe; der Mensch aber kann es uns nur als Schöpfer (d. i. als Selbsturheber seines Zustandes) sein. Er soll nicht bloß, wie die übrigen Sinnenwesen, die Strahlen fremder Vernunft zurückwerfen, wenn es gleich die göttliche wäre, sondern er soll, gleich einem Sonnenkörper, von seinem eigenen Lichte glänzen." — [10] Hier in älterem Sinne, in welchem man von ritterlicher und adelicher Tugend redet. — [11] Das personifizierte Verhängnis, dessen Bezwingung durch die Tugend sich besonders in Unglück und Leiden zeigt; denn gerade der ernste, besorgte, sich eifrig plagende und abarbeitende Mensch ist es gewöhnlich, dem die widrigsten Schicksale kommen, während

Aber nicht erzwingt er das Glück,[12] und was ihm die Charis[13]
Neidisch geweigert, erringt nimmer der strebende Muth.
Vor Unwürdigem[14] kann dich der Wille, der ernste, bewahren;
Alles Höchste,[15] es kommt frei von den Göttern herab.
Wie die Geliebte dich liebt,[16] so kommen die himmlischen Gaben:
Oben in Jupiters Reich herrscht, wie in Amors, die Gunst.[17]
Neigungen haben die Götter; sie lieben der grünenden Jugend[18]
Lockige Scheitel, es zieht Freude die Fröhlichen an.

---

der heiter vertrauende, sich einer Gewalt über die Herzen bewußte Mensch der glücklichere ist. — [12] Unter Glück sind hier nicht die sogenannten Glücksgüter zu verstehen: Reichthum, Ehre und Macht, sondern gerade das, was wir als Gaben der Natur denen des Glückes entgegenzusetzen pflegen: Liebenswürdigkeit, schöpferische Kraft, Genie und Begeisterung. Daß das Glück in diesem Sinne eine Himmelsgabe sei — diesen Gedanken spricht der Dichter auch in andern Stellen aus, z. B. in der Gunst des Augenblicks, Str. 5; ferner im Geheimnisse, Str. 2:

Doch leicht erworben, aus dem Schooße
Der Götter, fällt das Glück herab.

[13] Jene Gabe, die Menschen durch Liebenswürdigkeit zu bezaubern und so uns dienstbar zu machen, ersetzt sich durch keinen Ernst des Willens und keine Berechnung. Uebrigens enthält die Verbindung von Neid und Charis einen Widerspruch, da es keine neidischen Grazien geben kann. — [14] „Die Würde giebt sich bei der Tugend von selbst, die schon ihrem Inhalte nach Herrschaft des Menschen über seine Triebe voraussetzt." Ueber Anmuth und Würde. — „Beherrschung der Triebe durch die moralische Kraft ist Geistesfreiheit und Würde." — [15] Geistesschönheit, ideale Anlage für Kunst und Wissenschaft, dichterische Begeisterung, Lichtblicke des Forschers. Kluge Vorherberechnung kann über alles dies keine Macht haben, kann also auch keine Macht über die Lenkung unseres Lebens geben, insofern dieses mit jenen Begabungen auf's Engste verknüpft ist; sie kann sich mithin ihr Schicksal nicht machen.

[16]
Die Liebe ist
Das Einzige auf diesem Rund der Erde,
Was keinen Käufer leidet als sich selbst.
Die Liebe ist der Liebe Preis.

Schillers Don Carlos.

[17] Im Gegensatz zur Gerechtigkeit. Die Gunst sieht nicht auf Werth und Verdienst, sondern auf das, was ihr gefällt, wählt ihre Lieblinge nach dem persönlichen Eindruck und wendet sich vorzüglich der anmuthigen Jugend zu. — [18] Wo findet man mehr Anmuth als bei Kindern, die doch ganz unter sinnlicher Leitung stehen? Die Rede ist übrigens hier schwerlich von der frühesten Kindheit, sondern vom blühenden, kräftigen Lebensalter, und in der That gehören die Augenblicke dichterischen Feuers, künstlerischer Anschauung und erleuchteter Wahrheit diesen Lebensjahren an; denn die Jugend ist mit der hinreichenden Energie begabt, um das, was sie als vortheilhaft und nothwendig erkannt hat, sogleich in's Werk zu setzen. Daher ist besonders das Leben junger Helden das Schreiten eines Halbgottes von Schlacht zu Schlacht und von Sieg zu Sieg (Peter der Große, Karl XII., Friedrich der Große, Napoleon). Die Jugend, um es mit einem Worte zu sagen, ist weit schöpferischer als das Alter.

Nicht der Sehende wird von ihrer Erscheinung beseligt;
Ihrer Herrlichkeit Glanz hat nur der Blinde[19] geschaut.
Gern erwählen sie sich der Einfalt kindliche Seele;[20]
In das bescheidne Gefäß schließen sie Göttliches ein.[21]
Ungehofft[22] sind sie da und täuschen die stolze Erwartung;
Keines Bannes Gewalt zwingt die Freien herab.[23]
Wem er geneigt, dem sendet der Vater der Menschen und Götter
Seinen Adler herab, trägt ihn zu himmlischen Höh'n.[24]
Unter die Menge greift er mit Eigenwillen, und welches
Haupt ihm gefället,[25] um das flicht er mit liebender Hand
Jetzt den Lorbeer, und jetzt die herrschaftgebende Binde;[26]
Krönte doch selber den Gott nur das gewogene Glück.[27]
Vor dem Glücklichen her tritt Phöbus, der pythische Sieger,[28]
Und der die Herzen bezwingt, Amor, der lächelnde Gott.
Vor ihm ebnet Poseidon das Meer; sanft gleitet des Schiffes
Kiel, das den Cäsar führt und sein allmächtiges Glück.[29]

---

[19] Den die Wissenschaft nichts gelehrt hat und nichts lehren kann, weil er in seinem dunkeln Drange seinen richtigen Weg doch findet. (S. Genius, V. 45).

[20]
Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

[21] Das Genie und die Begeisterung. — [22] Das Genie macht sich Bahn durch alle Widerwärtigkeiten und Bedrängnisse, und der Bogen spannt sich nur, um desto kräftiger loszuschnellen. Die größten Entdeckungen und Erfindungen sind nicht durch Berechnungen gemacht worden, sondern durch den Blitz plötzlicher Erleuchtung, und die größten Umwälzungen auf Erden giengen von scheinbar unbedeutender Veranlassung und von Menschen dunkler Abkunft aus, während diejenigen, welche sich berechtigt glaubten, durch sorgfältige Vorbereitung eine Rolle auf der Weltbühne zu spielen, untergiengen, ohne bleibende Wirkungen hervorzubringen. — [23] Das Bild ist hergenommen von der Beschwörung der Geister, welche über die Elemente gebieten, schickt sich aber nicht recht für die griechischen Götter. — [24] Anspielung auf den Ganymed, welchen seiner Schönheit wegen Zeus durch seinen Adler entführen ließ, um im Olymp das Mundschenkenamt zu versehen. Hier soll wohl die Erhebung des Geistes zum Göttlichen und Idealen angedeutet werden. — [25] Eine Inkorrektheit, da bekanntlich die starken umlautsfähigen Verba in der Gegenwart durchaus einsilbig sind. — [26] Das Diadem: eine weiße Binde, womit die Könige ihre Stirne umwanden. — [27] Nach der Besiegung der Titanen wurde die Herrschaft über die Welt unter die drei Söhne des Kronos getheilt, und zwar durch's Loos. Zeus erhielt den Himmel, Neptun das Meer und Pluto die Unterwelt. — [28] Entweder ein ganz falscher Gedanke oder wenigstens eine falsche Ausdrucksweise. Phöbus führt allerdings den Beinamen Pythius, als Ueberwinder des Drachen Python, welcher das Orakel zu Delphi bewachte; aber wozu soll hier diese Anspielung dienen, im Gegensatz zu der auf Amor, dem Besieger der Herzen? Zum Andenken an seinen Sieg stiftete Phöbus die pythischen Spiele, und wahrscheinlich nimmt Schiller den Ausdruck pythischer Sieger im Sinne von Siegverleiher bei den pythischen Spielen, und die ganze Stelle bezieht sich auf den Pindar, der in den pythischen Spielen mehrmals den Preis gewann. — [29] Anspielung auf die stürmische Seefahrt des Cäsar über den Meerbusen von Otranto. Er redete dem Schiffer Muth zu mit den Worten: „Sorge nicht! du fährst den Cäsar und sein Glück."

Ihm zu Füßen legt sich der Leu,[30] das brausende Delphin[31]
Steigt aus den Tiefen, und fromm beut es den Rücken ihm an.* 36
Zürne[32] dem Glücklichen nicht, daß den leichten Sieg ihm die Götter
Schenken, daß aus der Schlacht Venus den Liebling entrückt.[33]
Ihn, den die lächelnde rettet, den Göttergeliebten beneid' ich,
Jenen nicht, dem sie mit Nacht deckt den verdunkelten Blick. 40
War er weniger herrlich, Achilles, weil ihm Hephästos
Selbst geschmiedet den Schild und das verderbliche Schwert,[34]
Weil um den sterblichen Mann der große Olymp sich beweget?
Das verherrlichet ihn, daß ihn die Götter geliebt, 44
Daß sie sein Zürnen geehrt[35] und, Ruhm dem Liebling zu geben,
Hellas bestes Geschlecht stürzten zum Orkus hinab.**

---

[30] Viehoff deutet dies auf den Orpheus, welcher die Löwen durch Musik bezähmte; mir scheint eher eine Anspielung auf die bekannte Erzählung vom Androklus darin zu liegen. — [31] Anspielung auf die Geschichte des Arion. Befremdend ist hier sowohl das Geschlecht als die Betonung des Wortes Delphin; denn Delphin wird sonst immer männlich gebraucht und mit dem Ton auf der letzten Silbe ausgesprochen. Die Delphine gehören zu den Wallfischen und haben daher am Hinterkopfe zwei Spritzlöcher, aus denen sie das Wasser hervorbrausen lassen. — [32] Zürne ist in doppelter Hinsicht der unrichtige Ausdruck, einmal, weil der Dichter etwas sagt, was er gar nicht sagen will, da man hier an keinen Zorn denken kann und soll, sondern nur an Verachtung und Geringschätzung: „denke deßwegen nicht gering von dem Glücklichen, weil die Götter es sind, die ihm den Sieg ohne sein Zuthun schenken!“ — dann aber auch, weil auf eine sonderbare Weise das Zürnen dem Beneiden in V. 39 entgegengesetzt ist. — [33] Anspielung auf den Kampf des Paris mit dem Menelaos (Ilias III, 379 ff.). Menelaos hat den Paris fast schon besiegt —

Jetzo stürmt' er von neuem in heißer Begier zu ermorden
An mit dem ehernen Speer. Doch jenen entrückt Aphrodite
Sonder Müh als Göttin, und hüllt' in Nebel ihn ringsher.

[34] Daß Hephästos für Achilles den Schild geschmiedet, wird in Ilias XVIII, 478 ff. erzählt, des Schwertes aber dabei nicht gedacht. — [35] Daß sie es als gerecht und begründet erkannten, und seine Unthätigkeit bloß dazu diente, seinen Ruhm nur desto mehr zu erhöhn. Durch diese Unthätigkeit ward es erst recht einleuchtend, wie sehr seine Tapferkeit die der besten Achaier überrage, welche nun schon so manches Jahr mit Hektor und den Troern ohne Erfolg gekämpft und in diesem Kampfe viele der trefflichsten Männer (Hellas bestes Geschlecht) verloren hatten.

---

* Im Musenalmanach folgt hier das Distichon:

Ein geborener Herrscher ist alles Schöne und sieget
Durch sein ruhiges Nahn wie ein unsterblicher Gott.

** Nach V. 46 stand im Musenalmanach das Distichon:

Um den heiligen Herd stritt Hektor, aber der Fromme
Sank dem Beglückten; denn ihm waren die Götter nicht hold.

Dieses Distichon hat Schiller später gestrichen, einmal, weil er glaubte, daß der unglückliche, aber höchst liebenswürdige und hochverdiente Hektor gegen den beglückten Achilles zu grell absteche, und dann, weil sich das Distichon nicht fest genug in die Kette der Gedanken einfüge.

Zürne der Schönheit nicht,[36] daß sie schön ist, daß sie verdienstlos
Wie der Lilie Kelch, prangt durch der Venus Geschenk;[37]
Laß sie die Glückliche sein, du schaust sie, du bist der Beglückte;[38]
Wie sie ohne Verdienst glänzt, so entzücket sie dich.
Freue dich, daß die Gabe des Lieds vom Himmel herabkommt,
Daß der Sänger dir singt, was ihn die Muse gelehrt;
Weil der Gott ihn beseelt, so wird er dem Hörer zum Gotte;
Weil er der Glückliche ist, kannst du der Selige sein.
Auf dem geschäftigen Markt, da führe Themis die Wage,[39]
Und es messe der Lohn streng an der Mühe sich ab;
Aber die Freude ruft nur ein Gott auf sterbliche Wangen;
Wo kein Wunder geschieht, ist kein Beglückter zu sehn.[40]
Alles Menschliche muß erst werden und wachsen und reifen,[41]
Und von Gestalt zu Gestalt führt es die bildende Zeit.
Aber das Glückliche siehest du nicht, das Schöne nicht werden:[42]
Fertig von Ewigkeit her steht es vollendet vor dir.
Jede irdische Venus ersteht, wie die erste des Himmels,
Eine dunkle Geburt[43] aus dem unendlichen Meer;

---

[36] Hier ist nun wirklich die Rede von den Gefühlen des Unwillens über die ungerechte Vertheilung des Glückes, und der Dichter stellt Betrachtungen an, welche allerdings dieses Gefühl entkräften können. — [37] Durch Anmuth und Liebenswürdigkeit. — [38] Der Dichter stellt hier den Glücklichen und den Beglückten einander gegenüber, eine Gegenüberstellung, die allerdings nicht in der Sprache selbst liegt, aber zu der er zufolge des eigenthümlichen Gedankenganges völlig berechtigt ist. Alle jene Gaben des Glückes, will er sagen, gehören eben so gut dir, als dem Glücklichen selber; denn du darfst dieselben schauen, bewundern, sie genießen und dich ihrer freuen. Nur indem die Götter einzelnen Auserwählten ihre Gaben spendeten, gelangten die Uebrigen zum Genuß derselben, und wenn sie den Glücklichen selbst ohne sein Verdienst mit Glück überhäuften, so ist es eben so wenig dein Verdienst, daß du es genießen darfst, sondern Alles ist göttliche Gunst und Gnade. — [39] Eben weil der Glückliche sich nicht selbst das Glück verdankt, sondern nur Gefäß der Gottheit ist, so ist auf ihn der Begriff von Lohn gar nicht anzuwenden, während im Geschäfts- und Staatsleben strenge Gerechtigkeit, die nach Verdienst und nach dem Grade der Arbeit wägt, an ihrer Stelle sein mag. — [40] Daß der ganz neue Gedanke mit dem Pentameter beginnt, ist gegen die Natur des Distichons; man muß sich aber nur in der folgenden Zeile ein nämlich hinzudenken. — [41] Hier bezeichnet die polysyndetische Wiederholung sehr schön das allmälige Entstehen und durch wiederholte Kraftanstrengung Geborenwerden aller menschlichen Werke; denn der Begriff des Fortschreitens einer Erscheinung liegt in dieser Figur, die zugleich eine Anapher ist. (Vergl. meine deutsche Sprache. Buch IV, § 57.) — [42] Das Schöne (der Dichter nimmt es hier ganz gleich mit dem Glücklichen) entsteht nicht nach und nach, sondern tritt plötzlich in die Erscheinung oder vielmehr vor die Seele; denn offenbar gilt dies nur von dem Schönen der Phantasie. — [43] Eine unbegreifliche; wie Venus aus dem gestaltlosen Meere plötzlich geboren ward, so tritt das ideale Bild in seiner ganzen Vollendung plötzlich vor die Seele.

Wie die erste Minerva, so tritt mit der Aegis gerüstet
Aus des Donnerers Haupt jeder Gedanke des Lichts.[44]

[44] Wie Minerva, mit der Aegis gerüstet, aus dem Haupte des Vaters Jupiter sprang, so tritt der Gedanke entschiedener Wahrheit plötzlich vor die Seele des begeisterten Denkers. Es giebt ein Genie der Wahrheit, das instinktartig wirkt und dem Urtheile weit vorauseilt. Gleich der Wünschelruthe zeigt es mit Bestimmtheit das edle Metall in der Tiefe an, das dann Logik und Dialektik mühsam zu Tage fördern mag. Keine weitgreifende Entdeckung ist wohl je durch methodisches Nachdenken gemacht worden; der Genius ergreift sie, wie der Tiger seine Beute, im Sprung.

Musenalmanach für 1799. Nachdem schon manche Philosophen versucht hatten,[1] die räthselhafte Erscheinung des Lebens, welche wir Glück nennen, und die darin besteht, daß in dem regellosen Spiel des Zufalls ein bestimmtes Gesetz, eine Regel zu sein scheint, sowie das Verhalten desselben zu Verdienst und Würdigkeit zu bestimmen, suchte Schiller als Dichter das Räthsel auf seine Weise zu lösen. Er sieht das Glück an als eine Gabe, sich Erfolge zu verschaffen und die Ziele unserer Wünsche zu erringen, eine Gabe, die unter die einzelnen sehr verschieden vertheilt sei. Die Hauptideen in dem Gedichte sind: Das Glück ist eine freie Gabe der Götter; darum sollen wir auf den Beglückten nicht mit Neid und Zorn blicken, sondern uns vielmehr freuen, daß durch ihn und in ihm das Göttliche zur Erscheinung kommt.

Allein der Dichter scheint den Begriff des Glückes nicht scharf und genau abgegränzt zu haben; denn auf der einen Seite werden die höchsten Gaben des Geistes und Gemüthes, Genie, Erleuchtung, hinreißende Anmuth und gebietende Hoheit dem Glücke beigezählt, auf der andern Seite (Z. 30) das reine Spiel des Zufalls, das Loos, und beides läßt sich doch schwerlich unter den gleichen Begriff bringen. Was jene Gaben der Natur betrifft, so setzt man dieselben nicht nur im gewöhnlichen Sprachgebrauch, sondern sogar im philosophischen geradezu denen des eigentlichen Glückes gegenüber. Man wird von einem reichen, aber dummen Menschen sagen, das Glück habe ihn besser bedacht als die Natur. Auch läßt sich fragen, ob denn derjenige, der von der Natur so reichlich begabt worden, wirklich glücklich sei, ob er nicht vielmehr sich höchst unglücklich fühlen könne, nicht sowohl *trotz* dieser Gaben, als geradezu *wegen* dieser Gaben. Es läßt sich behaupten, daß es eine Glücksfähigkeit gebe, wie es eine Glaubensfähigkeit giebt. Damit wäre freilich nur die Ueberschrift des

[1] Vergl. Garve: Philosophische Anmerkungen und Abhandlungen zu Cicero's Büchern von den Pflichten. Bd. 2; Levin Schücking: Ein Staatsgeheimnis.

Gedichtes getadelt, welche schwerlich mit Glück gewählt ist. Es würde aber schwer halten, im Neuhochdeutschen einen abstrakten Ausdruck zu finden, welcher alles das umfaßte, was der Dichter meint. Eher müßte er im Gebiete des Konkreten gewählt werden, z. B. das Angebinde, oder aus dem Kreise konkreter Persönlichkeit, z. B. das Glückskind, der Günstling der Natur, der Liebling der Natur. Im Altdeutschen giebt es ein Wort, das durchaus die Idee des Dichters wiedergiebt, nämlich Wunsch, welches das Höchste in jeder Sphäre ausdrückt, was der Mensch erstreben kann, die Erfüllung aller Gaben, die Idee höchster Vollkommenheit, den Inbegriff alles Heils und aller Ehren.

In der Ausführung müssen wir uns wundern über eigentliche Schwelgerei in mythologischen Bezeichnungen. Schiller liebt dies nun einmal, und dagegen ist nichts einzuwenden; allein es giebt eine allgemeinverständliche, hergebrachte Anwendung der Mythologie und eine gelehrte, oder vielmehr eine aus Wörterbüchern geschöpfte, und letztere hat hier Schiller in vollem Maße angewandt. Populär und allgemeinverständlich ist z. B. Hermes als Sinnbild des Handels; aber wie viele von Schillers Lesern kennen ihn als Gott der Redekunst, ein Amt, das ihm überdies nur in sofern zukommt, als der Ueberredende List und Schlauheit anwendet, welche Idee doch unserm Dichter fern liegt.

Zu bedauern ist endlich der Schluß, oder vielmehr das Ende ohne wirklichen Schluß. Im Musenalmanach von 1799, wo das Gedicht zuerst erschien, ist wirklich ein Abschluß enthalten; denn auf die Worte in Z. 66: „Aus des Donnerers Haupt jeder Gedanke des Lichts" — folgt noch das Distichon:

Aber du nennest es Glück, und deiner eigenen Blindheit
Zeihst du verwegen den Gott, den dein Begriff nicht begreift.

Dieses Schlußdistichon ließ Schiller in der Ausgabe der Gedichte weg. Und es war allerdings nöthig, dasselbe zu beseitigen, da nicht nur der Pentameter in seinem Flusse sich sehr starr und steif fortbewegt, sondern auch die ganze Ausdrucksweise höchst zweideutig und dunkel erscheint, so das man unschlüssig ist, wer unter dem Gotte zu verstehen sei, Zeus oder das Glück selbst. Nur hätte der Dichter durchaus einen andern Gedanken an die Stelle des verworfenen setzen sollen, damit das Gedicht gerundet und wirklich abgeschlossen wäre.

37. Der Kampf mit dem Drachen.

(1798.)

1. Was rennt das Volk, was wälzt sich dort
Die langen Gassen brausend fort?
Stürzt Rhodus unter Feuers Flammen?
Es rottet sich im Sturm zusammen,
Und einen Ritter, hoch zu Roß,
Gewahr' ich aus[1] dem Menschentroß,
Und hinter ihm, welch' Abenteuer!
Bringt man geschleppt ein Ungeheuer;
Ein Drache scheint es von Gestalt,
Mit weitem Krokodilesrachen,
Und Alles blickt verwundert bald
Den Ritter an und bald den Drachen.

2. Und tausend Stimmen werden laut:
Das ist der Lindwurm,[2] kommt und schaut,
Der Hirt und Heerden uns verschlungen!
Das ist der Held, der ihn bezwungen!
Viel andre zogen vor ihm aus,
Zu wagen den gewalt'gen Strauß,
Doch keinen sah man wiederkehren;
Den kühnen Ritter soll man ehren!
Und nach dem Kloster geht der Zug,[3]
Wo St. Johann's des Täufers Orden,
Die Ritter des Spitals,[4] im Flug
Zu Rathe sind versammelt worden.

---

[1] Elliptisch aufzufassen, denn sonst müßte in stehen: einen Ritter gewahr' ich, aus dem Menschentroß hervorragend. Es ist also dieselbe versteckte Ellipse, die wir bei Bürgers Entführung Str. 1 nachwiesen. Das Verbum gewahren erhält dadurch eine weit lebendigere, kräftigere Bedeutung. — [2] Wurm bedeutet im Altdeutschen vorzugsweise Schlange, und so nimmt es auch Schiller in Str. 11. Im Altdeutschen bezeichnet aber auch lint die Schlange (noch jetzt im Niedersächsischen lint: das Band), und aus der Verbindung beider Wörter ist dann Lindwurm entstanden. — [3] Die vier letzten Verse heißen im Musenalmanach von 1799:

Und zum Palaste geht der Zug,
Wo Sankt Johanns des Täufers Orden,
Die Ritter des Spitals im Flug
Zu Rathe sind versammelt worden.

Palast ist nun besser in Kloster verwandelt worden; die falsche Satzzeichnung ist aber in den meisten Ausgaben geblieben. „Die Ritter des Spitals" ist natürlich Apposition von Orden; der Dichter bezieht aber das Prädikat auf diese Apposition und setzt daher sind in der Mehrzahl. — [4] So hießen die Johanniter von ihrer ursprünglichen Bestimmung, der Krankenpflege.

3. Und vor den edeln Meister tritt
Der Jüngling[5] mit bescheidnem Schritt;
Nachdrängt das Volk mit wildem Rufen,
Erfüllend des Geländers Stufen.[6]
Und jener nimmt das Wort und spricht:
Ich hab' erfüllt die Ritterpflicht.
Der Drache, der das Land verödet,
Er liegt von meiner Hand getödtet.
Frei ist dem Wanderer der Weg;
Der Hirte treibe in's Gefilde;
Froh walle auf dem Felsensteg
Der Pilger zu dem Gnadenbilde!

4. Doch strenge blickt der Fürst ihn an
Und spricht: Du hast als Held gethan;
Der Muth ist's, der den Ritter ehret,
Du hast den kühnen Geist bewähret;
Doch sprich! Was ist die erste Pflicht
Des Ritters, der für Christum ficht,
Sich schmücket mit des Kreuzes Zeichen?
Und alle rings herum erbleichen.
Doch er, mit edlem Anstand, spricht,
Indem er sich erröthend neiget:
Gehorsam[7] ist die erste Pflicht,
Die ihn des Schmuckes würdig zeiget.

5. Und diese Pflicht, mein Sohn, versetzt
Der Meister, hast du frech verletzt.
Den Kampf, den das Gesetz versaget,
Hast du mit frevlem[8] Muth gewaget! —
Herr, richte, wenn du Alles weist,
Spricht jener mit gesetztem Geist,
Denn des Gesetzes Sinn und Willen
Vermeint' ich treulich zu erfüllen.
Nicht unbedachtsam zog ich hin,
Das Ungeheuer zu bekriegen;
Durch List und kluggewandten Sinn
Versucht' ich's, in dem Kampf zu siegen.

---

[5] Im Almanach: Der Großkreuz. — [6] Erfüllen hier bloße Verstärkungsform für füllen. Geländer nimmt der Dichter hier offenbar für Treppe, geländerte Stiege. — [7] Die Johanniter mußten die drei Mönchsgelübde ablegen: Gehorsam, Armuth und Keuschheit. — [8] Frevel als Adjektiv ist sonst ungewöhnlich und dafür frevelhaft gebräuchlich. Man versteht darunter vorsätzliche Beleidigung des Gesetzes aus bloßem Muthwillen.

6. Fünf unsers Ordens waren schon,
Die Zierden der Religion,
Des kühnen Muthes Opfer worden;
Da wehrtest du den Kampf dem Orden.
Doch an dem Herzen nagten mir
Der Unmuth und die Streitbegier;
Ja, selbst im Traum der stillen Nächte
Fand ich mich keuchend im Gefechte,
Und wenn der Morgen dämmernd kam,
Und Kunde gab von neuen Plagen,
Da faßte mich ein wilder Gram,
Und ich beschloß, es frisch zu wagen.

7. Und zu mir selber sprach ich dann:
Was schmückt den Jüngling, ehrt den Mann?
Was leisteten die tapfern Helden,
Von denen uns die Lieder[9] melden?
Die zu der Götter Glanz und Ruhm
Erhub das blinde Heidenthum?
Sie reinigten von Ungeheuern
Die Welt in kühnen Abenteuern,
Begegneten im Kampf dem Leu'n
Und rangen mit den Minotauren,[10]
Die armen Opfer zu befrein,
Und ließen sich das Blut nicht dauren.

8. Ist nur der Sarazen es werth,
Daß ihn bekämpft des Christen Schwert?
Bekriegt er nur die falschen Götter?
Gesandt ist er der Welt zum Retter!
Von jeder Noth und jedem Harm
Befreien muß sein starker Arm;
Doch seinen Muth muß Weisheit leiten,
Und List muß mit der Stärke streiten.[11]
So sprach ich oft und zog allein,
Des Raubthiers Fährte zu erkunden.
Da flößte mir der Geist es ein;
Froh rief ich aus: ich hab's gefunden.

9. Und trat zu dir und sprach das Wort:
„Mich zieht es nach der Heimat fort."

---

[9] Nämlich die Lieder der Griechen: Homer u. a. — [10] Anspielung auf Herkules und Theseus. — [11] Dies ist doppelsinnig. Es kann heißen: Stärke muß sich verbünden mit List, oder: List muß gegen die Stärke streiten, List als Geistesüberlegenheit, Stärke als körperliche Ueberlegenheit. Dem Zusammenhange nach liegt die erste Erklärung näher, da es vorher heißt: seinen Muth muß Weisheit leiten.

Du, Herr, willfahrteſt meinen Bitten,
Und glücklich war das Meer durchſchnitten.
Kaum ſtieg ich aus am heimſchen Strand,
Gleich ließ ich durch des Künſtlers Hand,
Getreu den wohlbemerkten Zügen,
Ein Drachenbild zuſammenfügen.
Auf kurzen Füßen wird die Laſt [12]
Des langen Leibes aufgethürmet;
Ein ſchuppig Panzerhemd umfaßt
Den Rücken, den es furchtbar ſchirmet.

10. Lang ſtrecket ſich der Hals hervor,
Und gräßlich, wie ein Höllenthor,
Als ſchnappt' es gierig nach der Beute,
Eröffnet ſich des Rachens Weite;
Und aus dem ſchwarzen Schlunde dräun
Der Zähne ſtachelichte Reih'n!
Die Zunge gleicht des Schwertes Spitze,
Die kleinen Augen ſprühen Blitze!
In eine Schlange endigt ſich
Des Rückens ungeheure Länge,
Rollt um ſich ſelber fürchterlich,
Daß es um Mann und Roß ſich ſchlänge. [13]

11. Und Alles bild' ich nach genau,
Und kleid' es in ein ſcheußlich Grau,
Halb Wurm erſchien's, halb Molch und Drache, [14]
Gezeuget in der gift'gen Lache;

---

[12] In dieſer Beſchreibung des Drachenbildes zeigt ſich die Kunſt des Dichters recht glänzend. Ein unbeholfener Darſteller hätte vermuthlich den Drachen uns da beſchrieben, entweder wo ihn der Ritter auskundſchaftet, was am ſchlechteſten wäre, oder wo er mit ihm kämpft, was die Lebhaftigkeit der Erzählung ſtören würde. Beides würde uns kein Bild geben. In ſolchen Fällen tritt der Dichter in das Gebiet des bildenden Künſtlers; zufolge der Beſchränkung ſeiner Kunſt kann er uns aber nicht wie dieſer die Theile eines Gemäldes auf einmal geben, und ſo ein Bild des Ganzen in uns ſchaffen; er malt nicht mit Farben, ſondern mit Worten; wir wollen von ihm nicht ſtillſtehende Beſchreibung, ſondern Handlung. Daher erweckt er ein Bild in uns dann am beſten, wenn er alles in Handlung ſetzt, und dies iſt hier der Fall; der Dichter beſchreibt nicht den Drachen, ſondern läßt ihn vor uns entſtehen. Es war ihm aber natürlich bei der Beſchreibung des Drachenbildes darum zu thun, daß wir den Drachen ſelbſt kennen lernten, und zwar, bevor der Kampf mit demſelben anhebt. — [13] Entweder ein bedingter Modalſatz: ſo daß es um Mann und Roß ſich ſchlingen könnte; oder ein Abſichtsſatz: damit es um Mann und Roß ſich ſchlänge, als wolle es ꝛc. Deutlicher und kräftiger wäre ein Hauptſatz. — [14] Wurm: Schlange; Molch: der plumpe, ſchwarz- und rothgefleckte Salamander.

Und als das Bild vollendet war,
Erwähl' ich mir ein Doggenpaar,
Gewaltig, schnell, von flinken Läufen,
Gewohnt, den wilden Ur [15] zu greifen.
Die hetz' ich auf den Lindwurm an,
Erhitze sie zu wildem Grimme,
Zu fassen ihn mit scharfem Zahn, [16]
Und lenke sie mit meiner Stimme.

12. Und wo des Bauches weiches Vlies [17]
Den scharfen Bissen Blöße ließ,
Da reiz' ich sie, den Wurm zu packen,
Die spitzen Zähne einzuhacken.
Ich selbst, bewaffnet mit Geschoß,
Besteige mein arabisch Roß,
Von adelicher Zucht entstammet,
Und als ich seinen Zorn entflammet:
Rasch auf den Drachen sprèng' ich's los,
Und stachl' es mit den scharfen Sporen,
Und werfe zielend mein Geschoß,
Als wollt' ich die Gestalt durchbohren.

13. Ob auch das Roß sich grauend bäumt,
Und knirscht und in den Zügel schäumt,
Und meine Doggen ängstlich stöhnen: [18]
Nicht rast' ich, bis sie sich gewöhnen.
So üb' ich's aus mit Emsigkeit,
Bis dreimal sich der Mond erneut,
Und als sie jedes recht begriffen,
Führ' ich sie her auf schnellen Schiffen.
Der dritte Morgen ist es nun,
Daß mir's gelungen, hier zu landen;
Den Gliedern gönnt' ich kaum zu ruhn,
Bis ich das große Werk bestanden.

14. Denn heiß erregte mir das Herz
Des Landes frisch erneuter Schmerz:
Zerrissen fand man jüngst die Hirten,
Die nach dem Sumpfe sich verirrten.
Und ich beschließe rasch die That,
Nur von dem Herzen nehm' ich Rath.

---

[15] Auerochse. — [16] Dieser Satz wird noch von erhitzen regiert: „erhitze sie, ihn zu fassen." Die scharfen zischenden Laute: „hetzen, erhitzen, fassen, Zahn" sind hier sehr charakteristisch. — [17] Wieder ein Zug zum Bilde des Drachen. — [18] Alles hilft hier, das Bild des Scheinkampfes zu vergegenwärtigen, die Polysyndese und die malenden Worte: bäumen, knirschen, schäumen, stöhnen.

Flugs unterricht' ich meine Knappen,
Besteige den versuchten Rappen,
Und von dem edlen Doggenpaar
Begleitet, auf geheimen Wegen,
Wo meiner That kein Zeuge war,
Reit' ich dem Feinde frisch entgegen.

15. Das Kirchlein kennst du, Herr, das hoch
Auf eines Felsenberges Joch,
Der weit die Insel überschauet,
Des Meisters kühner Geist erbauet.
Verächtlich scheint es, arm und klein;
Doch ein Mirakel schließt es ein,
Die Mutter mit dem Jesusknaben,
Den die drei Könige begaben.
Auf dreimal dreißig Stufen steigt
Der Pilgrim nach der steilen Höhe;
Doch hat er schwindelnd sie erreicht,
Erquickt ihn seines Heilands Nähe.

16. Tief in dem Fels, auf dem es hängt,
Ist eine Grotte eingesprengt,
Vom Thau des nahen Moors befeuchtet,
Wohin des Himmels Strahl nicht leuchtet.
Hier hauste der Wurm und lag,
Den Raub erspähend, Nacht und Tag.
So hielt er, wie der Höllendrache,[19]
Am Fuß des Gotteshauses Wache;
Und kam der Pilgrim hergewallt
Und lenkte in die Unglücksstraße,
Hervorbrach aus dem Hinterhalt
Der Feind und trug ihn fort zum Fraße.[20]

17. Den Felsen stieg ich jetzt hinan,
Eh' ich den schweren Strauß begann;
Hin kniet' ich vor dem Christuskinde
Und reinigte mein Herz von Sünde.
Drauf gürt' ich mir im Heiligthum
Den blanken Schmuck der Waffen um,
Bewehre mit dem Spieß die Rechte,
Und nieder steig' ich zum Gefechte.

---

[19] Nämlich wie der Satan, der besonders die Christen zu verderben sucht. Man könnte es allerdings auch auf den Cerberus beziehen; dagegen streitet aber doch die ganze christliche Haltung des Gedichts. — [20] Wir müssen uns die Unglücksstraße (Mal passo, Maupas, Mala via) als die denken, welche vom Felsen herabführt; hinan konnte der Pilger sicher wallen; erst wenn er herunter kam, ward er dem Feinde zur Beute.

Zurücke bleibt der Knappen Troß;
Ich gebe scheidend die Befehle,
Und schwinge mich behend auf's Roß,
Und Gott empfehl' ich meine Seele.

18. Kaum seh' ich mich im ebnen Plan,
Flugs schlagen meine Doggen an,
Und bang beginnt das Roß zu keuchen,
Und bäumet sich und will nicht weichen;
Denn nahe liegt, zum Knäul geballt,
Des Feindes scheußliche Gestalt,
Und sonnet sich auf warmem Grunde.
Auf jagen ihn die flinken Hunde;
Doch wenden sie sich pfeilgeschwind,
Als es den Rachen gähnend theilet,
Und von sich haucht den gift'gen Wind,
Und winselnd wie der Schakal [21] heulet.

19. Doch schnell erfrisch' ich ihren Muth;
Sie fassen ihren Feind mit Wuth,
Indem ich nach des Thieres Lende
Aus starker Faust den Speer versende.
Doch machtlos, wie ein dünner Stab,
Prallt er vom Schuppenpanzer ab.
Und eh' ich meinen Wurf erneuet,
Da bäumet sich mein Roß und scheuet
An seinem Basiliskenblick
Und seines Athems gift'gem Wehen,
Und mit Entsetzen springt's zurück,
Und jetzo war's um mich geschehen —

20. Da schwing' ich mich behend vom Roß,
Schnell ist des Schwertes Schneide bloß;
Doch alle Streiche sind verloren,
Den Felsenharnisch zu durchbohren.
Und wüthend mit des Schweifes Kraft
Hat es zur Erde mich gerafft;
Schon seh' ich seinen Rachen gähnen,
Es haut nach mir mit grimmen Zähnen:
Als meine Hunde, wuthentbrannt,
An seinen Bauch mit grimm'gen Bissen
Sich warfen, daß es heulend stand,
Von ungeheurem Schmerz zerrissen.

---

[21] Ein sehr schickliches Bild, da der Ritter auf einer Insel Asiens wohnt.

21. Und eh' es ihren Biſſen ſich
Entwindet, raſch erheb' ich mich,
Erſpähe mir des Feindes Blöße,
Und ſtoße tief ihm in's Gekröſe,
Nachbohrend bis an's Heft den Stahl.[22]
Schwarzquellend ſpringt des Blutes Strahl.
Hin ſinkt es und begräbt im Falle
Mich mit des Leibes Rieſenballe,
Daß ſchnell die Sinne mir vergehn;
Und als ich neugeſtärkt erwache,
Seh' ich die Knappen um mich ſtehn,
Und todt im Blute liegt der Drache." —

22. Des Beifalls lang gehemmte Luſt,
Befreit jetzt aller Hörer Bruſt,
So wie der Ritter dies geſprochen;
Und zehnfach am Gewölb' gebrochen,
Wälzt der vermiſchten Stimmen Schall
Sich brauſend fort im Wiederhall.
Laut fordern ſelbſt des Ordens Söhne,
Daß man die Heldenſtirne kröne,
Und dankbar im Triumphgepräng
Will ihn das Volk dem Volke zeigen;
Da faltet ſeine Stirne ſtreng
Der Meiſter und gebietet Schweigen.

23. Und ſpricht: Den Drachen, der dies Land
Verheert, ſchlugſt du mit tapfrer Hand;
Ein Gott biſt du dem Volke worden;
Ein Feind kommſt du zurück dem Orden,
Und einen ſchlimmern Wurm gebar
Dein Herz, als dieſer Drache war.
Die Schlange, die das Herz vergiftet,
Die Zwietracht und Verderben ſtiftet,
Das iſt der widerſpenſt'ge Geiſt,
Der gegen Zucht ſich frech empöret,[23]
Der Ordnung heilig Band zerreißt;
Denn der iſt's, der die Welt zerſtöret.[24]

---

[22] In manchen Ausgaben:

Und ſtoße tief ihm ins Gekröſe,
Nachbohrend bis ans Heft, den Stahl.

Dann wäre Stahl Objekt von ſtoßen; dieſes ſoll aber ziellos und Stahl das Objekt von nachbohren ſein. — [23] Geiſt iſt Subjekt: der widerſpenſtige, empöreriſche Geiſt iſt die giftigſte, verderbenbringendſte Schlange. — [24] Welt muß betont werden: der Drache verheerte nur dieſes Land; jene Schlange, die du gebarſt, zerſtört die Welt, weil ohne Zucht und Ordnung die Welt nicht beſtehen kann.

24. Muth zeiget auch der Mameluck,[25]
Gehorsam ist des Christen Schmuck;
Denn, wo der Herr in seiner Größe
Gewandelt hat in Knechtes Blöße,
Da[26] stifteten auf heil'gem Grund
Die Väter dieses Ordens Bund,
Der Pflichten schwerste zu erfüllen,[27]
Zu bändigen den eignen Willen!
Dich hat der eitle Ruhm bewegt;
Drum wende dich aus meinen Blicken;
Denn wer des Herren Joch nicht trägt,
Darf sich mit seinem Kreuz nicht schmücken.

25. Da bricht die Menge tobend aus;
Gewalt'ger Sturm bewegt das Haus;
Um Gnade flehen alle Brüder;
Doch schweigend blickt der Jüngling nieder.
Still legt er von sich das Gewand,
Und küßt des Meisters strenge Hand
Und geht. Der folgt ihm mit dem Blicke,
Dann ruft er liebend ihn zurücke
Und spricht: Umarme mich, mein Sohn!
Dir ist der härt're Kampf gelungen.
Nimm dieses Kreuz! Es ist der Lohn
Der Demuth, die sich selbst bezwungen.[28]

---

[25] Wohl mit Absicht Mameluck, und nicht Sarazen; denn die Mamelucken bestanden meist aus rohen, zusammengelaufenen Rotten, besonders aber aus Christenkindern, die zum Islam übergetreten waren. — [26] In Jerusalem. Rhodus wurde 1309 vom Orden erobert; 1522 wurde auch diese Insel von den Türken genommen und nun schlug der Orden in Malta seinen Sitz auf. — [27] Dieser Satz gehört zu Bund: den Bund zur Erfüllung der schwersten Pflicht. — [28] Diese Stelle kann unmöglich verstanden werden ohne Kenntnis der Begebenheit. Der Dichter meint natürlich die Erhebung des Ritters zum Comthur.

Musenalmanach für 1799. Schiller trug sich lange mit der Idee, die Belagerung Malta's durch die Türken am Ende des 16. Jahrhunderts und die tapfere Gegenwehr der Besatzung von St. Elmo in einem Trauerspiele darzustellen. Hier sollte die Idee des christlichen Ritterthums und des blinden Gehorsams gegen das Gesetz besonders hervorgehoben werden. Den Stoff hatte der Dichter schon vertheilt und eine Scene sogar ausgearbeitet (abgedruckt im dramatischen Nachlasse); vermuthlich nahm Wallenstein seine Kraft zu sehr in Anspruch, und später gefiel ihm Maria Stuart mehr. Zum Behuf dieses Trauerspiels, in welchem ein Chor erscheinen sollte, der

unter andern die weltlich gesinnten Ritter an die großen Thaten und Aufopferungen früherer Ordensritter erinnerte, mußte Schiller die Geschichte des Ordens studieren. Das Trauerspiel kam nicht zu Stande, aber jenen Studien haben wir nun den Kampf mit dem Drachen zu verdanken. Es liegt ihm eine wahre Begebenheit zu Grunde, die von den beiden bedeutendsten Geschichtschreibern des Ordens ziemlich weitläufig erzählt wird, zuerst von Bosio in: Istoria della sacra Religione et illustrissima Militia di San Giovanni;[1] dann von Vertot d'Auboeuf in seiner: Histoire des chevaliers hospitaliers de S. Jean de Jerusalem etc. Tom. II.[2] Wir übersetzen hier des letztern Erzählung, geben jedoch in Anmerkungen einiges aus Bosio, das zum Verständnisse des Gedichtes dienen kann. Vertot erzählt von dem Großmeister Helion de Villeneuve, der von 1323 bis 1346 Oberhaupt des Ordens war, und kömmt hier auf unsern Vorfall. „Der Geist der Liebe," sagt er, „und Rücksichten der Klugheit bewogen ihn, allen Rittern bei Verlust des Ordenskleides den Kampf mit einer Schlange oder einem Krokodil zu verbieten, einer Art Amphibion, welches sich in Morästen und an den Ufern der Flüsse aufhielt. Dieses Krokodil war von ungeheurer Größe, verursachte großes Elend auf der Insel und hatte selbst einige Einwohner verschlungen. Zum Verständnis einer so außerordentlichen Erscheinung, die einige Schriftsteller in's Märchenhafte hinübergezogen haben, theilen wir einfach mit, was man davon in der Geschichte findet.

Der Zufluchtsort des furchtbaren Thieres war eine Höhle neben einem Sumpfe am Fuße des Berges St. Stephan, zwei Meilen von Rhodus gelegen.[3] Von hier aus brach es hervor, um seine Beute zu holen. Es fraß Schafe, Kühe und bisweilen Pferde, wenn sie sich dem Sumpfe näherten; ja man klagte sogar, daß es junge Hirten verschlungen habe, die ihre Heerden dort gehütet hatten. Mehrere der tapfersten Ritter des Convents zogen zu verschiedenen Zeiten, einer ohne Mitwissen des andern, einzeln aus der Stadt, um das Thier zu tödten; aber man sah keinen wiederkehren. Der Gebrauch des Feuergewehres war noch nicht erfunden, und die Haut dieses Ungeheuers war mit Schuppen bedeckt und den schärfsten Pfeilen und Wurfspießen undurchdringlich. Die Waffen waren mithin, so zu sagen,

---

[1] Nach Bosio erzählt Athanasius Kircher im zweiten Theile seiner unterirdischen Welt die Geschichte. Dabei ist ein in Kupfer gestochenes Bildnis des Drachen, welches Kirchern ein Malteserritter mitgetheilt hat. Auch Happel in seinem Buche: Relationes curiosae giebt die Geschichte nach Bosio.

[2] Es ist eine Uebersetzung der ersten Bände dieses Werkes von Niethammer (Jena 1792) erschienen, wozu Schiller eine Vorrede schrieb, die in den kleinern prosaischen Schriften wieder mit abgedruckt ist.

[3] Die Höhle war groß und in einen hohen Felsen gesprengt. Der Ort wurde des Drachen wegen Mal passo, Unglücksstraße, genannt. Bosio.

nicht gleich, und die Schlange hatte ihre Feinde bald erlegt. Dies war also der Grund, weßhalb der Großmeister den Rittern fernerhin einen Versuch zu einem Unternehmen wehrte, das über menschliche Kräfte zu sein schien.

Alle gehorchten, mit Ausnahme eines Ritters von der provenzalischen Zunge, Namens Dieudonné von Gozon.[4] Jenem Verbote zum Trotz und ohne Furcht vor dem Schicksale seiner Mitbrüder, faßte dieser im Stillen den Vorsatz, das Ungeheuer zu bekämpfen; entschlossen, entweder zu sterben, oder die Insel davon zu erlösen. Um nun seinen Plan auszuführen, begab er sich nach Frankreich und zog sich in das Schloß Gozon zurück, das noch heutiges Tages in der Provinz Languedoc steht. Er hatte bemerkt, daß die Schlange unter dem Bauche keine Schuppen hatte, und darauf nun baute er seinen Plan.

Er ließ von Holz oder von Pappendeckel ein Bild des Ungeheuers verfertigen, ganz nach der Vorstellung, die er davon bewahrt hatte, und sah besonders darauf, daß der Grimm desselben sich recht ausdrücke. Hierauf richtete er zwei junge Doggen ab, auf seinen Ruf herbeizukommen und sich an den Bauch des Thieres zu werfen, während er selbst, zu Pferde gestiegen, angethan mit seinen Waffen, die Lanze in der Hand, sich stellte, als wenn er ihm an verschiedenen Orten Stöße beibringe. Mehrere Monate nahm der Ritter täglich diese Uebung vor, und sobald er die Doggen zu solcher Kampfesweise abgerichtet sah, kehrte er nach Rhodus zurück. Kaum war er auf der Insel angelangt, so ließ er, ohne sein Vorhaben jemand mitzutheilen, seine Waffen heimlich zu einer Kirche bringen, welche auf der Höhe des Berges St. Stephan lag, und begab sich endlich eben

---

[4] Dem Deodat (das lateinische Dieudonné) erschien es als ein Schimpf, daß unter so vielen edeln Kriegern und Rittern keiner es wage, sich dem Ungethüm zur Tilgung so großen Unheils entgegenzustellen. Ihn beseelte der Wunsch, sich einen unsterblichen Nachruhm zu erwerben; und eine bessere Gelegenheit konnte er nach seiner Meinung nicht finden, als wenn er den neuen und unerhörten Kampf mit diesem schrecklichen Thiere eingienge und die Insel von dem Elende befreite. Mit diesen Gedanken trug er sich so herum, daß er Tag und Nacht nicht ruhen konnte, bis sein Vorsatz ausgeführt war. Da er nun das strenge Gebot des Großmeisters fürchtete, so dachte er darauf, sein Vorhaben im Geheimen auszuführen. Endlich fieng er die Sache so an: Zuerst beobachtete er an einem verborgenen Orte die Gestalt des Ungeheuers, den Bau des Körpers, seine Farbe. Die Gestalt des Drachen aber war die: Der Leib hatte die Größe eines Pferdes oder Stieres; der lange, schuppige Hals endigte sich in den Kopf einer Schlange; die langen Ohren glichen denen eines Maulthiers; der furchtbare Rachen war mit den spitzigsten Zähnen besetzt; die großen Augen funkelten und schienen Feuer zu sprühen; einher gieng es auf vier Füßen, mit den schärfsten Krallen versehen, ähnlich denen des Bären; an Schwanz und übrigen Gliedern war es dem Krokodil ähnlich; der ganze Leib war mit dem härtesten Schuppenpanzer bewehrt und mit zwei an beiden Seiten ausgespannten knorpeligen Flügeln versehen. Bosio.

dorthin, nur von zwei Knappen begleitet, die er aus Frankreich mitgebracht hatte. Er trat in die Kirche, legte die Waffen an, nachdem er sich Gott befohlen, stieg zu Pferde und befahl seinen beiden Knappen: wenn er im Kampfe umkäme, so sollten sie nach Frankreich zurückkehren; wenn sie aber bemerkten, daß die Schlange getödtet oder er verwundet wäre, so sollten sie zu ihm kommen. Hierauf ritt er mit den beiden Hunden den Berg hinab und wandte sich rechts nach dem Sumpfe und der Raubhöhle der Schlange, und diese eilte auf sein Geschrei herbei, mit funkelnden Augen und offenem Rachen, ihn zu verschlingen. Gozon brachte ihr einen Lanzenstoß bei, den aber die Dicke und Härte der Schuppen fruchtlos machte. Er will seinen Wurf erneuern; aber sein Roß, schaudernd vor dem Gezisch und dem stinkenden Hauche der Schlange, will nicht vorwärts, bäumt sich, springt auf die Seite und würde Schuld am Untergange seines Herrn gewesen sein, wenn Gozon nicht, ohne zu erschrecken, abgesprungen wäre. Das Schwert in der Hand, die beiden treuen Doggen zur Seite, greift er das Ungethüm an und bringt ihm an mehrern Orten viele Streiche bei; aber die Härte der Schuppen läßt sie nicht eindringen. Das wüthende Thier wirft ihn mit einem Schlage des Schweifes zu Boden und würde ihn unfehlbar verschlungen haben, hätten nicht die beiden darauf abgerichteten Hunde sich an den Bauch der Schlange geworfen, die nun von ihnen mit grimmigen Bissen zerfleischt wurde, ohne daß sie vermocht hätte, sich ihnen zu entwinden.

Der Ritter, mit Hülfe dieses Beistandes, erhebt sich, unterstützt seine Doggen und stößt sein Schwert bis an's Heft ein, an einer Stelle, die nicht mit Schuppen bewehrt war. Es entstand eine breite Wunde, aus welcher Ströme Blutes hervorschossen. Das Ungeheuer, zum Tode getroffen, fällt auf den Ritter, so daß er zum zweitenmale niederstürzt und er würde erstickt sein von der Last und der ungeheuern Masse des Leibes, wenn nicht die beiden Knappen, Zuschauer des Kampfes, zu ihres Herren Rettung herbeigeeilt wären, als sie die Schlange erlegt sahen. Sie fanden ihn ohnmächtig und hielten ihn für todt. Nachdem sie ihn mit vieler Mühe unter der Schlange hervorgezogen hatten, um ihm Luft zu machen, falls er noch am Leben wäre, lösten sie ihm den Helm, und als man ihm Wasser in's Gesicht spritzte, öffnete er endlich die Augen. Das Erste und Erfreulichste, was seinen Augen sich darstellte, war sein todter Feind; ihm war ein so gefährliches Unternehmen gelungen, dem mehrere seiner Mitbrüder unterlegen waren.

Nicht sobald hatte man in der Stadt seinen Sieg und den Tod der Schlange vernommen, so strömte eine Menge Einwohner ihm entgegen. Die Ritter führten ihn im Triumph zum Palaste des Großmeisters; aber mitten unter dem Zurufen des Beifalls, wie erstaunte der Sieger, als Villeneuve, mit Blicken voll Unwillens, ihn fragte, ob er das Verbot nicht kenne, das er gegen den Kampf mit diesem Thiere gegeben, und ob er glaube, er könne es ungestraft ver-

letzen. Ohne ihn anzuhören, ohne sich durch die Bitten der Ritter erweichen zu lassen, schickte ihn dieser strenge Verfechter der Ordenszucht auf der Stelle in's Gefängnis. Hierauf berief er eine Rathsversammlung und stellte darin vor: Der Orden müsse einen Ungehorsam auf das strengste strafen, welcher für die Ordenszucht gefährlicher sei als viele Schlangen für die Thiere und Einwohner der Insel. Und als ein anderer Manlius stimmte er laut dafür, daß dieser Sieg dem Ueberwinder zum Verderben gereiche. Die Versammlung brachte es dahin, daß er sich damit begnügte, ihm das Ordenskleid zu nehmen. Gozon mußte zu seiner Betrübnis sich des Kleides beraubt sehen, und nur kurze Zeit war zwischen dem Siege und dieser Strafe verflossen, einer Strafe, die er für strenger als den Tod selbst hielt.

Der Großmeister aber, nachdem er durch diese Strafe der Ordenszucht Genüge gethan, zeigte nun wieder seinen sanften und gütigen Charakter. Er wußte es selbst dahin zu bringen, daß man ihn um Begnadigung bat, die er ihm von freien Stücken geschenkt hätte, wenn er nicht Haupt des Ordens gewesen ware. Auf dringendes Bitten der ersten Comthure schenkte er ihm das Kleid und seine Gnade wieder und überhäufte ihn mit Wohlthaten.

Das Haupt der Schlange oder des Krokodils befestigte man auf einem der Thore der Stadt, als ein Denkmal von Gozons Siege. Thevenot in seiner Reisebeschreibung erzählt, daß es selbst, oder doch ein Abbild davon, zu seiner Zeit dort gewesen wäre, und er es gesehen habe; es war viel dicker und größer als ein Pferdekopf; hatte einen bis an die Ohren geschlitzten Rachen, große Zähne und Ohren, runde Augen und eine grauweiße Farbe, die aber vielleicht vom Staube herrührte.

Der Großmeister verlieh Gozon, um ihn für die ausgestandene Pein zu entschädigen, reiche Comthureien, versetzte ihn in die Nähe seiner eigenen Person und machte ihn zu seinem Statthalter (Lieutenant-Général) auf der Insel; überzeugt, daß ein so braver und muthiger Ritter, der sein Leben so großherzig für das Wohl der Einwohner auf's Spiel gesetzt hätte, auch im Falle eines Krieges oder einer Belagerung sie besser als ein anderer gegen die Unternehmungen der Ungläubigen schützen werde."

Nach dem Tode Helions von Villeneuve i. J. 1346 wurde Dieudonné von Gozon zum Großmeister erwählt und starb als solcher 1353. Merkwürdig ist, daß er sich in der Wahlversammlung selbst seine Stimme gab: „Denn er wisse keinen bessern, der in diesen gefährlichen Zeiten dem wichtigen Amte vorstehen könne. Auf sein Grabmal setzte man die Worte: Draconis extinctor.

Wir sehen, daß der Geschichtschreiber dem Dichter hier bedeutend vorgearbeitet, und daß letzterer, was die Erfindung betrifft, fast gar nichts zu thun gehabt hat. Die einzige Aenderung ist, daß der Großmeister den Ritter sogleich begnadigt, nachdem dieser seine Demuth bewiesen hat, und ihn nicht erst in's Gefängnis schickt. Man kann

dies aber kaum eine bedeutende Veränderung nennen, da sie sich von selbst ergab, indem die Einheit der Scene ohne dies gar nicht hätte bestehen können. — Dennoch trage ich kein Bedenken, diese Ballade für Schillers gelungenste und schönste zu erklären, was die Anordnung und Ausführung betrifft. Die Verknüpfung so vieler Massen zu einer Scene, die Unterordnung so gewaltiger Thaten unter eine Idee — dies zeigt den Meister an, zeigt ihn um so mehr an, da diese Anordnung uns so leicht und natürlich dünkt, nachdem sie einmal geschehen ist. Daß diese Verbindung zu einer Einheit in Idee und Form, daß diese Verknüpfung zu einem Ganzen, in welchem sich ohne Störung kein Glied herausnehmen läßt, durchaus nicht so leicht ist, zeigt uns das Verfahren mancher neuerer Dichter (unter denen sogar Uhland sich befindet), welche weit geringhaltigere Stoffe nicht zu bändigen und zu einem großen Ganzen zu vereinigen wissen. Nach der Weise dieser Balladendichter hätten wir anstatt einer so bedeutenden in sich geschlossenen Dichtung wenigstens sieben kleine Balladen, vielleicht in siebenerlei Versmaß, erhalten. Man kann gern zugeben, daß Schillers Verfahren der Form der ältern Ballade nicht angemessen ist, welche so gewaltige Massen nie in eins vereinigte; aber wenn eine neuere Ballade den ältern nicht gleicht, ist sie denn deßhalb eine schlechte Ballade oder gar ein schlechtes Gedicht?

Durch die Verbindung aller Massen zu einer einzigen Scene ist aber nicht nur das dramatische Interesse hervorgebracht worden, sondern diese Anordnung ist auch in anderer Hinsicht sehr wichtig, da durch sie die zu Grunde liegende Idee hervortritt. Ehe wir die Art des Kampfes und Sieges selbst kennen, wissen wir schon, daß der Ritter nicht hat kämpfen sollen, und dieser erzählt den Kampf nur zu seiner Rechtfertigung. Dadurch nun tritt dieser Kampf in den Hintergrund, und der Gegensatz zwischen Ritter und Meister wird zur Hauptsache. Nicht den Muth und die Klugheit im Streite wollte der Dichter verherrlichen; die Idee des christlichen Heldenmuthes ist es, die er überall hervorhebt. Darum nun kämpft sein Ritter nicht aus Ruhmsucht, wie es der Geschichte gemäß doch wohl der Fall ist, sondern aus Christenpflicht; darum spricht der Großmeister nicht sowohl von Verletzung der Ordenszucht, sondern von unchristlichem Trotze; darum endlich fügt sich der Ritter willig in die auferlegte Strafe und küßt die Hand, die ihn straft.

Was den Gang der Begebenheit anbetrifft, so zeigt sich bei der Vergleichung unserer Ballade mit Vertots Erzählung der Unterschied zwischen poetischer und prosaischer Darstellung recht auffallend. Der Geschichtschreiber kann nicht anders erzählen als Vertot;[5] die That-

[5] Nämlich was den Gang der Begebenheiten anbetrifft. Was den Ton der Erzählung betrifft, so soll der Geschichtschreiber kein Vertot sein. Dieser wird sehr oft geziert und ist äußerst wortreich. Ich habe in meiner Uebersetzung daher manches weggelassen, besonders die vielen prunkvollen Epitheta.

sachen sollen dargestellt werden; wie eine auf die andere folgt, eine aus der andern hervorgeht; seine Aufgabe ist es, die Reihenfolge der Begebenheiten so klar zu berichten, daß wir ihren Zusammenhang fassen, und ein Urtheil darüber fällen können. Ganz anders verhält es sich beim Dichter. Seine Aufgabe ist es, die Massen so zu ordnen, daß unsere Einbildungskraft alle zusammen als ein lebendiges Gemälde anschaut; nicht den Zusammenhang der Begebenheiten nach Anfang und Ende wollen wir entwickelt sehen, sondern in der Begebenheit selbst wollen wir mitleben; nicht ein Urtheil wollen wir über die Thatsache fällen, sondern ihre Größe empfinden. So sehen wir also auch an diesem Gedichte, daß die poetische Form nicht bloß in der Verschiedenheit der Sprache, sondern vorzüglich in der Anordnung der Theile besteht.

Ein sehr geschätzter Künstler, Moritz Retzsch, hat uns eine Reihe Umrisse zu der Ballade geliefert. Da es dem Maler nicht vergönnt ist, alle Theile der Begebenheit wie der Dichter als Eins darzustellen; da er vielmehr das Ganze wieder in seine Einzelheiten auflösen muß, so konnte der bildende Künstler unmöglich der Anordnung des Dichters folgen und uns z. B. zuerst den Einzug in die Stadt bringen; er mußte vielmehr, wie der Geschichtschreiber, der Zeitfolge der Begebenheiten nachgehen, und so ist auch der wackere Künstler verfahren.

Was den Ton unseres Gedichtes anbetrifft, so ist dieser allerdings gar nicht der in der Ballade gewöhnliche; es herrscht darin eine große Ruhe und epische Ausführlichkeit; von lyrischen Sprüngen nirgends eine Spur. — Die langen zwölfzeiligen Strophen sind nicht ohne Wahl und Bedeutung. Bei der ruhigen Ausführlichkeit des Ganzen mußte der Dichter auch mehr Raum haben, um die einzelnen kleinen Massen stets in Eins zu ordnen.

---

38. Die Bürgschaft.

(1798.)

1. Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Möros, den Dolch im Gewande;[1]
Ihn schlugen die Häscher in Bande.[2]

---

[1] Die dramatische Haltung, wodurch sich diese Ballade auszeichnet, stellt sich gleich im Anfange dar. Keine einleitende Erzählung von Dionys; wir erfahren gar nicht, wer Möros ist; noch weniger, wie er über seinem Vorhaben ergriffen wird. Alles dieses wäre der Ballade unnöthig und würde die Hauptsache unnöthigerweise aufhalten. Der Dichter nimmt mit Hygin den ältern Dionys an, der im Jahr 368 v. Chr. starb; der jüngere Dionys, der nach Jamblichus durchaus anzunehmen ist, wurde 343 v. Chr. aus Syrakus vertrieben und lebte später zu Corinth in sehr kümmerlichen Umständen. — [2] Quem satellites quum deprehendissent, armatum ad regem perduxerunt. Hyg.

Was wollteſt Du mit dem Dolche? ſprich!
Entgegnet[3] ihm finſter der Wütherich.
„Die Stadt vom Tyrannen befreien!“
Das ſollſt Du am Kreuze bereuen.

2. „Ich bin, ſpricht jener, zu ſterben bereit,
Und bitte nicht um mein Leben;
Doch willſt Du Gnade mir geben;[4]
Ich flehe Dich um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schweſter dem Gatten gefreit;[5]
Ich laſſe den Freund Dir als Bürgen,
Ihn magſt Du, entrinn' ich, erwürgen.“

3. Da lächelt der König mit arger Liſt,[6]
Und ſpricht nach kurzem Bedenken:
Drei Tage will ich Dir ſchenken;
Doch wiſſe! wenn ſie verſtrichen die Friſt,
Eh' Du zurück mir gegeben biſt,
So muß er ſtatt Deiner erblaſſen,
Doch Dir iſt die Strafe erlaſſen.[7]

4. Und er kommt zum Freunde: „Der König gebeut,
Daß ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben;
Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schweſter dem Gatten gefreit;
So bleib Du dem König zum Pfande,
Bis ich komme, zu löſen die Bande!“

5. Und ſchweigend umarmt ihn der treue Freund,
Und liefert ſich aus dem Tyrannen;
Der andere ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenroth ſcheint,
Hat er ſchnell mit dem Gatten die Schweſter vereint,[8]
Eilt heim mit ſorgender Seele,
Damit er die Friſt nicht verfehle.

---

[3] Entgegnen für mit den Worten entgegentreten. — [4] Dieſelbe verſteckte Ellipſe, wie in der letzten Strophe des Fridolin. „Willſt Du Gnade mir geben, ſo nehme ich dieſelbe an: ich flehe ꝛc.“ — [5] A quo Moerus petit tridui commeatum, ut sororem suam nuptui collocaret. Hyg. Der deutſche Ausdruck iſt übrigens ungewöhnlich: ich flehe dich; ich freie die Schweſter. — [6] Er freut ſich, den gerühmten Edelmuth zweier Freunde als leeren Wahn zu ſehen. In Str. 3—5 iſt alles ſehr kurz und abgeriſſen; faſt märchenhaft. Der König fragt nicht: wer iſt Dein Freund? er läßt dieſen nicht erſt kommen, ſondern Möros geht zu ihm, was freilich in ſchlichter Proſa ſonderbar herauskommen würde. Str. 5 wird nur kurz geſagt: er liefert ſich aus. — [7] Dies iſt eben die arge Liſt des Tyrannen. — [8] Hier ließen ſich noch mehrere Strophen denken, ja wohl gar wünſchen.

6. Da gießt unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen,
Und er kommt an's Ufer mit wanderndem Stab; [9]
Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

7. Und trostlos irrt er an Ufers Rand; [10]
Wie weit er auch spähet und blicket,
Und die Stimme, die rufende, schicket: [11]
Da stößet kein Nachen vom sichern Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land;
Kein Schiffer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere.

8. Da sinkt er an's Ufer und weint und fleht, [12]
Die Hände zum Zeus erhoben:
„O, hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag steht
Die Sonne, und wenn sie niedergeht,
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muß der Freund mir erbleichen.

9. Doch wachsend erneut sich des Stromes Wuth,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet; [13]

---

wodurch die tragische Wirkung noch verstärkt würde. Möros hat das Glück seiner Schwester gegründet; alle bitten ihn, zu bleiben, und verzögern durch List und Gewalt seine Abreise; er ist glücklich im Kreise der Seinen, reißt sich aber endlich muthig los und flieht. — [9] Schiller ist sehr kühn im Gebrauch des Adjektivs, setzt es in Fällen, wo wir einen Nebensatz suchten, und vermenschlicht auf diese Weise das Leblose. So auch hier der wandernde Stab. In gleicher Auffassung stehen Verbindungen wie: geselliges Thor, gesellige Flamme, der rührende Stein, das grausame Spiel, mit liebendem Blick, fromme Thränen u. v. a. — [10] Ebenfalls Schiller'sche Ausdrucksweise. Er nimmt gern dem Genitive, der in einen mittelbaren Casus eingeschlossen ist, den Artikel und macht ihn so zum Eigennamen; z. B. mit Schwärmers Ernst, aus Himmels Höhen, aus Herzens Tiefen, aus Kaisers Landen, aus Ofens Rachen, von Nordes Hauch, mit Feuers Hülfe. Den Genitiv von Ufer so zu behandeln, ist allerdings gewagt. — [11] Wiederum Schiller'sche Ausdrucksweise; er setzt das deklinirte Adjektiv oft hinter das Hauptwort; z. B. das Wort das heilende; die Arbeit die hagere und ernste; die Götter die gnädigen; der Wille der ernste. Offenbar soll die im Adjektiv liegende Vorstellung dadurch gehoben werden, und insofern ist die Stellung „die Stimme die rufende" nicht am Platze. Man sieht aber, wie der Dichter sich in gewisse Ausdrucksweisen gleichsam verliebte, und sie in Fällen anwandte, wo sie der Sache und der bezweckten Auffassung nicht entsprechen. — [12] Ad cujus ripam Moerus consedit et flere coepit, ne amicus pro se periret. Hygin. — [13] Beiordnung statt Unterordnung. Der Sache nach haben wir

Da treibt ihn die Angst, da faßt er sich Muth
Und wirft sich hinein in die brausende Flut
Und theilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.

10. Und gewinnt das Ufer und eilet fort,
Und danket dem rettenden Gotte;
Da stürzet die raubende Rotte [14]
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord,
Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geschwungener Keule.

11. „Was wollt Ihr?“ ruft er, vor Schrecken bleich,
„Ich habe nichts als mein Leben,
Das muß ich dem Könige geben!“
Und entreißt die Keule dem nächsten gleich:
„Um des Freundes willen erbarmet Euch!“
Und drei, mit gewaltigen Streichen,
Erlegt er, die andern entweichen.

12. Und die Sonne versendet glühenden Brand, [15]
Und von der unendlichen Mühe
Ermattet, sinken die Kniee;
„O, hast du mich gnädig aus Räubershand,
Aus dem Strom mich gerettet an's heilige Land,
Und soll hier verschmachtend verderben,
Und der Freund mir, der liebende, sterben!“ [16]

---

eine Vergleichung: „So wie Welle auf Welle zerrinnet, so entrinnet Stunde auf Stunde,“ oder: „mit jeder zerrinnenden Welle entrinnet auch die Stunde.“ Dies wäre aber ein unpoetischer Ausdruck. Denn die Einbildungskraft hätte dann nur *ein* Bild, weil es nur *ein* Gedanke wäre; d. h. beide Bilder würden, als abhängig von einander, zugleich vor die Seele treten. Der Ausdruck des Dichters aber stellt die Bilder als auf einander folgend dar. Welcher Unterschied übrigens in der Ausmalung des Wartens am Flusse gegen das schnelle Ueberhüpfen anderer Scenen! — [14] Man bemerke die in der ganzen Ballade durchgeführte, gleichsam paraboliſche Darstellung der Personen und Orte, wie in der Fabel und im Märchen, wo es auch heißt: „der Fuchs, der Löwe.“ Es heißt von vorn herein: „den Dolch im Gewande, den Freund laß ich Dir, die Schwester, die raubende Rotte“ u. s. w. — [15] Es war Mittag; die Sonne stand über seinem Haupte. Bekanntlich ist auch glühender Sonnenbrand nach starken Regengüssen nichts ungewöhnliches, zumal in heißen Ländern. — Unnatürlich aber ist der Durst des Möros; Ermattung *muß* da sein, eine solche Ermattung aber, die durch einen Trunk Wassers vertrieben wird, *kann* nicht da sein bei einem Menschen, der bis auf's Hemd naß ist. Abgesehen davon ist aber auch das ganze aufhaltende Motiv nicht lobenswerth und schickt sich nicht zu den übrigen. Es ist ein Hindernis, das Möros gar nicht durch eigene Kraft besiegen kann, wie die übrigen; das vielmehr nur durch einen Zufall gehoben wird; und doch kömmt gerade dieses Hindernis nicht von außen, sondern liegt in ihm selbst. — [16] Dieselbe Anwendung des

13. Und horch! da sprudelt es silberhell [17]
Ganz nahe, wie rieselndes Rauschen,
Und stille hält er zu lauschen,
Und sieh, aus dem Felsen, geschwätzig, schnell,
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
Und freudig bückt er sich nieder,
Und erfrischet die brennenden Glieder.

14. Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün,
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten; [18]
Und zwei Wanderer sieht er die Straße ziehn,
Will eilenden Laufes vorüber fliehn;
Da hört er die Worte sie sagen:
Jetzt wird er an's Kreuz geschlagen.

15. Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß,
Ihn jagen der Sorge Qualen;
Da schimmern in Abendroths Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syrakus,
Und entgegen kommt ihm Philostratus,
Des Hauses redlicher Hüter,
Der erkennet entsetzt den Gebieter:

16. Zurück! Du rettest den Freund nicht mehr,
So rette das eigne Leben!
Den Tod erleidet er eben!
Von Stunde zu Stunde 'gewartet' er
Mit hoffender Seele der Wiederkehr;
Ihm konnte den muthigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben.

17. „Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht
Ein Retter willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm vereinen.
Deß rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht,
Er schlachte der Opfer zweie,
Und glaube an Liebe und Treue!"

Frageſatzes wie in Ibykus Str. 7 (Anm. 14); hier eigentlich als Satz des Vorwurfs, der Bitterkeit. — [17] Silberhell kann sich hier nicht auf die sichtbare Klarheit des Wassers beziehen, sondern auf den Klang. Es kömmt heraus, als hätte der Gott eben erst die Quelle entstehen lassen. Dies ist wohl nicht des Dichters Meinung. — [18] D. h. es war Abend; beim Untergange wirft die Sonne bekanntlich Riesenschatten.

18. Und die Sonne geht unter, da steht er am Thor
Und sieht das Kreuz schon erhöhet,
Das die Menge gaffend umstehet;
An dem Seile schon zieht man den Freund empor:
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:
„Mich, Henker! ruft er, erwürget!
Da bin ich, für den er gebürget!“ [19]

19. Und Erstaunen ergreift das Volk umher,
In den Armen liegen sich beide,
Und weinen vor Schmerzen und Freude.
Da sieht man kein Auge thränenleer,
Und zum Könige bringt man die Wundermähr;
Der fühlt ein menschliches Rühren, [20]
Läßt schnell vor den Thron sie führen.

20. Und blicket sie lange verwundert an,
Drauf spricht er: Es ist Euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen!
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn.
So nehmet auch mich zum Genossen an;
Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In Eurem Bunde der dritte. [21]

---

[19] Exclamatque a longe: Sustine, carnifex! adsum quem spopondit. Hygin. — [20] Rühren wohl nur des Reimes wegen da, sonst unerhört, ein Rühren fühlt man nie, sondern Rührung, so wie man nicht sagt: ein schnelles Gehen, sondern: schneller Gang. — [21] Quod factum regi nuntiatur; quos rex ad se jussit perduci, rogavitque eos, ut se in amicitiam reciperent. Hygin. Nach der Darstellung des Jamblichus und im Munde des jüngern Dionys hat dieser Wunsch nichts auffallendes. So weit wir denselben kennen, war er ein Mensch, auf den alles Ungewöhnliche einen großen Eindruck machte, und der sich guten Eindrücken auch gern, nur nicht auf die Dauer, hingab. Noch dazu war er ja beiden Freunden Ersatz schuldig für die ausgestandene Angst. Allein im Munde des Schiller'schen Wütherichs klingt dieser Wunsch sonderbar. Einen solchen Freund zu haben — der Wunsch muß in ihm entstehen; aber sich zween Männern als Freund anzubieten, von denen der eine ihn hat ermorden, die er beide hat hinrichten lassen wollen — dies ist etwas arg, und wir können nur bedauern, daß der Dichter seiner Quelle hier zu treu folgte. Aber die Sache kömmt sogar schroffer heraus durch die steife Darstellung als selbst bei Hygin. Rogavitque, ut se in amicitiam reciperent, ist natürlich nicht so stark, als:

Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In Eurem Bunde der Dritte.

Jenes ist bloß ein Wunsch ohne Worte, dieses sind des Tyrannen eigene Worte. Wirklich kömmt jener Wunsch bei keinem Schriftsteller so schroff vor:
Valerius Max. Ut se in societatem amicitiae, tertium sodalicii gradum ultima culturum benevolentia, reciperent.
Cicero de offic. Tyrannus petivit, ut se ad amicitiam tertium adscriberent.
Id. Tuscul. Utinam ego tertius vobis amicus adscriberem.

Zuerst im Musenalmanach für 1799. Die Begebenheit, welche dem Dichter den Stoff zu dieser Ballade geliefert hat, ist ein einleuchtendes Beispiel, wie geschichtliche Thatsachen nach und nach sich verändern, Zusätze annehmen und endlich in das Reich des Märchens übergehen, dabei jedoch immer den ursprünglichen Sinn und die Bedeutung der Geschichte für das Gemüth treu bewahren. Am wenigsten verfälscht hat uns wohl Jamblichus im Leben des Pythagoras die Begebenheit aufbewahrt. Zwar lebte er beinahe 700 Jahre nach Dionys (er starb 333 n. Ch.); wir können ihm jedoch füglich mehr Glauben schenken als früheren Erzählern, da er seinen Bericht aus der Schrift eines Zeitgenossen des Dionys entlehnt, und wie es scheint, ohne alle Zusätze. Im 23. Kap. seines Buches spricht Jamblichus von den Vorschriften, welche Pythagoras seinen Jüngern hinsichtlich ihres Betragens gegen Freunde und Feinde ertheilt, erwähnt des Abmahnens gegen leichtsinnige Freundschaftsbündnisse und fährt dann fort: „Daß sie (die Pythagoräer) durchaus aller Freundschaft mit Fremden (d. h. Nichtpythagoräern) auswichen, dafür aber die Liebe unter sich viele Geschlechter hindurch pflegten, das läßt sich aus dem Vorfalle schließen, den Aristoxenus, nach seiner Versicherung im Leben des Pythagoras, von dem Dionys von Syrakus selbst gehört hat, als dieser, der Herrschaft entsetzt, in Corinth als Schulmeister lebte. Aristoxenus nämlich erzählt folgendes: Jene Männer enthielten sich des Wehklagens, der Thränen und ähnlicher Dinge so viel nur immer möglich; eben so des Schmeichelns, Bettelns, Flehens u. dgl. Als Dionys, von seiner Herrschaft vertrieben, sich in Corinth aufhielt, erzählte er uns oft, was sich mit Damon und Phintias zugetragen hat. Es galt eine Bürgschaft auf Leben und Tod. Der Hergang dabei war folgender: Einige der Vertrauten des Dionys redeten oft von den Pythagoräern und spotteten ihrer gewöhnlich als Prahler und Aufschneider, indem sie meinten, mit ihrem erhabenen Ernste, mit ihrer erheuchelten Treue und Kaltblütigkeit werde es bald ein Ende nehmen, wenn sie in eine bedeutende Gefahr geriethen. Andere widersprachen, und es entstand darüber ein heftiger Streit. Nun wurde gegen den Phintias eine Intrigue angesponnen, ein Ankläger gegen ihn aufgestellt, der ihn beschuldigte, einen gefährlichen Anschlag mit einigen andern gegen den Dionys gefaßt zu haben. Dies wurde von den Zeugen bestätigt, und die Anklage bis zu einer gewissen Wahrscheinlichkeit eingeleitet. Phintias gerieth über diese Rede in große Bestürzung; als Dionys aber ausdrücklich erklärte, daß alles bereits genau untersucht sei und er sterben müsse, so erwiederte er, wenn es einmal so über ihn beschlossen sei, so bitte er nur um den übrigen Theil des Tages,[1] um seine und Damons Angelegenheiten

[1] Aus dem Verzeichnisse der merkwürdigsten Pythagoräer, das Jamblichus zu Ende seines Buches giebt, erfahren wir, daß Damon und Phintias aus Syrakus selbst waren. Daher reichte kurze Zeit hin, um die Angelegenheiten zu ordnen.

in Ordnung zu bringen. Diese Männer nämlich wohnten beisammen in völliger Gemeinschaft aller Dinge; Phintias aber, als der ältere, hatte den größten Theil der Hauswirthschaft zur Besorgung übernommen.[2] Zu diesem Behufe nun bat er um Loslassung und stellte den Damon als Bürgen. Dionys erzählt nun, daß er mit Verwunderung gefragt habe, ob es denn einen Menschen gebe, der in einer Capitalsache Bürgschaft zu leisten wage; auf die Bejahung wurde Damon herbeigeführt, der, als er das Geschehene gehört, sogleich einwilligte, Bürge zu werden und dazubleiben, bis Phintias zurückkehre. Er (Dionys) sei nun in großes Erstaunen gerathen, die Anstifter der Versuchung aber hätten über Damon gespöttelt, als sei er verloren und wie eine Hirschkuh[3] untergeschoben. Als sich aber die Sonne schon zum Untergange neigte, kam Phintias, um den Tod zu erleiden. Darüber erstaunten alle, Dionys selbst aber umarmte und küßte die Männer, und bat sie, ihn als den dritten in ihren Bund aufzunehmen; doch trotz seines angelegentlichen Bittens willigten sie auf keine Weise in dies Verlangen ein. Dies sagt Aristoxenus, mit der Versicherung, er habe es vom Dionys selbst gehört."

Damit stimmt fast wörtlich überein Porphyrius im Leben des Pythagoras, ganz zu Ende. Aus beiden Berichten geht hervor, daß die Begebenheit unter den jüngern Dionys fällt, in dessen Charakter der höchst verwerfliche Scherz, welchen er mit Phintias treibt, vollkommen liegt. Phintias ist also ganz unschuldig; unausgemacht bleibt, ob den Damon persönliche Liebe zu seiner Bürgschaft treibt, oder Ordenspflicht. Nach den Gesetzen des Pythagoras mußte in jedem Falle der Noth ein Genosse für den andern stehen,[4] und Jamblichus erzählt gleich darauf noch ein Beispiel, wie einer aus dem Orden einem andern ein Opfer brachte, den er gar nicht kannte, und der schon todt war, bloß deßhalb brachte, weil der andere sein Ordensbruder war.[5] Auch Diodor v. Sicilien erzählt (Fragmente des zehnten Buchs), ein Pythagoräer, Namens Clineas von Tarent, habe gehört, ein anderer aus der Gesellschaft, Prorus von Cyrene, sei um sein ganzes Vermögen gekommen und befinde sich in großer Noth. Sogleich reist Clineas nach Cyrene und rettet ihn durch sein eigenes Vermögen, obgleich er — sagt Diodor — ihn nie zuvor gesehen hatte, und bloß, weil er gehört, Prorus sei ein Pythagoräer. Und — fährt er fort — nicht in Opferung ihres Vermögens allein bewiesen sie sich so gegen ihre Genossen; selbst in den schwierigsten Umständen

---

[2] Alles Eigenthum gehörte allen gemeinschaftlich und ungetheilt, und keiner besaß etwas für sich. Jamblichus 30. Ihr Vermögen wurde von einigen verwaltet, die deßhalb οἰκονομικοὶ hießen. Eb. 17.

[3] Anspielung auf die Hirschkuh, die in Aulis der Iphigenie untergeschoben wurde.

[4] Aehnliche Gesetze hatten die Tempelherren.

[5] Er bezahlte nämlich dessen Schulden.

zögerten sie nicht, bei ihnen auszuhalten. So erzählt man, zu den Zeiten des Dionys habe ein gewisser Phintias, ein Pythagoräer, dem Tyrannen nachgestellt, sei deßhalb zum Tode verdammt worden und habe den Dionys um Urlaub von einigen Tagen gebeten, um sein Hauswesen zu bestellen; zugleich aber versprochen, unterdeß einen seiner Freunde als Bürgen zu geben. Als der Fürst zweifelte, daß es einen Freund dieser Art gäbe, der sich freiwillig für einen andern einsperren ließe, so berief Phintias sogleich einen seiner Genossen, Namens Damon, auch einen Pythagoräer, der auch ohne Umstände Bürge ward. Einige lobten die Größe seiner Freundschaft, andere aber verdammten die Tollkühnheit und den Wahnwitz des Bürgen. Am bestimmten Tage lief das ganze Volk zusammen, in Erwartung, ob der, welcher den Bürgen für sich gestellt hatte, sein Wort halten würde. Da der Tag schon zu Ende gieng, verzweifelten alle; Phintias aber kam unverhofft eilenden Laufes im letzten Augenblicke, als Damon zur Hinrichtung abgeführt wurde. Allen schien die Freundschaft wunderbar, und Dionys erließ dem Schuldigen die Strafe und ersuchte die Männer, ihn als den dritten in ihre Freundschaft aufzunehmen.

Diese Darstellung stimmt im Ganzen mit der des Jamblichus überein; nur nimmt Diodor die Schuld des Phintias an und läßt ihn bis zum letzten Augenblicke außenbleiben. Auf jeden Fall wollen alle drei genannten Berichterstatter nicht ein Beispiel von inniger Freundschaft überhaupt aufstellen, sondern nur zeigen, wie sehr die Mitglieder des Pythagoräischen Ordens zusammenhielten; Jamblichus überdies, wie abgeneigt sie waren, Fremde zu Freunden zu machen.

Dem sei nun wie ihm wolle, das Betragen beider Freunde kann nicht im Werthe sinken, wenn auch bloße Ordenstreue den einen bewog, für den andern zu bürgen. Die spätere Zeit vergaß die Pythagoräer ganz und hielt sich an die Freunde, und die Namen Damon und Phintias wurden sehr bald in der alten Welt als Sinnbilder der Freundschaft genommen, und man stellte sie den schon gefeierten Namen Theseus und Peirithous, Orestes und Pylades, Achilles und Patroklus u. a. an die Seite.

Die gewöhnliche Erzählung des Vorfalls, wie wir sie in Lesebüchern und Beispielsammlungen finden, ist aus Valerius Maximus und ~~Cicero~~ genommen. Ersterer erzählt (Bd. 4, Kap. 7) die Sache folgendermaßen: „Damon und Pythias, Eingeweihte der Pythagoäischen Weisheit, hielten so treue Freundschaft, daß, als Dionys von Syrakus den einen tödten wollte, dieser aber von ihm eine Frist erhalten hatte, um nach Hause zu reisen und vor dem Tode seine Angelegenheiten zu ordnen, daß da der andere kein Bedenken trug, sich dem Tyrannen für die Rückkehr des erstern als Bürge zu stellen. So war der aus der Todesgefahr erlöst, dessen Nacken nur eben unter dem Beile geschwebt, und der hatte sein Haupt dargeboten, welcher hätte frei leben sollen. Daher waren alle, vorzüglich aber Dionys, begierig auf den Ausgang der neuen, sonderbaren Sache.

Als darauf der bestimmte Tag herannahte und jener nicht zurückkehrte, so verdammte ein jeder den tollkühnen Bürgen wegen seiner Thorheit. Aber er erklärte, daß er nichts von der Zuverlässigkeit seines Freundes zu befahren habe. Und zu dem vom Dionys gesetzten Zeitpunkte und zur Stunde traf er, der sie halten mußte, plötzlich ein. Der Tyrann, voll Bewunderung für die Gesinnung beider, erließ ihrer Treue die Strafe, und bat sie überdies, ihn in ihr Freundschaftsbündnis aufnehmen, indem er den dritten Rang im Bunde sich durch die äußerste Liebe erhalten wolle."

Beinahe gleich stellt Cicero (Offic. III. 10. Tusc. V. 22) die Sache vor. Nur nennt er den Verurtheilten wie alle andere Phintias und läßt ihn nach Hause reisen, um für die Seinen einen Schutzherrn zu bestellen.

Durch den Valerius Maximus nun ist der Name Pythias in Umlauf gekommen, anstatt des gewiß richtigern Phintias. Es ist fast unbegreiflich, warum gerade immer jenem Anekdotensammler nacherzählt worden ist; denn seine Darstellung des Vorfalls ist doch offenbar die schlechteste. Man erfährt durch ihn nicht einmal, welcher der Verurtheilte, und welcher der Bürge ist, noch weniger, weßhalb denn dieser unbestimmte N. N. sterben soll, und wie sonderbar muß es erscheinen, daß der Freund mit seiner Rückkehr bis zum letzten Augenblicke zögert, ohne daß ein Grund angegeben wird, weßhalb er so lange bleibt.

Hatte die Sage einmal das lange gefährliche Ausbleiben des Phintias erfunden, so mußte sie auch weiter gehen und die Hindernisse hinzusetzen, die ihn aufhielten. Und so finden wir endlich die Sache in Hygins Fabelbuche, Nro. 257.

Von denen, die am innigsten durch Freundschaft verbunden waren.

„Als in Sicilien der höchst grausame Tyrann Dionys herrschte und seine Bürger qualvoll hinrichten ließ, wollte Mörus den Tyrannen tödten. Die Trabanten ergriffen ihn und führten ihn mit seiner Waffe zum König. Auf Befragen antwortete er, er habe den König tödten wollen. Der König befahl, ihn an's Kreuz zu schlagen. Mörus erbat sich von ihm einen Urlaub von drei Tagen, um seine Schwester zu verheirathen, und versprach, dem Tyrannen seinen Freund und Genossen Selinuntius zu stellen, welcher dafür bürgen würde, daß er am dritten Tage zurückkäme. Der König gewährte ihm den Urlaub zur Verheirathung der Schwester und sagte dem Selinuntius: wenn Mörus nicht auf den Tag zurückkäme, müsse er die Strafe leiden, Mörus aber sei frei. — Als dieser nach Verheirathung der Schwester zurückkehrte, wuchs der Strom von plötzlich entstandenem Ungewitter und Regen so an, daß er weder durchgehen noch durchschwimmen konnte. Mörus setzte sich an's Ufer und fieng an zu weinen

daß sein Freund für ihn sterben müsse. Der Tyrann aber befahl, den Selinuntius zu kreuzigen, da schon sechs Stunden des dritten Tages vorüber wären. Ihm antwortete Selinuntius, der Tag sei noch nicht verflossen. Da nun schon neun Stunden vergangen waren, ließ der König den Selinuntius zum Kreuze führen. Indem er nun hingeführt ward, da erst holte Mörus, der endlich mit Mühe den Strom überwältigt hatte, den Henker ein und rief von weitem: Halt ein, Henker, da bin ich, für den er gebürget. Der Vorfall ward dem König gemeldet; dieser ließ sie vor sich führen, bat sie, ihn in ihre Freundschaft aufzunehmen, und schenkte dem Mörus das Leben."

Man sieht, daß Hygin die Quelle ist, woraus unser Dichter schöpfte, der sich auch wirklich hier vorgearbeitet sah, wenn auch nur in Umrissen. Hygin selbst schöpfte vermuthlich aus einem Schauspiele oder dem Gesange eines sicilischen Rhapsoden. Daß Damon und Phintias auf die Bühne gekommen sind, scheint aus des Latinus Pacatus Lobrede auf den Kaiser Theodosius zu erhellen, worin dieser Schmeichler von den Freundschaftsmustern spricht, die man auf der Bühne feire und dabei des Peirithous, des Pylades und des Damon erwähnt. Auf diese Weise können die veränderten Namen nicht Verwunderung erregen; dramatische Dichter behandeln ja oft einen Vorfall, geben aber ihren Helden andere Namen.

Auf den ältern Quellen beruht die Geschichte, wie sie in einer niederrheinischen Märchensammlung in niederdeutscher Mundart steht, übersetzt in Reinhold Bechsteins „Altdeutsche Märchen, Sagen und Legenden", Leipzig, 1863, Seite 96. Hier lautet sie:

Die Bürgschaft.

„Es war ein Meister, der hieß Pythagoras, der hatte zwei Schüler, die gelobten einander treue Freundschaft zu halten. Da geschah es darnach, daß einer ein Verbrechen begieng und ward ergriffen und ward verurtheilt zum Tode. Da bat er den Richter, daß er ihm so lange Frist gebe, bis er zuerst nach Haus zöge und ordnete seine Sachen und sein Gut, ehe er stürbe. Da sprach der Richter: „Kannst du einen Bürgen stellen, der sein Leben für dich einsetzen will, so magst du heim ziehen." Da sprach er: „Ja, ich habe einen getreuen Freund, das ist ein guter Geselle, der will sich gefangen geben für mich." Das geschah. Sein Geselle gieng für ihn in das Gefängniß, und zwar, wenn er nicht wieder käme, so sollte man ihn tödten. Da zog jener nach Haus und ordnete all seine Sachen.

Da der Tag kam, der bestimmt war, daß er wieder sollte kommen, da war er nicht gekommen. Da führte man jenen hinaus zum Tode. Da sprach der Richter: „Wo ist nun dein getreuer Geselle? Nun mußt du dein Leben für ihn verlieren." Da sprach jener: „Ich weiß wohl, lebt mein Geselle noch, daß er kommt und mich erlöst." Da dieselbe Stunde herankam, wie er ihm gelobt hatte, da kam er und sprach zum Richter: „Hier bin ich und will meinen Gesellen erlösen,

wie ich ihm gelobt habe. Nun laßt ihn los und tödtet mich!“ Da der Richter die große Treue von ihnen beiden sah, da vergab er ihnen ihre Schuld und sprach sie frei.“

Die Bürgschaft gehört zu unsern vollendetsten Balladen und stellt unter den Schiller'schen überhaupt wohl die Gattung am reinsten dar. Alles Erzählen ist vermieden, alles in Handlung gesetzt worden, wozu denn auch der Stoff genug Gelegenheit darbot. Das Ganze entwickelt sich als ein kleines Drama in drei Handlungen vor uns. Zuerst die Scene bei Dionys; dann der Rückweg des Möros mit seinen Schrecknissen; endlich die Ankunft. Die Hindernisse, welche die Ankunft des Möros verzögern, sind oft getadelt worden als unnöthig und die Haupthandlung in Schatten stellend. Alle Tadler giengen, da sie des Dichters Quelle nicht kannten, von der Meinung aus, er habe diese Hindernisse selbst erfunden. Wir wollen zu des Dichters Rechtfertigung gar nicht erwähnen, daß er wenigstens das größte Hindernis schon vorfand; man kann vielmehr mit Recht sagen: wenn der Dichter in seiner Quelle sie nicht fand, so mußte er sie erfinden, wie er denn die letzten drei hinzugefügt hat. Was ist denn die Haupthandlung in dieser Ballade? Doch wohl nichts einzelnes, sondern alles; die Seelenstärke des Freundes, den nichts abhalten kann, sein Wort zu halten. Jene Tadler übersehen ganz, daß der Dichter nicht den Selinuntius, sondern den Möros zum Helden gewählt hat. Aufstellung von Hindernissen war schon des Zusammenhanges wegen nöthig; kommt Möros zu spät, so muß ihn doch etwas aufgehalten haben. Für den rein-epischen Dichter möchte diese Ansicht auch genügt haben, und er hätte es bei der bloßen Wasserflut können bewenden lassen. Allein der Balladendichter, der nicht sowohl die äußere Begebenheit erzählen, als die *inneren* Zustände schildern soll, mußte seinen Helden durchaus in Lagen bringen, wo sich die Stärke seiner Seele zeigen kann. Da sich so viel Hindernisse der Rückkehr entgegenstellen, so hätte er ja außenbleiben können, ohne daß man ihm den Vorwurf machen könnte, er habe den Freund verrathen. Vorzüglich schön erfunden in diesem Sinne ist der Räuberanfall. Möros will ja sein Leben nur retten, um sich einige Stunden darauf hinrichten zu lassen. Eben so der entgegenkommende Philostratus, der ihm schon die Nachricht vom Tode des Freundes bringt; auch dies kann ihn nicht aufhalten; er will zurück, wie er gelobt hat, mag die Rückkunft auch ohne Nutzen sein. So erfüllet die Aufstellung dieser Hindernisse zweierlei. Sie entschuldigen die späte Ankunft und lassen den Sinn des Möros erst recht kund werden. Auch das dritte Hindernis erfüllt diesen Zweck; über die Mislichkeit desselben haben wir in der Anmerkung zu Str. 12 gesprochen.

Philostratus übrigens tritt nicht nur als letztes Hindernis auf, das den Freund zur Umkehr bewegen könnte; er erfüllt auch noch einen andern weit bedeutendern Zweck. Die Ballade erfordert Einheit der Scene, und Schiller hielt durchweg darauf. Diese Einheit

kann nun hier nicht darin bestehen, daß immer derselbe Ort bleibt; aber wohl kann immer derselbe Held bleiben, folglich immer der Ort, wo dieser gerade sich befindet. Was während des Möros Abwesenheit in Syrakus vorgieng, möchten wir doch auch wissen. Wollte uns aber der Dichter in die Stadt führen, so müßten wir uns von Möros trennen. Mithin gab es nur ein Mittel, jenes zu erreichen und dieses dennoch zu vermeiden: nämlich, daß wir die Sache aus dem Munde derer erfahren, welche dem Möros begegnen: Zwei Wanderer und Philostratus. Diejenigen neuern Balladendichter, welche die Zersplitterung aller inhaltreichen Stoffe lieben, würden uns vermuthlich aus diesem Stoffe sechs Balladen gemacht haben:

1) Dionys und Möros.
2) Möros beim Freunde.
3) Die Rückkehr, wenn's gut gienge, in einer Ballade.
4) Selinuntius in Syrakus verspottet.
5) Selinuntius zum Kreuze geführt und durch die Ankunft des Möros gerettet.
6) Die Freunde vor dem Tyrannen.

Wie Lenorens Ritt und des Wildgrafen Jagd, so ist auch Möros Weg in bestimmte Abschnitte getheilt, die aber nicht nur durch die Hindernisse begränzt, sondern von der den Reisenden begleitenden Sonne scharf geschieden werden. Nur leise, aber schön deutet der Dichter hier die Tageszeiten an. Möros Reise dauert gerade einen Tag. Die Abschnitte sind:

Der Morgen: Ehe das dritte Morgenroth scheint.
Der Mittag: Die Sonne versendet glühenden Brand.
Der Nachmittag: Die Sonne blickt durch der Zweige Grün,
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten.
Der Abend: Es schimmern in Abendroths Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syrakus.
Die Nacht: Die Sonne geht unter.

Ueber manche Eigenthümlichkeiten der Sprache ist schon in den Anmerkungen mehreres gesagt. Auffallend sind so manche nicht deutsche oder wenigstens ungewöhnliche Wendungen und Wortstellungen, die insofern schon Tadel verdienen, als sie unvolksthümlich sind.

Es läßt sich übrigens eine ganz andere Behandlung des Stoffes denken, wobei nicht Phintias, sondern Damon der Held wäre, und bei diesem, also in Syrakus, immer die Scene bliebe. Hier könnte der Dichter mehr dem Jamblichus folgen. Die Hofleute des Dionys höhnen den Damon, jeder auf seine Weise; dieser ist aber in seinem Vertrauen nicht wankend zu machen; endlich erscheint Phintias. Dies wäre eine Aufgabe für einen jungen Dichter.

Zum Schlusse erwähnen wir noch zweier anderen Erzählungen, denen augenscheinlich dieselbe Begebenheit zu Grunde liegt. Die eine finden wir in Polyäns Kriegslisten (V, 22). Nach Polyän hat der Pythagoräer Euephemus aus Paros, der in Italien lebt und lehrt, den Einwohnern von Megapontum in Lucanien abgerathen, sich in das Bündnis einzulassen, welches Dionys ihnen angetragen. Dieser, darüber aufgebracht, sucht ihn in seine Gewalt zu bekommen. Es gelingt, und er verdammt ihn zum Tode. Euephemus bittet um eine Frist von sechs Monaten, um nach Paros zu schiffen und seine Schwester zu verheirathen. Als Bürgen läßt er den Eukritus kommen, wie es scheint, aus Italien u. s. w. Von der bänglichen Erwartung bis zum letzten Augenblicke ist hier nicht die Rede. Nach der Rückkehr des Euephemus bittet Dionys sie ebenfalls, ihn als den dritten in ihren Bund aufzunehmen und bei ihm zu bleiben. Auf ihre Weigerung erlaubt er ihnen, nach Italien zu ihrer Beschäftigung, dem Jugendunterrichte, zurückzukehren.

Endlich finden wir den Vorfall in den Gestis Romanorum, aber sonderbar umgestaltet, indem die beiden Philosophen sich in Straßenräuber verwandelt haben. Da die Gesta Romanorum vielen Lesern gerade nicht zur Hand stehen werden, so stehe die ganze Darstellung in ihrem sonderbaren Lateine hier. Sie befindet sich Kap. 108.

De promissionis fideli constantia.

Erat quidam imperator, in cujus imperio erant duo latrones ad invicem confoederati juramento, ut nullus alium dimitteret in necessitate, sed quilibet pro altero vitam poneret. Multa mala ad invicem perpetraverunt, scilicet furtum et homicidium. Accidit semel, quod unus sine altero et eo absente cum furto captus erat et in carcerem in compedibus positus. Quod audiens socius ejus alter latro ad eum venit et dixit: Carissime socie, dic mihi in fide in qua ligati sumus, quid fiet tibi? At ille: Ut mihi videtur, mori debeo, quia comprehensus sum cum furto. Si velles tantum facere istud quod tibi dixero, semper essem tibi obligatus. Uxorem et parvulos ac familiam habeo, de eis nihil ordinavi nec de bonis meis. Si in loco meo posses expectare in carcere, pro me hoc poteris a judice inquirere, donec ad domum vadam et de uxore et de familia et de bonis meis ordinavero et tempore debito revertar et liberabo te. At ille: Istud satis fideliter adimplebo. Perrexit ad judicem et ait: Domine mi, amicus meus captus est et in carcere positus; mortem, ut credo, evadere non potest. Si placet, tantum unam petitionem a vobis peto, ut eum licentietis, quod ad domum propriam accedere possit, ut ante mortem suam de uxore et familia poterit disponere. Ego vero, ut de eo sis securus, loco suo in carcere remanebo, donec venerit. Ait judex: Tali die judicium de eo et de aliis fiet. Si vero eodem die non venerit,

quid ad hoc respondebis? At ille: Domine, omnem securitatem, quae tibi placet, adimplebo. Quod si non venerit, pro ejus amore mortem sustinebo. Ait judex: Deditionem tuam exaudiam, ita tamen ut te in vinculis habeam quousque ipse redierit. Et ille: Bene placet mihi. Tunc judex posuit ipsum in carcerem et alium libere misit abire. Ille vero domum recessit, de uxore, prole et familia ordinavit et tamdiu moram fecit, scilicet ad tertiam diem judicii, in qua omnes malefactores coram judice sunt praesentati. Inter alios ille, qui prompte se carcere obtulit pro amico suo, est praesentatus. Ait ei judex: Ubi est amicus tuus, qui hodie deberet redire et te liberare et salvare? Et ille: Domine, spero, quod non deficiet. Judex vero diu expectabat, si veniret, et nondum venit. Statim dedit pro sententia, ut ad patibulum duceretur. Et sic factum est. Cum vero ad patibulum venisset, ait ei judex: Charissime, imputes tibi et non mihi, quod nunc morieris. Dixisti, quod amicus tuus veniret et te liberaret. Ait ille: Domine, ex quo mori debeo, instanter peto, ut ante mortem meam pulsare potero. Ait judex: Cujusmodi erit pulsatio illa? Qui ait: ante mortem meam tribus vocibus clamabo. Et ille: primo, secundo et tertio. Respexit circumquoque et hominem agili cursu venientem vidit a longe et ait judici: Mortem meam differas, ecce hominem venientem video, forte iste est socius meus, qui me hodie liberabit. Judex vero cum ipsum venientem audisset, expectavit. Et ecce socius ejus venit et ait: O domine, ego sum ille, qui de bonis meis disposui et amicus meus interim in periculo mortis pro me stetit. Illum libere permittas abire, quoniam paratus sum, pro peccatis meis mortem sustinere. Judex respexit eum et ait: O charissime, dic mihi causam, quare ad invicem estis ita fideles? Et ille: Domine, a pueritia quilibet alteri fidem dedit, ut in omnibus fideles essemus. Et haec est causa; quare ipse in loco meo se posuit, quousque de domo mea ordinassem. Judex ait: Ex quo ita est tibi mortem remitto et sitis mihi fideles, de cetero mecum manebitis et de praebenda vobis necessaria providebo per omnia. At ille: Domine, omnem fidelitatem a modo promittimus vobis. Judex igitur eos recepit ad gratiam, et omnes judicem laudabant, qui fecit eis talem misericordiam.

39. Das Eleusische Fest.

(1798.)

1 Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
Flechtet auch blaue Cyanen[1] hinein!
Freude soll jedes Auge verklären,
Denn die Königin ziehet ein;
Die Bezähmerin wilder Sitten,
Die den Menschen zum Menschen gesellt,
Und in friedliche feste Hütten
Wandelte das bewegliche Zelt.

2. Scheu in des Gebirges Klüften
Barg der Troglodyte[2] sich;
Der Nomade ließ die Triften
Wüste liegen, wo er strich.
Mit dem Wurfspieß, mit dem Bogen
Schritt der Jäger durch das Land.
Weh dem Fremdling, den die Wogen
Warfen an den Unglücksstrand!

3. Und auf ihrem Pfad begrüßte,
Irrend nach des Kindes Spur,
Ceres die verlaßne Küste.
Ach, da grünte keine Flur!
Daß sie hier vertraulich weile,
Ist kein Obdach ihr gewährt;[3]
Keines Tempels heitre Säule
Zeuget, daß man Götter ehrt.

4. Keine Frucht der süßen Aehren
Lädt zum reinen Mahl sie ein;
Nur auf gräßlichen Altären
Dorret menschliches Gebein.[4]
Ja, so weit sie wandernd kreiste,
Fand sie Elend überall,
Und in ihrem großen Geiste
Jammert sie des Menschen Fall.

---

[1] Kornblumen. — [2] Höhlenbewohner. Alle Menschen waren Nomaden, Jäger und wilde Höhlenmenschen und zugleich Menschenfresser. — [3] Genitivsatz, zu Obdach gehörig: „Kein Obdach des Verweilens ist ihr gewährt.“ — [4] Sie findet also weder Wohnungen, noch Tempel, noch die Bekanntschaft mit dem Ackerbau. Das „nur“ in V. 3 steht am falschen Platze; es gehört natürlich zu „menschliches Gebein“.

5. Find' ich so den Menschen wieder,
Dem wir unser Bild geliehn,
Dessen schöngestalte Glieder
Droben im Olympus blühn?
Gaben wir ihm zum Besitze
Nicht der Erde Götterschoß?
Und auf seinem Königsitze
Schweift er elend, heimathlos?

6. Fühlt kein Gott mit ihm Erbarmen?
Keiner aus der Sel'gen Chor
Hebet ihn mit Wunderarmen
Aus der tiefen Schmach empor?
In des Himmels sel'gen Höhen
Rühret sie nicht fremder Schmerz;
Doch der Menschheit Angst und Wehen
Fühlet mein gequältes Herz. [5]

7. Daß der Mensch zum Menschen werde,
Stift' er einen ew'gen Bund
Gläubig mit der frommen Erde,
Seinem mütterlichen Grund,
Ehre das Gesetz der Zeiten [6]
Und der Monde [7] heil'gen Gang,
Welche still gemessen schreiten
Im melodischen Gesang.

8. Und den Nebel theilt sie leise,
Der den Blicken sie verhüllt.
Plötzlich in der Wilden Kreise
Steht sie da, ein Götterbild.
Schwelgend bei dem Siegesmahle
Findet sie die rohe Schaar,
Und die blutgefüllte Schale
Bringt man ihr zum Opfer dar.

9. Aber schaudernd mit Entsetzen,
Wendet sie sich weg und spricht:
Blut'ge Tigermahle [8] netzen
Eines Gottes Lippen nicht.

---

[5] Sehr schön ist die Ursache, weßhalb Ceres die Angst der Menschen fühlt. Auch ihr Herz ist gequält, und sie kennt selbst die Sehnsucht nach einem glücklicheren Zustande. — „Angst und Wehen" nimmt sich sonderbar aus, und wohl bloß der Reim hat dies hervorgebracht. — [6] Jahreszeiten. Der Mensch soll sich an Ordnung gewöhnen und die Natur hierin als Muster nehmen. — [7] Planeten. — [8] Menschenopfer.

Reine Opfer will er haben,
Früchte, die der Herbst beschert;
Mit des Feldes frommen Gaben
Wird der Heilige verehrt.

10. Und sie nimmt die Wucht des Speeres
Aus des Jägers rauher Hand;
Mit dem Schaft des Mordgewehres
Furchet sie den leichten Sand,
Nimmt von ihres Kranzes Spitze [9]
Einen Kern, mit Kraft gefüllt,
Senkt ihn in die zarte Ritze,
Und der Trieb des Keimes schwillt.

11. Und mit grünen Halmen schmücket
Sich der Boden alsobald,
Und so weit das Auge blicket,
Wogt es wie ein goldner Wald.
Lächelnd segnet sie die Erde,
Flicht der ersten Garbe Bund,
Wählt den Feldstein sich zum Heerde,
Und es spricht der Göttin Mund: [10]

12. Vater Zeus, der über alle [11]
Götter herrscht in Aethers Höhn,
Daß dies Opfer dir gefalle, [12]
Laß ein Zeichen jetzt geschehn!
Und dem unglückselig'en Volke,
Das dich, Hoher, noch nicht nennt,
Nimm hinweg des Auges Wolke,
Daß es seinen Gott erkennt!

TAYLOR INST. OXFORD

---

[9] Man muß sich den Kranz als Diadem denken, das an der Stirn eine Spitze bildet. — [10] Die Verbindung der letzten vier Verse ist nicht gut. Da Ceres das, was hier gesagt wird, nicht auf einmal thut, sondern nach und nach, so erwarten wir die gewöhnliche syndetische Verbindung, d. h. die Verbindung der beiden letzten Theile des Ganzen durch und; anstatt dessen hat aber der Dichter zwei Haupttheile gemacht, indem V. 8 wieder ein neues Subjekt hat, und die drei Glieder des ersten Theiles gar nicht verbunden. Entweder sollte es heißen: „Lächelnd segnet sie die Erde, flicht der ersten Garbe Bund, wählt den Felsstein sich zum Heerde und spricht," oder: „Lächelnd segnet sie die Erde, flicht der ersten Garbe Bund und wählt den Feldstein sich zum Heerde, und es spricht ꝛc." — [11] Diese Wortbrechung — denn „alle Götter" ist als ein Wort anzusehen — wäre zu tadeln, wenn hier eine wirkliche Verszeile schlösse; man muß auch diese Zeilen, wie im vorigen Gedichte, als Halbzeilen ansehen, so daß die Strophen aus vier Langzeilen bestehen, die sich durch Mittelreim und Endreim verbinden. — [12] Genetivsatz, zu Zeichen gehörig: „Laß ein Zeichen des Wohlgefallens geschehen;" anstatt: „Gieb ein Zeichen."

13. Und es hört der Schwester Flehen
Zeus auf seinem hohen Sitz;
Donnernd aus den blauen Höhen
Wirft er den gezackten Blitz.
Prasselnd fängt es an zu lohen,
Hebt sich wirbelnd vom Altar,
Und darüber schwebt in hohen
Kreisen sein geschwinder Aar.

14. Und gerührt zu der Herrscherin Füßen
Stürzt sich der Menge freudig Gewühl,
Und die rohen Seelen zerfließen
In der Menschlichkeit erstem Gefühl,
Werfen von sich die blutige Wehre,
Oeffnen den düstergebundenen Sinn,
Und empfangen die göttliche Lehre [13]
Aus dem Munde der Königin.

15. Und von ihren Thronen steigen
Alle Himmlischen herab;
Themis selber führt den Reigen, [14]
Und mit dem gerechten Stab
Mißt sie jedem seine Rechte,
Setzet selbst der Gränze Stein,
Und des Styx verborgne Mächte
Ladet sie zu Zeugen ein.

16. Und es kommt der Gott der Esse,
Zeus erfindungsreicher Sohn,
Bildner künstlicher Gefäße,
Hochgelehrt in Erz und Thon. [15]

---

[13] Hier wohl nicht die Lehre vom Ackerbau und von dem Genuß der Früchte, sondern die Lehre von göttlichen Dingen, von dem Zusammenhang des Menschen mit einer andern Welt. — [14] Themis: das Symbol der Ordnung der Natur, des Laufes der Dinge. Nach Homer hat sie im Olymp die Aufsicht über alles, wozu Ordnung und Gleichmaß gehört; z. B. die Vertheilung der Speisen. Nach Diodor (V. 67) hat Themis die Prophetenkunst, die Opfer, die Satzungen zur Verehrung der Götter, die Gesetzlichkeit und den Gottesfrieden zuerst gezeigt. Sie ist also die älteste rein-allegorische Personification einer Tugend, dergleichen die spätere Kunst so viel gedichtet und gebildet hat. Nach Hesiodus Theogonie war Themis die Tochter des Uranus und der Gäa, also eine der Titaniden, und gebar dem Zeus die Horen. Später wurde aus dem eigentlichen Symbol der Gerechtigkeit im weitern Sinne die Göttin der Gerechtigkeit in engerm Sinne d. h. der Gerichtsbarkeit, also eine Justitia. Bei Schiller erscheint sie natürlich in älterm Sinne als Ordnerin überhaupt, und als Einführerin des Eigenthums. Der erste Schritt zur Kultur ist der Begriff des Eigenthums, und mit diesem ist auch das erste Recht gegeben. — [15] Mit dem Eigen-

Und er lehrt die Kunst der Zange
Und der Blasebälge Zug;
Unter seines Hammers Zwange
Bildet sich zuerst der Pflug.

17. Und Minerva, hoch vor allen [16]
Ragend mit gewicht'gem Speer,
Läßt die Stimme mächtig schallen
Und gebeut dem Götterheer.
Feste Mauern will sie gründen,
Jedem Schutz und Schirm zu sein,
Die zerstreute Welt zu binden
In vertraulichem Verein.

18. Und sie lenkt die Herrscherschritte
Durch des Feldes weiten Plan,
Und an ihres Fußes Tritte
Heftet sich der Gränzgott an.
Messend führet sie die Kette
Um des Hügels grünen Saum;
Auch des wilden Stromes Bette
Schließt sie in den heil'gen Raum.

19. Alle Nymphen, Oreaden,
Die der schnellen Artemis
Folgen auf des Berges Pfaden,
Schwingend ihren Jägerspieß,
Alle kommen, alle legen
Hände an, der Jubel schallt,
Und von ihrer Aexte Schlägen
Krachend stürzt der Fichtenwald.

20. Auch aus seiner grünen Welle
Steigt der schilfbekränzte Gott, [17]
Wälzt den schweren Floß zur Stelle
Auf der Göttin Machtgebot;

---

thumsrechte und dem Ackerbau müssen auch die Künste entstehen, welche den letztern erst vervollkommnen: Die Schmiedekunst. — „Hochgelehrt" ein unpassender Ausdruck für „bewandert". — [16] Minerva ist hier wohl das Symbol der Staatsweisheit, eine spätere ihr unterlegte Idee. Ursprünglich war Pallas die Göttin des Krieges, dann der Künste; späterhin verband man beide so verschiedenen Bedeutungen unter die allgemeinere: Künste des Kriegs und des Friedens, und nahm Krieg nicht als Handwerk, sondern als Feldherrnweisheit. Dann gilt Pallas überhaupt als das Symbol des alles durchdringenden Verstandes. Des Dichters Idee ist: Nachdem einmal das Eigenthumsrecht und die erste Kunst da ist, erscheint die engere Staatsverbindung. Aus dem Eigenthumsrechte des Einzelnen entsteht nun ein Staatseigenthum. Daher der Gränzgott Str. 18. — [17] Str. 19. 20. Zum Baue der Stadt muß der Wald liefern und

Und die leicht geschürzten Stunden [18]
Fliegen an's Geschäft, gewandt,
Und die rauhen Stämme runden
Zierlich sich in ihrer Hand.

21. Auch den Meergott sieht man eilen;
Rasch mit des Tridentes Stoß
Bricht er die granitnen Säulen
Aus dem Erdgerippe los,
Schwingt sie in gewalt'gen Händen
Hoch wie einen leichten Ball,
Und mit Hermes, dem behenden,
Thürmet er der Mauern Wall. [19]

22. Aber aus den goldnen Saiten
Lockt Apoll die Harmonie
Und das holde Maß der Zeiten
Und die Macht der Melodie. [20]
Mit neunstimmigem Gesange
Fallen die Kamönen ein;
Leise nach des Liedes Klange
Füget sich der Stein zum Stein.

23. Und der Thore weite Flügel
Setzet mit erfahrner Hand
Cybele und fügt die Riegel
Und der Schlösser festes Band. [21]

---

der Fluß helfen; denn Wald und Fluß gehören in den Bezirk der Stadt. — Der schilfbekränzte Gott, der Flußgott, der das Holz herbeischafft. — [18] Die Horen. Sie hießen Dike (Gerechtigkeit), Eunomia (gesetzliche Ordnung), Irene (Frieden), und waren Töchter der Themis. Andere zählen weit mehr Horen. Bald sind sie das Symbol der Jahreszeiten, bald, wie hier, überhaupt der einzelnen Zeitabschnitte. — [19] Poseidon hatte allerdings mit Apoll die Mauern von Troja erbaut; allein als Städteerbauer überhaupt erscheint er sonst nie. Des Dichters Idee ist: Schifffahrt und Handel geben der neuen Stadt Größe und Festigkeit. — [20] Der Dichter unterscheidet hier Harmonie, Rhythmus und Melodie, drei Erscheinungen in den tönenden Künsten, besonders aber im Gesange, die nicht zu verwechseln sind. Unter Harmonie versteht man die Zusammenstimmung mehrerer Töne, die so in einen Ton zerfließen, daß man den einzelnen Klang nicht mehr hört. Man könnte dafür Zusammenklang oder Wohlklang sagen. — Rhythmus ist die Vereinigung verschiedener auf einander folgender Töne zu einem Ganzen. Die Verschiedenheit besteht entweder in der längern oder kürzern Dauer der Töne, oder in der stärkern oder schwächern Hervorhebung derselben (eigentlich rhythmisches und dynamisches Verhältniß der Töne). Melodie endlich ist die Aneinanderreihung der Töne, deren Verschiedenheit auf ihrer Höhe und Tiefe beruht. In den Tönen der Aeolsharfe ist Harmonie bemerkbar, wir hören aber keinen Rhythmus und keine Melodie; in dem Wirbeln der einzelnen Trommel ist der trefflichste Rhythmus, aber weder Harmonie noch Melodie; in dem Gesange der Vögel ist bloß Melodie, kein Rhythmus; eben so in manchen alten Kirchengesängen. — [21] Der Dichter nimmt hier Cybele als Sinnbild der Erde, in

Schnell durch rasche Götterhände,
Ist der Wunderbau vollbracht,
Und der Tempel heitre Wände
Glänzen schon in Festes Pracht.

24. Und mit einem Kranz von Myrten
Naht die Götterkönigin, [22]
Und sie führt den schönsten Hirten
Zu der schönsten Hirtin hin.
Venus mit dem holden Knaben
Schmücket selbst das erste Paar,
Alle Götter bringen Gaben
Segnend den Vermählten dar.

25. Und die neuen Bürger ziehen,
Von der Götter sel'gem Chor
Eingeführt, mit Harmonieen
In das gastlich offne Thor;
Und das Priesteramt verwaltet
Ceres am Altar des Zeus.
Segnend ihre Hand gefaltet
Spricht sie zu des Volkes Kreis:

26. Freiheit liebt das Thier der Wüste,
Frei im Aether herrscht der Gott.
Ihrer Brust gewalt'ge Lüste
Zähmet das Naturgebot;
Doch der Mensch in ihrer Mitte
Soll sich an den Menschen reih'n,
Und allein durch seine Sitte
Kann er frei und mächtig sein. [23]

---

sofern sie der Wohnplatz der Menschen ist, im Gegensatz zu Ceres, dem Sinnbild der fruchttragenden Erde, und zu Gäa, der Erde schlechtweg als Planet. Schiller bringt die Cybele auch im Spaziergange; es ist aber bedenklich, eine Göttin als Symbol von etwas aufzustellen, in der sich so vielerlei Mythen kreuzen, so daß man am Ende nicht mehr recht weiß, was sie bedeutet. Hat der Dichter hier etwa Cybele mit Vesta verwechselt, dem Sinnbild des häuslichen Heerdes? — [22] Juno, die Beschützerin der Ehen. Der letzte und engste bürgerliche Verein ist die Ehe, d. h. die Ehe als geweihter Bund, nicht das bloße Beisammensein eines Mannes und einer Frau; denn in letzterm Sinne ist die Ehe natürlich der allerfrüheste Verein. — [23] Das Thier ist physisch frei, weil in ihm nicht die Vernunft mit der Sinnlichkeit im Streite liegt; der Gott ist frei, weil in ihm die physischen und die sittlichen Forderungen eins sind, weil ihm Angenehmes und Gutes dasselbe sind, und daher auch kein Streit stattfinden kann. Anders ausgedrückt: das Thier ist frei, weil es ganz Thier, der Gott ist frei, weil er ganz Gott ist. Der Mensch steht in ihrer Mitte, er ist halb Thier und halb Geist; beide Naturen liegen im Streite, und sobald die eine gezwungen unterliegt, ist er nicht mehr frei. Hier ist kein anderer Weg, als: freiwillig die Natur der Sittlichkeit unterzuordnen und beide so in Einklang zu brin-

Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein,
Freude soll jedes Auge verklären,
Denn die Königin ziehet ein;
Die uns die süße Heimath gegeben,
Die den Menschen zum Menschen gesellt.
Unser Gesang soll sie festlich erheben,
Die beglückende Mutter der Welt.

---

gen. — Man kann die Worte des Dichters auch anders fassen, es kömmt aber auf dasselbe heraus. Das Thier hat weder Rechte noch Pflichten gegen seines Gleichen, sondern steht allein, folglich unabhängig da; eben so der Gott. Nicht so der Mensch; sobald er allein steht, ist er ganz von der Natur abhängig; er muß sich also an seines Gleichen schließen; daraus gehen aber gegenseitige Rechte und Pflichten hervor, und diesen muß er sich freiwillig unterziehen, um glücklich zu werden.

Aus dem Musenalmanach für 1799. Als Ceres, in Verzweiflung über den Raub der Tochter, den Fluch über die Erde ausgestoßen hatte und nun, ihrer Gottheit entkleidet, in menschlicher Gestalt die Lande durchirrte, betrat sie endlich in der Hülle einer alten Wärterin die Fluren von Eleusis. Hier herrschte Keleus, dessen Töchter sie am Brunnen fanden. Sie führten sie in das Haus des Vaters, wo sie durch die Magd Jambe zum erstenmal erheitert ward und den ersten Labetrunk annahm. Dafür ward sie die Wohlthäterin von Keleus Lande, und als später ihr Streit mit Pluto geschlichtet war, hob sie den Fluch auf, den sie über die Erde ausgesprochen, verbreitete den Feldbau über die Erde und lehrte besonders die Könige in Attika ihren Dienst und ihre Geheimnisse.

Allein Ceres, die Erfinderin und Beschützerin des Feldbaues, wurde zugleich als Stifterin aller geselligen Vereine und Staaten und des Eigenthumsrechtes angesehen und hieß als solche Thesmophoros (die Satzungen Bringende). Die Verbindung beider Ideen ist etwas ganz natürliches. Vor Erfindung des Ackerbaues lebte man von Jagd, Fischfang, Viehzucht und Früchten, wozu man aus einem wilden, nomadischen Leben nicht herauszugehen braucht. Erst mit dem Ackerbau beginnt (wenigstens in Europa) die Civilisation und späterhin die Kultur; denn so wie der Mensch das Land bebaute, wurde ihm der Grenzstein heilig, und der Begriff des Eigenthumsrechtes entwickelte sich. An diese erste Idee von Recht und Gesetz knüpften sich bald andere über häusliches Leben, Ehestand und Familienverbindung, die man dadurch heiligte, daß man sie an eine Gottheit knüpfte und sie als gottesdienstlich weihte. An welche Gottheit aber ließen sie sich schicklicher anknüpfen als an Demeter selbst, deren wohlthätiges Geschenk das neue Leben war? Demeter also war Thesmophoros, die Gesetzgeberin.

In Attika wurden nun zwei Feste zu Ehren der Ceres gefeiert, die Thesmophorien und die Eleusinien. Die Thesmophorien, das Fest der Gesetze, waren nach der gewöhnlichen Meinung von Erechtheus eingesetzt. Frauen begiengen die Feier dieses Festes; denn es zielte auf Frieden und Häuslichkeit, die in der Idee des Alterthums weiblicher Natur sind. Vermählte, untadelige Frauen aus jedem attischen Bezirk trugen am Tage des Schaugepränges in feierlichem Umgange Gesetztafeln auf dem Kopfe, die heiligen Ueberlieferungen des Stifters dieses Festes.

Das zweite dieser Feste, die Eleusinien, wurde bei und in dem Tempel zu Eleusis gefeiert, den nach dem Homerischen Hymnus auf Demeter die Göttin den Keleus zu erbauen gebot. Wahrscheinlich stellten die eleusinischen Geheimnisse den Einfluß des Feldbaues auf das Menschengeschlecht dar und die Erziehung desselben durch den Ackerbau, durch Staatsgründung und Gesetzgebung zu einem mildern, edlern Leben. Den Einzuweihenden wurde der Uebergang aus dem rohen Leben zum gesitteten dadurch versinnlicht, daß sie durch den finstern Tempel, in welchem Schreckgestalten unter Blitz und Donner sie empfingen, plötzlich auf eine freie, schöne Aue traten, wo das Fest gefeiert ward. Die Aufsicht über die Eleusinien war dem zweiten Archon zu Athen (Archon König) übertragen, der vier Gehülfen hatte. Außerdem war eine Menge Priester angestellt, unter welchen der wichtigste der Hierophant (d. i. Offenbarer geheiligter Dinge) war; dieser hatte bei allen Feierlichkeiten zu Ehren der Demeter den Vorsitz, und enthüllte denen, die sich einweihen ließen, die Geheimnisse. Den engern Eingeweihten wurden vermuthlich besondere Lehren über Unsterblichkeit mitgetheilt; wenigstens steht Demeter in genauer Verbindung mit der Unterwelt, und die Eleusinien galten nicht nur der Ceres, sondern auch ihrer Tochter Proserpina.

Der Mythus von Demeter ist gewiß einer der tiefsinnigsten und anziehendsten im ganzen Alterthume. Geschichte und Symbolik greifen hier so eng in einander ein, daß sie sich nicht mehr scheiden lassen. Auch unsern Dichter zog dieser Mythus sehr an, so wie überhaupt der Durchgang des Menschen aus dem Nomadenleben durch den Ackerbau zur eigentlichen Civilisation. Es war lange sein Lieblingsplan, die erste Gesittung Attika's durch fremde Einwanderungen episch zu behandeln. * Dieser Plan blieb unausgeführt; an seine Stelle ist nun das eleusische Fest getreten. — Es erschien zuerst im Musenalmanach von 1799 unter dem Namen Bürgerlied; die jetzige Benennung ist passender, denn das Ganze ist die Erzählung des eleusischen Hierophanten, und ganz im Geiste der alten griechischen Hymne gedichtet, welche die heilige Geschichte als Hülle einer tiefer liegenden Wahrheit betrachtet. Es zerfällt in zwei Abschnitte. Das versammelte

* Vergl. Briefwechsel mit Humboldt, S. 38.

Volk leitet ein, und hierauf fängt der Hierophant an, die Erfindung des Ackerbaues zu schildern und den Uebergang aus der tiefsten Rohheit zu beßrer Erkenntnis und eigentlicher Menschlichkeit. Hierauf fällt das Volk wieder ein, und nun schildert der Hierophant den Zusammenhang des bürgerlichen Lebens mit dem Ackerbau und den Ursprung des erstern aus letzterm. Die Vereinigung der Menschen in bürgerliche Vereine wird als das unmittelbare Werk der Götter aufgestellt, ohne deren Hülfe der Mensch nicht so weit kommen konnte. Zweierlei muß hier bemerkt werden. Der Dichter nimmt die früheſten Menschen auf einer Stufe der thierischen Rohheit an, die freilich tief unter dem Thiere steht. Dies ist aber gegen alle Zeugnisse der Geschichte; denn im Ganzen spricht diese dafür, daß Rohheit nicht der ursprüngliche Zustand der Menschheit, sondern Ausartung war; nicht der rohe Wilde steht dem Gesitteten gegenüber, sondern der Naturmensch, dem nur die Bildung durch Kunst fehlt. Der rohe Wilde und der Kulturmensch, beide sind der Natur, wie es der Gang des Menschengeschlechts will, untreu geworden. Bei dem Kulturmenschen ist aber die Kunst an die Stelle der Natur getreten, bei dem rohen Wilden nichts. Man wird aber auch wirklich nicht recht klar, ob der Dichter jenen furchtbaren Zustand der Menschheit als ursprünglichen oder als ausgearteten ansieht. Die Worte der Ceres in Str. 5: „Find ich so den Menschen wieder?“ sprechen fast für letzteres.

Die Einführung des ganzen Olymp hat den Dichter offenbar gehemmt; er weiß nicht recht, was mit manchen Göttern anzufangen ist. Mars und Bacchus fehlen wirklich; Cybele gehört eigentlich nicht in diesen Kreis, deßhalb glaube ich, er hat sie mit Vesta verwechselt.

Das eleusische Fest hat im Gegenstande viel Aehnlichkeit mit dem Spaziergange; in der Behandlung weichen beide Gedichte ganz von einander ab. Der Spaziergang ist durchaus ein elegisch-beschreibendes, das eleusische Fest ein episch-lyrisches Gedicht und hat daher viel Aehnlichkeit mit unserer neuern Ballade.

---

40. Das Lied von der Glocke.

(1799.)

Vivos voco, Mortuos plango, Fulgura frango.

Fest gemauert in der Erden
Steht die Form, aus Lehm gebrannt.
Heute muß die Glocke werden!
Frisch, Gesellen! seid zur Hand!
Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben:
Doch der Segen kommt von oben.

I. Zum Werke, das wir ernst bereiten,
Geziemt sich wohl ein ernstes Wort;
Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort.
So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
Was durch die schwache Kraft entspringt!
Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.
Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand.

Nehmet Holz vom Fichtenstamme,
Doch recht trocken laßt es sein,
Daß die eingepreßte Flamme
Schlage zu dem Schwalch hinein!
Kocht des Kupfers Brei!
Schnell das Zinn herbei,
Daß die zähe Glockenspeise
Fließe nach der rechten Weise!

II. Was in des Dammes tiefer Grube
Die Hand mit Feuers Hülfe[1] baut,
Hoch auf des Thurmes Glockenstube,
Da wird es von uns zeugen laut.
Noch dauern wird's in späten Tagen
Und rühren vieler Menschen Ohr,
Und wird mit dem Betrübten klagen,
Und stimmen zu der Andacht Chor.
Was unten tief[2] dem Erdensohne
Das wechselnde Verhängnis bringt,
Das schlägt an die metallne Krone,
Die es erbaulich weiter klingt.

Weiße Blasen seh' ich springen;
Wohl! die Massen sind im Fluß.
Laßt's mit Aschensalz durchdringen,
Das befördert schnell den Guß.
Auch vom Schaume rein
Muß die Mischung sein,
Daß vom reinlichen Metalle
Rein und voll die Stimme schalle.

---

[1] Ueber diese Construktion vergl. Anm. 10 zu der Bürgschaft, Seite 278. — [2] Auf der Erde.

III. Denn[3] mit der Freude Feierklange
Begrüßt sie das geliebte Kind
Auf seines Lebens erstem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt;
Ihm ruhen noch im Zeitenschoße
Die schwarzen und die heitern Loose;
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen seinen goldnen Morgen —
Die Jahre fliehen pfeilgeschwind.
Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe;
Er stürmt in's Leben wild hinaus,
Durchmißt die Welt am Wanderstabe.
Fremd kehrt er heim in's Vaterhaus.
Und herrlich, in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmelshöhn,
Mit züchtigen, verschämten Wangen,
Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.
Da faßt ein nahmenloses Sehnen
Des Jünglings Herz; er irrt allein;
Aus seinen Augen brechen Thränen,
Er flieht der Brüder wilden Reih'n.
Erröthend folgt er ihren Spuren,
Und ist von ihrem Gruß beglückt;
Das Schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe[4] schmückt.
O! zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit!
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit!
O, daß sie ewig grünen bliebe
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

Wie sich schon die Pfeifen bräunen!
Dieses Stäbchen tauch' ich ein;
Sehn wir's überglast erscheinen,
Wird's[5] zum Gusse zeitig sein.
Jetzt, Gesellen, frisch!
Prüft mir das Gemisch,
Ob das Spröde mit dem Weichen[6]
Sich vereint zum guten Zeichen.

---

[3] Dieses denn verbindet die nun kommende Betrachtung mit den Meisterworten und zugleich mit der vorhergehenden Betrachtung. „Rein und hell schalle die Stimme; denn mit der Freude Feierklang ꝛc." und zugleich: „Alles schlägt an die metallne Krone; denn schon das geliebte Kind begrüßt sie mit der Freude Feierklange." — [4] Conkret (amata) oder abstract? — [5] Anstatt: Zeit sein. — [6] Unter spröd muß man hier ver-

IV. Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da giebt es einen guten Klang.
Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn ist kurz, die Reu ist lang.
Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Festes Glanz.
Ach! des Lebens schönste Feier
Endigt auch den Lebens-Mai.
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei. [7]
Die Leidenschaft flieht,
Die Liebe muß bleiben;
Die Blume verblüht;
Die Frucht muß treiben. [8]
Der Mann muß hinaus
In's feindliche Leben, [9]
Muß wirken und streben,
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.
Da strömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe;
Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus.
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen,
Und wehret den Knaben,

---

stehen: spröd zum Schmelzen, schwerflüssig; denn im gewöhnlichen Sinne ist das Kupfer keineswegs spröder als das Zinn. — [7] Bei den Römern wurde die Braut mit einem leinenen Gürtel umgürtet, welchen dann der Bräutigam lösen mußte, und mit einem goldgelben Gewande (nicht Schleier in unserm Sinne) verhüllt. Nach Schillers Ausdrucksweise sollte man eher glauben, Gürtel und Schleier, welche die Braut als Mädchen getragen, wären am Hochzeittage zerrissen worden. Ueberhaupt schickt sich das Bild nicht gut hierher; abgesehen davon, daß es zu gelehrt ist, will das Symbol als heidnischer Gebrauch nicht zu den Kirchenglocken stimmen. — [8] Parallelismus der Glieder; die eigentliche Bedeutung zuerst, dann das Bild. — [9] Hier nicht wie früher die Ferne im Gegensatz zur Heimath, sondern das öffentliche Leben im Gegensatz zur Familie.

Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn,
Und füllet mit Schätzen die duftenden [10] Laden,
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeichten Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer,
Und ruhet nimmer. [11]

Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauses weitschauendem Giebel
Ueberzählet sein blühend Glück,
Siehet der Pfosten ragende Bäume, [12]
Und der Scheunen gefüllte Räume
Und die Speicher, vom Segen gebogen,
Und des Kornes bewegte Wogen;
Rühmt sich mit stolzem Mund:
Fest, wie der Erde Grund,
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauses Pracht!
Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell. [13]

---

[10] Wie kömmt dieses Beiwort hierher? Möglicherweise ist es aus Virgil oder Homer entlehnt und gehörte dann in eine Reihe mit der purpurnen Finsternis (Taucher) und der ambrosischen Nacht (Spaziergang). Die Schätze, welche die Hausfrau aufhäuft, sind offenbar Stoffe zu Geweben; es ist von Füllung der Flachsbehälter die Rede. Da der Flachs Geruch hat, so werden die Behälter allerdings dadurch duftend, und so stände dann das Beiwort als vorwegnehmend (Prolepsis). — [11] Die Polysyndese vereinigt hier das gesammte Wirken der Hausfrau zu einem Ganzen für die Auffassung; alles Genannte geschieht zu gleicher Zeit. — [12] Viehoff deutet dies auf die Balken, welche die Schutzdächer der im Freien stehenden Kornhaufen tragen (Korndiemen, Feimen). Bäume und Pfosten waren dann nicht verschiedene Dinge, sondern die Bäume selbst (in dem Sinne wie man Mastbaum, Heubaum sagt); sie bilden die Pfosten, welche über das bewegliche Dach emporragen. — [13] Die Verse 133—146 scheinen keiner gemeinsamen Regel unterworfen und sind es doch; das gemeinsame Gesetz ist die Zahl von vier Hebungen (s. d. Anm. zum Taucher und zum Handschuh, S. 180 und 189), wobei aber einzelne Reihen sich nach besondern Vorschriften der Bewegung richten. Z. 133. 134 sind steigende anapästische Zeilen, worin, wie in der letzten Zeile des Tauchers, die unmittelbare Folge zweier Hebungen erscheint:

Von des Hauses weitschauendem Giebel.

Daß durch die nothwendige Dehnung der zweiten Hebung die Vorstellung weit kräftig hervortritt, ist offenbar. Z. 135—139 sind fallend-daktylisch; Z. 140—143 haben kretischen Schritt, einen der stolzesten, zuversichtlichsten.

Wohl! Nun kann der Guß beginnen;
Schön gezacket ist der Bruch.
Doch, bevor wir's lassen rinnen,
Betet einen frommen Spruch!
Stoßt den Zapfen aus!
Gott bewahr' das Haus!
Rauchend in des Henkels Bogen
Schießt's mit feuerbraunen Wogen.

V. Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft;
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen,
Wachsend ohne Widerstand,
Durch die volkbelebten Gassen
Wälzt den ungeheuern Brand!
Denn die Elemente hassen
Das Gebild' der Menschenhand! [14]
Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen;
Aus der Wolke, ohne Wahl, [15]
Zuckt der Strahl!
Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm?
Das ist Sturm!
Roth, wie Blut,
Ist der Himmel;
Das ist nicht des Tages Glut!
Welch Getümmel

Die letzten Zeilen bewegen sich einfach trochäisch. Ueberall aber bleiben vier Hebungen.* Man muß gestehen, daß der metrische Schritt sich überall auf die wunderbarste Weise dem Inhalte und der besondern Stimmung anschmiegt. — Dies ist aber in dem ganzen Abschnitte von Z. 88 an der Fall. Der rasche Uebergang aus Jamben in Trochäen bei Z. 94 versinnlicht den Uebergang aus bloßer allgemeiner Betrachtung in Schilderung und Erzählung, und dabei haben diese Trochäen eine schmelzende, liebliche Färbung, die zum Theil mit von dem Vorherrschen des L herrührt. — [14] Die Elemente, als Naturkräfte, überwuchern oder zerstören, was die Kunst schafft. — [15] Ohne zu fragen, wohin er fährt.

*) Natürlich muß man in der Polysyndese V. 137—139 das und als Hebung lesen.

Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule;
Durch der Straße lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile;
Kochend wie aus Ofens Rachen
Glüh'n die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Thiere wimmern
Unter Trümmern;
Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell ist die Nacht gelichtet;
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer; hoch im Bogen
Spritzen Quellen Wasserwogen.[16]
Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brausend sucht.
Prasselnd in die dürre Frucht
Fällt sie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume;[17]
Und als wollte sie im Wehen
Mit sich fort der Erde Wucht
Reißen in gewalt'ger Flucht,
Wächst sie in des Himmels Höhen
Riesengroß!
Hoffnunglos
Weicht der Mensch der Götterstärke:
Müßig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehen.
Leergebrannt
Ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette,
In den öden Fensterhöhlen

---

[16] Quellen ist das Subjekt; spritzen das Verbum. Diese Trochäen, wie die meisten der vorhergehenden von Z. 187 an, haben im Gegensatz zu den frühern (Z. 94 ff.) etwas Gewaltsames, Hastiges. Dies rührt davon her, daß alle Verbshebungen auf Worthebungen fallen. Trochäen dieser Art sind an sich unschön, wie wir bei Salis Gottesacker bemerkt haben; hier aber werden sie charakteristisch, indem sie durch ihre hastige Bewegung an die Natur der Vorstellungen erinnern. Vergl. meine deutsche Sprache Th. II. S. 653. — [17] Sparren und Bäume sind hier nicht verschiedene Dinge, sondern eins und dasselbe: „die Bäume des Sparrwerkes." Sparren sind bekanntlich die schräg liegenden Balken, welche den Dachstuhl bilden.

Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.
Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe.
Was Feuers Wuth ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben:
Er zählt die Häupter seiner Lieben
Und sieh! ihm fehlt kein theures Haupt.

In die Erd' ist's aufgenommen,
Glücklich ist die Form gefüllt;
Wird's auch schön zu Tage kommen,
Daß es Fleiß und Kunst vergilt?
Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zersprang?
Ach! vielleicht, indem wir hoffen,
Hat uns Unheil schon getroffen.

VI. Dem dunkeln Schoß der heil'gen Erde [18]
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann seine Saat,
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen, nach des Himmels Rath.
Noch köstlicheren Samen bergen
Wir traurend in der Erde Schoß,
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Loos.
Von dem Dome,
Schwer und bang,
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.
Ach! die Gattin ist's, die theure,
Ach! es ist die treue Mutter,

[18] Dieser Uebergang ist in jeder Beziehung bedeutend. Alles hat der Mensch durch der Elemente Wuth verloren, nur die Seinen nicht. Damit schließt sich die vorige Betrachtung. Allein auch diese können ihm genommen werden. Er verliert das Liebste. Daran mahnt ihn das in die Erde gelegte Erz. Aber dieses Erz soll wieder herauskommen in anderer Gestalt. Auch der Same wird in die Erde gelegt und kömmt in anderer Gestalt wieder hervor. Daß gerade die Mutter stirbt, ist bedeutend; denn ihr Leben und Walten ist vorher im lebendigen Bilde vergegenwärtigt worden.

Die der schwarze Fürst der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schaar,
Die sie blühend ihm gebar,
Die sie an der treuen Brust
Wachsen sah mit Mutterlust —
Ach! des Hauses zarte Bande
Sind gelöst auf immerdar;
Denn sie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauses Mutter war;
Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr;
An verwaister Stätte schalten
Wird die Fremde, liebeleer. [19]

Bis die Glocke sich verkühlet,
Laßt die strenge Arbeit ruhn.
Wie im Laub der Vogel spielet,
Mag sich jeder gütlich thun.
Winkt der Sterne Licht:
Ledig aller Pflicht [20]
Hört der Bursch die Vesper schlagen:
Meister muß sich immer plagen.

VII. Munter fördert seine Schritte [21]
Fern im wilden Forst der Wandrer
Nach der lieben Heimathhütte.
Blökend ziehen heim die Schafe,

---

[19] Auf jeden Fall sind hier die Verba walten und schalten mit Fleiß gewählt. Schon vorher hieß es: „und drinnen waltet die züchtige Hausfrau"; die Fremde, welche nun das Haus besorgt, schaltet nur. Walten bedeutet eigentlich so viel als wirken und lenken; schalten hingegen ist soviel als handieren; eigentlich schieben oder fortstoßen (in der Schweiz sagt man, ein Schiff schalten); daher das Sprichwort: Der Mensch schaltet; Gott waltet.

[20] In vielen Ausgaben findet sich hier eine falsche Satzzeichnung:
Winkt der Sterne Licht
Ledig aller Pflicht,
Hört der Bursch die Vesper schlagen.
Dann gehörte ledigwinken zusammen als ein faktitiver Begriff und bezöge sich auf das Subjekt Licht: „Der Abend winkt aller Pflicht ledig." Allein nur der erste Vers (270) soll Vordersatz sein; das „ledig aller Pflicht" gehört schon dem Nachsatze an: „Winkt der Sterne Licht, so hört der Gesell aller Pflicht ledig, Feierabend läuten." Es ist hier zwischen den ersten und den letzten Worten des Meisterspruches selbst eine besondere Beziehung; man kann sagen: Die Betrachtung fängt hier gleich im Meisterspruche an: „Laßt jetzt die Arbeit ruhn und thut euch gütlich; die Glocke ist ja bestimmt, das Zeichen zum Feierabend zu geben." Daher schließt sich hier das folgende „Munter fördert seine Schritte" ganz eng an. Es ist gleichsam noch Nachsatz des „Winkt der Sterne Licht." — [21] Es ist dies die einzige Betrachtung

Und der Rinder
Breitgestirnte, glatte Schaaren
Kommen brüllend,
Die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein
Schwankt der Wagen,
Kornbeladen;
Bunt von Farben,
Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.
Markt und Straße werden stiller;
Um des Lichts gesell'ge Flamme [22]
Sammeln sich die Hausbewohner,
Und das Stadtthor schließt sich knarrend.
Schwarz bedecket
Sich die Erde;
Doch den sichern Bürger schrecket
Nicht die Nacht,
Die den Bösen gräßlich wecket,
Denn das Auge des Gesetzes wacht.
Heil'ge Ordnung, segenreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet, [23]
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungesell'gen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten, [24]

---

die gleich mit Trochäen beginnt, und auch dadurch schließt sie sich näher an den Meisterspruch an. Man bemerke übrigens hier die durchgeführte Assonanz auf i und a. — [22] Gesellig in faktitiver, energischer Bedeutung, wie so viele Adjektive bei Schiller: „gesellig machende, zur Geselligkeit rufende." Man vergl. die geselligen Thore im Spaziergang. — [23] Das Gleiche: die durch Abstammung und Sprache zusammengehörigen Menschen. Diese gesetzliche Ordnung entspringt aus einem Bunde dieser Gleichen, und dieser Bund ist ein freier (nicht durch Gewalt erzwungner), ein leichter (nicht die freie Bewegung hemmender), ein freudiger (gern geschloßner). Man muß sich hier im Geiste des Dichters den Gegensatz hinzudenken: die durch Eroberung oder diplomatische Verträge herbeigeführte Zusammenfügung des Ungleichartigsten zu einer Herrschaft, eine Zusammenfügung, die erzwungen und schwierig ist und sich nur durch Gewalt oder Gewohnheit zusammenhält. Die Ausdrucksweise ist übrigens zu abstract; denn sowohl die Form „das Gleiche" bietet kein conkretes Bild dar, als die Adverbien „frei, leicht und freudig," von denen offenbar das erste und dritte näher zusammengehören. — [24] Diese Zeile gehört dem Sinne nach der vorhergehenden an, ein Verhältnis, das aber nicht in der Form ausgedrückt wird. Der Auf-

Und das theuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!
Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund. [25]
Meister rührt sich und Geselle
In der Freiheit heil'gem Schutz.
Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.
Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
Ehrt den König seine Würde, [26]
Ehret uns der Hände Fleiß.
Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Thal durchtoben;
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röthe
Lieblich malt,
Von d[en] Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!

Nun zerbrecht mir das Gebäude,
Seine Absicht hat's erfüllt,
Daß sich Herz und Auge weide [27]
An dem wohlgelungnen Bild.
Schwingt den Hammer, schwingt,
Bis der Mantel springt!
Wenn die Glock' soll auferstehen,
Muß die Form in Stücken gehen.

VIII. Der Meister kann die Form zerbrechen
Mit weiser Hand zur rechten Zeit;
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das glüh'nde Erz sich selbst befreit!

---

fassung zufolge müßte es heißen: „eintrat in der Menschen Hütten, sie [zu] sanften Sitten zu gewöhnen," oder umgekehrt: „eintretend in der Menschen Hütten, sie gewöhnt ꝛc." — [25] Vergl. Spaziergang V. 73. 74: „Sieh, [wie] entbrennen ꝛc." — [26] Natürlich ein bedingender Vordersatz. In manchen Ausgaben steht toll genug: „Ehrt den König, seine Würde!" — [27] [Es] weder Genitivsatz, zu Absicht gehörig, oder Absichtssatz, auf zerbrechen [zu] zogen: „Seine Absicht, daß sich Herz und Auge weide, hat's erfüllt," oder

Blindwüthend mit des Donners Krachen,
Zersprengt es das geborstne Haus,
Und wie aus offnem Höllenrachen
Speit es Verderben zündend aus.
Wo rohe [28] Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten;
Wenn sich die Völker selbst befrein,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn. [29]
Weh, wenn sich in dem Schoß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhülfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt,
Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Losung anstimmt zur Gewalt.
Freiheit und Gleichheit! hört man schallen;
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr.
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Bürgerbanden ziehn umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz;
Noch zuckend, [30] mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen sie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei.

„zerbrecht es, daß sich ꝛc." Der Unterschied ist nur ein grammatikalischer; der Sinn bleibt derselbe. — [28] Mechanische Kräfte, würde der Prosaiker sagen; mechanisch anstatt von innen aus wirkende, d. h. organische oder dynamische. — [29] Ein Ausspruch, der vielfach, selbst von Geschichtschreibern misverstanden worden ist und dem Dichter bei den Freisinnigen viel Tadel zugezogen hat, auch in Widerspruch zu stehen scheint mit seiner freiheitliebenden Poesie, namentlich mit dem Wilhelm Tell. Der Ausdruck Völker kann zu der falschen Auffassung führen, es sei von der Abwerfung fremden Joches die Rede oder wenigstens von der Zertrümmerung drückender Tyrannei, wozu denn auch die schiefe Stellung des selbst beiträgt. Der Sinn ist aber: „Wenn es so weit in einem Staate kommt, daß die Masse des Volks sich von aller gesetzlichen Ordnung frei macht und sich selbst zum willkürlichen Herrn aufwirft: dann kann die Wohlfahrt nicht mehr gedeihen." Im großen Sinne des Dichters sind Wohlfahrt, Freiheit, Gesetz, Kultur Wechselbegriffe, deren einer den andern bedingt. Durch die Herrschaft der rohen Masse wird aber gerade Freiheit, Gesetz und Kultur vernichtet, es entsteht Brutalität und eine der schlimmsten Arten des Despotismus. Natürlich hat der Dichter an die Schreckensscenen der französischen Revolution gedacht. — [30] Zuckend soll sich hier auf Herz beziehen, da es sich grammatisch doch nur auf Weiber beziehen kann. — Ich brauche wohl

Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Weh denen, die dem Ewigblinden [31]
Des Lichtes Himmelfackel leih'n!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden,
Und äschert Städt' und Länder ein.

Freude hat mir Gott gegeben!
Sehet! wie ein goldner Stern
Aus der Hülse, blank und eben,
Schält sich der metallne Kern.
Von dem Helm zum Kranz
Spielt's wie Sonnenglanz.
Auch des Wappens nette Schilder
Loben den erfahrnen Bilder.

IX. Herein! herein!
Gesellen alle, schließt den Reihen,
Daß wir die Glocke taufend weihen!
Concordia soll ihr Name sein.
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Versammle sie die liebende Gemeine. [32]
Und dies sei fortan ihr Beruf,
Wozu der Meister sie erschuf:
Hoch über'm niedern Erdenleben
Soll sie im blauen Himmelszelt,
Die Nachbarin des Donners, schweben
Und gränzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme sein von oben,
Wie der Gestirne helle Schaar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr. [33]

---

nicht erst zu erinnern, daß dem Dichter hier die berüchtigten Damen der Halle in Paris (Fischweiber) vorgeschwebt haben. — [31] Dem, der nie die Wahrheit verstehen lernt, weil er zu roh dazu ist, aber ihre Aussprüche gierig aufnimmt und misbraucht. Hier natürlich von den unverjährbaren Wahrheiten der Menschenrechte zu verstehen, von dem richtigen Grundsatze der Gleichheit aller Menschen, der aber im vorigen Jahrhundert so falsch verstanden und fast wahnsinnig durchgeführt wurde, und dessen verrückte Anwendung auch jetzt wieder spukt. „Wo der Naturmensch seine Willkür „noch so gesetzlos misbraucht, da darf man ihm seine Freiheit kaum zeigen. „Das Geschenk liberaler Grundsätze wird Verrätherei an dem Ganzen, wenn „es sich zu einer noch gährenden Kraft gesellt und einer schon übermächtigen „Natur Verstärkung zusendet." Schillers ästhet. Br. 7. — [32] Das immer wiederkehrende ei und u in allen Reimen ist ein Misklang; und als charakteristische Reimfigur kann diese Wiederkehr hier unmöglich gelten. — [33] Etwas undeutlich. Dieser Satz gehört natürlich zu dem vorigen: „Die

Nur ewigen und ernsten Dingen
Sei ihr metallner Mund geweiht,
Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr' im Fluge sie die Zeit.
Dem Schicksal leihe sie die Zunge;
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl, [34]
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der mächtig tönend ihr entschallt,
So lehre sie, daß nichts bestehet,
Daß alles Irdische verhallt.

Jetzo mit der Kraft des Stranges
Wiegt die Glock' mir aus der Gruft,
Daß sie in das Reich des Klanges
Steige, in die Himmelsluft!
Ziehet, ziehet, hebt!
Sie bewegt sich, schwebt!
Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute!

---

ihren Schöpfer wandelnd loben und das bekränzte Jahr führen." Der Wortfolge nach kann man es aber so verstehen: „Sie soll eine Stimme sein von oben (soll an das Ewige, Göttliche mahnen) wie die Gestirne, die ihren Schöpfer wandelnd loben, und soll führen das bekränzte Jahr;" und dies um so mehr, da der Ausdruck: „das bekränzte Jahr führen" doch sehr dunkel ist. Was der Dichter hier unter bekränzt versteht, ist mir wirklich nicht klar; erklärlicher ist der Ausdruck: „Das Jahr führen;" denn durch den scheinbaren Umlauf der Gestirne wird der Jahreswechsel bestimmt. — [34] Einräumender Satz: „Obgleich sie selbst ꝛc." Verständig wahr ist der Gedanke; mehr poetische Wahrheit hätte die entgegengesetzte Auffassung.

Aus dem Musenalmanach für 1800. Unter allen lyrischen Gedichten Schillers hat die Glocke die größte Berühmtheit erworben und wurde gleich bei ihrem Erscheinen mit entschiedenem Beifall aufgenommen; ja unter den deutschen lyrisch-didaktischen Dichtungen mag dies Gedicht wohl überhaupt das beliebteste und bekannteste sein. Die Glocke hat viel Aehnlichkeit mit dem Spaziergange. So wie in diesem das ganze Leben der Menschheit durchgeführt wird, so werden auch in der Glocke alle einzelne wichtige Vorfälle des häuslichen und gesellschaftlichen Lebens dargestellt; so wie sich in jenem alle Betrachtung an die Aussichten knüpft, die der Dichter auf seinem Spaziergange findet, so knüpft sich hier alles an die verschiedenen Vorgänge beim Glockenguß. Es finden sich aber auch bedeutende Unterschiede zwischen beiden Gedichten, schon in der Art, wie sich die Scene, welche

zu den Betrachtungen Anlaß giebt, zu diesen Betrachtungen selbst verhält. Im Spaziergange bildete sich der Dichter selbst die Scene nach seinem Zwecke; in der Glocke ist ihm die Folge der Vorgänge gegeben. Daher ist in der Glocke, wenigstens scheinbar, kein so strenger, innerer Zusammenhang wie im Spaziergange. Dieser hält sich als ein Ganzes keineswegs bloß zusammen durch den Anfang und das Ende des Weges, sondern das Leben der Menschheit ist erschöpft und das Ganze völlig abgeschlossen, und ein Bild hängt mit dem andern auf's innigste zusammen. In der Glocke haben wir mehr eine Reihe für sich bestehender Lebensbilder, welche durch die Kunst des Dichters erst zu einem Ganzen geordnet sind und durch die Anknüpfung an den Glockenguß ihren Vereinigungspunkt finden. Daher ist es gar nicht zufällig, daß der Dichter in der Glocke so vielfältig-wechselnde Silbenmaße anwendet, während durch den ganzen Spaziergang ein und derselbe Vers herrscht; es sind, wie gesagt, in der Glocke einzelne Vorfälle, die uns dargestellt werden, im Spaziergang eine großartige Ansicht von der Geschichte der Menschheit. Eben deshalb hat auch die Glocke weit mehr Liebhaber gefunden; der gewöhnliche Leser hält sich an das Einzelne, das er leicht überblicken kann, und erfreut sich des angenehmen Wechsels der Bilder, die ihm bekannte und erlebte Vorfälle im Lichte einer idealen, aber treuen Darstellung vorführen. Der Spaziergang ist das Epos der Menschheit, die Glocke das des häuslichen und geselligen Lebens, und die rührende Lebendigkeit in dieser reißt uns mehr hin als die stille Ruhe in jenem. Die Glocke ist aber eine der wundervollsten Dichtungen, die je entstanden sind. Wilhelm von Humboldt sagt in der Vorerinnerung zu dem schon mehrmals erwähnten Briefwechsel: „Die wundervollste Beglaubigung vollendeten Dichtergenies enthält das Lied von der Glocke, das in wechselnden Silbenmaßen, in Schilderungen der höchsten Lebendigkeit, wo kurz angedeutete Züge das ganze Bild hinstellen, alle Vorfälle des menschlichen und gesellschaftlichen Lebens durchläuft, die aus jedem entspringenden Gefühle ausdrückt, und dies alles symbolisch immer an die Töne der Glocke heftet, deren fortlaufende Arbeit die Dichtung in ihren verschiedenen Momenten begleitet. In keiner Sprache ist mir ein Gedicht bekannt, das in einem so kleinen Umfange einen so weiten poetischen Kreis eröffnet, die Tonleiter aller tiefsten menschlichen Empfindungen durchgeht, und auf ganz lyrische Weise das Leben mit seinen wichtigsten Ereignissen und Epochen, wie ein durch natürliche Grenzen umschlossnes Epos zeigt. Die dichterische Anschaulichkeit wird aber noch dadurch vermehrt, daß jenen der Phantasie von ferne vorgehaltenen Erscheinungen ein als unmittelbar wirklich geschilderter Gegenstand entspricht, und die beiden sich dadurch bildenden Reihen zu gleichem Ende parallel neben einander fortlaufen."

Wenn wir in der Glocke auch nichts hätten, als eine Reihe Lebensbilder, geknüpft an die verschiedenen Abschnitte des Gusses und bezogen auf die Bestimmungen der Glocke, so würden wir dies Ge-

dicht immer als einen schönen Kranz herrlicher Schilderungen zu betrachten haben; und gewöhnlich wird es auch so betrachtet. Die Glocke ist aber noch mehr; es herrscht wirklich darin ein eigenthümlicher innerer Zusammenhang, eine Organisation wie im Spaziergange, nur daß sie versteckter liegt und daher nicht so leicht bemerkt wird. Jede Betrachtung steht darin in einer dreifachen Beziehung: sie knüpft sich zuerst unmittelbar an die jedesmalige Verrichtung beim Gusse; sie betrifft zweitens Vorfälle des Lebens, bei denen die Glocke ertönt; sie reiht sich endlich drittens der vorhergehenden Betrachtung auf das innigste an, so daß ohne die Arbeitssprüche des Meisters sich doch alles in einander fügen würde. Und diese Beziehungen der verschiedenen Betrachtungen unter sich geben dem Gedichte eben einen höhern Reiz und innere Organisation, werden aber von den meisten Lesern vermuthlich gar nicht bemerkt.

Das Ganze zerfällt in zwei Abtheilungen, gleichsam Akte, wenn wir den Guß mit einem Drama vergleichen wollen, und zwar laufen hier Verrichtung und Betrachtung wieder parallel; denn beide theilen sich in zwei Hälften: die Verrichtungen in die Arbeit beim Guß selbst, und in das Herausnehmen und gleichsam Oeffentlichmachen der Glocke; die Betrachtungen in solche über das häusliche Leben und in solche über das öffentliche; und wo der Guß fertig ist, da beginnt auch die letzte Betrachtung über das innere häusliche Leben und geht dann auf's öffentliche über. Die ersten beiden Betrachtungen sind einleitende; die zweite endigt mit dem Gedanken, daß die Glocke alle Verhängnisse des Menschen verkündet, und daran schließt sich nun eng die dritte an, indem sie die Taufeinweihung des Kindes zum Gegenstande hat. Hier erwartet man mit Recht wohl mehr Rücksicht auf die Freude der Eltern und auf das eigentliche Leben des Kindes; dagegen giebt uns der Dichter eine herrliche Schilderung der ersten Jugendliebe. Ich kann in den Tadel derer nicht einstimmen, welche meinen, diese gehöre gar nicht hierher. Sie gehört allerdings hierher; denn sie bildet den Uebergang von der dritten zur vierten Betrachtung: „O, daß sie ewig grünen bliebe, die schöne Zeit der jungen Liebe!“ endigt jene. Sie bleibt nicht grünen, und kann es nicht. Der Bund für das ganze Leben wird geschlossen, und oft ist die Wahl nicht gut. Aber auf jeden Fall treten nun die Pflichten der Hausfrau und die Bestrebungen des Mannes ein; beide Theile gehen nach verschiedenen Richtungen, aber auf einen Zweck aus. Das neu gegründete Haus wächst, und: „Fest wie der Erde Grund steht mir des Hauses Pracht!“ spricht der Mann. „Doch das Unglück schreitet schnell.“ Und die Ahndung wird zur Wirklichkeit: „Hört ihrs wimmern hoch vom Thurm?“ — Das Haus ist zerstört; alles hat der Vater verloren; aber die Seinigen sind ihm geblieben; ihm fehlt kein theures Haupt. Auch dieses fällt. „Von dem Dome schwer und bang tönt die Glocke Grabgesang.“ Die Mutter ists, „des Hauses Bande sind gelöst auf immerdar.“ Hier beginnt der zweite Theil

des Ganzen; das häusliche Leben kann kein Gegenstand der Betrachtung mehr sein; denn das Haus liegt in Trümmern, und die bewegende Seele desselben ist todt. Hier scheint nun weiter kein Uebergang von der sechsten zur siebenten Betrachtung da zu sein; allein sehr sinnig hat der Dichter beide Theile durch die Idee des Feierabends zusammen verbunden. Ein ewiges Schaffen und Arbeiten war das Leben der Frau, jetzt ist Feierabend; auch der Glockenguß ruht, die Arbeiter haben Feierabend. Dieselben Glockentöne, welche die Mutter auf ihrem Wege zum Grabe begleiteten, rufen den müden Arbeiter von seinem Werke. So hat sich der Dichter durch die Aehnlichkeit der Ideen Leben und Arbeit, Tod und Feierabend eine Brücke gebaut, und die neue Betrachtung beginnt mit dem Feierabend. Dies führt ihn aber auf die Wirksamkeit der menschlichen Gesellschaft überhaupt, und wie er bei der Schilderung des häuslichen Lebens beim Kinde anfängt, so beginnt er hier bei der frühesten und natürlichsten Beschäftigung, der Landwirthschaft; dann erscheint, wie dort die Verbindung der beiden Geschlechter, die Verbindung der verschiedenen Menschen zu städtischem Leben; dies führt ihn zu der Betrachtung der gesetzlichen Ordnung überhaupt, zu der Schilderung der regen Geschäftigkeit, und zu dem Wunsche, daß dies Band nie gelöst werden möchte. Aber auch hier wird es gelöst. „Freiheit und Gleichheit hört man schallen!“ Städte und Länder werden eingeäschert. Aber eins bleibt auch noch übrig: das Ewige, das Unvergängliche, und ist auch die bürgerliche zerstört, die Verbindung einer liebenden Gemeine kann nicht getrennt werden. — Der Ruf der Glocke zum Gottesdienste und die Schilderung der kirchlichen Gemeinschaft hätten wohl eine eigene Betrachtung verdient.

So stehen alle Theile dieses Gedichts in einer genauen, innigen Beziehung zu einander, und bilden, jedes ein kleines Ganze für sich, alle zusammen ein großes Ganze; und darin erblickt man eben den großen, denkenden Künstler, der, ohne das Einzelne zu vernachlässigen, stets das Ganze im Auge hatte, aber auch Leser wünscht, die gern das Ganze in's Auge fassen. Er hat hier selbst bewährt, was er in den Künstlern sagt:

Doch höher stets, zu immer höhern Höhen
Schwang sich der schaffende Genie.
Schon sieht man Schöpfungen aus Schöpfungen entstehen,
Aus Harmonieen Harmonie.
Was hier allein das trunkne Aug' entzückt,
Dient unterwürfig dort der höhern Schöne u. s. w.

Will man das Lied von der Glocke in das System der Poetik einreihen, so muß man es der Cantate zuweisen. Die Form desselben ist, wie in der Cantate, dramaähnlich, der Stoff seinem Wesen nach lyrisch; und selbst in musikalischer Hinsicht lassen sich hier Arie, Recitativ, Wechselgesang und Chor recht gut nachweisen, wie-

wohl der poetischen Auffassung nach immer der Meister spricht. So machen sich denn auch alle Hauptformen der Lyrik geltend. Die Sprüche des Meisters bilden zusammen ein Glockengießerlied in abgegrenzter Strophenform; die daran geknüpften Betrachtungen gehören vorzugsweise der Elegie an, erheben sich aber theilweise nach Form und Gehalt zur Ode. In der bekannten Composition hat auch Romberg das Gedicht als Cantate behandelt, so wie umgekehrt Moritz Retzsch dem Charakter seiner Kunst gemäß in den Umrissen zur Glocke das Ganze mehr als Epos aufgefaßt und wiedergegeben hat.

Dem Charakter der Cantate entspricht auch der beständige Wechsel des Versmaßes. Hier stehen sich nun das eigentliche Glockengießerlied und die Auslegung und Anwendung von dessen Inhalte scharf entgegen, indem jenes sich trochäisch fortbewegt, diese den jambischen Gang als Grundlage haben, der aber vom trochäischen, daktylischen, anapästischen und kretischen Schritt (Z. 140—143) abgelöst wird, so daß sich also sowohl Bewegung (steigende, fallende, schwebende) als Takt (zwei- und dreitheilig) ändern. In Bezug auf Länge und Umfang finden wir nur Zeilen von vier Hebungen und Halbzeilen von zwei, keine von drei oder fünf,[1] und die Zeilen von zwei Hebungen sind wirklich als Halbzeilen zu betrachten, von denen manche als kräftiger Schluß oder Abschnitt abbrechen; andere hingegen, wie dies bei unsern Dichtern oft der Fall ist, sind als Halbzeilen abgedruckt, weil der Dichter es so beliebt hat.

Wie in der Glocke alle wichtigen Versschritte vorkommen, so auch alle Klangfiguren und Verbindungsweisen der Zeilen: außer dem eigentlichen Silbenreime mithin der Stabreim[2] und der Anklang[3] (Allitteration und Assonanz), außer dem Schlußreim auch der Anfangs-[4] und der Binnenreim[5]. Der letzte tritt aber im Druck nicht deutlich hervor, eben weil der Dichter demjenigen System, wornach jeder Reim die Zeile schließt, vor dem andern System, wornach die Zahl die Hebungen bestimmt, was eine Verszeile sei, den Vorzug gegeben hat.

---

[1] Mit einziger Ausnahme von Z. 248 u. 249. — [2] Z. 95. 102—105. 111 u. 112. 163—172. 184. 191. 196—198. 200—204. 424. 425. — [3] 151. 152. 200. 201. 244—247. 274—293. 324—331. — [4] 121. 122. — [5] 250. 251.

Vielen Lesern, die noch nie eine Glocke haben gießen sehen, wird manches in den Sprüchen des Meisters ganz unverständlich sein; daher scheint es nicht unnütz, hier eine kurze Beschreibung des Glockengießens zu geben.

Ehe der Guß beginnen kann, wird der halbe Durchriß der Glocke auf ein Brett gezeichnet und dieser Durchriß ausgeschnitten. Das ausgeschnittene Brett heißt das Lehrbrett oder die Schablone, und mit

demſelben wird nun die Form verfertigt, in welche das Metall gegoſſen werden ſoll. Die Form ſelbſt beſteht aus Ziegelſteinen, Lehm und Thon, und wird vor dem Gußofen in einer tiefen Grube aufgerichtet, welche man die Dammgrube nennt (V. 29). Zuerſt wird ein hölzerner Pfahl in die Erde geſchlagen und auf dieſen ein eiſernes Kreuz mit einem Zapfenloche gelegt.[6] In dieſem Zapfenloche bewegt ſich eine eiſerne Spindel, an deren oberem Ende die Schablone angebracht iſt, an welcher mehrere Arme ſich befinden, damit ſie ſich rings herum drehen läßt. Jetzt wird zuerſt der Kern verfertigt, d. h. die innere Form der Glocke. Er wird aus Backſteinen aufgerichtet, die man an der äußern Seite rund behaut, ſo daß das Ganze die innere Form der Glocke annimmt, indem man immer die Schablone (den Durchriß der innern Form) ſo an der Spindel herumdreht, daß der Ausſchnitt derſelben die Backſteine faſt berührt; ungefähr wie man eine Wand mit ſchiefer Fläche oder einen Raſenwall dadurch errichtet, daß man lauter Schnüre zieht. Iſt die Form von Backſteinen fertig, ſo belegt man ſie mit Lehm, unter welchen Flachsſchaben gemiſcht ſind, und fährt nun mit der Schablone um den Kern herum. Der Lehm berührt in allen Punkten die Schablone, nimmt alſo im ganzen Umfange des Kerns die Geſtalt der Ausſchweifung an. Zuletzt wird über dieſen Kern noch geſiebte Aſche mit einem Pinſel aufgetragen. Jetzt hat der Gießer die Form, welche entſtehen würde, wenn man eine Glocke auf einen Haufen weicher Erde, Sand oder Schnee ſetzte; er hat die innere Geſtalt. Schon beim erſten Auftragen des Lehms werden durch ein oben an der Spindel offen gelaßnes Loch glühende Kohlen in die Höhlung geſchüttet, damit der naſſe Kern austrocknet.

Ueber dieſen Kern wird nun die Dicke aufgetragen, d. h. eine Glocke von Lehm, nur ohne Henkel. Man befeſtigt eine andere Schablone, worauf die Geſtalt der äußern Glocke ausgeſchnitten iſt, an der Spindel und dreht dieſelbe wieder herum, bis ſie in allen Punkten auf die Form ſtößt. Darauf beſtreicht man die Form mit geſchmolzenem Talg, den man mit der Schablone auseinander reibt. Dieſe Dicke wird nun wieder getrocknet durch ein Feuer im Innern des Kerns, und dann werden auf derſelben alle Zierrathen mit Wachs angebracht.

Auf dieſe Dicke nun kommt der Mantel. Man trägt wieder feinen Lehm auf, ſo lange, bis die Figuren und Zierrathen bedeckt ſind. Hierauf macht man wieder Feuer im Innern; das Wachs ſchmilzt, und die Figuren drücken ſich im Lehm des Mantels ab. Jetzt trägt man dickern Lehm auf, und macht endlich eiſerne Schienen und Reifen um den fertigen Mantel, damit er wohl zuſammenhalte. Hierauf hebt man ihn durch eine Winde oder eine andere Vorrichtung

[6] Iſt der Pfahl verkohlt durch das ſpäter angebrachte Feuer, ſo trägt das Mauerwerk der Form dann das Kreuz.

ab von der Dicke, was sehr leicht geht, da letztere mit Talg bestrichen ist, und sich der Lehm derselben daher nicht mit dem des Mantels verbunden hat; schneidet nun die Dicke mit einem Messer von dem Kern herunter und setzt den Mantel wieder an seinen vorigen Ort. Jetzt also ist zwischen dem Kern und dem Mantel der hohle Raum, in welchen das Metall fließen muß, um zur Glocke zu werden. Der Henkel und manches andere werden später angebracht.

Der Gießofen besteht aus zwei Theilen, dem Ofen selbst und dem Schornstein. Der Ofen mit dem Heerde, worauf das Metall kommt, hat ungefähr die Form eines Backofens, und an der Seite, aber natürlich höher, als das Metall zu liegen kömmt, ein Fenster mit einer eisernen Thüre, durch welches das Metall hinein gethan wird, und weiter oben sechs Zuglöcher oder Windpfeifen, die ebenfalls geöffnet und geschlossen werden können. Hinter dem Ofen befindet sich der Schornstein, in welchem das Feuer brennt. Er zerfällt in zwei Hälften, die durch einen Rost getrennt sind, unter welchem ein Aschenfall ist. In der obern Hälfte ist das Holz, welches durch die eigentliche Oeffnung des Schornsteins (das Schürloch) hineingeworfen wird; die Flamme wird durch das Loch des Aschenfalls angeblasen und darauf verschließt man das Schürloch. Jetzt ist nun die Flamme, die keinen Ausgang nach außen hat, genöthigt, in den Ofen hineinzuschlagen, und zwar durch das Loch, welches der Schwalch (V. 24) heißt. An dem Ende des Ofens, welches dem Schornstein gegenüber ist, befindet sich ein Zapfenloch und vor demselben eine Rinne, welche das Metall in die Glockenform leitet. Ist nun die Masse im Fluß, welches ungefähr 12 Stunden dauert, so wird der Zapfen hineingestoßen, die Masse fließt in die Rinne und füllt die Form.

In den Ofen wird nun die Glockenspeise, welche aus Zinn, Kupfer und Messing besteht, zum Schmelzen gebracht. Das Zinn wird in kurzer Zeit flüssig, und daher wirft man es erst in den Ofen, wenn das Kupfer und Messing bereits geschmolzen ist. Sobald das Metall durchgängig in Fluß gebracht ist, hat es einen weißen Schaum, und alsdann wird auf je 10 Ctr. Metall 1 Pfd. Pottasche in den Ofen geschüttet (V. 41—46), um das Schmelzen und die Vereinigung der Metalle noch mehr zu befördern. Das Metall muß während des Schmelzens wenigstens zweimal abgeschäumt werden. Gewöhnlich bleibt es etwa 12 Stunden im Ofen, und wenn um diese Zeit die Windpfeifen (V. 80) gelb werden, so ist dies ein Zeichen, daß das Metall flüssig genug ist. Man erkennt dies auch daran, daß der Rauch ganz weiß aufsteigt; oder daß ein in das Metall gestoßner Stab beim Herausziehen wie mit einer feinen Glasur überzogen aussieht (V. 81). Jetzt muß aber der Gießer auch untersuchen, ob er eine gute Mischung getroffen habe. Er gießt daher in einen ausgehöhlten warmen Stein etwas von seinem Metall und zerbricht es nach dem Erkalten. Gar zu kleine Zacken des Bruches, die so dicht an einander liegen, daß

man sie kaum erkennen kann, sind ein Zeichen, daß das Metall zu viel Zinn habe; der entgegengesetzte Fall, daß zu viel Kupfer darin enthalten ist (V. 125. 148).

Die größern Kirchenglocken, wenigstens die ältern, haben Inschriften, deren Inhalt entweder ein Gebet zu dem Schutzheiligen der Glocke ist, oder den Zweck der Glocke andeutet. Unter diesen Inschriften sind viele sehr sinnreich, Auf vielen Glocken findet man

In Freud' und Leid
Bin ich bereit.
In Noth und Tod
Bin ich der Bot.

Ein sehr gewöhnlicher Vers auf der Glocke ist:

Laudo Deum verum, plebem voco et congrego clerum:
Defunctos ploro, nimbum fugo, festaque honoro.

Oder: Defunctos ploro, pestem fugo, festaque decoro.

Oder, wie die Verse auf einer Glocke der Nikolaikirche in Leipzig heißen:

Laudo Deum verum, plebem voco, congrego clerum,
Luctus doque tonum, laetitiaeque sonum.

Der von unserm Dichter erkorene schöne Wahlspruch befindet sich auf der großen Glocke im Münster zu Schaffhausen.[7] Der Dichter hat diese Inschrift in Krünitzens Encyclopädie (Bd. 19) gefunden, die ihm überhaupt bei seinem Gedichte viel gute Dienste geleistet und offenbar viele Gedanken erst in ihm geweckt hat. Das «Fulgura frango» bezieht sich auf den alten Glauben, daß das Glockenläuten die Gewitter verscheuche. Auf einer Glocke im Thomasthurm zu Leipzig steht die Inschrift so:

Vivos voco, Mortuos plango, tonitru quoque frango.

An das Glockenläuten band sich von jeher mancher Aberglaube, z. B. daß es die bösen Geister vertreibe. In älterer Zeit wurden die Glocken getauft und mit Weihwasser besprengt, erhielten dabei einen ordentlichen Namen, einen Schutzpatron und mehrere Taufpathen. Der Dichter hat dies sehr sinnreich benutzt am Schlusse seines Gedichts.

---

[7] Sie ist 1486 gegossen. Nach der Reformation wurde eine kleinere gegossen, und auf dieser stehen, die Inschrift der ältern Schwester bekämpfend, die Verse:

Zelo fusa bono campanis consono priscis
Lux postquam tenebras exuperasset atras.
Fulgura non frango nec plango morte peremtos,
Aes ego viventes ad pia sacra vocans.

41. Die Worte des Wahns.

(1799.)

1. Drei Worte hört man, bedeutungschwer,
Im Munde der Guten und Besten.[1]
Sie schallen vergeblich, ihr Klang ist leer,
Sie können nicht helfen und trösten.[2]
Verscherzt ist dem Menschen des Lebens Frucht,
So lang' er die Schatten zu haschen sucht.[3]

2. So lang' er glaubt an die goldene Zeit,
Wo das Rechte, das Gute wird siegen —
Das Rechte, das Gute führt ewig Streit,
Nie wird der Feind ihm erliegen,
Und erstickst du ihn nicht in den Lüften frei,
Stets wächst ihm die Kraft auf der Erde neu.[4]

---

[1] Bedeutungschwer, nicht inhaltschwer, wie die Worte des Glaubens. Diese Begriffe sind von hoher Bedeutung, aber es entspricht ihnen nichts, sie sind ein Wahn. Gerade die besten Menschen jedoch überlassen sich gern diesem Wahne. — [2] Wieder im Gegensatz der Worte des Glaubens; der Glaube tröstet und hilft, indem er uns sagt, daß etwas vorhanden sei, obgleich wir es nicht mit den Sinnen fassen; er reißt sich von den Schranken der Zeit los und sucht das Unvergängliche; der Wahn aber lebt immer in der Zeit, und was er nicht in der Gegenwart erfüllt findet, sucht er in der Zukunft und verliert über dem Streben in die Ferne den Besitz der Gegenwart, ohne doch in der ganzen gränzenlosen Ferne je etwas anderes als die Gegenwart zu suchen. — [3] Die Reime Frucht — sucht, Besten — trösten sind eigentlich ein Flecken dieses Gedichtes, hängen aber offenbar mit der gewählten Form zusammen. — [4] Das Rechte und Gute kann in der Wirklichkeit nie siegen; denn sie sind nur Formen, und im Leben herrscht die Schwere des Stoffes, und dieser Stoff wird sich dem Verlangen des Ideales nie fügen. Und je mehr wir das sinnliche Prinzip der Welt in der Wirklichkeit bekämpfen, desto gewaltiger lehnt es sich auf. Nur ein Mittel giebt es, es zu verscheuchen, die Erhebung zum Idealen. Dies will das Bild in den letzten beiden Zeilen sagen. Der Dichter hat die Mythe vom Herkules, der den Riesen Antäos erlegte, hier benutzt, aber freilich so, daß die Anwendung derselben vielen sehr dunkel bleibt. Antäos war der Sohn der Erde, und von ihr erhielt er im Kampfe mit jedem Feinde immer neue Kraft. Als Herkules dieses merkte, erhob er ihn mit seinen Händen in die Luft und erdrückte ihn da. — So die Hindernisse des Rechtes und der Wahrheit; sie beruhen auf unserem Bedürfnis des Stoffes, auf dem Einwirken der Außenwelt. Wollten wir diese Hindernisse hinweg räumen, so müßten wir die ganze sinnliche Welt und unsere sinnliche Natur vernichten; dies geht nicht; ja oft wenn der Mensch versucht, sich den Schranken der Außenwelt zu entziehen, in der er doch einmal lebt, fällt er in den unglückseligen Irrthum, anstatt bloß nach dem Rechten und Wahren und nach dem Gesetze zu streben, nach der Unendlichkeit des Lebensglückes zu verlangen, nach einem unversiegenden Stoff, nach einer ewig dauernden Veränderung, und während er seine sinnliche Natur von den Schranken der Außenwelt losmachen wollte, hat er seine Vernunft zum Knechte der Furcht und der Sorge gemacht. Vergl. Brief 24. — Nur im Reiche der Ideen ist es möglich, dem das Gute hindernden Prinzip zu entfliehen.

3. So lang' er glaubt, daß das buhlende Glück
Sich dem Edeln vereinigen werde —
Dem Schlechten folgt es mit Liebesblick;
Nicht dem Guten gehöret die Erde.
Er ist ein Fremdling, er wandert aus,
Und suchet ein unvergänglich Haus.[5]

4. So lang' er glaubt, daß dem ird'schen Verstand
Die Wahrheit je wird erscheinen —
Ihren Schleier hebt keine sterbliche Hand;
Wir können nur rathen und meinen.
Du kerkerst den Geist in ein tönend Wort,
Doch der freie wandelt im Sturme fort.[6]

5. Drum, edle Seele, entreiß dich dem Wahn,
Und den himmlischen Glauben bewahre;
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahn,
Es ist dennoch das Schöne, das Wahre!
Es ist nicht draußen, da sucht es der Thor;
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor.

---

[5] Vergl. das Ideal und das Leben, Str. 1:

Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl.

Der Mensch ist gezwungen, entweder seine Würde aufzuopfern oder seinen Anspruch auf unbegränztes Glück. Nur, wenn wir uns aus der Wirklichkeit zum Ideal erheben (unvergängliches Haus), ist es möglich, die Würde zugleich mit dem Glücke zu erhalten. — [6] Wir glauben oft, das Wesen der Dinge, ihr Werden und ihren Zusammenhang zu erkennen, weil wir ein Wort für die Erscheinung haben. Solche Worte sind: Magnetismus, Elektrizität, Wahlverwandtschaft, organisch, Seele, Geist, Schwerkraft u. v. a. Die meisten beruhigen sich damit, ohne zu ahnden, daß sie dadurch nicht in's Innere eindringen.

Aus dem Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1801. Daß dieses Gedicht in enger Beziehung zu dem Ideal und dem Leben steht, ist schon bei letzterm erinnert worden. Der Dichter will einen Irrthum widerlegen, in den gerade die edelsten und besten Menschen fallen, und zu dem selbst viele Dichtungen Schillers, sobald sie mißverstanden werden, Anlaß geben können. Indem der gute Mensch sich vom Vergänglichen zum Unvergänglichen, vom Unvollkommnen zum Vollkommnen, vom Bedingten und Wechselnden zum Unbedingten und Bleibenden erheben will, vergißt er leicht, daß er während der Dauer seines Lebens alles dies nur in der Idee finden, daß er allerdings im Idealen leben, daß er aber nie das Ideale realisieren kann. „Es ist," sagt der Dichter in seiner Abhandlung über das Erhabene

„es ist ein Kennzeichen guter und schöner, aber jederzeit schwacher „Seelen, immer ungeduldig auf Existenz ihrer moralischen Ideale zu „bringen und von den Hindernissen derselben schmerzlich gerührt zu „werden. Solche Menschen setzen sich in eine traurige Abhängigkeit „von dem Zufall, und es ist immer mit Sicherheit vorherzusagen, „daß sie der Materie in moralischen und ästhetischen Dingen zu viel „einräumen und die höchste Charakter- und Geschmacksprobe nicht be„stehen werden. Das Moralisch-Fehlerhafte soll uns nicht Leiden und „Schmerz einflößen, welches immer mehr von einem unbefriedigten „Bedürfnis als von einer unerfüllten Forderung zeugt.“ — Solchen Menschen ruft nun der Dichter zu: Strebt zum Ideale, aber strebt nicht nach Realisierung desselben; erhebt euch über die Wirklichkeit zur Wahrheit, aber strebt nicht aus den Bedingungen des Lebens zum Unmöglichen; ihr verliert sonst den Augenblick, und anstatt euch in der Anschauung des Ideals glücklich und selig zu fühlen, macht es euch unglücklich; ihr verliert euer Glück und zu gleicher Zeit eure Würde. Das Ideale hat allerdings Existenz, aber nur der Thor sucht das Dasein desselben in der Außenwelt; in uns selbst muß es leben und unvergänglich leben. In demselben Sinne heißt es in dem Gedichte: Beim Antritt des neuen Jahrhunderts:

In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang.

---

42. Die deutsche Muse.

(1800.)

1. Kein Augustisch Alter blühte,
Keines Medizäers Güte
Lächelte der deutschen Kunst;
Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
Nicht am Strahl der Fürstengunst.

2. Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrichs Throne
Gieng sie schutzlos, ungeehrt.
Rühmend darf's der Deutsche sagen,
Höher darf das Herz ihm schlagen:
Selbst erschuf er sich den Werth.

3. Darum steigt in höherm Bogen,
Darum strömt in vollern Wogen
Deutscher Barden Hochgesang,
Und in eig'ner Fülle schwellend,
Und aus Herzens Tiefen quellend
Spottet er der Regeln Zwang.

Zuerst in Schillers Gedichten, Bd. 2, 1803. Im Jahre 1780 ließ Friedrich der Große seine französisch geschriebene Broschüre: „Ueber die Mängel der deutschen Literatur", in's Deutsche übersetzt in Berlin erscheinen. Darin heißt es wörtlich: „Noch sind die schönen Tage unserer „Literatur nicht gekommen, aber sie nähern sich und erscheinen gewiß. „Die Auguste werden schon Virgile machen. Wir werden dann „auch unsere klassischen Schriftsteller bekommen; jeder wird sie lesen „wollen. Unsere Nachbarn werden deutsch lernen und die Höfe es „mit Vergnügen sprechen. Ich kündige diese Zeiten an, obgleich mein „Alter mir die Hoffnung nimmt, sie noch selbst zu sehen. Ich bin „wie Moses, ich sehe das gelobte Land von ferne, werde aber nicht „selbst hineinkommen." — De la littérature allemande. Auf des Königs Befehl übersetzt von Archivar Dohm. 1780.

Wie sehr sich hier Friedrich geirrt hat, und wie wenig von oben herab der Entfaltung der deutschen Literatur geschehen, ist bekannt. Selbst die Achtung, welche August von Weimar den deutschen Dichtern bewies, konnte keine Dichtung schaffen, wenn sie nicht schon dagewesen wäre.

---

43. Der Antritt des neuen Jahrhunderts.

An ***. (1801.)

1. Edler Freund! Wo öffnet sich dem Frieden,
   Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?
   Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,[1]
   Und das neue öffnet sich mit Mord.[2]

2. Und das Band der Länder ist gehoben,
   Und die alten Formen stürzen ein;[3]
   Nicht das Weltmeer hemmt des Krieges Toben,[4]
   Nicht der Nilgott[5] und der alte Rhein.

---

[1] Noch im letzten Jahrzehend des achtzehnten Jahrhunderts fielen die blutigsten Kämpfe des französischen Revolutionskrieges vor, sowohl in Italien (Schlacht bei Marengo) als in Deutschland (Schlacht bei Hohenlinden). — [2] Am 23. März 1801 wurde der russische Kaiser Paul, Vater der Erbprinzessin von Weimar, ermordet. — [3] In Folge der französischen Revolution waren eine Menge neuer Republiken entstanden: die batavische, helvetische, cisalpinische, ligurische, und eine Menge geistlicher Herrschaften waren verschwunden; vom deutschen Reiche war das linke Rheinufer an Frankreich abgetreten worden, wofür die erblichen Fürsten, die daselbst regierten, durch Tausch oder sonst wie entschädigt werden sollten. — [4] Da die batavische Republik (die Niederlande) und Spanien auf Seite Frankreichs Theil am Kriege gegen England nahmen, so wurde der Krieg natürlich zu einem Seekriege, und der atlantische Ocean sah eine Menge Kriegsflotten; die spanischen Besitzungen in Amerika und das Kap der guten Hoffnung waren mit Hauptzielpunkte des Krieges. — [5] Anspielung auf den Kampf der Engländer und Franzosen in Aegypten.

3. Zwo gewalt'ge Nationen ringen
Um der Welt alleinigen Beſitz;[6]
Aller Länder Freiheit zu verſchlingen,
Schwingen ſie den Dreizack und den Blitz.[7]

4. Gold muß ihnen jede Landſchaft wägen,
Und, wie Brennus in der rohen Zeit,[8]
Legt der Franke ſeinen ehrnen Degen
In die Wage der Gerechtigkeit.[9]

5. Seine Handelsflotten ſtreckt der Britte
Gierig wie Polypenarme aus,
Und das Reich der freien Amphitrite
Will er ſchließen, wie ſein eignes Haus.[10]

6. Zu des Südpols nie erblickten Sternen[11]
Dringt ſein raſtlos ungehemmter Lauf;
Alle Inſeln ſpürt er, alle fernen
Küſten — nur das Paradies nicht auf.

7. Ach, umſonſt auf allen Länderkarten
Spähſt du nach dem ſeligen Gebiet,
Wo der Freiheit ewig grüner Garten,
Wo der Menſchheit ſchöne Jugend blüht.

---

[6] England, das ſich beſtrebte, die Grundſätze der franzöſiſchen Revolution zu unterdrücken und zu vernichten, und Frankreich, dem es gelüſtete, dieſe Grundſätze überall hin zu verbreiten, waren die beiden Hauptträger des damaligen ungeheuren Weltkampfes. — [7] Sowohl Frankreich als England überboten ſich in den niederträchtigſten Verletzungen alles Völkerrechts. Die Franzoſen fielen alle Länder an, welche Miene machten, es nicht mit ihnen ſelbſt zu halten, und ſprengten vor ihrem Abzuge auf das linke Rheinufer die Feſtungswerke von Mainz, Ehrenbreitſtein, Philippsburg, Kehl und andere, alles dem Friedensvertrage ganz zuwider. England aber überfiel Dänemark, und trat überhaupt mit empörender Willkür gegen die neutralen Schiffe auf. — [8] Anſpielung auf den Anführer der Gallier, die Rom im Jahr 389 zerſtörten; als der Tribun Sulpicius im Namen der Römer einen Vertrag mit Brennus abſchloß, wonach ihm eine große Summe Goldes gezahlt werden ſollte, wandte Brennus nicht bloß falſche Gewichte an, ſondern er warf auch, als Sulpicius ſich darüber beſchwerte, noch ſein Schwert auf die Wage mit dem Ausrufe: vae victis! — [9] Die Brandſchatzungen der Franzoſen in Deutſchland waren bekanntlich unerſchwinglich, und dabei wurde vielen Generalen noch der Vorwurf gemacht, ſie hätten die feindlichen Länder zu ſehr geſchont. — [10] England behauptete, kein neutrales Schiff ſei befugt, unter ſeiner Flagge Eigenthum der Feinde zu führen, welches vielmehr auf neutralen Schiffen weggenommen werden könne, ſo daß alſo nach dieſer Behauptung die Flagge nicht mehr die Ladung deckte. Es ſetzte ferner ganze Küſten in Blockadezuſtand, was ſo viel hieß, als allen Verkehr zur See unterſagen, und endlich maßte es ſich das Recht an, neutrale Schiffe zu durchſuchen. — [10] Seit Cooks Entdeckungsreiſen hatte England mit raſtloſer Thätigkeit das von dieſem Entdecker Angefangene fortgeſetzt und war bis in die ſogenannten Südpolarländer vorgedrungen, d. h. in alle diejenigen Länder und Inſeln, welche im ſüdlichen Ocean innerhalb oder doch in der Nähe des Polarkreiſes liegen.

8. Endlos liegt die Welt vor deinen Blicken,
Und die Schifffahrt selbst ermißt sie kaum;
Doch auf ihrem unermeßnen Rücken
Ist für zehen Glückliche nicht Raum.

9. In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang!
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang.

Im Jahrgange 1802 des Cotta'schen Taschenbuches für Damen, wo dieses Gedicht zuerst erschien, fehlt die Hauptüberschrift; es ist nur bezeichnet durch: An ***. Der edle Freund, den der Dichter in der ersten Zeile anredet, ist aber ohne Zweifel Wilhelm von Humboldt, welcher das Jahr vorher seine diplomatische Laufbahn als preußischer Resident in Rom begonnen hatte, so daß Schillers erster Brief nach Rom an seinen Freund vermuthlich poetische Form annahm. Daß Humboldt der Empfänger dieses poetischen Ergusses gewesen sei, kann ich zwar mit keiner irgendwo gedruckten Stelle beweisen. Aber nicht nur die gewöhnliche Meinung spricht dafür, sondern auch alle innern Gründe. Die Empfindungen und Gedanken des Gedichtes sind nicht nur aus dem Kerne Schiller'schen Denkart entsprungen, sondern sprechen eben so gut die ideale Ansicht Humboldts aus. Man muß sich begreiflich nicht vorstellen, daß das Gedicht etwa am ersten Januar 1801 entstanden sei; dagegen spricht schon die Erwähnung von Kaiser Pauls Ermordung. Es ist im Laufe des ersten Jahres vom neuen Jahrhundert entstanden und sollte also keineswegs ein sogenannter Glückwunsch sein, sondern nur ein Herzenserguß des Freundes an den Freund.

Die Schilderung der damaligen bewegten Zeit ist in großartigen Zügen entworfen, und der Uebergang zum Hauptgedanken in Str. 6 überraschend schön. Daß der Mensch aus des Lebens verworrenem Drange in die Stille des eigenen Gemüthes flüchten müsse, und nur im Gebiete der Dichtung Befriedigung idealer Sehnsucht zu erwarten sei — diese Ueberzeugung mochten beide Freunde oft gegen einander ausgetauscht haben, und spricht Humboldt in seinen Briefen an den Dichter vielmal aus.

Es ist merkwürdig, welche immer neuen Ausdrücke und Wendungen dem Dichter zu Gebote stehen, sobald er auf die ideale Sehnsucht des Herzens zu sprechen kommt im Gegensatz zur Verworrenheit des Weltgedränges; was Schiller in unserm Gedichte durch „Paradies, seliges Gebiet, der Freiheit ewig grüner Garten, des Herzens heilig stille Räume, das Reich der Träume" bezeichnet, das nennt er in dem Gedichte: Das Ideal und das Leben: „Des Ideales Reich, des Lichtes Fluren, eine Freistatt, die keiner Sorge, keiner

Thränen Spur entweiht, himmlisches Gefild, Heiligthum, der Schönheit Hügel, der Schönheit stille Schattenlande, die Freiheit der Gedanken, die heitern Regionen, wo die reinen Formen wohnen," und in der „Sehnsucht" wieder wird dieselbe Vorstellung bezeichnet durch „ewiger Sonnenschein, das schöne Wunderland." Wenn der Dichter wirklich nur Erlebtes und Angeschautes darstellen soll, weil er sonst nie den angemessenen Ausdruck fände, so ist eben für Schiller das ideale Gebiet das wirklich erlebte und angeschaute, daher er so reich an Ausdrücken für diesen Gedanken ist.

---

44. Sehnsucht.

(1801.)

1. Ach, aus dieses Thales[1] Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt' ich doch den Ausgang finden,
Ach, wie fühlt' ich mich beglückt!
Dort erblick' ich schöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün!
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög' ich hin.

2. Harmonieen hör' ich klingen,
Töne süßer Himmelsruh,
Und die leichten Winde bringen
Mir der Düfte Balsam zu.
Gold'ne Früchte seh' ich glühen
Winkend zwischen dunkelm Laub,
Und die Blumen, die dort blühen,
Werden keines Winters Raub.

3. Ach, wie schön muß sichs ergehen
Dort im ew'gen Sonnenschein,
Und die Luft auf jenen Höhen,
O wie labend muß sie sein!
Doch mir wehrt des Stromes Toben,
Der ergrimmt dazwischen braust;
Seine Wellen sind gehoben,
Daß die Seele mir ergraust.

4. Einen Nachen seh' ich schwanken,
Aber ach! der Fährmann fehlt.

---

[1] Die Erde wird hier wieder ein Thal genannt wie in dem Mädchen aus der Fremde.

Frisch hinein und ohne Wanken!
Seine Segel sind beseelt.
Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leihn kein Pfand;
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland.

Erschien zuerst im Jahrgange 1803 des bekannten Becker'schen Taschenbuches zum geselligen Vergnügen. Der Dichter scheint auf dieses Gedicht nicht viel gegeben zu haben; denn er schreibt an Körner (17. März 1802), dem er dasselbe nebst der Gunst des Augenblickes zur Besorgung an Becker zusandte: es sei nicht viel daran. Allein so gar gering dürfen wir nicht von dieser kleinen Dichtung denken; denn sie trägt durchaus den Stempel des Schiller'schen Geistes und muß als eine sehr glückliche Allegorie betrachtet werden. (Str. 1, 2.) Das Thal voll kalten Nebels, welcher den Aufblick zum reinen, heitern Himmel hindert und nur erlaubt, das Einzelne zu sehen, hingegen den Ueberblick des Ganzen und Allgemeinen verwehrt, ist die Wirklichkeit mit ihren überall hemmenden Beschränkungen, im Gegensatz zu der Welt des Ideales, welche der Geist seiner Natur nach doch schlechterdings sucht. Vom Standpunkte der Wirklichkeit aus tragen alle Erscheinungen den Charakter der Kleinlichkeit, Zerrissenheit, Verworrenheit und Trümmerhaftigkeit; die Erscheinungen dagegen, welche die Welt des Ideals bietet, tragen den Charakter der Unvergänglichkeit, Unwandelbarkeit und Stetigkeit. (Str. 3.) In dieser Welt bleibt Alles ewig jung und grün, und die Blüten und Früchte, welche daselbst treiben und erquicken, sind unverwelklich und bleiben immer frisch. (Str. 3, zweite Hälfte.) Die Flut aber von Eindrücken und Wahrnehmungen, welche jeden Augenblick durch alle Sinne auf den Menschen einströmen, verwirrt die Seele und schreckt den Geist ab, sich über diese Strömung bis jenseits aller Erfahrung zu erheben. (Str. 4.) Winke und Zeichen sind allerdings gegeben, daß in diesen sinnlichen Eindrücken nicht die Wesenheit der Dinge liege, und die wahre Beschaffenheit derselben wo anders zu suchen sei. Allein wer soll uns an das andere Ufer führen? Es giebt keine Wissenschaft (keinen Führmann), welche uns lehrte, die Welt vom idealen Standpunkte aus zu betrachten; vielmehr ist diese Betrachtungsweise ein Erzeugnis der Selbstthätigkeit der Seele, auf deren eigene Kräfte wir hingewiesen sind, und ohne lebendige Phantasie und innere Anschauung ist es unmöglich, sich dahin zu erheben; daher der Künstler und Dichter in diesen Gefilden einheimisch ist. (Str. 4, zweite Hälfte.) Uebrigens ist es allerdings ein Wagestück, den sichern Boden der Wirklichkeit zu verlassen, um eine Welt in Besitz zu nehmen, die nicht nur Aufopferung sinnlicher Genüsse verlangt, sondern oft auch die Freude an der Gegenwart geradezu verkümmert, wobei es noch die Frage ist, ob

wir wirklich Entschädigung finden für den Verlust der Wirklichkeit, da dem Menschen wenigstens keine Bürgschaft gegeben ist, daß ihm daselbst völlige Befriedigung werde. Jedenfalls gelangt man in den Besitz dessen, was gar keine Wirklichkeit besitzt und doch das Wesenhafte ist, nur durch ein wahres Wunder, d. h. nur durch eine solche Anschauung, deren Gegenstand nicht gegeben ist, sondern durch das Anschauen selbst hervorgebracht wird, so daß hierin das Zusammenfallen des Denkens mit dem Sein begründet liegt (Intellektuale Anschauung).

---

45. Parabeln und Räthsel.

(1802.)

1.

Von Perlen baut sich eine Brücke
Hoch über einen grauen See;
Sie baut sich auf im Augenblicke,
Und schwindelnd steigt sie in die Höh.

Der höchsten Schiffe höchste Masten
Ziehn unter ihrem Bogen hin;
Sie selber trug noch keine Lasten,
Und scheint, wie du ihr nahst, zu fliehn.

Sie wird erst mit dem Strom, und schwindet,
So wie des Wassers Flut versiegt.
So sprich, wo sich die Brücke findet,
Und wer sie künstlich hat gefügt?

2.

Es führt dich meilenweit von dannen,
Und bleibt doch stets an seinem Ort;
Es hat nicht Flügel auszuspannen,
Und trägt dich durch die Lüfte fort.
Es ist die allerschnellste Fähre,
Die jemals einen Wandrer trug,
Und durch das größte aller Meere
Trägt es dich mit Gedankenflug;
Ihm ist ein Augenblick genug!

3.

Auf einer großen Weide gehen
Viel tausend Schafe silberweiß;
Wie wir sie heute wandeln sehen,
Sah sie der allerält'ste Greis.

Sie altern nie und trinken Leben
Aus einem unerschöpften Born;
Ein Hirt ist ihnen zugegeben
Mit schön gebog'nem Silberhorn.

Er treibt sie aus zu goldnen Thoren,
Er überzählt sie jede Nacht,
Und hat der Lämmer keins verloren,
So oft er auch den Weg vollbracht.

Ein treuer Hund hilft sie ihm leiten,
Ein munt'rer Widder geht voran.
Die Heerde, kannst du sie mir deuten,
Und auch den Hirten zeig' mir an.

4.

Es steht ein groß geräumig Haus
Auf unsichtbaren Säulen;
Es mißts und gehts kein Wandrer aus,
Und keiner darf drin weilen.
Nach einem unbegriffnen Plan
Ist es mit Kunst gezimmert;
Es steckt sich selbst die Lampe an,
Die es mit Pracht durchschimmert.
Es hat ein Dach, krystallenrein,
Von einem einz'gen Edelstein;
Doch noch kein Auge schaute
Den Meister, der es baute.

5.

Zwei Eimer sieht man ab und auf
In einem Brunnen steigen,
Und schwebt der eine voll herauf,
Muß sich der andre neigen.
Sie wandern rastlos hin und her,
Abwechselnd voll und wieder leer,
Und bringst du diesen an den Mund,
Hängt jener in dem tiefsten Grund;
Nie können sie mit ihren Gaben
In gleichem Augenblick dich laben.

6.

Kennst du das Bild auf zartem Grunde?
Es giebt sich selber Licht und Glanz.
Ein andres ists zu jeder Stunde,
Und immer ist es frisch und ganz.

Im engsten Raum ists ausgeführet,
Der kleinste Rahmen faßt es ein;
Doch alle Größe, die dich rühret,
Kennst du durch dieses Bild allein.

Und kannst du den Krystall mir nennen?
Ihm gleicht an Werth kein Edelstein;
Er leuchtet ohne je zu brennen,
Das ganze Weltall saugt er ein.
Der Himmel selbst ist abgemalet
In seinem wundervollen Ring,
Und doch ist, was er von sich strahlet,
Noch schöner, als was er empfing.

7.

Ein Gebäude steht da von uralten Zeiten,
Es ist kein Tempel, es ist kein Haus;
Ein Reiter kann hundert Tage reiten,
Er umwandert es nicht, er reitets nicht aus.

Jahrhunderte sind vorüber geflogen,
Es trotzte der Zeit und der Stürme Heer;
Frei steht es unter dem himmlischen Bogen,
Es reicht in die Wolken, es netzt sich im Meer.

Nicht eitle Prahlsucht hat es gethürmet,
Es dienet zum Heil, es rettet und schirmet;
Seines Gleichen ist nicht auf Erden bekannt,
Und doch ists ein Werk von Menschenhand.

8.

Unter allen Schlangen ist eine,
Auf Erden nicht gezeugt,
Mit der an Schnelle keine,
An Wuth sich keine vergleicht.

Sie stürzt mit furchtbarer Stimme
Auf ihren Raub sich los,
Vertilgt in einem Grimme
Den Reiter und sein Roß.

Sie liebt die höchsten Spitzen;
Nicht Schloß, nicht Riegel kann
Vor ihrem Anfall schützen;
Der Harnisch — lockt sie an.

Sie bricht wie dünne Halmen
Den stärksten Baum entzwei;

Sie kann das Erz [1] zermalmen,
Wie dicht und fest es sei.

Und dieses Ungeheuer
Hat zweimal nur [2] gedroht —
Es stirbt im eig'nen Feuer;
Wie's tödtet, ist es todt!

9.

Wir stammen, unser sechs Geschwister,
Von einem wundersamen Paar,
Die Mutter ewig ernst und düster,
Der Vater fröhlich immerdar.

Von beiden erbten wir die Tugend,
Von ihr die Milde, von ihm den Glanz;
So drehn wir uns in ew'ger Jugend
Um dich herum im Zirkeltanz.

Gern meiden wir die schwarzen Höhlen,
Und lieben uns den heitern Tag;
Wir sind es, die die Welt beseelen
Mit unsers Lebens Zauberschlag.

Wir sind des Frühlings luft'ge Boten,
Und führen seinen muntern Reihn;
Drum fliehen wir das Haus der Todten;
Denn um uns her muß Leben sein.

Uns mag kein Glücklicher entbehren,
Wir sind dabei, wo man sich freut,
Und läßt der Kaiser sich verehren,
Wir leihen ihm die Herrlichkeit.

10.

Wie heißt das Ding, das wen'ge schätzen,
Doch zierts des größten Kaisers Hand;
Es ist gemacht, um zu verletzen;
Am nächsten ists dem Schwert verwandt.

Kein Blut vergießts und macht doch tausend Wunden;
Niemand beraubts und macht doch reich:
Es hat den Erdkreis überwunden;
Es macht das Leben sanft und gleich.

---

[1] In den meisten Ausgaben der Gedichte steht Herz, was allerdings auch einen Sinn giebt; allein im Taschenbuche der Liebe und Freundschaft von 1803, wo das Räthsel zuerst abgedruckt wurde, steht offenbar richtiger Erz; freilich sollte dann statt zermalmen schmelzen stehen. — [2] Vergl. über die Lesart nie Gödeke in der Anmerkung zu den Räthseln.

Die größten Reiche hats gegründet,
Die ält'sten Städte hats erbaut;
Doch niemals hat es Krieg entzündet,
Und Heil dem Volk, das ihm vertraut!

11.

Ich wohn' in einem steinernen Haus,
Da lieg' ich verborgen und schlafe;
Doch ich trete hervor, ich eile heraus,
Gefordert mit eiserner Waffe.
Erst bin ich unscheinbar und schwach und klein,
Mich kann dein Athem bezwingen;
Ein Regentropfen schon saugt mich ein;
Doch mir wachsen im Siege die Schwingen.
Wenn die mächtige Schwester sich zu mir gesellt,
Erwachs' ich zum furchtbar'n Gebieter der Welt.

12.

Ich drehe mich auf einer Scheibe,
Ich wandle ohne Rast und Ruh.
Klein ist das Feld, das ich umschreibe,
Du deckst es mit zwei Händen zu —
Doch brauch' ich viele tausend Meilen,
Bis ich das kleine Feld durchzogen,
Flieg' ich gleich fort mit Sturmes Eilen
Und schneller als der Pfeil vom Bogen.

13.

Ein Vogel ist es und an Schnelle
Buhlt es mit eines Adlers Flug;
Ein Fisch ists und zertheilt die Welle,
Die noch kein größ'res Unthier trug;
Ein Elephant ists, welcher Thürme
Auf seinem schweren Rücken trägt;
Der Spinnen kriechendem Gewürme
Gleicht es, wenn es die Füße regt;
Und hat es fest sich eingebissen
Mit seinem spitz'gen Eisenzahn,
So stehts gleichwie auf festen Füßen
Und trotzt dem wüthenden Orkan.

Parabeln und Räthsel[1] sind eine uralte Erfindung des menschlichen Geistes; jene dienten frühzeitig im Munde der Weisen zur Belehrung, diese an den Tafeln der Fürsten und im Munde des Volkes zur Unterhaltung. Parabeln und Räthsel kommen darin überein, daß beide das, was sie eigentlich sagen wollen, absichtlich verhüllen, und bilden so eine ganz besondere Ausdrucksweise. Bei beiden erfahren wir nicht durch die Worte unmittelbar, was eigentlich gemeint ist, sondern müssen erst durch Vergleichen und Nachdenken den Sinn der Worte entziffern. Zwischen beiden Ausdrucksweisen findet aber auch eine große Verschiedenheit statt. Bei der Parabel ist es darauf abgesehen, uns eine Wahrheit, einen Ausspruch des Geistes, durch sinnliche Darstellung näher zu legen; bei dem Räthsel im Gegentheil darauf, ein wirkliches Ding durch geheimnisvolle Einkleidung der gewöhnlichen Anschauungsweise zu entrücken und seinen Sinn zu verhüllen.

Weder die Parabel noch das Räthsel gehören als solche an und für sich der Poesie zu; aber beide nehmen gern poetische Form an. Wenn aber die Poesie überhaupt ein Spiel für Geist und Einbildungskraft ist und uns statt der Wirklichkeit den schönen Schein vorhält, so ist das Räthsel in der Regel nur eine Spielerei, will unsern Sinn berücken und uns necken, und kann unter den vielen Kindern der Poesie nur als ein Stiefkind angesehen werden werden. Das Hauptinteresse beruht hier vorzugsweise auf dem Gegenstande; ist der Schlüssel gefunden, so verschwindet das Interesse, welches das Ganze als Räthsel hatte, und der Zweck des letztern ist erfüllt. Die Einkleidung des Räthsels steht ferner allem rein-poetischen Streben geradezu entgegen. Die Poesie will ihren Gegenstand verklären und der Einbildungskraft lebendig darstellen; das Räthsel will ihn soviel als möglich verhüllen nnd fordert Verstand und Witz auf.

Dennoch ist es mehrern Dichtern gelungen, dem Räthsel ein wahrhaft poetisches Interesse zu geben, und dies geschah dadurch, daß sie ästhetische Gegenstände dazu wählten und diese Gegenstände poetisch darstellten. Aesthetische Gegenstände sind solche, welche die Phantasie erweitern und in sofern frei machen; die Behandlung wird poetisch sein, wenn sie so lebendig darstellt, daß sie die Phantasie nöthigt und auf bestimmte Bilder hinweist; wenn nicht bloß Witz und Verstand zum Finden des Schlüssels gereizt werden, sondern die Phantasie an und für sich durch Darstellung schöner, lebendiger Bilder befriedigt wird, so daß das Finden des Schlüssels das Interesse erhöht, anstatt es zu tödten.

Unter diesen Dichtern sind besonders Georg Philipp Schmidt (von Lübeck), Ernst Houwald und Schiller zu nennen. Schillers

[1] Hierbei ist benutzt ein Aufsatz von A. G. Lange im Neuen deutschen Merkur, Jahrgang 1809. Th. 3, S. 231 fg. Wieder abgedruckt in den vermischten Schriften und Reden von Lange. Leipzig, 1832.

Räthsel entstanden durch die Bearbeitung der Turandot des Gozzi. Da die ganze Wendung dieses Mährchens[2] von der Lösung dreier Räthsel abhängt, so mußte es das Interesse bei den Zuschauern verstärken, wenn bei jeder neuen Aufführung des Stückes auch neue Räthsel vorkamen, deren Lösung jenen noch unbekannt war. Schiller nahm dann diese Räthsel in die Sammlung seiner Gedichte auf, unter dem Titel: „Parabeln und Räthsel. Unmöglich kann man dies so verstehen, als ob einige derselben Parabeln, andere Räthsel wären; es ist durchaus keine eigentliche Parabel darunter, kein Gedicht, das eine Wahrheit in sinnlichem Gewande darstellte. Der Ausdruck hat nur dann Sinn, wenn man beide Namen auf alle Räthsel bezieht, wo es dann so viel hieße als: paraboliſche Räthſel, d. h. Räthsel, die nicht bloß necken und den Witz auf die Probe stellen, sondern eine ächtpoetische Darstellung einer poetischen Idee geben wollen. Eigentlich gehört das Mädchen aus der Fremde auch unter die Räthsel; denn es will nicht, wie die eigentliche Parabel, eine Wahrheit versinnlichen, sondern die Poesie als Ding für sich darstellen. Nur dadurch unterscheidet es sich von Schillers übrigen Räthseln, daß es erzählt; daß es die Form der Romanze angenommen hat.

Einige von Schillers Räthseln sind sehr schwer zu enthüllen, was gerade kein Lob ist; jedes Räthsel ist desto poetischer und freier, wenn es nicht allzuschwer zu errathen ist. Gehen wir nun an die Auflösung der einzelnen Räthsel.

1. Dieses anmuthige Räthsel läßt keinen Zweifel übrig. Man denke nur an die Stelle im Spaziergange:

   Leicht wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Senne,
   Hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom.

2. Vermuthlich das Auge. Hier wollte der Dichter vielleicht die Zuschauer der Turandot absichtlich necken. Das eigentlich in das Stück gehörige Räthsel (Nr. 6) ist ebenfalls das Auge. Es mußte die Zuschauer überraschen, wenn Turandot ein ganz anderes Räthsel aufgab, und die Auflösung doch die ihnen schon bekannte war.
3. Dieses Räthsel neigt sich sehr zur Parabel. Die Deutung liegt nahe genug. Beides ist der Fall bei Nr. 4. Das Weltgebäude oder eigentlich das Erdgebäude.
5. Dieses Räthsel läßt sich vielfach deuten, z. B. als Vergangenheit und Gegenwart, Jugend und Alter. Wahrscheinlich ist es „Tag und Nacht“. Auch hier wollte der Dichter vermuthlich überraschen; denn das erste Räthsel, welches Turandot aufgiebt (der Dichter hat es nicht mit in die Sammlung auf-

[2] Ein ächtes morgenländisches. Man findet es in der Sammlung persischer Mährchen, die unter dem Namen „Tausend und ein Tag“ bekannt ist.

genommen)[3], ist: das Jahr mit seinen Tagen und Nächten.

6. Das zweite Räthsel in der Turandot. Es ist leicht zu deuten. Kalaf spricht die Lösung in folgenden Worten aus:

Dies zarte Bild, das in dem kleinsten Rahmen
Gefaßt, das unermeßliche uns zeigt,
Und der Krystall, in dem dies Bild sich malt,
Und der noch Schönres von sich strahlt:
Es ist das Aug', in das die Welt sich drückt,
Dein Auge ists, wenn es mir Liebe blickt.

7. Die große chinesische Mauer. Wer sie nicht kennt, kann freilich nicht auf dieselbe rathen. Dem Prinzen Kalaf konnte es nicht zu schwer sein. Diese Mauer ist 30 Fuß hoch, 10 Fuß breit, 500 Meilen lang und läuft über Berge und Flüsse weg. Schon vor 2000 Jahren ist sie gegen die Einfälle der Tartaren gebaut.

8. Der Blitz.

9. Diese sechs Geschwister wollten sich durchaus nicht errathen lassen; und endlich that jemand deshalb eine Anfrage im allgemeinen Anzeiger der Deutschen. Hierauf theilte in Nr. 74, 1808 ein Freund des Dichters folgende Auflösung aus den hinterlassenen Papieren desselben mit, eine Auflösung, die sich übrigens schon im Taschenbuch für Damen von 1806 befindet.

Die sechs Geschwister, die freundlichen Wesen,
Die mit des Vaters freundlicher Gewalt
Der Mutter sanften Sinn vermählen,
Die alle Welt mit Lust beseelen,
Die gern der Freude dienen und der Pracht
Und sich nicht zeigen in dem Haus der Klagen —
Die Farben sind des Lichtes Kinder und der Nacht.

Vermuthlich sprach Kalaf diese Worte, die anstatt anderer Verse eingeschoben wurden. Daß diese so natürliche Lösung nicht früher jedem einfiel, rührt besonders daher, daß man stets an die sieben bekannten Farben des Regenbogens dachte.[4] Nach der gemeinen, natürlichen Sprechweise, die von wissenschaftlichen Theorieen nichts weiß, haben wir wirklich sechs Farben: gelb, roth, blau, grün, grau, braun; alle andere Farben werden als Abänderungen einer dieser Hauptfarben betrachtet, selbst violet als eine Abänderung von blau. Nach der Newtonischen Theorie entstehen die Farben bekanntlich durch Brechung der Lichtstrahlen; nach andern Theorieen sind die Farben eine Mischung von Licht und Finsternis (z. B. nach Göthe's Farbenlehre), und so nennt auch der Dichter sie Kinder des Lichtes und der Nacht.

---

[3] Und konnte es nicht, da es nur Uebersetzung aus dem Italienischen ist. — [4] Roth, orange, gelb, grün, hellblau, dunkelblau, violet.

10. Auf dieses Räthsel antwortet Kalaf:

Dies Ding von Eisen, das nur wen'ge schätzen,
Das China's Kaiser selbst in seiner Hand
Zu Ehren bringt am ersten Tag des Jahres,[5]
Dies Werkzeug, das, unschuld'ger als das Schwert,
Dem frommen Fleiß den Erdkreis unterworfen —
Wer träte aus den öden, wüsten Steppen
Der Tartarei, wo nur der Jäger schwärmt,
Der Hirte weidet, in dies blüh'nde Land,
Und sähe rings die Saatgefilde grünen,
Und hundert volkbelebte Städte steigen,
Von friedlichen Gesetzen still beglückt,
Und ehrte nicht das köstliche Geräthe,
Das allen diesen Segen schuf — den Pflug.

11. Der Funke mit seiner Schwester, der Luft.

12. Vermuthlich der Schatten der Sonnenuhr; ganz klar ist es aber nicht, da die vier letzten Zeilen eher auf die Sonne selbst passen; allein im Taschenbuch für Damen von 1806 wird die Lösung in folgenden Worten gegeben:

Was schneller läuft als wie der Pfeil vom Bogen
Und, dreht sichs auch auf kleiner Scheibe nur,
Doch viele tausend Meilen hat durchflogen,
Eh es den kleinen Raum durchzogen —
Der Schatten ist es an der Sonnenuhr.

13. Anstatt die ganz deutliche Lösung auszusprechen, schließen wir lieber hier mit den Worten aus Göthe's Elegie „Alexis und Dora“:

So legt der Dichter ein Räthsel
Künstlich mit Worten verschränkt, oft der Versammlung in's Ohr.
Jeden freuet die seltne, der zierlichen Bilder Verknüpfung;
Aber noch fehlet das Wort, das die Bedeutung verwahrt.
Ist es endlich entdeckt, dann heitert sich jedes Gemüth auf,
Und erblickt im Gedicht doppelt erfreulichen Sinn.

---

[5] Wenn die Sonne in das Zeichen des Wassermanns tritt, feiern die Chinesen ein ländliches Fest zu Ehren des Ackerbaues, genannt Himhum, und von dem Kaiser Uen gestiftet. An diesem Tage pflügt der Kaiser selbst.

---

46. Die Gunst des Augenblicks.

(1802.)

1. Und so finden wir uns wieder
In dem heitern bunten Reihn,
Und es soll der Kranz der Lieder
Frisch und grün geflochten sein.

2. Aber wem der Götter bringen
Wir des Liedes ersten Zoll?
Ihn vor allen laßt uns singen,
Der die Freude schaffen soll.

3. Denn was frommt es, daß mit Leben
Ceres den Altar geschmückt?
Daß den Purpursaft der Reben
Bacchus in die Schale drückt?

4. Zückt vom Himmel nicht der Funken, [1]
Der den Herd in Flammen setzt:
Ist der Geist nicht feuertrunken,
Und das Herz bleibt unergötzt.

5. Aus den Wolken muß es fallen,
Aus der Götter Schoß, das Glück,
Und der mächtigste von allen
Herrschern ist der Augenblick.

6. Von dem allerersten Werden
Der unendlichen Natur — [2]
Alles Göttliche auf Erden
Ist ein Lichtgedanke nur.

7. Langsam in dem Lauf der Horen
Füget sich der Stein zum Stein;
Schnell, wie es der Geist geboren,
Will das Werk empfunden sein. [3]

8. Wie im hellen Sonnenblicke
Sich ein Farbenteppich webt,
Wie auf ihrer bunten Brücke
Iris durch den Himmel schwebt.

9. So ist jede schöne Gabe
Flüchtig wie des Blitzes Schein;
Schnell in ihrem düstern Grabe
Schließt die Nacht sie wieder ein.

---

[1] Dieser Nebensatz fügt sich der vorhergehenden Strophe an und bildet zugleich den Vordersatz für das folgende: Weder Geist noch Gemüth können (auch durch alles Dargebotene) erheitert werden, wenn die rechte Stimmung nicht vorhanden ist; diese aber schenkt der Augenblick. — [2] „Gott sprach: Es werde! und es ward.“ — Die kühne Versetzung der Worte in dieser Strophe ist eine wahre Schönheit, da dieselbe zu einer langen Pause des Erstaunens nach Z. 2 nöthigt. Man kann die beiden Zeilen auch elliptisch auffassen: „Zählen wir von dem allerersten Werden ꝛc.“ — [3] Die Ausarbeitung des Werkes muß langsam von statten gehen; geboren aber im Geist wird es im glücklichen Augenblicke, und eben so will es von andern in glücklicher Stimmung aufgenommen und empfunden sein.

Der Grundgedanke dieses Gedichtes schlingt sich durch mehrere andere Dichtungen Schillers: „Alles Große, Geniale ist in seiner „Entstehung nicht das Werk der Berechnung, sondern des günstigen, „gottbegeisterten Augenblicks; bewußtlos empfängt es der Mensch als „eine Gabe von oben, und es ist unsere Sache, den rechten Augen„blick zu ergreifen.“ —

Das Lied ist für ein engeres Kränzchen gedichtet, dem wir Band I, S. 686 bei Göthe begegnet sind; von Schillerschen Gedichten gehören noch hierher die vier Weltalter, das Gedicht an die Freunde, und das Siegesfest. In dem beginnenden und scheint zu liegen, daß Zusammenkünfte längere Zeit Unterbrechung gelitten hatten, und aus dem Gedanken des Gedichts könnte man schließen, daß Schiller selbst oder ein anderes Mitglied ein neues Werk vorlesen wollten.

---

47. An die Freunde.

(1802.)

1. Lieben Freunde! Es gab schön're Zeiten,
Als die unsern — das ist nicht zu streiten!
Und ein edler[1] Volk hat einst gelebt.
Könnte die Geschichte davon schweigen,
Tausend Steine würden redend zeugen,
Die man aus dem Schoß der Erde gräbt.[2]
Doch es ist dahin, es ist verschwunden
Dieses hochbegünstigte Geschlecht.
Wir, wir leben! Unser sind die Stunden,
Und der Lebende hat Recht.[3]

2. Freunde! Es giebt glücklichere Zonen
Als das Land, worin wir leidlich wohnen,
Wie der weitgereiste Wandrer spricht.[4]
Aber hat Natur uns viel entzogen,
War die Kunst uns freundlich doch gewogen;[5]
Unser Herz erwarmt an ihrem Licht.
Will der Lorbeer hier sich nicht gewöhnen,
Wird die Myrthe unsers Winters Raub:
Grünet doch, die Schläfe zu bekrönen,
Uns der Rebe muntres Laub.

3. Wohl von größerm Leben mag es rauschen,
Wo vier Welten ihre Schätze tauschen,

---

[1] Ein begabteres und mehr bevorzugtes als wir. — [2] Anspielung auf die Ausgrabungen in Herculanum und Pompeji. — [3] „Todte und Abwesende haben stets Unrecht,“ sagt das Sprichwort. „Sei im Besitze, und du bist im Recht!“ sagt Wallenstein in ähnlicher Beziehung. — [4] Bezieht sich natürlich auf Z. 1. — [5] Natur und Kunst stehen hier im Sinne von Klima und Kultur.

An der Themse, auf dem Markt der Welt.
Tausend Schiffe landen an, und gehen;
Da ist jedes Köstliche zu sehen,
Und es herrscht der Erde Gott, das Geld.
Aber nicht im trüben Schlamm der Bäche,
Der von wilden Regengüssen schwillt,
Auf des stillen Baches eb'ner Fläche
Spiegelt sich das Sonnenbild. [6]

4. Prächtiger als wir in unserm Norden
Wohnt der Bettler an der Engelspforten,
Denn er sieht das ewig einz'ge Rom!
Ihn umgiebt der Schönheit Glanzgewimmel,
Und ein zweiter Himmel in den Himmel
Steigt Sankt Petrus wunderbarer Dom.
Aber Rom in allem seinem Glanze
Ist ein Grab nur der Vergangenheit;
Leben duftet nur die frische Pflanze,
Die die grüne Stunde streut. [7]

5. Größ'res mag sich anderswo begeben,
Als bei uns, in unsrem kleinen Leben;
Neues — hat die Sonne nie gesehn.
Sehn wir doch das Große aller Zeiten
Auf den Brettern, die die Welt bedeuten,
Sinnvoll, still an uns vorübergehn.
Alles wiederholt sich nur im Leben;
Ewig jung ist nur die Phantasie.
Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie! [8]

---

[6] Das, was dem Leben den höchsten Werth giebt, Wahrheit, Schönheit, Vollkommenheit, können nicht erscheinen im wilden Gewühl menschlichen Eigennutzes. — [7] Der Ausdruck ist etwas mistönend und sonderbar, von dem unangenehmen Die die an bis auf das grüne Stunde und streut: Nur die frische, lebendige Pflanze duftet, welche noch jung ist, nicht die im Herbarium aufbewahrte und getrocknete. — [8] In ähnlichem Sinne sagt A. Müllner im Vorworte zu seinem Trauerspiele: Yngurd:

Nach Wahrheit rang ich, euren Sinn zu rühren;
Nach jener Wahrheit, die im Traumgesichte
Die Musen vor des Geistes Auge führen.
Auf ihrer Bahn nur ist ein sicher Schreiten:
Was niemals war, das ist zu allen Zeiten.

Dieses an und für sich verständliche Gedicht verdankt seine Entstehung, so wie das vorige, einer Gesellschaft in Weimar, deren Mitglied Schiller war, und für die auch Göthe mehrere Lieder gedichtet hat; z. B. „Mich ergreift, ich weiß nicht wie". — Das in Str. 5

Gesagte bezieht sich auf das damals gut eingerichtete Theater in Weimar. Wir, die wir kein Theater haben, sehen doch allenfalls das Große aller Zeiten vor uns vorübergehen, wenn wir die großen Geschichtschreiber und Dichter des Alterthums und der neuern Zeit zu unsern Gesellschaftern wählen.

48. Kassandra.

(1802.)

1. Freude war in Troja's Hallen,
Eh' die hohe Feste fiel;
Jubelhymnen hört man schallen
In der Saiten goldnes Spiel.
Alle Hände ruhen müde
Von dem thränenvollen Streit,
Weil der herrliche Pelide
Priams schöne Tochter freit.

2. Und geschmückt mit Lorberreisern,
Festlich wallet Schaar auf Schaar
Nach der Götter heil'gen Häusern,
Zu des Thymbriers Altar.[1]
Dumpferbrausend durch die Gassen
Wälzt sich die bacchant'sche Lust,
Und in ihrem Schmerz verlassen
War nur eine traur'ge Brust.

3. Freudlos in der Freuden Fülle,
Ungesellig und allein,
Wandelte Kassandra stille
In Apollo's Lorbeerhain.
In des Waldes tiefste Gründe
Flüchtete die Seherin,
Und sie warf die Priesterbinde
Zu der Erde zürnend hin:

4. „Alles ist der Freude offen,
Alle Herzen sind beglückt,
Und die alten Eltern hoffen,
Und die Schwester steht geschmückt.
Ich allein muß einsam trauern;
Denn mich flieht der süße Wahn,
Und geflügelt diesen Mauern
Seh' ich das Verderben nahn.

[1] Den Beinamen Thymbräos führte Apoll von seinem Tempel zu Thymbra, einem Flecken in Troas.

5. „Eine Fackel seh' ich glühen,
Aber nicht in Hymens Hand;
Nach den Wolken seh' ich's ziehen,
Aber nicht wie Opferbrand.
Feste seh' ich froh bereiten;
Doch im ahndungsvollen Geist
Hör' ich schon des Gottes Schreiten,
Der sie jammervoll[2] zerreißt.

6. „Und sie schelten meine Klagen,
Und sie höhnen meinen Schmerz.
Einsam in die Wüste tragen
Muß ich mein gequältes Herz,
Von den Glücklichen gemieden,
Und den Fröhlichen ein Spott!
Schweres hast du mir beschieden,
Pythischer, du arger Gott!

7. „Dein Orakel zu verkünden,
Warum warfest du mich hin
In die Stadt der ewig Blinden,
Mit dem aufgeschloss'nen Sinn?
Warum gabst du mir zu sehen,
Was ich doch nicht wenden kann?
Das Verhängte muß geschehen,
Das Gefürchtete muß nahn.

8. „Frommt's, den Schleier aufzuheben,
Wo das nahe Schrecknis droht?
Nur der Irrthum ist das Leben,
Und das Wissen ist der Tod.
Nimm, o nimm die traur'ge Klarheit,
Mir vom Aug' den blut'gen Schein!
Schrecklich ist es, deiner Wahrheit
Sterbliches Gefäß zu sein.

9. „Meine Blindheit gieb mir wieder
Und den fröhlich dunkeln Sinn!
Nimmer sang' ich freud'ge Lieder,
Seit ich deine Stimme bin.
Zukunft hast du mir gegeben,
Doch du nahmst den Augenblick,
Nahmst der Stunde fröhlich Leben;
Nimm dein falsch Geschenk zurück!

---

[2] Hier nicht das Beiwort der Beschaffenheit, sondern der Bewirkung; der Gott zerreißt die Feste, so daß sie jammervolle Tage werden.

10. „Nimmer mit dem Schmuck der Bräute
Kränzt' ich mir das duft'ge Haar,
Seit ich deinem Dienst mich weihte
An dem traurigen Altar.
Meine Jugend war nur Weinen,
Und ich kannte nur den Schmerz;
Jede herbe Noth der Meinen
Schlug an mein empfindend Herz.

11. „Fröhlich seh' ich die Gespielen,
Alles um mich lebt und liebt
In der Jugend Lustgefühlen;
Mir nur ist das Herz getrübt;
Mir erscheint der Lenz vergebens,
Der die Erde festlich schmückt.
Wer erfreute sich des Lebens,
Der in seine Tiefen blickt!

12. „Selig preis' ich Polyxenen
In des Herzens trunk'nem Wahn:[3]
Denn den besten der Hellenen
Hofft sie bräutlich zu umfah'n.
Stolz ist ihre Brust gehoben,
Ihre Wonne faßt sie kaum;
Nicht euch Himmlische dort oben
Neidet sie in ihrem Traum.

13. „Und auch ich hab' ihn gesehen,
Den das Herz verlangend wählt;[4]
Seine schönen Blicke flehen,
Von der Liebe Glut beseelt.
Gerne möcht' ich mit dem Gatten
In die heim'sche Wohnung ziehn;
Doch es tritt ein styg'scher Schatten
Nächtlich zwischen mich und ihn.

14. „Ihre bleichen Larven alle
Sendet mir Proserpina;[5]
Wo ich wand're, wo ich walle,
Stehen mir die Geister da.
In der Jugend frohe Spiele
Drängen sie sich grausend ein,
Ein entsetzliches Gewühle!
Nimmer kann ich fröhlich sein.

---

[3] Geht natürlich auf Polyxenen; ich preise Polyxenen selig, weil sie in trunkenem Wahne ist. — [4] Den Koröbus, ihren Bräutigam. In Prosa würde durchaus stehen müssen: „ich habe den gesehen, den ꝛc." Das ihn Schillers geht wörtlich eher auf Achilles. — [5] Die Schatten derer, die hier noch fallen werden, sehe ich schon alle vor mir.

15. Und den Mordstahl seh' ich blinken,
Und das Mörderauge glühn;
Nicht zur Rechten, nicht zur Linken
Kann ich vor dem Schrecknis fliehn;
Nicht die Blicke darf ich wenden,
Wissend, schauend, unverwandt
Muß ich mein Geschick vollenden,
Fallen in dem fremden Land." —

16. Und noch hallen ihre Worte,
Horch! da bringt verworr'ner Ton
Fernher aus des Tempels Pforte,
Todt lag Thetis großer Sohn!
Eris[6] schüttelt ihre Schlangen,
Alle Götter flieh'n davon,
Und des Donners Wolken hangen
Schwer herab auf Ilion.

---

[6] Die Göttin der Zwietracht, die nach der spätern Sage schuld war am Raube der Helena und dem trojanischen Kriege. Denn als die Götter alle bei der Hochzeit des Peleus mit der Thetis zugegen waren, warf Eris einen goldenen Apfel unter sie, mit der Aufschrift: der Schönsten, und das Urtheil des Paris entschied für Venus Aphrodite, welche ihm die Helena zugesagt hatte, sobald er ihr den Preis ertheilen würde.

Der Mythus von Kassandra ist ein nachhomerischer. Homer erwähnt dieser Tochter des Priamus allerdings, und zwar als der schönsten, sowohl in der Ilias (13, 365. 24, 699) als in der Odyssee (11, 421); aber ihrer Wahrsagerkunst erwähnt er nicht und noch weniger ihres Verhältnisses zu Apollo. Doch kann er Kassandra wohl als Seherin gekannt haben; wenigstens kömmt ihr Zwillingsbruder Helenus bei ihm als Seher vor (Il. 7, 47 fg.). Auf jeden Fall ist aber der Mythus von Kassandra erst von den spätern cyclischen Dichtern[1] ausgebildet worden. Virgil in der Aeneis nimmt ihn als bekannt an, eben so Quintus Smyrnäus.[2] Fassen wir zusammen, was Homer, Virgil, die griechischen Tragiker, Quintus Smyr-

---

[1] Diejenigen Dichter, welche trojanische und andere Fabeln in Homerischer Manier bearbeiteten, nannte man cyclische Dichter, weil sie ihre Stoffe aus dem Inbegriff (cyclus, complexus) der alten Fabeln schöpften. Einige von ihnen führten diesen Namen noch in einer andern Beziehung, weil sie von den Grammatikern gewürdigt worden waren, in den Cyclus der vorzüglichsten epischen Dichter aufgenommen zu sein. Die berühmtesten unter ihnen waren Lesches, Arktinus, Pisander, Panyasis und Antimachus. Sie sind alle verloren gegangen. Ihren Inhalt kennen wir aber aus den spätern griechischen Epikern, aus den Tragikern und aus Virgil; denn alle diese schöpften ihren Stoff aus den Cyclikern. — [2] Quintus Smyrnäus, d. i. aus Smyrna, lebte im sechsten Jahrhundert nach Christo. Wir be-

näus und die spätern griechischen Dichter erzählen, so ergiebt sich folgendes: Kassandra oder Alexandra war die Tochter des Priamus und der Hekuba, und die Zwillingsschwester des Helenus. Wie diesem war ihr die Gabe der Weissagung verliehen, und schon als Paris nach Griechenland schiffte, um die Helena zu rauben, verkündigte sie alles später eingetroffene Unglück; aber niemand glaubte ihr, sondern hielt sie für eine Rasende. Und noch als die Trojaner das hölzerne Pferd in die Stadt nehmen wollten, warnte sie Kassandra, aber vergebens. Homer nennt den Thrazier Othryoneus als den, der um sie warb; Virgil und Quintus nennen den Koröbus, Mygdons Sohn, der erst kurz vor der Einnahme von Troja in der Stadt erschien, um dem Priamus zu helfen und als Preis die schöne Kassandra davonzuführen.

Der Jüngling Koröbus,
Mygdons Sohn. Erst neulich zum troischen Lande geführet
Durch sein Geschick, denn ihn brannt' unsinnige Lieb' um Kassandra,
Bracht' er als Eidam Hülfe dem Priamus und den Trojanern.
Unglückseliger, der, was die rasende Braut ihm geweissagt,
Nicht vernahm. Virg. Aen. 2, 340.

Als nun Troja in Flammen stand, rettete sich Kassandra in den Tempel der Athene. Vergebens aber umklammert sie die Bildsäule der Göttin; Ajax der Lokrier, Oileus Sohn, reißt, fühllos gegen das Sträuben und Flehen der Unglücklichen, unbekümmert über den Zorn der Götter, Kassandren vom Altar, sättigt im Angesicht der Göttin seine thierische Lust und schleppt sein Schlachtopfer, mit auf den Rücken gebundenen Händen, zu dem Hause der übrigen Sklavinnen. Hier erhielt Agamemnon sie als Kriegsbeute. Sie sagte ihm sein ganzes Schicksal voraus; er glaubte ihr nicht. Sie zog mit ihm und theilte sein Schicksal mit ihm, indem Klytämnestra auch *sie* ermordete.

Wie sie zur Gabe der Weissagung gekommen, davon erzählen uns die Ausleger des Homer und Virgil zwei ganz verschiedene

---

sitzen von ihm ein episches Gedicht in 14 Gesängen, die Beschreibung des trojanischen Krieges von Hektors Tod bis auf die Rückreise der Griechen, gleichsam eine Ergänzung der Ilias, daher es auch den Titel: Paralipomena Homeri, d. h. das von Homer Ausgelassene, führt. Es sind zwei Ausgaben von demselben vorhanden: 1) Quinti Calabri Praetermissorum ab Homero Libri XIV. Graece c. versione latina ed Laur. Rhodomannus. Han. 1706. 1710. 8. Wiederherausg. v. Cornel. de Pauw. Lugd. Batav. 1734. 8. 2) Quinti Smyrnaei Posthomericorum L. XIV. Ed. Tychsen. Strasb. 1807. 2 Bde. 8. Eine deutsche Uebersetzung ist nicht vorhanden, wäre aber zu wünschen; denn dieses Gedicht athmet wirklichen Dichtergeist. Man glaubt, daß es aus Bruchstücken der alten verlornen cyclischen Dichter zusammengesetzt sei. Auf jeden Fall hat er mit Virgil aus *einer* Quelle geschöpft, und wenn dieser nicht früher als Quintus gelebt hätte, so müßte man glauben, das zweite Buch der Aeneis sei nur ein Auszug aus letzterm. Quintus Smyrnäus wird sehr oft unter dem Namen Quintus Calaber, d. i. aus Calabrien, angeführt. Diesen Namen trägt er davon, daß die Handschrift seines Gedichtes in Calabrien gefunden worden ist.

Sagen. Der Ausleger des Homer[3] berichtet bei Erklärung einer Stelle in der Ilias (7, 47 fg.) folgendes: „Helenus und Kassandra schliefen bei einer Festfeier im Tempel des thymbräischen Apollo ein. Die Sklavinnen, denen die Sorge für die Kinder übertragen war, waren trunken, vergaßen die Kinder und giengen nach Hause. Als sie am folgenden Tage in den Tempel zurückkehrten, sahen sie zwei Schlangen, die mit ihren Zungen in den Ohren der Kinder lagen. — Vor Entsetzen stießen sie einen Schrei aus; die Schlangen, durch das Geräusch aufgeschreckt, verbargen sich unter die nächsten Lorbeerbäume. Beide Kinder zeigten von nun an die Gabe der Weissagung."

Dieses Mährchen trägt ganz das Gepräge des hohen Alterthums. In den Sagen aller Völker bewirkt der Genuß von Schlangenfleisch oder sonst eine Beziehung zu Schlangen die Gabe der Weissagung oder das Verständnis der Thiersprache. Uebrigens stehen diese Schlangen gewiß mit denen des Laokoon in Verbindung; denn nach Hygin, Quintus Calaber und Servius schickte Apollo die Schlangen gegen Laokoon, und nach Lykophron ereignete sich die ganze Begebenheit mit Laokoon im Tempel des thymbräischen Apollo, und die Schlange war überhaupt ein dem Apollo heiliges Thier.

Eine ganz andere Ursache der Sehergabe Kassandra's giebt der Ausleger des Virgil[4] (zu Aen. 2, 247): „Apollo liebte Kassandra, und bat sie um Beweise ihrer Gunst. Sie versprach dieselben unter der Bedingung, daß er ihr die Kunde der Zukunft gewähre. Als Apollo ihr diese ertheilt, schlug sie ihm den versprochenen Liebesgenuß ab. Apollo verbarg für den Augenblick seinen Zorn und bat, sie möchte ihm wenigstens einen Kuß gewähren. Diesen bewilligte sie. Da spie Apollo ihr in den Mund, und weil es sich nicht für einen Gott geziemte, ein ertheiltes Geschenk zurückzunehmen, so machte er, daß sie zwar die Wahrheit verkündete, aber keinen Glauben fand."

Nach einer andern Sage, die uns der Ausleger des Lykophron[5] berichtet, wurde Kassandra, als sie ihrer Familie und dem Reiche nichts als Unglück prophezeite, als eine Tolle und Rasende in einen Thurm gesperrt. Auf diese Voraussetzung gründete der alexandrinische Dichter Lykophron (lebte um 277 v. Ch.) sein Monodram Kassandra oder Alexandra, eines der dunkelsten Gedichte, die es nur geben kann. Paris ist nach Griechenland gesegelt, um die Helena zu rauben, und Kassandra weissagt nun alles Unglück von da an bis auf Alexander den Großen, bringt aber auch Dinge hinein, die früher vorgefallen sind. Eine Sklavin erzählt dem Priamus alles wieder, was die begeisterte Unglücksprophetin in ihrem Thurme gesehen hat.

So wie die Sage von der Kassandra eine nachhomerische ist,

---

[3] Eustathius. Er war Bischof von Thessalonich und lebte im zwölften Jahrhundert. — [4] Servius, ein Grammatiker des fünften Jahrh. Sein Commentar zu Virgil ist in der Burmannischen Ausgabe dieses Dichters mit abgedruckt. — [5] Johannes Tzetzes.

ist es auch die von ihrer Schwester Polyxena.[6] Wir geben sie kurz, nach Servius. Virgil läßt (Aen. 3, 321—324) die Andromache, welche Aeneas in Epirus als Gemahlin des Helenus wieder findet, folgendes sprechen:

Ach, wie sie vor allen beglückt des Priamus Tochter,
Die an dem feindlichen Grab, vor Ilios ragenden Mauern,
Sterben mußte! Die nicht den Wurf des Looses erduldet,
Und kein Bette des siegenden Herrn als Sklavin berührt hat.

Dazu macht Servius folgende Anmerkung: „Die Fabel ist folgende. Als Achilles um die Mauern von Troja Krieg führte, erblickte er die Polyxena und verliebte sich in sie und verlangte sie zur Ehe unter der Bedingung des Friedens. Andere sagen, daß sie selbst auch mit ihrem Vater gekommen, als dieser den Leichnam des Hektor vom Achilles auslösen wollte, und seine Liebe erregt habe. Als die Trojaner sie ihm trüglich zugesagt hatten, versteckte sich Paris hinter die Bildsäule des thymbräischen Apollo und verwundete den zum Bündnis kommenden Achilles mit einem Pfeile. Da bat Achilles sterbend, man möchte, wenn Troja besiegt wäre, Polyxena bei seinem Grabmale opfern, was Pyrrhus auch befolgte. Man findet auch bei einigen, daß Polyxena selbst den Achilles geliebt habe und Achilles wider ihr Wissen durch Betrug und Arglist meuchlings gemordet worden sei."

Von dem Mythus der Kassandra giebt Baco von Verulam[7] eine eigene Erklärung in seinem Buche: Von der Weisheit der Alten. Gleich der erste Artikel handelt von ihr, unter der Ueberschrift: Kassandra oder die Freimüthigkeit. Er erzählt erst die Fabel selbst und setzt dann hinzu: „Diese Fabel scheint in Beziehung auf den unzeitigen und unnützen Freimuth der Rathschläge und Warnungen erdichtet zu sein. Denn die, welche von hartnäckiger und rauher Sinnesart sind und sich nicht dem Apollo, das ist, dem Gott der Harmonie, unterwerfen, so daß sie Art und Maß der Dinge kennen und beobachten, gleichsam die hohen und tiefen Töne der Rede, so wie den Unterschied der feinern und der gemeinern Ohren, und endlich die Zeit zum Reden und die Zeit zum Schweigen — diese, wenn sie gleich klug und freisinnig sind und gesunde und gute Rathschläge ertheilen, nützen doch fast niemals etwas durch ihr Einreden und ihren Ungestüm, und taugen nichts zur Ausführung einer Sache, sondern bringen vielmehr denen, bei welchen sie sich eindrängen, nur frühern Untergang, und dann erst, nach dem unglücklichen Ausgang, werden sie als Seher, als solche, die in die Ferne blicken, gefeiert. Ein berühmtes Beispiel hiervon sehen wir in M. Cato von Utica. Denn dieser sahe den Untergang des Vaterlandes und der Tyrannei,

---

[6] Denn nach Homer (Odyss. 24) kommt Achilles in der Schlacht um. — [7] Franz Baco von Verulam lebte 1561 bis 1622 und machte sich als Philosoph, Naturforscher und Staatsmann berühmt. Seine Schrift: De sapientia veterum, befindet sich im zweiten Bande seiner sämmtlichen Werke, London, 1740, 4 Vol. fol.

welche zuerst aus der Verschwörung, dann aus dem Zwiste des Cäsar mit dem Pompejus hervorgieng, lange voraus wie von einer Warte, und verkündigte sie voraus wie ein Orakel. Er nützte indeß nichts, sondern schadete vielmehr und führte das Unglück des Vaterlandes nur schneller herbei. Dies bemerkt M. Cicero sehr scharfsinnig und bezeichnet es fein, indem er an einen Freund schreibt: Cato meint es sehr gut, aber er schadet bisweilen der Republik; denn er redet wie in einer Republik des Plato, nicht wie vor der Hefe von Rom."

Bei den Alten erscheint, ganz im Sinne des Alterthums, Kassandra stets als Rasende, sobald der Gott sie ergreift. Eine gelungene Schilderung ihres Wahnsinns giebt Quintus Smyrnäus in der angeführten Stelle (13, 517 fg.): „Als sie sahe, wie die der Stadt unheilvollen Zeichen sich immer mehr drängten, schrie sie laut auf, wie eine Löwin, die im Walde ein Mann, nach Beute gierig, mit dem Speere verwundet, mit ergrimmter Seele wüthet sie auf dem hohen Gebirge und niemand vermag ihrem Angriff zu widerstehen — so, im weissagenden Herzen geängstigt, rannte sie hervor aus dem Hause; die Haare flatterten um die silberglänzenden Schultern und fielen bis zum Rücken herab; es glühten die Augen, und der Nacken bewegte sich hin und her wie das Rohr im Winde. Schwer seufzte die herrliche Jungfrau auf und brach in diese Worte aus ꝛc." Diese Darstellung des Quintus hat Fr. Stolberg in seiner Ode **Kassandra** vor Augen gehabt (s. Stolbergs Gedichte, Bd. 2).

Schillers Dichtung gehört ihm ganz. Die alte Mythe hat ihm den Stoff geliefert, aber weiter nichts; er hat ein ganz eigenthümliches Werk daraus gebildet. Seine Kassandra ist keine rasende Seherin, welche die Zukunft verkündet und die Blindheit der Menschen verklagt; sondern sie ist eine Unglückliche, die das ihr auferlegte schwere Schicksal nicht zu ertragen vermag. Nicht daß man ihr keinen Glauben schenkt, drückt sie, sondern daß sie die Zukunft voraus weiß und ihr das Glück des Lebens genommen ist. Ob man ihr glaubt oder nicht, darauf kommt eigentlich bei Schiller nicht viel an; denn:

Das Verhängte muß geschehen,
Das Gefürchtete muß nahn.

Daher hat auch Schiller gar keine Rücksicht genommen auf jene Wendung der Mythe, nach welcher Apollo sie verflucht hatte, sie solle keinen Glauben finden. Im ganzen Monologe kömmt dies nicht vor; das Schwere, das ihr der Gott beschieden (Str. 8), ist nur die Gabe der hellen Erkenntnis. „Wo viel Weisheit ist, da ist auch viel Grämens", steht schon Pred. Salom. 1, 18.

Darum hat nun der Dichter absichtlich den Augenblick für Kassandra's Klagen gewählt, wo die Vermählung des Achilles mit Polyxena und der Friedensbund zwischen Griechen und Trojanern gefeiert werden soll. Polyxena, welche glücklich ist in ihrer Unwissenheit und wenigstens die Freude des Augenblicks und die Hoffnung hat, ist der Gegensatz zu Kassandra, welche weder den Augenblick noch die Hoffnung besitzt, und deren Wissen ja ihr und allen andern ganz fruchtlos ist.

Offenbar steht Kassandra in Beziehung zur Jungfrau von Orleans, die auch um dieselbe Zeit entstanden ist. Auch Johannen ist ein Gebot auferlegt, das sie nicht zu tragen vermag, das Gebot, aller irdischen Leidenschaften sich zu entäußern, so wie Kassandra'n die Nothwendigkeit aufgelegt ist, auf alles Glück der Gegenwart zu verzichten und ebenfalls ein ohnmächtiges Werkzeug in der Hand eines Höhern zu sein. Kassandra verflucht ihr von der Zeit unabhängiges Wissen, und in Johannen kämpft das Bewußtsein des höhern Gebotes ebenfalls mit ihrer Neigung. Und wenn Kassandra sagt:

Dein Orakel zu verkünden,
Warum warfest du mich hin
In die Stadt der ewig Blinden
Mit dem aufgeschloss'nen Sinn?

so finden wir in dem berühmten Monolog Johannens (Akt IV, Sc. 1) dasselbe Zerwürfnis des Innern:

Wärst du nimmer mir erschienen,
Hohe Himmelskönigin!
Nimm, ich kann sie nicht verdienen,
Deine Krone, nimm sie hin!

Ach, ich sah den Himmel offen,
Und der Sel'gen Angesicht!
Doch auf Erden ist mein Hoffen,
Und im Himmel ist es nicht!
Mußtest du ihn auf mich laden
Diesen furchtbaren Beruf?
Konnt' ich dieses Herz verhärten,
Das der Himmel fühlend schuf?

Willst du deine Macht verkünden,
Wähle sie, die frei von Sünden
Stehn in deinem ew'gen Haus,
Deine Geister sende aus,
Die Unsterblichen, die Reinen,
Die nicht fühlen, die nicht weinen!
Nicht die zarte Jungfrau wähle,
Nicht der Hirtin weiche Seele.

TAYLOR INST. OXFORD

49. Punschlied.

(1803.)

Vier Elemente, innig gesellt,
Bilden das Leben, bauen die Welt.[1]
Preßt der Citrone saftigen Stern!
Herb ist des Lebens innerster Kern.
Jetzt mit des Zuckers linderndem Saft
Zähmet die herbe, brennende[2] Kraft!

[1] Hier muß man sich einen Satz hinzu denken: Vier Elemente sehen wir in der thierischen Welt und in der unorganischen; eben so im Punsche, der uns mithin ein Bild der Welt nnd des Lebens darstellt. — [2] Keine glückliche Bezeichnung dessen, was die Süddeutschen

Gießet des Wassers sprudelnden Schwall!
Wasser umfänget ruhig das All.
Tropfen des Geistes gießet hinein!
Leben dem Leben giebt er allein.
Eh' es verduftet, schöpfet es schnell!
Nur wenn er glühet, labet der Quell.

(und Schiller war an dies Wort gewöhnt) rääß nennen. Rääß ist alles, was die Zunge reizt: der Hering, der Rettig, der junge Wein, der seine Süßigkeit verliert. Am nächsten steht diesem Worte das hochdeutsche scharf oder beißend.

Dies kleine Gedicht ist wohl als ein Scherz anzusehen, der in enger Beziehung steht zu der Konstruktion der Welt durch Schellings Naturphilosophie. Es ist allerdings mythisch-symbolischer Art, aber nicht so, daß man die Vergleichungspunkte ernsthaft nehmen müßte. Die Schelling'sche Schule führte alles auf vier Stoffe zurück: Kohlen-, Stick-, Wasser-, Sauerstoff, und damit hiengen symbolisch die sogenannten vier Temperamente zusammen: das melancholische, das sanguinische, das phlegmatische und das cholerische. Scherzweise wird nun die Bereitung des Punsches als eine Konstruktion der Welt und als Sinnbild der Lebensstimmungen vorgeführt. Für das Seelenleben kann man sich die Elemente so deuten: Das Innerste des menschlichen Daseins ist Schmerz; allein mancherlei Milderndes versüßt und verschönert dasselbe (Hoffnung, Glaube, Freundschaft, Liebe, Einbildungskraft, Leichtsinn). Besonnene Ruhe und Gelassenheit sollen im Leben das Gleichgewicht herstellen; seine Würde erhält es aber erst durch die Herrschaft des denkenden und schaffenden Geistes.

50. Punschlied, im Norden zu singen.

(1803.)

Auf der Berge freien Höhen, in der Mittagssonne Schein,
An des warmen Strahles Kräften zeugt Natur den goldnen Wein.
Und noch niemand hats erkundet, wie die große Mutter schafft;
Unergründlich ist das Wirken, unerforschlich ist die Kraft.
Funkelnd wie ein Sohn der Sonne, wie des Lichtes Feuerquell,[1]
Springt er perlend aus der Tonne, purpurn und krystallenhell,
Und erfreuet alle Sinne, und in jede bange Brust
Gießt er ein balsamisch Hoffen und des Lebens neue Lust.
Aber matt auf unsre Zonen fällt der Sonne schräges Licht;
Nur die Blätter kann sie färben, aber Früchte reift sie nicht.

[1] Das Gleichnis ist etwas auffallend, da der Wein doch nicht erst einem Sohne der Sonne und dann der Sonne selbst verglichen werden kann. Uebrigens ist der Wein wirklich ein Sohn der Sonne, und würde das erste wie in als umzuändern sein.

Doch der Norden auch will leben, und was lebt, will sich erfreun;
Darum schaffen wir erfindend ohne Weinstock uns den Wein.
Bleich[2] nur ists, was wir bereiten auf dem häuslichen Altar;
Was Natur lebendig bildet, glänzend ists und ewig klar.
Aber freudig aus der Schale schöpfen wir die trübe Flut;
Auch die Kunst ist Himmelsgabe, borgt sie gleich von ird'scher Glut.[3]
Ihrem Wirken freigegeben ist der Kräfte[4] großes Reich!
Neues bildend aus dem Alten, stellt sie sich dem Schöpfer gleich.
Selbst das Band der Elemente[5] trennt ihr herrschendes Gebot,
Und sie ahmt mit Heerdesflammen nach dem hohen Sonnengott;
Fernhin zu den sel'gen Inseln[6] richtet sie der Schiffe Lauf,
Und des Südens goldne Früchte schüttet sie im Norden auf.
Drum ein Sinnbild und ein Zeichen sei uns dieser Feuersaft,
Was der Mensch sich kann erlangen mit dem Willen und der Kraft!

[2] Steht hier nicht bloß im Gegensatz zu krystallenhell in Z. 6 und zu dem folgenden glänzend und klar, sondern auch zu lebendig in Z. 14. — [3] Gegensatz zu Z. 5. Kunst steht hier in weiterm Sinne als angewandtes Wissen. — [4] Der Naturkräfte, welche die Wissenschaft des Menschen in Bewegung setzt, um die Stoffe zu verwandeln und neue hervorzubringen, wie z. B. Arack und Zucker. — [5] Hier in der Bedeutung, wie die Chemie das Wort nimmt. Im Zuckerrohre sind eine Menge Stoffe verbunden; die Kunst zersetzt dieselben und scheidet daraus den Zucker und den Rum. — [6] Die canarischen Inseln; von dorther kommen wirklich die schönsten Südfrüchte: Citronen und Orangen.

Das kleine Gedicht zeigt die Eigenthümlichkeit Schillers, nach welcher er alles Gegebene zu deuten sucht und an das Gewöhnlichste eine sinnbildliche Beziehung knüpft, sehr deutlich, und ist in mancher Hinsicht dem Tanze zu vergleichen. Wie dieser gehört es auch der Elegie an, nicht dem eigentlichen Liede. Schiller hat es in vierzeilige Strophen abgetheilt; es sind aber in der That gar keine Strophen vorhanden, sondern achtfüßige Langzeilen, von denen je zwei durch den Reim sich paaren.

51. Der Graf von Habsburg.

(1803.)

1. Zu Aachen[1] in seiner Kaiserpracht,
Im alterthümlichen Saale,
Saß König Rudolfs heilige Macht[2]
Beim festlichen Krönungsmahle.

[1] Rudolf ward den 29. Sept. 1273 zu Frankfurt gewählt, und den 1. Nov. zu Aachen gekrönt. Diese Stadt war in ältern Zeiten der Krönungsort aller deutschen Könige. Maximilian II. ist der erste, der sich (1562) zu Frankfurt, der alten Wahlstadt, auch krönen ließ. — [2] „Macht" für Majestät.

Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins;
Es schenkte der Böhme [3] des perlenden Weins, [4]
Und alle die Wähler, die Sieben,
Wie der Sterne Chor [5] um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

2. Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk in freud'gem Gedränge;
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge;
Denn geendigt nach langem verderblichen Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit, [6]
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

3. Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal,
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust, [7]
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ich's als Kaiser entbehren.

---

[3] Der König Ottokar von Böhmen war nicht bei der Krönung gegenwärtig und hatte sich vielmehr gegen Rudolfs Wahl aufgelehnt. Insofern könnte es sonderbar scheinen, daß der Dichter ihn, aller Geschichte zuwider, hier, sein Erzamt verwaltend, mit aufführt; allein wollte er die Pracht des Krönungsmahles besingen, so durfte auch der Erzmundschenk nicht fehlen; die beiden andern weltlichen Churfürsten hatten bei der Tafel nichts zu thun, nämlich der Herzog von Sachsen als Erzmarschall und der Markgraf von Brandenburg als Erzkämmerer. — [4] Dieser dichterische Genitiv ist eine alterthümliche Form, die man jetzt in der Prosa durch von umschreibt. — [5] Die Planeten, deren nach alter Zählung sieben waren. — [6] Nach Kaiser Friedrichs II. Tode hatte kein Kaiser (Konrad IV., Wilhelm von Holland, Alphons von Kastilien, Richard von England) Ansehn im Reiche, und dieses verlor immer mehr an Einheit und Zusammenhang, so daß besonders das Faustrecht und die Räubereien sehr überhand nahmen. Rudolf brachte wieder mehr Einheit und Ordnung in das Gebäude des Staats. — [7] Die Worte des Kaisers und des Sängers erinnern an das Gedicht: Die vier Weltalter:

Wohl perlet im Glase der purpurne Wein;
Wohl glänzen die Augen der Gäste;
Da zeigt sich der Sänger; er tritt herein;
Zu dem Guten bringt er das Beste. u. s. w.

4. Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare.
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gebleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold;[8]
Der Sänger singt von der Minne Sold;
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt;
Doch sage, was ist des Kaisers werth
An seinem herrlichsten Feste?“

5. Nicht gebieten werd' ich dem Sänger, spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde;
Es steht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen:
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt,
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.[9]

6. Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„Auf's Waidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock[10] zu jagen.
Ihm folgte der Knapp mit dem Jägergeschoß,
Und als er auf seinem stattlichen Roß
In eine Au kommt geritten:
Ein Glöcklein hört er erklingen fern;
Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn;
Voran kam der Messner geschritten.“

---

[8] Diese Zeile hat eigentlich fünf Hebungen. Der Dichter will freilich „süßer“ als Vorschlagsilben gesprochen wissen; dies ist aber unmöglich, da des Sinnes wegen süß hervorgehoben und betont werden muß.

[9] Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er kommt mit Donnersungestüm;
Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
Und Felsen stürzen unter ihm.
Erstaunt, mit wollustvollem Grausen,
Hört ihn der Wanderer und lauscht;
Er hört die Flut vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht:
So strömen des Gesanges Wellen.
Hervor aus nie-entdeckten Quellen.
(Macht des Gesanges v. Schiller.)

[10] Ein sonderbarer Einfall des Dichters, den Grafen auf die Gemsenjagd reiten zu lassen.

7. „Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt mit Demuth entblößet,[11]
Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
Was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durch's Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluten geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte.
Und beiseit legt jener das Sakrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte."

8. „Was schaffst du?"[12] redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.
Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet.
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
Drum daß dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil
Durchwaten mit nackenden Füßen.

9. „Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Thier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier;[13]
Der andre die Reise vollführet,
Und am nächsten Morgen mit dankendem Blick
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
Bescheiden am Zügel geführet."

10. „Nicht wolle das Gott, rief mit Demuthsinn
Der Graf, daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!

---

[11] Entblößet darf man hier nicht als das Präsens und dem neige beigeordnet sich denken; es ist vielmehr das Partizip und ein abgekürzter Nebensatz: „indem er das Haupt mit Demuth entblößt hält." — [12] Dieser Ausdruck braucht der Dichter im Sinne von verrichten, wie wir ihn in der Redensart finden: „etwas zu schaffen haben". Jene Frage bedeutet demnach so viel als: „Was hast du hier zu schaffen?" — Uebrigens ist diese Wendung Schillers nicht etwa schwäbisch, denn in Schwaben und der Schweiz braucht man schaffen nur im Sinne von arbeiten und anordnen. — [13] Hier im weitern Sinne von befriedigen.

Und magst du's nicht haben zu eig'nem Gewinst,
So bleibt es gewidmet dem göttlichen Dienst!
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Athem und Leben."

11. „So mög' auch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen des Schwachen erhöret,
Zu Ehren euch bringen hier und dort,
So wie ihr jetzt ihn geehret.
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland;
Euch blühen sechs liebliche Töchter.
So mögen sie, rief er begeistert aus,
Sechs Kronen euch bringen in euer Haus
Und glänzen die spätsten Geschlechter!"

12. Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten;
Jetzt, da er dem Sänger in's Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Priesters erkennt er schnell,
Und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten,
Und alles blickte den Kaiser an,
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten.

Zuerst im Taschenbuche für Damen auf das Jahr 1804. So wie wir des Dichters Studien zum Behuf des entworfenen Trauerspiels: Die Malteser, den Kampf mit dem Drachen verdanken, so haben unstreitig die Studien zu Wilhelm Tell Veranlassung zum Grafen von Habsburg gegeben. Hier lieferte Schiller wieder eine eigentliche Ballade, leider seine letzte. Die Quelle, aus der er schöpfte, hat er selbst in einer Anmerkung angegeben, nämlich das Chronicon helveticum des Aegidius Tschudi. Dieser erzählt unter dem Jahr 1266, wie Graf Rudolf von Habsburg mit dem Abt Berchtold von St. Gallen Streit hatte um Lehngüter, und fährt dann fort:

„Dero Zeit reit Graf Rudolf von Habsburg (harnach Künig) mit sinen Dienern uffs Weid-Werk gen Beitzen und Jagen, und wie er in ein Ouw kam allein mit seinem Pferd, hört er ein Schellen klingeln: Er reit dem Geton nach durch das Gestüd[1] zu erfaren,

[1] Gestäude, Gesträuch.

„was das wäre. Do fand er ein Priester mit dem Hochwürdigen
„Sakrament, und sin Meßner, der Im das Glögli vortrug; do stig
„Graf Rudolf von sinem Pferdt, kniet nieder und tet dem Heiligen
„Sakrament Reverentz. Nun was es an einem Wässerlin und stellt
„der Priester das Heilige Sakrament nebend sich, fing an sin Schuh
„abzeziehen, und wölt durch den Bach (der groß uffgangen) gewaten
„sin: dann der Stäg durch Wachsung des Wassers verrunnen was.
„Der Graf fragt den Priester: wo er uß wölt? Der Priester ant-
„wurt: Ich trag das H. Sakrament zu einem Siechen, der in großer
„Krankheit ligt, und so ich an diß Wasser kumen, ist der Steg ver-
„runnen, muß also hindurch waten, damit der Kranck nit verkürzt
„werd.

„Do hieß Graf Rudolf den Priester mit dem Hochwürdigen
„Sakrament uff sin Pferdt sitzen, und damit bis zum Krancken fah-
„ren, und sin Sach ußrichten, damit der Kranck nit versumbt werd.
„Bald kam der Diener einer zum Grafen, uff deß Pferdt saß er um
„fur der Weidny nach.

„Do nun der Priester wieder heim kam, bracht er selbs Gra
„Rudolfen das Pferdt wider mit großer Danckſagung der Gnade
„und Tugend, die er Im erzeigt. Do sprach Graf Rudolf: Da
„wöll Gott niemmer, daß ich oder keiner miner Dienern mit Wüss
„das Pferdt überschrite, daß min Herrn und Schöpffer getragen h
„Dunkt üch, daß Irs mit Gott und Recht nit haben mögent,
„ordnend Ir es zum Gottzdienst. Dann ich habs dem geben, w
„dem ich Seel, Lib, Eer und Gut zu Lechen hab. Der Prie
„sprach: Herr, nun wolle Gott Eer und Würdigkeit hie im Zit u
„dorten ewiglich an üch legen. —

„Am folgenden Morgen reit Rudolf in ein Kloster. Dort sa
„ihm die Klosterfrau: Das wird der allmächtig Gott üch und üw
„Nachkommen hinwider begaben, und söllend fürwar wüssen, daß
„und üwer Nachkommen in höchste zitliche Eer kommen werdend.

„Der Priester wird Kaplan des churfürstlichen Ertz-Bischoffs
„Mainz, und hat Im und andern Herren von solcher Tugend, o
„von Mannheit des Grafen Rudolf so dick angezeigt, daß sin N
„im ganzen Rich rumwürdig und bekannt ward. Daß Er herna
„ze Römischen Künig erwelt ward."

Der Schauplatz jenes Vorfalls war vermuthlich die Gegend
Neu-Habsburg. Diese Feste, von der nur noch wenige Ueberre
vorhanden sind, stand auf der Ramenflue, einem Bergrücken zwisch
Luzern und Küßnacht, und war der Lieblingsaufenthalt Rudolfs. I
Beinhause zu Meggen, dem Pfarrdorfe, hängt noch ein altes Ge
mälde, auf dem die Geschichte und die Gegend von Meggen darge
stellt ist mit der Aufschrift:

Steh Leser still im wenig Wort
Betracht dies Gemähl und Lehrne
Wie Habsburg Graf an diesem Ort
So Gott als Priester ehre.
Sein Pferdt giebt er dem Pfarrer
Und macht ihn zu reiten
Empfangt zum Lohn die Kaisers-Kron
In kurz erlebten Zeiten.[2]

In der Form gleicht unsere Ballade dem Kampfe mit dem Drachen. Wie in diesem sind hier weit auseinander liegende Vorfälle in eine Scene zusammengebracht, die frühe That und die späte Belohnung und Erfüllung des Verheißenen. Dagegen ist der Ton ein ganz anderer und nähert sich mehr der ältern Ballade; durch das Ganze herrscht durchaus keine epische Ruhe, sondern lyrischer Schwung. So genau der Dichter im allgemeinen dem Chronisten folgt, so hat er doch eigentlich die historische Treue aufgeopfert. Das Ganze ist in das Gebiet des Märchenhaften gerückt, thut aber nur desto größere Wirkung. Dieser letztern opferte er die historische Thatsache auf, daß Böhmen nicht bei der Krönung war; um alles in eine Scene zu bringen, wird der Priester zum Sänger und hat ihm das verheißen, was eben sich heute erfüllt hat. Sehr schön und ganz in der Weise dieses großen Dichters, der einen innern Zusammenhang der Begebenheiten wohl ahnen läßt, aber nie plump darauf hinweist, ist es, daß die Meinung Tschudi's, als sei jene That Ursache seiner Erhebung gewesen, den Sänger durchaus nicht aussprechen läßt. Auch ist dies wirklich wohl nur eine Fabel, und dafür erklärt sie auch Iselin, der Herausgeber des Chronicons, giebt aber zugleich eine andere Ursache der Wahl an, die wohl eben so wenig Stich hält, nämlich die Menge der Töchter Rudolfs. Doch hat Schiller Iselins Bemerkung benutzt, um dem Priester den großen Wunsch zu Ende des Gesanges in den Mund zu legen. Dieser Wunsch gieng auch in Erfüllung; denn alle sechs Töchter wurden Fürstenfrauen. Sie hießen mit Namen: 1) Mechtild, vermählt mit Ludwig, Pfalzgraf am Rhein und Herzog von Baiern; 2) Agnes, vermählt mit Herzog Albrecht von Sachsen; 3) Hedwig, vermählt mit Markgraf Otto von Brandenburg; 4) Katharina, vermählt mit Herzog Otto von Baiern; 5) Gutta, vermählt mit König Wenzel von Böhmen, Ottokars Sohne; 6) Clementia, vermählt mit dem Erbprinzen von Sicilien, Karl Martell, später erwähltem Könige von Ungarn. Vergleiche Juggers Spiegel der Ehren des Hauses Oesterreich.

Als Grund der Erwählung giebt der Dichter selbst sehr schön an:

Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland.

---

[2] Vergl. darüber: Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern. Chur, 1828. Band 1. S. 428.

Erzbischof Wernher von Mainz kannte den Grafen schon früher. Mehrere Schriftsteller erwähnen, wie Wernher auf einer Reise nach Rom bei Rudolf eingesprochen, dieser ihn freundlich beherbergt und mit sicherm Geleit und allem Vorschub versehen. Cuspinin in seiner Austria schreibt die spätere Erwählung Rudolfs besonders diesem Zusammentreffen zu.

Vergleichen wir Schillers Ballade mit dem braven Manne von Bürger, so ergiebt sich sogleich die Aehnlichkeit, daß in beiden eine edle gute That gepriesen wird. Allein Bürger stellt diese nackt hin, Schiller erzählt sie als frühere That eines Mannes, den wir schon kennen. Obgleich er, wie recht und billig, die frühere That und die spätere Größe des Mannes nicht in den Zusammenhang von Grund und Folge bringt, so dient jene doch dazu, die Würdigkeit des Mannes zu seiner Erhebung einzusehen; und dies giebt dem Gedichte einen ganz besondern Reiz, der dem Bürger'schen fehlt.

---

52. Das Siegesfest.

(1803.)

1. Priams Feste war gesunken,
Troja lag in Schutt und Staub,
Und die Griechen, siegestrunken,
Reich beladen mit dem Raub,
Saßen auf den hohen Schiffen
Längs des Hellespontes Strand,
Auf der frohen Fahrt begriffen[1]
Nach dem schönen Griechenland.
Stimmet an die frohen Lieder!
Denn dem väterlichen Heerd
Sind die Schiffe zugekehrt,
Und zur Heimath geht es wieder.

2. Und in langen Reihen, klagend,
Saß der Trojerinnen Schaar,
Schmerzvoll an die Brüste schlagend,
Bleich, mit aufgelöstem Haar.
In das wilde Fest der Freuden
Mischten sie den Wehgesang,
Weinend um das eigne Leiden
In des Reiches Untergang.[2]

---

[1] Dies ist eigentlich falsch. Sie waren noch nicht auf der Fahrt begriffen, sondern im Begriff zur Fahrt. — [2] Dativ oder Akkusativ?

Lebe wohl, geliebter Boden!
Von der süßen Heimath fern
Folgen wir dem fremden Herrn.
Ach, wie glücklich sind die Todten![3]

3. Und den hohen Göttern zündet
Kalchas jetzt das Opfer an.
Pallas, die die Städte gründet
Und zertrümmert, ruft er an,
Und Neptun, der um die Länder
Seinen Wogengürtel schlingt,
Und den Zeus, den Schreckensender,
Der die Aegis grausend schwingt.
Ausgestritten, ausgerungen
Ist der lange schwere Streit,
Ausgefüllt der Kreis der Zeit,
Und die große Stadt bezwungen.

4. Atreus Sohn, der Fürst der Schaaren,
Uebersah der Völker Zahl,
Die mit ihm gezogen waren
Einst in des Skamanders Thal;
Und des Kummers finstre Wolke
Zog sich um des Königs Blick;
Von dem hergeführten Volke
Bracht' er wen'ge nur zurück.
Drum erhebe frohe Lieder,
Wer die Heimath wieder sieht,
Wem noch frisch das Leben blüht!
Denn nicht alle kehren wieder.

5. Alle nicht, die wiederkehren,
Mögen sich des Heimzugs freun:
An den häuslichen Altären
Kann der Mord bereitet sein.
Mancher fiel durch Freundes Tücke,
Den die blut'ge Schlacht verfehlt!
Sprach's Ulyß mit Warnungsblicke,
Von Athenens Geist beseelt.
Glücklich, wem der Gattin Treue
Rein und keusch das Haus bewahrt!
Denn das Weib ist falscher Art,
Und die Arge liebt das Neue![4]

---

[3] Siehe die Klage der Andromache, die oben bei der Erklärung der Kassandra mitgetheilt ist. — [4] Agamemnon und Ulyß sind hier mit Fleiß entgegengesetzt; Klytämnestra war ihrem Gatten bald nach seiner Abfahrt untreu geworden; Penelope blieb ihrem Gatten treu, obgleich dieser erst nach 20 Jahren wiederkehrte.

6. Und des frisch erlämpften Weibes [5]
Freut sich der Atrid und strickt
Um den Reiz des schönen Leibes [6]
Seine Arme hochbeglückt.
Böses Werk muß untergehen,
Rache folgt der Frevelthat; [7]
Denn gerecht in Himmelshöhen
Waltet des Chroniden Rath!
Böses muß mit Bösem enden;
An dem frevelnden Geschlecht
Rächet Zeus das Gastesrecht, [8]
Wägend mit gerechten Händen.

7. Wohl dem Glücklichen mag's ziemen,
Ruft Oileus tapfrer Sohn, [9]
Die Regierenden zu rühmen
Auf dem hohen Himmelsthron!
Ohne Wahl vertheilt die Gaben,
Ohne Billigkeit das Glück,
Denn Patroklus liegt begraben,
Und Thersites kommt zurück! [10]

---

[5] Der Helena. Menelaus ist der Atrid. — [6] Schiller'sche Ausdrucksweise für: um den reizenden, schönen Leib; hier offenbar dem Griechischen nachgebildet. — [7] Dem Raube der Helena durch Paris. — [8] Denn Zeus hieß der Gastliche (ξένιος) und wurde ausdrücklich als Schirmer des Gastrechtes angesehen, Paris aber hatte Gastrecht im Hause des Menelaus zu Sparta genossen und frevelnder Weise die Gemahlin seines Gastfreundes verlockt und entführt; seine Familie sich des Frevels mitschuldig gemacht, da sie die Geraubte nicht auslieferte. Gastesrecht. Schiller erlaubt sich zuweilen, um des nöthigen Silbenfalles willen, eine ächte Zusammensetzung in eine unächte zu verwandeln und so die Zweisilbigkeit in Dreisilbigkeit zu verwandeln. So heißt es im Ibykus Landesenge, Bergesrücken, und dawider ist nichts einzuwenden. Hingegen müßten Landesmann, Mannesweib, Sturmeswind unbedingt verworfen werden; eben so Gastesrecht anstatt Gastrecht, denn jenes wäre etwas ganz anderes. — [9] Ajax oder Ajas, des Oileus Sohn, der Lokrier. Nach der nachhomerischen Sage artet seine Tapferkeit in rohe Brutalität aus, wovon der Raub der Kassandra der beste Beweis ist. — [10] Thersites war der häßlichste Held, der vor Troja gezogen war.

Nur Thersites erhob sein zügelloses Geschrei noch,
Dessen Herz mit vielen und thörichten Worten erfüllt war,
Immer verkehrt, nicht der Ordnung gemäß, mit den Fürsten zu hadern,
Wo ihm nur etwas erschien, das lächerlich vor den Argeiern
Wäre. Der häßlichste Mann vor Ilios war er gekommen;
Schielend war er, und lahm am anderen Fuß, und die Schultern
Höckerig, gegen die Brust ihm geengt, und oben erhub sich
Spitz sein Haupt, auf der Scheitel mit dünnlicher Wolle besäet.
Widerlich war er vor allen des Peleus Sohn und Odysseus;
Denn sie lästert' er stets. Ilias 2, 212 fg.

Dieser wird hier dem edlen Patroklus, dem geliebten Freunde des Achilles, entgegengestellt. Schiller hat sich übrigens hier geirrt. Thersites kam nicht

Weil das Glück aus seiner Tonnen
Die Geschicke blind verstreut,
Freue sich und jauchze heut,
Wer das Lebensloos gewonnen!

8. Ja, der Krieg verschlingt die Besten![11]
Ewig werde dein gedacht,
Bruder, bei der Griechen Festen,
Der ein Thurm war in der Schlacht.[13]
Da der Griechen Schiffe brannten,
War in deinem Arm das Heil;
Doch dem Schlauen, Vielgewandten
Ward der schöne Preis zu Theil.[12]

---

mit von Troja zurück, sondern wurde vom Achilles erschlagen, weil er diesen schmähte, daß er den Tod der Penthesileia so unmäßig betrauerte. Quintus Smyrnäus beschreibt diesen ganzen Vorfall sehr weitläufig, 1, 720 fg., und bei dieser Gelegenheit erfahren wir auch, daß Thersites der Vetter des Diomed war. Auch Tzetzes in seinen Posthomer. berichtet den Tod des Thersites. Ja, er ist sogar der Stoff einer verloren gegangenen Tragödie des Chärephon gewesen: Ἀχιλλεὺς Θερσίκτονος. — [11] Teukros spricht, der Bruder des Ajax Telamonius.* Ajax, Telamons Sohn, von Salamis, wird von Homer als der tapferste und schönste der Griechen nächst dem Achilles gepriesen. Als Hektor mit den Troern gegen das Lager der Griechen stürmte (Il. 12. 13. 14. 15) und die meisten Helden schon verwundet vom Streit abließen, hielt Ajax noch Stand.

Nicht mehr jetzt gefiel es dem heldenmüthigen Ajas,
Dort in der Ferne zu stehn mit den andern Söhnen Achaja's;
Sondern der Schiffe Verdeck umwandelt er, mächtiges Schrittes,
Und bewegt in den Händen die mächtige Stange des Meerkampfs,
Wohlgefügt mit Ringen, von zweiundzwanzig Ellen.
So wie ein Mann, mit Rossen daherzuspringen verständig,
Der, nachdem er aus vielen sich vier Reitrosse vereinigt,
Rasch aus dem flachen Gefilde zur großen Stadt sie beflügelt,
Auf dem gemeinsamen Weg, und viel anstaunend ihm zuschaun,
Männer umher und Weiber; denn sicher stets und unfehlbar
Springt er vom anderen Roß auf's andere, und sie entfliegen:
So dort Ajas, auf vieler gerüsteten Schiffe Verdecke
Wandelt' er mächtiges Schritts, und es tönte sein Ruf bis zum Aether.
Immerdar mit schrecklichem Laut den Achaiern gebot er,
Daß sie Schiff' und Gezelte vertheidigten. Il. 15, 674 fg.

[12] Nach dem Tode des Achilles entstand ein Streit zwischen Ajax und Odysseus, wem der Schild des Achilles zugehören solle. Diesen Streit beschreibt sehr schön Ovid, Verw. B. XII. 602 bis XIII. 398. Ajax beruft sich auf die Thaten seines Arms und auf seine Verwandtschaft mit Achilles.

Endlich, wozu der Worte noch viel. Man zeige sich handelnd.
Unter die Feind' entsendet die Wehr des tapferen Mannes,
Daß wir sie dort abholen, und schmückt mit Gebrachtem den Bringer!

---

* Viehoff nimmt an, daß der andere Ajax, Oileus Sohn, fortspricht. Ich habe nichts gegen diese Annahme. Bruder stände dann entweder statt Namensbruder oder für Kampfbruder.

Friede deinen heil'gen Resten!
Nicht der Feind hat dich entrafft,
Ajax fiel durch Ajax Kraft.
Ach, der Zorn verderbt die Besten!

9. Dem Erzeuger jetzt, dem großen,
Gießt Neoptolem[14] des Weins;[15]
Unter allen ird'schen Loosen,
Hoher Vater, preis' ich deins.
Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch:
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.
Tapfrer, deines Ruhmes Schimmer
Wird unsterblich sein im Lied;[16]
Denn[17] das ird'sche Leben flieht,
Und die Todten dauern immer.

Odysseus beruft sich auf seinen klugen, nützlichen Rath, und wirft dem Ajax vor, er sei wohl Krieger, aber nicht Feldherr. Seine Beredsamkeit siegt.

Rings sind die Fürsten bewegt. Was treffende Worte vermochten,
Lehrte die That, und die Waffen des Tapferen nahm der Beredte.

Er, der den Hektor so oft, der Eisen und Glut und den Donner
Jupiters trug, er allein! der trägt den einzigen Zorn nicht.
Schmerz bezwingt, den keiner bezwang, und das Schwert sich entreißend,
Mein ist, ruft er, doch dies! Wird das auch verlangen Ulysses?
Dies sei gegen mich selbst nur gebraucht! das mit Phrygierblute
Oft sich genetzt, soll nun mit des Eigeners Blute sich netzen!
Und nicht könne dem Ajax ein Mann obsiegen als Ajax!
Sprach's, und hinein in die Brust, die nun erst Wunden erduldet,
Dort wo dem Eisen die Bahn sich öffnete, senkt' er den Mordstahl.

[13] So nennt ihn Odysseus beim Homer (Odyss. 11, 556) selbst. Als Odysseus in die Unterwelt kömmt, zürnt ihm der Schatten des Ajax, und Odysseus redet ihn an:

Ajas, Telamons Sohn, des Herrlichen! mußtest du also
Selbst nach dem Tode den Groll forttragen wegen der Rüstung,
Welche der Götter Rath zum Verderben der Griechen bestimmte?
Denn du sankst, ihr Thurm in der Feldschlacht, und wir Achaier
Müssen, wie um das Haupt des Peleiden Achilleus,
Stets um deinen Verlust Leid tragen.

[14] Neoptolemos oder Pyrrhos, der Sohn des Achilles und der Deidameia. — [15] Er bringt ihm ein Todtenopfer dar. — [16] Die ganze Ilias ist nichts als eine Verherrlichung des Achilles, und er der eigentliche Held derselben. — [17] Die Vorliebe Schillers für kernige Beiordnung hat ihn hier zu einer Undeutlichkeit verführt; offenbar ist der Zusammenhang: „denn die Todten dauern (in ihrem Ruhme), wenn auch das irdische „Leben flieht" — oder: „denn nur die Todten dauern, während das „irdische Leben flieht."

10. Weil des Liedes Stimmen[18] schweigen
Von dem überwund'nen Mann,
So will ich für Hektorn zeugen,
Hub der Sohn des Tydeus an;[19] —
Der für seine Hausaltäre
Kämpfend ein Beschirmer fiel —
Krönt den Sieger größre Ehre,
Ehret ihn das schön're Ziel!
Der für seine Hausaltäre
Kämpfend sank ein Schirm und Hort,
Auch in Feindes Munde fort
Lebt ihm seines Namens Ehre.

---

[18] Die spätern Ausgaben haben alle des Leidens Stimmen, was auch einen Sinn gäbe; die ältere Lesart Liedes steht aber auch handschriftlich fest. — [19] Diomedes; er vereinigt bei Homer die Tapferkeit des Ajax mit der Klugheit des Odysseus und ist eben so furchtbar durch seinen Arm als nützlich durch Rath und kluge Ausführung der Rathschläge. Eine der erfreulichsten Scenen in der Ilias ist die (Buch VI), wo Diomed im Gefecht auf den Glaukos stößt und von diesem erfährt, daß er der Enkel des Bellerophon sei. Sogleich steckt er die Lanze in die Erde und sagt:

Wahrlich, so bist du mir Gast aus Väter Zeiten schon vormals!
Oeneus* der Held hat einst den untadligen Bellerophontes
Gastlich im Hause geehrt und zwanzig Tage geherbergt.
Jen' auch reichten einander zum Denkmal schöne Geschenke.
Oeneus Ehrengeschenk war ein Leibgurt, schimmernd von Purpur,
Aber des Bellerophontes ein schimmernder Doppelbecher;
Und ihn ließ ich scheidend zurück in meinem Palaste.
Tydeus gedenk' ich nicht mehr; denn noch ein stammelnder Knabe
Blieb' ich daheim, da vor Thebe das Volk der Achaier vertilgt ward.
Also bin ich nunmehr dein Gastfreund mitten in Argos;
Du in Lykia mir, wann jenes Land ich besuche.
Drum mit unseren Lanzen vermeiden wir uns im Getümmel;
Viel ja sind der Troer mir selbst und der rühmlichen Helfer,
Daß ich tödte, wen Gott mir gewährt, und die Schenkel erreichen;
Viel auch dir der Achaier, daß, welchen du kannst, du erlegest.
Aber die Rüstungen beide vertauschen wir, daß auch die andern
Schaun, wie wir Gäste zu sein aus Väterzeiten uns rühmen.

Also redeten jen', und herab von den Wagen sich schwingend,
Faßten sich beid' einander die Händ' und gelobten sich Freundschaft.

Diese Stelle, die den Dichter nach seiner eigenen Aussage (in der Abh. über naive und sentimentalische Dichtung) stets rührte, ist vermuthlich der Grund, warum er den Diomed hier das Lob des Feindes preisen läßt. Diomed steht wirklich unter allen Homerischen griechischen Helden dem Hektor am nächsten, wiewohl dieser noch liebenswürdiger ist.

---

* Oeneus war der Vater des Tydeus, also der Großvater des Diomed.

11. Neſtor jetzt, der alte Zecher,
Der drei Menſchenalter ſah,[20]
Reicht den laubumkränzten Becher
Der bethränten Hekuba;
Trink' ihn aus den Trank der Labe,
Und vergiß den großen Schmerz!
Wundervoll iſt Bacchus Gabe,
Balſam für's zerriſſ'ne Herz.
Trink' ihn aus den Trank der Labe
Und vergiß den großen Schmerz!
Balſam für's zerriſſ'ne Herz.
Wundervoll iſt Bacchus Gabe.

12. Denn auch Niobe,[21] dem ſchweren
Zorn der Himmliſchen ein Ziel,
Koſtete die Frucht der Aehren,
Und bezwang das Schmerzgefühl.

---

[20] Ein Menſchenalter zu 30 Jahren gerechnet:

Neſtor mit holdem Geſpräch, der tönende Redner von Pylos,
Dem von der Zung' ein Laut wie des Honiges Süße daherfloß.
Dieſem waren ſchon zwei der redenden Menſchengeſchlechter
Hingewelkt, die vordem ihm zugleich aufwuchſen und lebten,
Dort in der heiligen Pylos *; und jetzt das dritte beherrſcht er.
Il. 1, 248 fg.

[21] Die Mythe von der Niobe iſt bekannt. Was hier Neſtor der Hekuba ſagt, ſpricht eigentlich bei Homer Achilles zum Priamus (24, 599 fg.), nachdem er dieſem die Leiche des Hektor zurückgegeben:

Siehe, dein Sohn iſt jetzo gelöst, o Greis, wie du wünſchteſt;
Und er liegt auf Gewand. Sobald der Morgen ſich röthet,
Schauſt du und führſt ihn hinweg; nun laß uns gedenken des Mahles.
Denn auch Niobe ſelbſt, die lockige, dachte der Speiſe,
Welche zugleich zwölf Kinder in ihrem Hauſe verloren,
Sechs der lieblichen Töchter, und ſechs aufblühende Söhne.
Ihre Söhn' erlegte mit ſilbernem Bogen Apollon,
Zorniges Muths', und die Töchter ihr Artemis, froh des Geſchoſſes,
Weil ſie gleich ſich geachtet der roſenwangigen Leto:
Zween nur habe die Göttin, ſie ſelbſt ſo viele geboren,
Prahlte ſie; deß ergrimmten die zween und vertilgten ſie alle.
Jene lagen nunmehr neun Tag' in Blut, und es war nicht,
Der ſie begrub. Denn die Völker verſteinerte Zeus Kronion.
Drauf am zehnten begrub ſie die Hand der unſterblichen Götter.
Doch gedachte der Speiſe die Trauernde, müde der Thränen.
Jetzo dort in den Felſen, auf einſam bewanderten Bergen
Sipylons, wo man erzählt, daß göttliche Nymphen gelagert
Ausruhn, wann ſie im Tanz Acheloios Ufer umhüpfen:
Dort, auch ein Fels annoch, fühlt jene das Leid von den Göttern.
Auf denn, auch wir gedenken des Mahls, o göttlicher Alter,
Jetzo; hinfort dann magſt du den lieben Sohn ja beweinen,
Kehrend in Ilios Stadt; denn viel der Thränen verdient er.

---

* Im Peloponnes.

Denn ſo lang' die Lebensquelle
Schäumet an der Lippen Rand,
Iſt der Schmerz in Lethe's Welle
Tief verſenkt und feſtgebannt!
Denn ſo lang' die Lebensquelle
An der Lippen Rande ſchäumt,
Iſt der Jammer weggeräumt,
Fortgeſpült in Lethe's Welle.

13. Und von ihrem Gott ergriffen,
Hub ſich jetzt die Seherin,
Blickte von den hohen Schiffen
Nach dem Rauch der Heimath hin.
Rauch iſt alles ird'ſche Weſen;
Wie des Dampfes Säule weht,[22]
Schwinden alle Erdengrößen;
Nur die Götter bleiben ſtät.
Um das Roß des Reiters ſchweben,[23]
Um das Schiff die Sorgen her;
Morgen können wir's nicht mehr,
Darum laßt uns heute leben!

---

[22] Verweht. — [23] Post equitem sedet atra cura. Horat. Od. III. 1. 40.

Dieſes Gedicht ſteht mit der Kaſſandra durch den Stoff in enger Verbindung. Man kann es von zwei Seiten betrachten und beurtheilen, von der epiſchen und von der lyriſchen. Legt man den epiſchen Maßſtab daran, ſo muß das Gedicht ſehr unvollkommen erſcheinen, man müßte dann annehmen, der Dichter habe eine Reihe bekannter Homeriſcher Helden uns ſo vorführen wollen, daß ihre Individualität aus ihren Reden und Handlungen ſich treu wiederſpiegele. Dies iſt nicht geſchehen. Wie ſehr unterſcheidet ſich das Siegesfeſt in dieſer Hinſicht von Uhlands Ballade: König Karls Meerfahrt. Auch hier haben wir eine Reihe Helden, die uns noch dazu weit unbekannter ſind als die Homeriſchen. Sie befinden ſich in einer nicht gerade ganz außerordentlichen Lage; alle ſprechen nur wenig Worte und thun eigentlich gar nichts; aber wie kräftig und deutlich tritt aus den kurzen Worten eines jeden ſeine Individualität hervor. Wenn die Namen auch nicht genannt wären: wer in dem Sagenkreiſe Karls bekannt iſt, wird die Helden ſogleich an ihren Worten erkennen. Nicht ſo bei Schiller; ſeine Helden ſprechen weit mehr, aber bei keinem tritt etwas eigenthümliches hervor. Es zeigt ſich hier ganz wieder, was man bei Schiller oft findet: es iſt kein individueller Gedanke, keine individuelle Sprache vorhanden, vielmehr lauter ideale Geſtalten. Was Ajax und Diomed, was Ulyſſes und Teuker ſprechen,

könnte ebenso gut ein anderer vorbringen, und schon der Umstand ist sehr bezeichnend, daß Schiller das dem Nestor in den Mund legt, was bei Homer Achilles spricht.

Schiller wollte aber auch nie Natur sein, wollte nie die Natur darstellen, sondern Ideen, zu welchen ihn die Betrachtung der Natur und der Geschichte aufforderten. Das Gedicht ist durchaus ein lyrisch-betrachtendes. Auch hier könnte vielleicht mancher fordern, daß sich wenigstens der Ideenkreis des Alterthums darin ausspreche; allein dies wäre immer wieder der vorige Maßstab, und schwerlich wäre dieses zu trennen von einer individuellern Gestaltung. Wir finden hier so wenig die eigentlichen Helden Homers als den Homer selbst. Namen und Umgebungen sind dem Homer und dem Alterthume entlehnt; das Gedicht selbst ist ganz aus der Eigenthümlichkeit Schillers hervorgegangen; er hat aus der Fülle seines Busens hinzugefügt, was gar nicht im Ideen- und Gemüthskreise des Alterthums, in der einfachen klaren Naturanschauung desselben, in der Ansicht desselben vom Verhältnisse zwischen Göttern und Menschen liegt. — Die Nichtigkeit aller Wirklichkeit stellt der Dichter wieder dar, die Unsicherheit alles irdischen Besitzes. Achilles, Hektor, Ajax, Priamus sind gefallen — aber das Edle und Schöne bleibt ewig, und Achilles und Hektor, Ajax und Priamus leben ewig fort. — Die siegestrunkenen Helden stehen in einem doppelten Gegensatze, einmal zu den trauernden Troerinnen, also zu einer unseligen Gegenwart neben ihnen, und dann zu ihrer eigenen Zukunft; denn alle (den Nestor ausgenommen) erwarteten schwere Prüfungen und Kämpfe; daher der Schluß:

Rauch ist alles ird'sche Wesen ꝛc.

Aber welche Wirkung machen auch diese Worte, verglichen mit denen, die Glaukos zum Diomed (Il. 6, 146 fg.) spricht:

Gleich wie Blätter im Walde, so sind die Geschlechter der Menschen;
Einige streuet der Wind auf die Erd' hin, andere wieder
Treibt der knospende Wald, erzeugt in des Frühlinges Wärme.
So der Menschen Geschlecht; dies wächst, und jenes verschwindet.

Damit der Unterschied antiker und moderner Darstellung desselben Stoffes, ja oft desselben Gedankens, desto deutlicher hervortrete, sind unter dem Texte, wo es sich thun ließ, die Stellen der Alten, woraus der Dichter schöpfte, beigefügt worden. Immer bewirken die Alten Befriedigung, Ruhe und Harmonie, die Neuern (und vorzüglich Schiller, ihr größter Repräsentant) Sehnsucht nach Befriedigung, Ruhe und Harmonie. Was jene uns scheinbar wirklich geben, das nöthigen uns diese zu suchen.

53. Der Alpenjäger.

(1804.)

1. Willst du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüthen
Spielend an des Baches Rand.[1]
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Jagen nach des Berges Höhen!“

2. Willst du nicht die Herde locken
Mit des Hornes munterm Klang?
Lieblich tönt der Schall der Glocken
In des Waldes Luftgesang.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Schweifen auf den wilden Höhen!“

3. Willst du nicht der Blümlein warten,
Die im Beete freundlich stehn?
Draußen ladet dich kein Garten;
Wild ist's auf den wilden Höh'n!
„Laß die Blümlein, laß sie blühen!
Mutter, Mutter, laß mich ziehen!“

4. Und der Knabe gieng zu jagen,
Und es treibt und reißt ihn fort,
Rastlos fort mit blindem Wagen
An des Berges finstern Ort;
Vor ihm her mit Windesschnelle
Flieht die zitternde Gazelle.[2]

5. Auf der Felsen nackte Rippen
Klettert sie mit leichtem Schwung;
Durch den Riß geborst'ner Klippen
Trägt sie der gewagte Sprung;
Aber hinter ihr verwogen.[3]
Folgt er mit dem Todesbogen.

---

[1] Ranft: Rand, Ufer. Das „spielend“ ist etwas zweideutig. Soll es heißen: „Es nährt sich spielend von des Grases Blüthen“; oder: Es nährt sich von des Grases Blüthen, indem es am Ufer des Baches spielt“? — [2] Die Gemse. Der Ausdruck Gazelle wäre zu tadeln, wenn das Ganze überhaupt in einem bestimmten Kostüm sich hielte. — [3] Partizip des alten Verbums sich verwegen, d. i. unternehmen, sich unterstehen. Schiller braucht dieses Verbum einigemal im Tell; z. B. IV. 1. „Hat sich der Landmann solcher That verwogen?“

6. Jetzo auf den schroffen Zinken
Hängt sie, auf dem höchsten Grat,[4]
Wo die Felsen jäh versinken,
Und verschwunden ist der Pfad.
Unter sich die steile Höhe,
Hinter sich des Feindes Nähe.

7. Mit des Jammers stummen Blicken
Fleht sie zu dem harten Mann,
Fleht umsonst, denn loszudrücken
Legt er schon den Bogen an.
Plötzlich aus der Felsenspalte
Tritt der Geist, der Bergesalte.

8. Und mit seinen Götterhänden
Schützt er das gequälte Thier.
„Must du Tod und Jammer senden,
Ruft er, bis herauf zu mir?
Raum für alle hat die Erde;
Was verfolgst du meine Herde?“

[4] Die fortlaufende, auf beiden Seiten abschüssige Höhe eines Berges. Eigentlich die männliche Form von Gräte.

Außer der Chronik des Tschudi studierte der Dichter, um sich mit den Sitten, dem Lande und dem Volke der Schweiz bekannt zu machen, auch andere dahin einschlagende Schriften, unter anderm die Briefe über ein schweizerisches Hirtenland (von Bonstetten). Hier fand er manches, was er im Eingange seines Tell gebrauchen konnte; hier fand er auch den Stoff zum Alpenjäger. S. 116 wird erzählt: Alte Eltern hatten einen ungehorsamen Sohn, der nicht wollte ihr Vieh weiden, sondern Gemse jagen. Bald aber gieng er irre in Eisthäler und Schneegründe; er glaubte sein Leben verloren. Da kam der Geist des Berges und sprach zu ihm: Die Gemsen, die du jagest, sind meine Heerde, was verfolgest du sie? Doch zeigte er ihm die Straße; er aber gieng nach Haus und weidete sein Vieh.

Der feindselige Gegensatz, in welchen der Mensch so oft zur Natur sich stellt, sobald er als freies Wesen auftritt, bewegte unsern tiefsinnigen Dichter stets, und deshalb mußte ihn auch dieser Stoff ansprechen. Die Natur hat in ihrem Wirken immer den gleichen Zweck des Schaffens und Erhaltens, und selbst ihre zerstörenden Kräfte müssen diesem Zwecke dienen. Der Mensch hingegen zerstört oft, ohne daß ihm irgend ein bedeutendes Ziel vor Augen liegt, sondern nur weil er Freude am Zerstören hat und ihn die Uebung seiner Kräfte ergötzt. Die Gefahr hat für ihn oft mehr Reiz als die Beute. Dabei

setzt er nicht nur sein eigenes Dasein auf's Spiel, sondern befeindet geradezu die Natur. Tausendfach hat diese ihn gesegnet, so daß er friedlich leben könnte — darauf deuten die ersten Strophen unserer Ballade so schön hin — aber er will ihr auch das noch rauben, was sie durchaus für sich aufgespart zu haben scheint. Allein dann tritt auch sie ihm in ihrer ganzen Furchtbarkeit entgegen, und beschützt ihre Kinder vor dem verwegenen Gegner. Ich glaube, die Ballade würde gewonnen haben, wenn die Natur hier nicht bloß symbolisch durch den Berggeist dargestellt wäre, sondern dieser durch die Gewalt der Elemente den Jäger zurückschleuderte.

Daß Schillern nur die zu Grunde liegende Idee anzog, beweist die Behandlung der Sage. Die Ballade weicht von allen übrigen ab; es ist nicht mehr die Begebenheit, sondern der Gedanke, der hier dargestellt wird, und das Gedicht gehört daher fast mehr zur lyrischen Gattung. Es besitzt eigentlich gar keinen Schluß im epischen Sinne, d. h. keine Vollendung des Schicksals, das den Helden betrifft. Im Stoffe hat es eigentlich viel Aehnlichkeit mit Bürgers wildem Jäger; aber welcher Unterschied in der Form! Bürgers Ballade ist ganz episch.

Der Alpenjäger ist das letzte ausgeführte Gedicht unsers großen Dichters, v. J. 1804. B. J. 1805 findet sich in der Sammlung seiner Gedichte bloß ein Stammbuchvers.

XII.

Joh. Christian Friedrich Hölderlin,

geboren am 29. März 1770 zu Lauffen am Neckar, gestorben am 7. Juni 1843 zu Tübingen.

Friedrich Hölderlin wurde im Jahr 1770 geboren; sein Vater, ein würtembergischer Beamter, starb ihm in frühester Kindheit, und Mutter und Großmutter nahmen sich der Erziehung des Knaben mit zärtlicher Treue und Liebe an. Auf den Wunsch der Mutter studierte er Theologie und besuchte zu dem Ende erst eins der würtembergischen Klosterseminarien, später die Universität Tübingen als Alumnus des theologischen Stifts. Hegel und Schelling waren ihm hier befreundete Mitschüler. An Talent und Fleiß zählte er stets zu den ersten; keiner seiner Kameraden betrieb mit solcher Begeisterung wie Hölderlin das Studium des klassischen Alterthums; Griechenland schien die wahre Heimat seiner Seele und die Heroen des Alterthums seine vertrautesten Freunde geworden zu sein. Sein Aeußeres entsprach der hellenischen Leidenschaft; wenn er vor Tische auf- und abgegangen, sei es gewesen als schritte Apollo durch den Saal. Er wird es selbst sein, wenn er später den Helden seines Romans, Hyperion, von sich erzählen läßt: „Ich war aufgewachsen wie eine Rebe ohne Stab, und die wilden Ranken breiteten richtungslos über den Boden sich aus. Ich schweifte umher wie ein Fremder, griff Alles an, wurde von Allem ergriffen, aber auch nur für den Moment, und die unbehülflichen Kräfte matteten vergebens sich ab.. Ich fühlte, daß mir's überall fehlte, und konnte doch mein Ziel nicht finden. So fand mich Adamas. Bald führte er mich in die Heroenwelt des Plutarch, bald in das Zauberland der griechischen Götter ein, bald ordnete und beruhigte er mit Zahl und Maß das jugendliche Treiben, bald stieg er auf die Berge mit mir; des Tags, um die Blumen der Heide und des Waldes und die wilden Moose des Felsens; des Nachts, um über uns die heiligen Sterne zu schauen und nach menschlicher Weise zu verstehen. — Aber dreifach fühlt ich ihn und mich, wenn wir, wie Manen aus vergangener Zeit, mit Stolz und Freude, mit Zürne

und Trauern an den Athos hinauf und von da hinüberschifften in den Hellespont, und dann hinab an die Ufer von Rhodus und die Bergschlünde von Tänarum, durch die stillen Inseln alle; wenn da die Sehnsucht über die Küsten hinein uns trieb, in's düstre Herz des alten Peloponnes, an die einsamen Gestade des Eurotas; ach! an die ausgestorbenen Thale von Elis und Nemea und Olympia! — wenn wir da, an eine Tempelsäule des vergeßnen Jupiters gelehnt, umfangen von Lorbeerrosen und Immergrün, in's wilde Flußbett sahen, und das Leben des Frühlings und die ewig jugendliche Sonne uns mahnte, daß auch der Mensch einst da war, und nun dahin ist; daß des Menschen herrliche Natur jetzt kaum noch da ist wie das Bruchstück eines Tempels, oder im Gedächtniß wie ein Todtenbild: — Da saß ich traurig spielend neben ihm, und pflückte das Moos von eines Halbgotts Piedestal, grub eine marmorne Heldenschulter aus dem Schutte und schnitt den Dornbusch und das Haidekraut von den halb begrabenen Architraven, indeß mein Adamas die Landschaft zeichnete, wie sie freundlich tröstend den Ruin umgab ..... Und wie ich neben ihm stand auf den Höhen von Delos, wie das ein Tag war, der mir graute, da ich mit ihm an der Granitwand des Cynthus die alten Marmortreppen hinaufstieg! Hier wohnte der Sonnengott einst unter den himmlischen Festen, wo ihn, wie goldnes Gewölk, das gesammelte Griechenland umglänzte. In Fluthen der Freude und Begeisterung warfen hier, wie Achill in den Styx, die griechischen Jünglinge sich und giengen unüberwindlich wie der Halbgott hervor. In den Hainen, in den Tempeln erwachten und ertönten ineinander ihre Seelen, und treu bewahrte jeder die entzückenden Akkorde."

In dem schwäbischen Griechenjüngling lebte aber zugleich ein unbezwinglicher Hang zu eigener Dichtung. Eben in den Jahren, als Hölderlin studierte, hatten sich Göthe und Schiller zu der Ansicht durchgearbeitet, daß auch für die moderne Dichtung im Alterthum allein Norm und Richtung zu finden sei. Freilich waren sie auf sehr weitem Umweg zu dieser Ansicht gekommen; denn beider Dichtung war vom geraden Gegensatz der Antike ausgegangen, und erst jahrelange liebevolle Vertiefung in die alte Kunst hatte Göthen, ernstes Studium der Philosophie des Schönen Schillern dem Alterthum zugeführt. Hölderlin hat wohl auch in seiner Jugend Spinoza, Rousseau, Winkelmann, Kant studiert; aber von der Nachahmung Schiller'scher sentimentaler Lyrik ist er doch schnell zum Alterthum selber zurückgekehrt. Keinem deutschen Dichter ist auch wie ihm von Anfang an der eigene Geist ganz wunderbar harmonisch mitklingend dem griechischen Alterthum entgegengekommen.

Und zwar ist es vorerst die Strenge und Schärfe der Form, die Hölderlin mit den Griechen gemeinsam hat. Anerkennt zwar im Allgemeinen die neuere Poesie auch die Hauptformen der Dichtung nach epischer, lyrischer und dramatischer Gattung mit ihren besondern Arten, so ist ihr doch das Charakteristische der Gattung und Art so sehr

Nebensache geworden, daß ein bedeutender Bruchtheil unserer neuzeitigen klassischen Dichtungen, die Messiade, Werthers Leiden, Faust u. A. ihre Hauptwirksamkeit gar nicht in Dem suchen, was die Gattung verlangt, sondern die Dichtungsform in ihnen bloß zufälliges Kleid der Dichtung geworden ist. Der Lyriker Klopstock dichtet ein Epos; die Tragödie Werthers ist zum Roman geworden; Göthe tritt sein projektiertes Epos Wilhelm Tell an Schiller ab, damit dieser es als Vorwurf eines Dramas benütze. Das ist ungriechisch und wurde von Hölderlin als Mangel empfunden. „Man hat," sagt er, „die Strenge, womit die hohen Alten die verschiedenen Arten ihrer Dichtung unterschieden, häufig miskannt, oder doch nur an das Aeußerliche derselben sich gehalten, überhaupt ihre Kunst vielmehr für wohlberechnetes Vergnügen gehalten, als für eine heilige Schicklichkeit, womit sie in göttlichen Dingen verfahren mußten. Das Geistigste mußte ihnen zugleich das höchste Charakteristische sein. So auch die Darstellung desselben. Daher die Strenge und Schärfe der Form in ihren Dichtungen, daher die edle Gewaltsamkeit, womit sie diese Strenge beobachteten bei untergeordneten Dichtungsarten, daher die Zartheit, womit sie das Hauptcharakteristische vermieden bei höhern Dichtungsarten, eben weil das Höchstcharakteristische nichts Fremdes, Außerwesentliches, darum keine Spur von Zwang in sich enthält." Nun hat sich zwar Hölderlin bloß in lyrischer und dramatischer antiker Form versucht, und sein Drama Empedokles ist überdies Fragment geblieben; dagegen sind seine Oden und Elegien durchaus unübertroffene Muster ihrer Dichtungsart. So überaus harmonisch gegliederte, wohllautende, reine Oden im Sinne des Alterthums hat kein moderner Dichter wieder hervorgebracht. Auch das ist ganz im Sinne des Alterthums, daß Hölderlin selten von augenblicklich poetischer Stimmung gereizt, im Sinne Göthe's, was ihn innerlich bewegte, zur Dichtung gestaltete, sondern stets mit ernster, ruhiger Vorbedachtheit an sein Geschäft gieng, und an seinem Werke, dem bildenden Künstler gleich, so lange feilte und besserte, bis er ein Bild unvergänglicher Schönheit erreicht zu haben hoffen durfte; woher es dann kommt, daß manches seiner Gedichte in mehrfach überarbeiteter Form erhalten ist.

Neben der charakteristischen Form ist es sodann die edle Einfalt und stille Größe, die Winkelmann als das allgemein vorzüglichste Kennzeichen der griechischen Meisterstücke in der Malerei und Bildhauerkunst erkannt hat, was auch für Hölderlins Dichtung ein Grundzug geworden ist. Still werden und friedlich ist der Wunsch, zu dem der Dichter nach allen Ausgängen in's Menschen- und Naturleben immer wieder zurückkehrt. Die heilige Stille, die den Dichter seinen Griechen so nahe brachte, ist es auch, welche ihn früh zum stillen, heiligen Anschauen der Natur geführt hat. An und für sich ist diese Stärke der Naturbetrachtung zwar kein Merkmal griechischer Denkart; bei Hölderlin steht sie aber eben durch seine Sehnsucht nach Stillesein in engstem Zusammenhang mit seiner hellenischen Denk- und

Empfindungsweise. Freilich haben sich in Hölderlin gar verschiedene Dinge, die man je zu Zeiten unter Natur verstand, zu einem neuen, traumhaften Gebilde vereinigt: sein angeborner Hang zur Einsamkeit und seine Flucht vor dem Menschenleben, Spinozistischer Pantheismus, Rousseau'sche Schwärmerei für die Natur, endlich Matthison'sche Empfindsamkeit, das spielt alles zusammen in Hölderlins Natur, die ihm, der in der Menschenwelt sich nicht zurecht zu finden wußte, ein Ort stillen Friedens, ein Asyl seiner selbst geworden ist. So hat auch der Friede, den die Heimat giebt, in Hölderlins Dichtungen ihren zartesten Ausdruck gefunden; so grenzenlos des Dichters Sehnsucht nach dem Lande der Hellenen in immer neuen und neuen Formen sich darstellt: stets doch kehrt er, Ruhe und heilige Stille zu finden, nach seiner engern Heimat, nach dem Neckar und seinen Rebenhügeln zurück; ja selbst unten im Reiche der Todten verhofft der Jüngling, wenn er in der Schlacht gefallen sein wird, bei den großen Alten brüderliche Freundschaft zu finden. Und wie mit der engern Heimat, die den Müden in ihren Schooß aufnimmt, ähnlich ist's mit dem Glauben der Kindheit. Auch Hölderlin, darin ein rechtes Kind seiner Zeit, hat sich männlich gesperrt gegen die oft gedanken- und lieblos überlieferte religiöse Tradition, und mit den besten seiner Zeitgenossen hat er durch eigene Arbeit gerungen, zu einem Glauben zu kommen, der des Menschen würdig wäre; nur ungern und mit Widerstreben entschloß er sich, seiner Mutter zu Liebe, vom halbverdorrten Baum der theologischen Wissenschaft Früchte zu pflücken; in ein geistliches Amt einzutreten, war er nie zu überreden. Dennoch kann seine stille Seele die alten Eindrücke der Kindheit nicht vergessen, und wahrhaft rührend ist, was er, freilich in trübster Stimmung, seiner Großmutter zum 72. Geburtstage übersandt hat.

Haben nun aber schon die Zeitgenossen an Göthe und Schiller ihre unbedingte und ausschließliche Hingebung an das klassische Alterthum als wenigstens das geistige Leben der Nation in seiner Fülle mißkennend beurtheilt, um wie viel weniger konnte der von Anfang an nur in der Sphäre griechischen Denkens und Empfindens lebende Hölderlin ein höheres Maß von Theilnahme für seine Schöpfungen erhoffen; so kam es, daß er, der doch unter den Mitarbeitern des Schiller'schen Musenalmanaches, abgesehen von den beiden Meistern, die bleibendste Würdigung beanspruchen durfte, dennoch von seinen Zeitgenossen so wenig beachtet wurde, und daß erst seit kurzer Zeit die Literaturgeschichte seinem Namen und seiner Dichtung die ihnen zukommende Stellung anzuweisen begonnen hat. Möglich, daß die Sehnsucht seiner Seele, seinen mitlebenden Volksgenossen ein Dichter zu werden, sich doch in höherem Maße verhüllt hätte, wäre nicht durch ein herbes Geschick seinem Schaffen ein frühes und schreckliches Ende bereitet worden.

Noch bevor nämlich Hölderlin seine Studien beendigt hatte, lernte er Schillern persönlich kennen, da dieser sich eben einen Winter hin-

durch in Schwaben aufhielt. Durch Schillers Vermittlung erhielt Hölderlin eine Erzieherstelle bei dem Freiherrn von Kalb in Meiningen, dessen geistvolle, aber wenig weibliche Gattin einen Theil ihrer leidenschaftlichen Liebe, die sie zu Schillern hegte, nunmehr auf Hölderlin übertrug, ohne freilich in ihm einen Widerhall ihrer Gefühle zu finden. Durch Frau von Kalb wurde der junge Mann in die poetischen Kreise Weimars und Jena's eingeführt, worauf er nach wenig mehr als einjährigem Aufenthalte in Meiningen seinen Dienst aufgab, um in der unmittelbaren Nähe Schillers und besonders Fichte's poetischen und philosophischen Arbeiten obzuliegen. Als sein Ersparnis hierbald aufgebraucht war, sah er sich genöthigt, sich nach einer neuen Erzieherstelle umzusehen. Er fand dieselbe im Hause des Banquier Gontard in Frankfurt am Main. Die Verhältnisse entsprachen seinen Wünschen, die Kinder schlossen sich mit zärtlicher Liebe an ihn und das Wohlwollen der Eltern belohnte seine Arbeit. Da trat aber die Wende seines Lebens ein; er liebte die Mutter seiner Zöglinge so glühend und innig, daß die zarten Saiten seines Gemüthes, schon längst empfindlicher und gespannter als es beim gesunden Menschen sein sollte, ganz zu zerspringen drohten. Seine Liebe fand Erwiederung; aber ihm war nicht die göttliche Gabe Göthe's gegeben, Liebesleid durch Dichtung zu verklären und ihm dadurch die tödtende Kraft zu nehmen. Besungen hat Hölderlin wohl auch seine Diotima; aber der Gesang vermochte den Sturm des Herzens nicht zu beschwören. Anfangs wohl schien die Liebe die Harmonie seiner Seele zu heben. „Mir geht es gut wie möglich," schrieb er an einen Freund; „ich lebe sorgenlos, und so leben ja die seligen Götter." Und in einem folgenden Briefe: „Ich wollte, es gienge dir wie mir. Ich bin in einer neuen Welt. Ich könnte wohl sonst glauben, ich wisse, was schön und gut sei: aber seit ich's sehe, möcht ich lachen über all mein Wissen. Lieber Freund, es giebt ein Wesen auf der Welt, worin mein Geist Jahrtausende verweilen kann und wird. Lieblichkeit, Hoheit, und Ruh und Leben, und Geist und Gemüth und Gestalt ist ein seliges Eins in diesem Wesen. Du kannst mir glauben auf mein Wort, daß selten so etwas geahndet und schwerlich wieder gefunden wird in dieser Welt. Du weißt ja, wie ich war, weißt ja, wie ich ohne Glauben lebte, wie ich so karg geworden war mit meinem Herzen, und darum so elend; könnt ich werden, wie ich jetzt bin, froh wie ein Adler, wenn mir nicht dies, dies Eine erschienen wäre und mir das Leben, das mir nichts mehr werth war, vergnügt, gestärkt, erheitert, verherrlicht hätte mit seinem Frühlingslicht!" Und im nächsten Briefe heißt's: „Wen die Götter lieben, dem wird große Freude zu Theil." Aber wenige Monate später ist's dunkel und düster in ihm geworden. „O Freund, ich schweige und schweige, und so häuft sich eine Last auf mir, die mich am Ende fast erdrücken, die wenigstens den Sinn unwiderstehlich mir verfinstern muß. Und das eben ist mein Unheil,

daß mein Auge nimmer klar ist wie sonst. O gieb mir meine Jugend wieder! Ich bin zerrissen von Liebe und Haß!"

Nach dreijährigem Aufenthalte verließ Hölderlin im Herbst 1798 plötzlich ohne Abschied das Haus seiner Liebe; doch blieb er mit Diotima durch Briefwechsel verbunden und suchte durch schriftstellerische Beschäftigung wieder Ruhe zu gewinnen, es gelang ihm nicht. Er suchte durch Gründung eines literarischen Journals Arbeit und Anregung zu erhalten, es zerschlug sich. Er sah sich gezwungen, nachdem er sein Erspartes abermals aufgebraucht, zur Mutter zurückzukehren. Auf Genesung in der Heimat verzichtend, zog er dann mitten im Winter nach Bordeaux, wo der Hamburgische Konsul ihm eine Erzieherstelle angeboten hatte.

Man erhält durchaus den meisten Aufschluß über Hölderlins unglückliche Leidenschaft zu Diotima aus seinem Roman Hyperion. Schon auf der Universität hatte der Dichter an einem philosophischen Romane Hyperion gearbeitet, und Schiller hatte ein Fragment des ersten Entwurfes in der Thalia abgedruckt. Diesen Roman arbeitete Hölderlin immer wieder um, zuletzt in Frankfurt und unmittelbar nach der Frankfurter Zeit; in Cotta vermittelte Schiller der Dichtung einen Verleger. Da das Werk auch für die Mehrzahl der hier mitzutheilenden Dichtungen als Commentar gelten kann und nur wenige Leser in den Fall kommen werden, den Hyperion selbst zu lesen, mag ein Auszug hier wohl am Platze sein.

Der Roman hat die Form von Briefen Hyperions an Bellarmin. Wer Bellarmin ist, erfahren wir nicht; Hyperion aber ist ein junger Grieche. Wie den bloß im Umgange mit der Natur aufgewachsenen Knaben Adamas in die Welt des alten Hellas einführte, haben wir oben gesehen. Es war Hyperions erster tiefer Schmerz, als Adamas verschwand, da er ein Volk von seltener Vortrefflichkeit suchte, das in der Tiefe von Asien verborgen sein sollte. Trauernd läßt der Erzieher den Zögling zurück; war er früher der Macht der Natur blindlings ergeben, so beugte ihn jetzt die Herrlichkeit des Alterthums. „Wer hält das aus? wen reißt die schreckende Herrlichkeit des Alterthums nicht um, wie ein Orkan die jungen Wälder umreißt, wenn sie ihn ergreift, wie mich, und wenn, wie mir, das Element ihm fehlt, worin er sich ein stärkend Selbstgefühl erbeuten könnte? O mir, mir beugte die Größe der Alten, wie ein Sturm, das Haupt, mir raffte sie die Blüte vom Gesichte, und oftmals lag ich, wo kein Auge mich bemerkte, unter tausend Thränen da wie eine gestürzte Tanne, die am Bache liegt und ihre welke Krone in die Fluth verbirgt. Wie gerne hätt' ich einen Augenblick aus eines großen Mannes Leben mit Blut erkauft! — Lebt wohl, ihr Himmlischen, sprach ich oft im Geiste, wenn über mir die Melodie des Morgenlichts mit leisem Laute begann, ihr herrlichen Todten, lebt wohl! ich möcht euch folgen, möchte von mir schütteln, was mein Jahrhundert mir gab, und aufbrechen in's freiere Schattenreich." —

Da dem Sohne die heimatliche Insel zu enge geworden, schicken ihn die Eltern hinaus in die Welt. Hyperion kommt nach Smyrna. Hier sorgt er denn in lebendiger Thätigkeit für seine Bildung, durchzieht das Land und schwärmt für die Stätten der großen Todten. Aber bald verleidet ihm die thörichte Gesellschaft der lebenden Menschen; sie lachten, wenn von Geistesschönheit die Rede war, und von Tugend des Herzens. „Sprach ich einmal auch vom alten Griechenland ein warmes Wort, so gähnten sie und meinten, man hätte doch auch zu leben in der jetzigen Zeit. Ich war es endlich müde, mich weg zu werfen, Trauben zu suchen in der Wüste und Blumen über dem Eisfeld. Ich lebte nun entschiedener allein und der sanfte Geist meiner Jugend war fast ganz aus meiner Seele verschwunden. Die Unheilbarkeit des Jahrhunderts war mir sichtbar geworden, und der schöne Trost, in Einer Seele meine Welt zu finden, mein Geschlecht in Einem freundlichen Bilde zu umarmen, auch der gebrach mir." — Smyrna ist ihm verleidet; bloß noch das Verlangen hält ihn zurück, einen Menschen zu sehen, der seit einiger Zeit vor dem Thore unter den Bäumen ihm alle Tage begegnet war. Wie ein junger Titane schritt der herrliche Fremdling unter dem Zwergengeschlechte daher, das mit freudiger Scheue an seiner Schöne sich weidete, seine Höhe maß und seine Stärke, und an dem glühenden, verbrannten Römerkopfe wie an verbotner Frucht mit verstohlnem Blicke sich labte. Alabanda heißt der Fremdling, dessen vergangnes Leben erst viel später Hyperion erfährt. Er ist ein Grieche, der schon früh, dem Elend seines Vaterlandes entfliehend, auf einem Kaperschiffe in Spanien und Italien Dienste genommen hatte. Jedoch das wilde Leben ekelte ihn an; als armer Scheerenschleifer war er in der Welt herumgezogen, endlich, nachdem er, ohne recht zu wissen wie, sich in eine geheime Gesellschaft hatte aufnehmen lassen, nach Griechenland zurückkehrt. „O, nun war mein unbedeutend Leben zu Ende," schreibt Hyperion seinem Bellarmin, als beide sich erkannten. Eine innige Harmonie der Seele verkettet das Freundespaar. Sie beschließen, miteinander das geknechtete Vaterland zu erretten; von diesem Tage an wurden wir uns immer heiliger und lieber. Tiefer, unbeschreiblicher Ernst war unter uns gekommen. Aber wir waren nur um so seliger zusammen. Nur in den ewigen Grundtönen seines Lebens lebte jeder, und schmucklos schritten wir fort von einer großen Harmonie zur andern. Voll herrlicher Strenge und Kühnheit war unser gemeinsames Leben. Aber auch der Garten der Freundschaft veraltet dem armen Hyperion bald; böse, unheimliche Gesellen entführen ihm Alabanda aus seinen Armen. Er ist wieder einsam geworden. Er verläßt Smyrna und kehrt nach Tina zurück, wo er still und anspruchslos lebt. Ich sah nun still und einsam vor mich hin, und schweifte in die Vergangenheit und in die Zukunft mit dem Auge nicht. Nun drängte Fernes und Nahes sich in meinem Sinne nicht mehr; die Menschen, wenn sie mich nicht zwangen, sie zu sehen, sah ich nicht. —

Wie ein Strom an dürren Ufern, wo kein Weidenblatt im Waſſer ſich ſpiegelt, lief unverſchönert vorüber an mir die Welt.“ —

Das zweite Buch findet Hyperion auf der Inſel des Ajax, der theuern Salamis. „Mir iſt lange nicht geweſen wie jetzt. Wie Jupiters Adler dem Geſange der Muſen, lauſch ich dem wunderbaren, unendlichen Wohllaut in mir. Unangefochten an Sinn und Seele, ſtark und fröhlich, mit lächelndem Ernſte, ſpiel ich im Geiſte mit dem Schickſal und den drei Schweſtern, den heiligen Parzen. Voll göttlicher Jugend frohlockt mein ganzes Weſen über ſich ſelbſt, über Alles. Wie der Sternenhimmel, bin ich ſtill und bewegt.“ Ein Bekannter von Kalaurea herüber lädt ihn zu ſich ein; ein Nachen trägt ihn über den Meeresarm; er findet in einem benachbarten Hauſe, in den einfachſten Verhältniſſen bei Mutter und Kinder lebend, Diotima. Gleich einem reißenden Bergſtrome folgen ſich nun in der Dichtung die Briefe an Bellarmin, alle zu Hymnen geworden über die in Diotima erlebte und erſchaute Schöne. Hier bloß einige Stellen, denen andere von derſelben Glut zur Seite ſtehen. „Wie die Woge des Oceans das Geſtade ſeliger Inſeln, ſo umfluthete mein ruheloſes Herz den Frieden des himmliſchen Mädchens.“

„Ich hatt' ihr nichts zu geben, als ein Gemüth voll wilder Widerſprüche, voll blutender Erinnerungen, nichts hatt' ich ihr zu geben, als meine grenzenloſe Liebe mit ihren tauſend Sorgen, ihren tauſend tobenden Hoffnungen; ſie aber ſtand vor mir in wandelloſer Schönheit, mühelos, in lächelnder Vollendung da, und alles Sehnen, alles Träumen der Sterblichkeit, ach! alles, was in goldnen Morgenſtunden von höhern Regionen der Genius weiſſagt, es war alles in dieſer Einen ſtillen Seele erfüllt.“

„Man ſagt ſonſt, über den Sternen verhalle der Kampf, und künftig erſt, verſpricht man uns, wenn unſere Hefe geſunken ſei, verwandle ſich in edlen Freudenwein das gährende Leben, die Herzensruhe der Seligen ſucht man ſonſt auf dieſer Erde nirgends mehr. Ich weiß es anders. Ich bin den nähern Weg gekommen. Ich ſtand vor ihr und hört' und ſah den Frieden des Himmels, und mitten im ſeufzenden Chaos erſchien mir Urania.“

„Wie oft hab' ich meine Klagen vor dieſem Bilde geſtillt! wie oft hat ſich das übermüthige Leben und der ſtrebende Geiſt beſänftigt, wenn ich, in ſelige Betrachtungen verſunken, ihr in's Herz ſah, wie man in die Quelle ſiehet, wenn ſie ſtill erbebt von den Berührungen des Himmels, der in Silbertropfen auf ſie niederträufelt!“

„O, ich wär ein glücklicher, ein trefflicher Menſch geworden mit ihr.“

„Mit ihr! aber das iſt mißlungen, und nun irr ich herum in dem, was vor und in mir iſt, und drüber hinaus, und weiß nicht, was ich machen ſoll aus mir und andern Dingen.“

„Meine Seele iſt wie ein Fiſch aus ihrem Elemente auf den Uferſand geworfen, und windet ſich und wirft ſich umher, bis ſie vertrocknet

in der Hitze des Tages." So ist hier, für die Handlung der Dichtung zwar unvermittelt und unmotiviert, aber im Leben des Dichters begründet, der tiefe, unaussprechliche Schmerz niedergelegt, der Hölderlin um seine wirkliche Geliebte verzehrte. „Es ist umsonst," beginnt ein neuer Brief, „es ist umsonst, ich kann's mir nicht verbergen. Wohin ich auch entfliehe mit meinen Gedanken, in die Himmel hinauf und in den Abgrund, zum Anfang und an's Ende der Zeiten, selbst wenn ich ihm, der meine letzte Zuflucht war, der sonst noch jede Sorge in mir verzehrte, der alle Lust und allen Schmerz des Lebens sonst mit der Feuerflamme, worin er sich offenbarte, in mir versengte, selbst wenn ich ihm mich in die Arme werfe, dem herrlichen, geheimen Geiste der Welt, in seine Tiefe mich tauchte wie in den bodenlosen Ocean hinab, auch da, auch da finden die süßen Schrecken mich auf, die süßen, verwirrenden, tödtenden Schrecken, daß Diotima's Grab mir nah ist." —

„War sie nicht mein, ihr Schwestern des Schicksals, war sie nicht mein? Die reinen Quellen fordr' ich auf zu Zeugen, und die unschuldigen Bäume, die mich belauschten, und das Tageslicht, und den Aether! war sie nicht mein? vereint mit mir in allen Tönen des Lebens?"

„Wo ist das Wesen, das wie meines, sie erkannte? in welchem Spiegel sammelten sich, so wie in mir, die Strahlen dieses Lichts? erschrack sie freudig nicht vor ihrer eignen Herrlichkeit, da sie zuerst in meiner Freude sich gewahr ward? Ach! wo ist das Herz, das, so wie meines, überall ihr nah war? so wie meines, sie erfüllte und von ihr erfüllt war, das so einzig da war, ihres zu empfangen, wie die Wimper für das Auge da ist." —

„Die sternenhelle Nacht war nun mein Element geworden. Dann, wann es stille war, wie in den Tiefen der Erde, wo geheimnisvoll das Gold wächst, dann hob das schönere Leben meiner Liebe sich an, da übte das Herz sein Recht, zu dichten, aus. Da sagt' es mir, wie Hyperions Geist im Vorelysium mit seiner holden Diotima gespielt, eh' er herabgekommen zur Erde, in göttlicher Kindheit bei dem Wohlgetöne des Quells, und unter Zweigen, wie wir die Zweige der Erde sehn, wenn sie verschönert aus dem güldenen Strome blinkten."

Endlich stört Diotima selber den bloß der Liebe lebenden Hyperion auf, ein Mann zu werden und zu handeln. Er soll Erzieher werden seines geknechteten Volkes und sich für einige Jahre in die Fremde begeben. Bevor jedoch Hyperion noch sich dazu entschlossen, erscheint ein Brief von Alabanda, worin dieser den alten Freund auffordert, mit ihm an dem Kampfe Rußlands gegen die Türken theilzunehmen. Es war der Krieg gemeint, den Katharina II. von Rußland in den Jahren 1769—1774 gegen die Türken führte. Diotima, in Ahnung des unseligen Ausgangs eines solchen Krieges, räth ab. Hyperion geht dennoch; mit Alabanda rafft er eine wilde griechische Bande im Peloponnes zusammen. Es scheint anfangs gut zu gehen.

„Voll rächerischer Kräfte ist das Bergvolk hier herum, liegt da, wie eine schweigende Wetterwolke, die nur des Sturmwindes wartet, der sie treibt. Diotima! laß mich den Athem Gottes unter sie hauchen, laß mich ein Wort von Herzen an sie reden, Diotima! Fürchte nichts! Sie werden so wild nicht sein. Ich kenne die rohe Natur. Sie höhnt die Vernunft, sie stehet aber im Bunde mit der Begeisterung. Wer nur mit ganzer Seele wirkt, irrt nie.“ —

Aber in langer Knechtschaft zur Freiheit unfähig geworden, fliehen die Peloponnesier zuletzt ehrlos. Hyperion wird durch einen der Seinigen, dessen Flucht er sich entgegengestellt hat, verwundet. Abermals finsterer Trübsal anheimgefallen, beschließt er mit Alabanda bei der russischen Flotte Dienste zu nehmen. Das Vertrauen auf das griechische Volk ist für ihn auf immer dahin; auch sein Vater hat ihn verstoßen. In dieser tiefen Schmach hält er sich auch seiner Diotima nicht mehr würdig; und so lebe denn wohl, schreibt er ihr, du süßes Mädchen, lebe wohl! Ich möchte dir sagen: gehe dahin! gehe dorthin! Da rauschen die Quellen des Lebens. Ich möchte ein freies Land, ein Land voll Schönheit und voll Seele dir zeigen, und sagen: dahin rette dich! — Aber, o Himmel, könnt' ich dies, so wär' ich auch ein andrer, und so möcht' ich auch nicht Abschied nehmen. Abschied nehmen? Ach, ich weiß nicht, was ich thue. — — O Erde, o ihr Sterne, werde ich nirgends wohnen am Ende? — O Genius meines Volkes, o Seele Griechenlands, ich muß hinab, ich muß im Todtenreiche dich suchen. —

Dennoch läßt Hyperion von Diotima nicht; er schreibt ihr wieder am Tage vor der Seeschlacht, daß er in der Schlacht sein Ende finden wolle:

„Ihr lieben Jonischen Inseln, und du, mein Kalaurea, und du, mein Tina, ihr seid mir all im Auge, so fern ihr seid, und mein Geist fliegt mit den Lüftchen über die regen Gewässer; und die ihr dort zur Seite mir dämmert, ihr Ufer von Teos und Ephesus, wo ich einst mit Alabanda gieng in den Tagen der Hoffnung, ihr scheint mir wieder wie damals, und ich möcht' hinüber schiffen an's Land und den Boden küssen, und den Boden erwärmen an meinem Busen, und alle süßen Abschiedsworte stammeln vor der schweigenden Erde, ehe ich auffliege in's Freie.“

Hyperion kämpft auf dem Admiralsschiffe, das die Schlacht einleitet; kaum ist er, in heißem Kampfe verwundet, durch den Wundarzt auf einem Boot weggebracht, so fliegt sein Schiff in die Luft; doch siegen am Ende die Russen. Er erwacht nach 6tägigem todähnlichem Schlafe in den Armen Alabanda's. Und mit den neuen Kräften des Lebens erwacht auch die Liebe zum Leben, die Liebe zu Diotima. Vielleicht hat sie den letzten Brief vom Tage vor der Schlacht noch nicht; ein Bote soll ihr einen neuen bringen, soll sie auffordern, mit ihm und der Mutter Griechenland zu verlassen, in ein heilig Thal der Alpen oder Pyrenäen fliehen, um da ein freundlich

Haus und auch von grüner Erde so viel zu kaufen, als des Lebens goldne Mittelmäßigkeit bedarf. Noch ist von Diotima keine Nachricht eingetroffen, als neuer Schmerz ihn beugt; Alabanda verläßt ihn, er hat gegen das Gebot der heiligen Gesellschaft, der er dient, am Kriege Theil genommen und will sich nun dem Gerichte stellen, das seiner als Eidbrüchigen wartet. „Weh, Alabanda, Alabanda, rief ich, und ein dumpfes Lebewohl hört' ich vom Schiffe herüber." So ist denn nur noch eines übrig; Natur, Griechenthum, Freundschaft und Liebe hatten ihn erzogen, seine Seele zu höherm Leben verklärt; die Natur ist ihm mit der seligen Kindheit fremd geworden; an den Griechen verzweifelt er; der Freund verläßt ihn; und die Liebe? Hyperion ist bereit, nach Kaulaurea zu seiner Geliebten überzufahren; bevor das Fahrzeug abgeht, nimmt er sein längst vergessenes Lautenspiel hervor, um sich ein Schicksalslied zu singen, das er einst in glücklicher, unverständiger Jugend seinem Adamas nachgesprochen:

Ihr wandelt droben im Licht,
Auf weichem Boden, selige Genien!
Glänzende Götterlüfte
Rühren euch leicht,
Wie die Finger der Künstlerin
Heilige Saiten.

Schicksallos, wie der schlafende
Säugling, athmen die Himmlischen;
Keusch bewahrt
In bescheidener Knospe,
Blühet ewig
Ihnen der Geist,
Und die seligen Augen
Blicken in stiller
Ewiger Klarheit.

Doch uns ist gegeben,
Auf keiner Stätte zu ruhn,
Es schwinden, es fallen
Die leidenden Menschen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Wasser von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahrlang in's Ungewisse herab.

So sang ich in die Saiten. Ich hatte kaum geendet, als ein Boot einlief, wo ich meinen Diener gleich erkannte, der mir einen Brief von Diotima überbrachte. Der Brief war aber von seinem Freunde Notara auf Kaulaureon. Er enthielt die letzten Worte Diotimas an Hyperion: „Dein Mädchen ist verwelkt, seitdem du fort bist, ein Feuer in mir hat mälig mich verzehrt. Frage nicht wie? erkläre diesen Tod dir nicht. Wer solch ein Schicksal zu ergründen denkt, der flucht am Ende sich und allem, und doch hat keine Seele schuld daran. — Höre mich, Lieber, um deiner schönen Seele willen, klage du dich über meinen Tod nicht an. —

Diotima lebt nicht mehr. So kehrt auch Hyperion nicht mehr nach Kalaurea zurück: er schifft sich nach Sicilien ein, von da nach Deutschland. Seine letzten Worte, von Sicilien aus an Notara gerichtet, lauten:

Und nun lebt wohl, ihr Alle! all ihr Theuern, die ihr mir am Herzen gelegen, Freunde meiner Jugend und ihr Eltern und ihr lieben Griechen all, ihr Leidenden.

Ihr Lüfte, die ihr mich genährt in zarter Kindheit, und ihr dunkeln Lorbeerwälder und ihr Uferfelsen und ihr majestätischen Gewässer, die ihr Großes ahnen meinen Geist gelehrt — und ach, ihr Trauerbilder, ihr, wo meine Schwermuth anhub, heilige Mauern, womit die Heldenstädte sich umgürtet, und ihr alten Thore, die manch schöner Wanderer durchzog, ihr Tempelsäulen und du, Schutt der Götter! und du, o Diotima, und ihr Thäler meiner Liebe, und ihr Bäche, die ihr sonst die selige Gestalt gesehn, ihr Bäume, wo sie sich erheitert, ihr Frühlinge, wo sie gelebt, die Holde mit den Blumen, scheidet, scheidet nicht aus mir! doch, soll es sein, ihr süßen Angedenken! so erlöscht auch ihr, und laßt mich, denn es kann der Mensch nichts ändern, und das Licht des Lebens kommt und scheidet, wie es will. —

Das sind die Geschicke Hyperions, des unglücklichen Griechenjünglings, der seinen stolzen Namen dem Sonnengotte entlieh. Die dunkeln Wolken, die der Griechen Sonne verfinsterten, verfinsterten auch des deutschen Dichters glühende Seele. Wir haben Hölderlin in Bordeaux verlassen, wo er anfangs glücklich schien. Schon nach einem halben Jahre erschien er im Zustande des Irrsinns plötzlich in der Heimat; er hatte in Bordeaux von einer gefährlichen Krankheit Diotima's, vielleicht auch schon von ihrem Tode vernommen und war in der glühendsten Sonnenhitze zu Fuße zurückgekehrt. Die angestrengtesten Bemühungen seiner Angehörigen, Freunde und Aerzte, seiner zerrütteten Seele das Gleichgewicht wieder zu geben, mißlangen; nachdem ein zweijähriger Aufenthalt im Klinikum zu Tübingen ohne Wirkung geblieben, brachte man den selten mehr tobenden, aber in vollständiger Apathie und Verwirrung der Seele verbleibenden Kranken zu einer braven Schreinerfamilie in Tübingen; hier lebte er noch 40 lange Jahre, bis der Tod am 7. Juni 1843 seinem inhaltlos gewordenen Dasein ein Ende brachte.

Hölderlin zählt nicht zu den Heroen unserer Literatur des 18. Jahrhunderts, keine Klassikersammlung hat ihm noch die Ehre gegönnt, ihn unter die Klassiker aufzunehmen. Lebendige Wirkung auf seine Zeitgenossen ist nicht von ihm ausgegangen, das hat schon sein Schicksal unmöglich gemacht. Auch möchten sich überhaupt in der Art seiner Poesie wenig Keime späterer Weiterentwicklung finden; von dem Klassicismus Göthe's und Schillers, dem Hölderlin unbedingt er-

geben war, gab es kein Fortschreiten mehr, oder die Deutschen hätten durch eine göttliche Metamarphose selber zu Griechen werden müssen. Und noch andere Dinge fehlen Hölderlin, deren der große Genius nicht entrathen kann. Zwar daß er seiner ganzen Anlage nach ein sentimentalischer Geist ist, daß ihm die gesunde und sichere Sinnlichkeit Göthes, dessen feste und lebendige Gestaltungskraft, dessen geniale und darum durchaus naive Intuition abgieng, die immer mitten aus den Dingen herausschafft, das hat Hölderlin in solchem Maße mit Schiller gemeinsam, daß dieser gegen Göthe bekannte: „Aufrichtig, ich fand an diesen Gedichten viel von meiner eigenen sonstigen Gestalt, und es ist nicht das erste Mal, daß mich der Verfasser an mich erinnerte.. Er hat eine heftige Subjectivität und verbindet damit einen gewissen philosophischen Geist und Tiefsinn. Sein Zustand ist gefährlich, da solchen Naturen so schwer beizukommen ist." Während aber Schiller mit ernstester Arbeit nach möglichster Realität seiner Dichtung strebte und gerade darin mit den Griechen zu wetteifern suchte, vertrauerte Hölderlin sein Leben in ewiger Sehnsucht nach dem verlorenen, für immer verlorenen Griechenthum. Denn ihm fehlte, was Göthe und Schiller in so hohem Maße besaßen, die Anlage fortschreitender Entwicklung. Es scheint, daß sein idealer Gehalt seine Sinnlichkeit, die bloße Form die Materie unnatürlich gebunden hielt. Ist aber für den Menschen überhaupt jegliche Bevormundung des einen Elementes durch das andere, ob nun der sinnliche Inhalt oder die ideale Form der unterdrückende Theil sei, gleich schädlich, was soll gar aus dem Dichter werden, wenn in ihm die Sinnlichkeit nicht zu ihrem Rechte kommt? Daher fehlen schon seiner Jugend die göttlichen Flegeljahre Göthes und Schillers, daher fehlt ihm auch jeglicher Humor.

Hat aber nicht der ganze Kreis der olympischen Götter an Hölderlins Wiege gestanden, und ihn gefeiert und gesegnet, so hat doch mehr als ein Gott die Fülle seiner Gaben auf ihn niedergegoßen. Eine unbestechliche Wahrheitsliebe, eine makellose Reinheit des Lebens, ein hoher, immer dem rein Menschlichen zugewandter Sinn bleiben sein unverwüstliches Eigenthum. Noch stehen sein Denken und Empfinden ganz auf dem Boden der kosmopolitischen Ideen, für die der Humanismus des 18. Jahrhunderts sein Leben eingesetzt hat: Freiheit, Vaterland, Menschlichkeit, Schönheit, Tugend und Wahrheit. Stehen aber auf demselben Boden noch eine ganze Reihe anderer trefflicher Männer, die wie Knebel und Wilhelm von Humboldt durch die hohen Meister sich anregen ließen, der antiken Poesie in eigenen Dichtungen den Wettlauf zu wagen, so ist Hölderlin nicht bloß durch äußere Anregung der Antike zum Dichter geworden, sondern es hat in ihm eine ureigene dichterische Kraft gelebt und gewirkt; dieselbe, die in aller Dichtung die treibende Gewalt ist, ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz.

Die erste Sammlung der Gedichte Hölderlins wurde von Uhland

und Gustav Schwab im Jahr 1826 veranstaltet; sämmtliche Werke Hölderlins erschienen mit Biographie und Briefwechsel im Jahr 1846, herausgegeben von Christoph Theodor Schwab. Eine Volksausgabe von Hölderlins ausgewählten Werken ist 1874 herausgekommen.

1. Das Schicksal.

(1794.)

1. Als von des Friedens heil'gen Thalen,
Wo sich die Liebe Kränze wand,
Hinüber zu den Göttermahlen
Des goldnen Alters Zauber schwand,
Als nun des Schicksals eh'rne Rechte,
Die große Meisterin, die Noth
Dem übermüthigen Geschlechte
Den langen, bittern Kampf gebot:[1]

2. Da sprang er aus der Mutter Wiege,
Da fand er sie, die schöne Spur
Zu seiner Tugend schwerem Siege,
Der Sohn der heiligen Natur;
Der hohen Geister höchste Gabe,
Der Tugend Löwenkraft begann
Im Siege, den ein Götterknabe
Den Ungeheuern abgewann.[2]

3. Es kann die Lust der goldnen Ernte
Im Sonnenbrande nur gedeih'n;
Und nur in seinem Blute lernte
Der Kämpfer, frei und stolz zu sein;
Triumph, die Paradiese schwanden;[3]
Wie Flamme aus der Wolke Schooß,
Wie Sonnen aus dem Chaos, wanden
Aus Stürmen sich Heroen los.

[1] Im sogenannten goldnen Alter herrschte unter den Menschen die Liebe: „Da lebten die Hirten, ein harmlos Geschlecht, und brauchten für gar nichts zu sorgen, sie liebten und thaten weiter nichts mehr; die Erde gab alles freiwillig her." Schiller, die vier Weltalter. Als dieses goldne Alter aus der Menschheit verschwand, fand man diesen Zustand des Friedens bloß noch bei den Göttern im Olymp, und für Menschen begann ein Zeitalter der Noth, der Arbeit: „Drauf kam die Arbeit, der Kampf begann mit Ungeheuern und Drachen, und die Helden fiengen, die Herrscher an, und den Mächtigen suchten die Schwachen. — [2] Herakles, vom Zeus und einem sterblichen Weibe entsprossen, ist der Typus des ersten Heroen; siehe wieder Schiller, das Ideal und das Leben, Strophe 14. — [3] Es ist das größte Glück, ein Triumph für die Menschheit, daß der Paradieseszustand ein Ende nahm.

4. Der Noth ist jede Lust entsprossen,
Und unter Schmerzen nur gedeiht
Das Liebste, was mein Herz genossen,
Der holde Reiz der Menschlichkeit;
So stieg, in tiefer Flut erzogen,
Wohin kein sterblich Auge sah,
Stilllächelnd aus den schwarzen Wogen
In stolzer Blüthe Cypria.[4]

5. Durch Noth vereiniget, beschwuren
Vom Jugendtraume süß berauscht,
Den Todesbund die Dioskuren,
Und Schwert und Lanze ward getauscht;
In ihres Herzens Jubel eilten
Sie, wie ein Adlerpaar, zum Streit,
Wie Löwen ihre Beute, theilten
Die Liebenden Unsterblichkeit.[5]

6. Die Klagen lehrt die Noth verachten,
Beschämt und ruhmlos läßt sie nicht
Die Kraft der Jünglinge verschmachten,
Giebt Muth der Brust, dem Geiste Licht;
Der Greise Faust verjüngt sie wieder;
Sie kömmt wie Gottes Blitz heran,
Und trümmert Felsenberge nieder,
Und wallt auf Riesen ihre Bahn.

7. Mit ihrem heil'gen Wetterschlage,
Mit Unerbittlichkeit vollbringt
Die Noth an einem großen Tage,
Was kaum Jahrhunderten gelingt;
Und wenn in ihren Ungewittern
Selbst ein Elysium vergeht,
Und Welten ihrem Donner zittern —
Was groß und göttlich ist, besteht.

8. O Du, Gespielin der Kolossen,[6]
O weise, zürnende Natur,
Was je ein Riesenherz beschlossen,
Es keimt in Deiner Schule nur;

---

[4] Das Bild paßt nicht ganz; die Geburt der Venus aus dem Meeresschaum ist nur insofern dem Entstehen reiner Menschlichkeit zu vergleichen, als beide aus dem Dunkel hervorkamen; das Meer war aber für Venus keine Nothstätte. — [5] Auch der Mythus der Dioskuren Castor und Pollux ist ein bei Schiller wiederkehrendes Bild edler Menschlichkeit, die sich bis zum Ideale emporringt. Vrgl. die Künstler, Vers 250. Nur ist auch hier nicht gerade die Noth im Mythus das Motiv für die Heldenthaten der Brüder. — [6] Ein unverständlicher Ausdruck; Gespielin der Kolossen (Koloß ist früher

Wohl ist Arkadien[7] entflohen,
Des Lebens beß're Frucht gedeiht
Durch sie, die Mutter der Heroen,
Die eherne Nothwendigkeit.

9. Für meines Lebens goldnen Morgen
Sei Dank, o Pepromene,[8] Dir!
Ein Seitenspiel und süße Sorgen
Und Träum' und Thränen gabst Du mir!
Die Flammen und die Stürme schonten
Mein jugendlich Elysium,
Und Ruh' und stille Liebe thronten
In meines Herzens Heiligthum.

10. Es reife von des Mittags Flamme,
Es reife nur von Kampf und Schmerz
Die Blüth' am grenzenlosen Stamme,
Wie Sprosse Gottes, dieses Herz!
Beflügelt von dem Sturm, erschwinge
Mein Geist des Lebens höchste Lust,
Der Tugend Siegesluft verjünge
Bei kargem Glücke mir die Brust!

11. Im heiligsten der Stürme falle
Zusammen meine Kerkerwand,
Und herrlicher und freier walle
Mein Geist in's unbekannte Land!
Hier blutet oft der Adler Schwinge;
Auch drüben warte Kampf und Schmerz!
Bis an der Sonnen letzte ringe,
Genährt vom Siege, dieses Herz!

---

schwach dekliniert worden) wäre eine weibliche Person, die mit Kolossen zusammen spielt; man erwartet eher die Bedeutung: die mit Kolossen spielt, deren Spielzeug Kolosse sind, wie dem Riesen Menschen und Thiere als Spielzeug dienen. — [7] Die Welt der paradiesischen Unschuld. — [8] Pepromene, wozu man griechisch Moira denken muß, ist das verhängte oder bestimmte Loos.

Zuerst abgedruckt in der Thalia von 1793 (erschien erst im Jahr 1794). Form und Inhalt erinnert durchaus an Schiller, von dem, als Hölderlins Schicksal entstand, erst die Gedichte der zweiten Periode erschienen waren; wenn daher das Gedicht an Schillers das Ideal und das Leben erinnert, so kann natürlich eine Einwirkung davon auf Hölderlin nicht stattgefunden haben, und wir haben alles Recht, hier noch in dieser ersten Periode Hölderlins dessen selbständige Gewandtheit in der Form, dessen schönen, edeln Wohllaut anzuerkennen.

Ohne Zweifel sind es mehr Schillers prosaische Schriften gewesen, welche den hohen Schwung, das edle Pathos dieser Strophen haben erzeugen helfen.

In Bezug auf die hier dargestellte Idee steht Hölderlin noch ganz auf dem Boden der populärphilosophischen Kreise der Aufklärungsperiode. Wie in Schillers Künstlern, später im Eleusischen Fest und im Spaziergang die Erziehung des Menschen als Gattung im Bilde dargestellt ist, so hier die Erziehung des Menschen durch das Schicksal, durch die Noth, durch die Nothwendigkeit; überall liegt diesen Erziehungsgedanken als Kehrseite die Negation der Behauptung zu Grunde, daß der Mensch durch das Wunder der göttlichen Versöhnung zur Vollendung gekommen sei. Im Besondern findet sich der Grundgedanke dieser Hölderlinschen Elegie ausgesprochen in der Schillerschen Abhandlung über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde, zuerst 1790 in der Thalia erschienen. Da wird nachgewiesen, wie der Mensch durch den Sündenfall zur ersten Aeußerung seiner Selbstthätigkeit, zum ersten Wagestück seiner Vernunft, zum ersten Anfang seines moralischen Daseins gekommen sei. Dieser Abfall des Menschen vom Instinkte, der das moralische Uebel zwar in die Schöpfung brachte, aber nur um das moralische Gute darin möglich zu machen, sei ohne Widerspruch die glücklichste und größte Begebenheit in der Menschengeschichte, von diesem Augenblick her schreibe sich seine Freiheit, hier sei zu seiner Moralität der erste entfernte Grundstein gelegt geworden. „Der Philosoph hat Recht, heißt es sodann, es einen Riesenschritt der Menschheit zu nennen; denn der Mensch wurde dadurch aus einem Sklaven des Naturtriebes ein freihandelndes Geschöpf, aus einem Automat ein sittliches Wesen, und mit diesem Schritt trat er zuerst auf die Leiter, die ihn nach Verlauf von vielen Jahrtausenden zur Selbstherrschaft führen wird. Jetzt wurde der Weg länger, den er zum Genuß nehmen mußte. Anfangs durfte er nur seine Hand ausstrecken, um die Befriedigung sogleich auf die Begierde folgen zu lassen; jetzt aber mußte er schon Nachdenken, Fleiß und Mühe zwischen die Begierde und ihre Befriedigung einschalten. Der Friede war aufgehoben zwischen ihm und den Thieren. Die Noth trieb sie jetzt gegen seine Pflanzungen, ja gegen ihn selbst an, und durch seine Vernunft mußte er sich Sicherheit, und eine Ueberlegenheit der Kräfte, die ihm die Natur versagt hatte, künstlich über sie verschaffen; er mußte Waffen erfinden, und seinen Schlaf durch feste Wohnungen vor diesem Feinde sicher stellen. Aber hier schon ersetzte ihm die Natur an Freuden des Geistes, was sie ihm an Pflanzengenüssen genommen hatte. Das selbst gepflanzte Kraut überraschte ihn mit einer Schmackhaftigkeit, die er vorher nicht kennen gelernt hatte; der Schlaf beschlich ihn nach der ermüdenden Arbeit und unter selbstgebautem Dache süßer, als in der trägen Ruhe seines Paradieses. Im Kampfe mit dem Tiger, der ihn anfiel, freute er sich seiner entdeckten Gliederkraft und List,

und mit jeder überwundenen Gefahr konnte er sich selbst für das Geschenk seines Lebens danken.

Jetzt war er für das Paradies schon zu edel, und er kannte sich selbst nicht, wenn er im Drange der Noth und unter der Last der Sorgen sich in dasselbe zurückwünschte. Ein innerer ungeduldiger Trieb, der erwachte Trieb seiner Selbstthätigkeit, hätte ihn bald in seiner müßigen Glückseligkeit verfolgt, und ihm die Freuden verekelt, die er sich nicht selbst geschaffen hatte. Er würde das Paradies in eine Wildniß verwandelt, und dann die Wildniß zum Paradies gemacht haben. Aber glücklich für das Menschengeschlecht, wenn es keinen schlimmern Feind zu bekämpfen gehabt hätte, als die Trägheit des Ackers, den Grimm wilder Thiere und eine stürmische Natur! — Die Noth drängte ihn, Leidenschaften wachten auf, und waffneten ihn bald gegen Seinesgleichen. Mit dem Menschen mußte er um sein Dasein kämpfen, einen langen, lasterreichen, noch jetzt nicht geendigten Kampf, aber in diesem Kampfe allein konnte er seine Vernunft und Sittlichkeit ausbilden.

---

2. Griechenland.

An St.[1]

1. Hätt' ich dich im Schatten der Platanen,
Wo durch Blumen der Ilissus[2] rann,
Wo die Jünglinge sich Ruhm ersannen,
Wo die Herzen Sokrates gewann,
Wo Aspasia[3] durch Myrten wallte,
Wo der brüderlichen Freude Ruf
Aus der lärmenden Agora schallte,
Wo mein Plato Paradiese schuf;

2. Wo den Frühling Festgesänge würzten,
Wo die Fluten der Begeisterung
Von Minervens heil'gem Berge stürzten —
Der Beschützerin zur Huldigung —
Wo in tausend süßen Dichterstunden,
Wie ein Göttertraum, das Alter schwand;
Hätt' ich da, Geliebter! dich gefunden,
Wie vor Jahren dieses Herz dich fand!

---

[1] Vermuthlich Gotthold Friedrich Stäudlin, geb. 1758 zu Stuttgart, Kanzleiadvokat in Stuttgart, ertränkte sich im Rheine 1796. Er war der Herausgeber des Musenalmanaches, zu welchem Schiller im Jahr 1782 einen Beitrag geliefert, und galt als der Chorführer der schwäbischen Sänger. — [2] Ein Bach, der bei Athen vorbeifließt. — [3] Die Gattin des Perikles, eine der schönsten, anmuthigsten und gebildetsten Griechinnen.

3. Ach! wie anders hätt' ich dich umschlungen! —
Marathons Heroen sängst du mir,
Und die schönste der Begeisterungen
Lächelte vom trunknen Auge dir,
Deine Brust verjüngten Siegsgefühle,
Und dein Haupt, vom Lorberzweig umspielt,
Fühl'te nicht des Lebens dumpfe Schwüle,
Die so karg der Hauch der Freude kühlt.

4. Ist der Stern der Liebe dir verschwunden?
Und der Jugend holdes Rosenlicht?
Ach! umtanzt von Hellas goldnen Stunden,
Fühl'test du die Flucht der Jahre nicht!
Ewig, wie der Vesta Flamme, glühte
Muth und Liebe dort in jeder Brust,
Wie die Frucht der Hesperiden, blühte
Ewig dort der Jugend süße Lust.

5. Hätte doch von diesen goldnen Jahren
Einen Theil das Schicksal dir beschеert;
Diese reizenden Athener waren
Deines glühenden Gesangs so werth;
Hingelehnt am frohen Saitenspiele
Bei der süßen Chiertraube Blut,
Hättest du vom stürmischen Gewühle
Der Agora[4] glühend ausgeruht.

6. Ach! es hätt' in jenen bessern Tagen
Nicht umsonst so brüderlich und groß
Für ein Volk dein liebend Herz geschlagen,
Dem so gern des Dankes Zähre floß! —
Harre nur! sie kömmt gewiß die Stunde,
Die das Göttliche vom Staube trennt!
Stirb! du suchst auf diesem Erdenrunde
Edler Geist! umsonst dein Element.

7. Attika, die Riesin, ist gefallen;
Wo die alten Göttersöhne ruhn,
Im Ruin gestürzter Marmorhallen
Brütet ew'ge Todesstille nun;
Lächelnd steigt der süße Frühling nieder,
Doch er findet seine Brüder nie
In Ilissus heilgem Thale wieder —
Ewig deckt die bange Wüste sie.

---

[4] Der Markt, wo zugleich die Gerichtsverhandlungen stattfanden.

8. Mich verlangt ins beſſre Land hinüber,
Nach Alcäus und Anakreon,
Und ich ſchlief' im engen Hauſe lieber
Bei den Heiligen in Marathon;
Ach! es ſei die letzte meiner Thränen,
Die dem heilgen Griechenlande rann,
Laßt, o Parzen, laßt die Scheere tönen,
Denn mein Herz gehört den Todten an!

Stand ebenfalls zuerſt in Schillers Thalia von 1794. Es ſcheint, daß das Gedicht früher geſchrieben iſt als das „Schickſal", welches doch ſchon mehr eine gewiſſe Reife des Denkens zeigt als dieſes „Griechenland". Immer aber ſpricht noch heute die edle Begeiſterung für das Land der Hellenen an, die hier einen ſo warmen Ausdruck gefunden hat.

---

3. Der Wanderer.

(1797.)

Einſam ſtand ich und ſah in die afrikaniſchen dürren
Ebnen hinaus; vom Olymp[1] regnete Feuer herab.
Fernhin ſchlich das hagre Gebirg, wie ein wandelnd Gerippe;
Hohl und einſam und kahl blickt' aus der Höhe ſein Haupt.
Ach! nicht ſprang, mit erfriſchendem Grün, der ſchattende Wald hier
In die ſäuſelnde Luft üppig und herrlich empor;
Bäche ſtürzten hier nicht in melodiſchem Fall vom Gebirge,
Durch das blühende Thal ſchlingend den ſilbernen Strom;
Keiner Heerde vergieng am plätſchernden Brunnen der Mittag,
Freundlich aus Bäumen hervor blickte kein wirthliches Dach.
Unter dem Strauche ſaß ein ernſter Vogel geſanglos;[2]
Aengſtig und eilend flohn wandernde Störche vorbei.
Nicht um Waſſer rief ich dich an, Natur, in der Wüſte;
Waſſers bewahrte[3] mir traulich das fromme Kameel.

---

[1] Olymp als Bezeichnung des Himmels will hier und in Vers 23 nicht recht zur Wüſte paſſen. — [2] Etwa der Vogel Strauß. — [3] Die Diſtichen Hölderlins ſind Dank ſeiner hohen Begabung für ſchöne Form meiſt ſehr wohllautend; am meiſten Verſtöße macht er in der erſten Hälfte des Hexameters wie des Pentameters. Der deutſche Hexameter pflegt die Hauptcäſur viel markierter zu geſtalten als der antike Hexameter, und unſere Dichter haben in Folge davon ſich daran gewöhnt, nicht bloß den letzten ganzen Daktylus des ganzen Hexameters, alſo den fünften Fuß, daktyliſch zu geſtalten, ſondern ſie pflegen auch den letzten ganzen Fuß vor der Cäſur, alſo den zweiten Fuß, daktyliſch zu bilden. Vrgl. darüber E. Götzinger in Maſius Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik, Jahrg. XV, 1869, S. 145 ff. Hölderlin ſündigt auffallend oft gegen dieſes in der Natur des deutſchen

Um der Haine Gesang, um Gestalten und Farben des Lebens
Bat ich, vom lieblichen Glanz heimischer Fluren verwöhnt.
Aber ich bat umsonst; du erschienst mir feurig und herrlich,
Aber ich hatte dich einst göttlicher, schöner gesehn.

Auch den Eispol hab' ich besucht; wie ein starrendes Chaos
Thürmte das Meer sich da schrecklich zum Himmel empor.
Todt in der Hülle von Schnee schlief hier das gefesselte Leben,
Und der eiserne Schlaf harrte des Tages umsonst.
Ach! nicht schlang um die Erde den wärmenden Arm der Olymp hier,
Wie Pygmalions Arm um die Geliebte sich schlang.
Hier bewegt' er ihr nicht mit dem Sonnenblicke den Busen,
Und in Regen und Thau sprach er nicht freundlich zu ihr.
Mutter Erde! rief ich, du bist zur Wittwe geworden,
Dürftig und kinderlos lebst du in langsamer Zeit.
Nichts zu erzeugen und nichts zu pflegen in sorgender Liebe,
Alternd im Kinde sich nicht wiederzusehn, ist der Tod.
Aber vielleicht erwarmst du dereinst am Strahle des Himmels,
Aus dem dürftigen Schlaf schmeichelt sein Odem dich auf;
Und, wie ein Samenkorn, durchbrichst du die eherne Hülse,
Und die knospende Welt windet sich schüchtern heraus.
Deine gesparte Kraft flammt auf in üppigem Frühling;
Rosen glühen, und Wein sprudelt im kärglichen Nord.[4]

Aber jetzt kehr ich zurück an den Rhein, in die glückliche Heimath,
Und es wehen, wie einst, zärtliche Lüfte mich an.
Und das strebende Herz besänftigen mir die vertrauten
Friedlichen Bäume, die einst mich in den Armen gewiegt,
Und das heilige Grün, der Zeuge des ewigen, schönen
Lebens der Welt; es erfrischt, wandelt zum Jüngling mich um.
Alt bin ich geworden indeß; mich bleichte der Eispol,
Und im Feuer des Süds fielen die Locken mir aus.
Doch wie Aurora den Tithon,[5] umfängst du in lächelnder Blüte
Warm und fröhlich, wie einst, Vaterlandserde, den Sohn.

Herameters liegende Gesetz und zeigt eine Vorliebe für daktylischen ersten und trochäischen zweiten Fuß, wie oben Vers 11; hier in Vers 14 hätte er durch die Form bewahrete einen schönern Vers gebildet. — [4] Die Verse 31—36 entsprechen den Versen 13—18; beide Mal knüpft der Dichter an die Erscheinungen der Natur seinen besondern Wunsch, diese verkümmerte Natur vollkommner werden zu sehen; man muß beide Mal bekennen, daß der Wunsch, der das zweite Mal die Form einer möglicherweise eintretenden Prophezeiung annimmt, etwas kindisches hat, da doch kein vernünftiger Mensch seiner poetisch-menschlichen Empfindung zu Liebe etwas derartiges von der Natur fordern oder auch nur erwarten wird; höchstens ein Geolog könnte aus ganz andern Motiven an die Erfüllung einer solchen Prophezeiung denken. — [5] Tithon ehedem Sohn des Laomedon und Bruder des Priamus, der Liebling der Aurora, dem Zeus ihr zu Liebe ewiges Leben gewährte.

Seliges Land! Kein Hügel in dir wächst ohne den Weinstock,
Nieder in's schwellende Gras reget im Herbste das Obst.
Fröhlich baden im Strome den Fuß die glühenden Berge,
Kränze von Zweigen und Moos kühlen ihr sonniges Haupt.
Und, wie die Kinder hinauf zur Schulter des herrlichen Ahnherrn,
Steigen am dunkeln Gebirg Besten und Hütten hinauf.
Friedsam geht aus dem Walde der Hirsch an's freundliche Tageslicht;
Hoch in heiterer Luft siehet der Falke sich um.
Aber unten im Thal, wo die Blume sich nährt von der Quelle,
Streckt das Dörfchen vergnügt über die Wiese sich aus.
Still ist's hier; kaum rauscht von fern die geschäftige Mühle,
Und vom Berge herab knarrt das gefesselte Rad.
Lieblich tönt die gehämmerte Sens' und die Stimme des Landmanns,
Der am Pfluge dem Stier, lenkend, die Schritte gebeut,
Lieblich der Mutter Gesang, die im Grase sitzt mit dem Söhnlein,
Das die Sonne des Mais schmeichelt in lächelnden Schlaf.
Aber drüben am See, wo die Ulme das alternde Hofthor
Uebergrünt und den Zaun wilder Hollunder umblüht,
Da umfängt mich das Haus und des Gartens heimliches Dunkel,
Wo mit den Pflanzen mich einst liebend mein Vater erzog,
Wo ich froh, wie das Eichhorn, spielt' auf den lispelnden Aesten,
Oder in's duftende Heu träumend die Stirne verbarg.
Heimathliche Natur! wie bist du treu mir geblieben!
Zärtlich pflegend, wie einst, nimmst du den Flüchtling noch auf.
Noch gedeihn die Pfirsiche mir, noch wachsen gefällig
Mir an's Fenster, wie sonst, köstliche Trauben herauf.
Lockend röthen sich noch die süßen Früchte des Kirschbaums,
Und der pflückenden Hand reichen die Zweige sich selbst.
Schmeichelnd zieht mich, wie sonst, in des Walds unendliche Laube
Aus dem Garten der Pfad, oder hinab an den Bach,
Und die Pfade rötheſt du mir, es wärmt mich und spielt mir
Um das Auge, wie sonst, Vaterlandssonne! dein Licht;
Feuer trink ich und Geist aus deinem freudigen Kelche,
Schläfrig lässest du nicht werden mein alterndes Haupt.
Die du einst mir die Brust erweckteſt vom Schlafe der Kindheit,
Und mit sanfter Gewalt höher und weiter mich triebſt,
Mildere Sonne! zu dir kehr ich getreuer und weiser,
Friedlich zu werden, und froh unter den Blumen zu ruhn.

Zuerst abgedruckt in Schillers Horen von 1797. Es ist das erste Gedicht Hölderlins in antiker Form, die er von da an selten mehr verlassen hat. Offenbar ist Hölderlin durch Schillers Spaziergang dazu angeregt worden, welcher im Jahrgang 1795 der Horen abgedruckt war. Beide Dichtungen betrachten die gegenständliche Welt unter dem Bilde eines Wanderers; an Adel der Sprache, des Stils,

am Treffen dessen, was der Elegie in antikem Stile gattungsgemäß ist, steht Hölderlin schon hier Schillern kaum nach. Der Umstand, daß die Schiller'sche Dichtung ihrer ganzen Anlage nach ungleich tiefer ist, kann an und für sich Hölderlin nicht zum Vorwurfe gereichen; er hat offenbar Schillern nicht in der Idee seiner Dichtung nachstreben wollen. Dagegen ist es freilich ein Zeichen des noch jugendlichen Dichters, daß er die Motive Schillers, welche vom Spaziergange hergenommen sind und welche bei Schiller durchaus enge und nothwendige Glieder des Ganzen sind, daß Hölderlin ähnliche Wandermotive mit ähnlicher Ausführlichkeit der Betrachtung bloß als Mittel braucht, um seine Idee, daß er in der Heimat sein bestes Glück finde, an klimatischen Gegensätzen der heimatlichen Erde zu verdeutlichen. Schiller hat seine Phantasie nie bloß zu äußerlichem Schmucke verwendet; was er nicht selber erlebt hat, Aeußeres oder Inneres, bleibt von seiner Dichtung ausgeschlossen; er ist immer wahr, immer ein ganzer Mann, dessen eigener Reichthum groß genug ist, um der Dichtung Fülle und Leben zu geben. Hölderlin hat rein erfunden; er war ja nie in der Wüste und nie am Eispol, und es scheint überhaupt gewagt, das Glück, das die Heimat bietet, durch solche Gegensätze des Klimas gerade in den klimatischen Eigenthümlichkeiten der Heimat zu finden. Wohl hat es keinen Anstand, die Heimat auch um klimatischer Vorzüge willen lieb zu haben, und die Betrachtung der Heimat in dem Hölderlin'schen Gedicht ist gewiß voll warmer und wahrer Empfindung; nur der Gegensatz ist nicht der Art, daß er so viel Aufwand verdient hätte. Der durchaus realistische Göthe hat darum auch den Wanderer nur mit halber Befriedigung gelesen. „Den beiden mir überschickten Gedichten, die hier zurückkommen," schreibt er an Schiller, der ihm den Wanderer und den Aether zur Beurtheilung übersandt hatte, „bin ich nicht ungünstig und sie werden im Publikum gewiß Freunde finden. Freilich ist die afrikanische Wüste und der Nordpol weder durch sinnliches, noch durch inneres Anschauen gemalt, vielmehr sind sie durch Negationen dargestellt, da sie denn nicht, wie die Absicht ist, mit dem heitern, deutschlieblichen Bilde genugsam kontrastieren. So sieht auch das andere Gedicht mehr naturhistorisch als poetisch aus und erinnert einen an die Gemälde, wo sich die Thiere alle um Adam im Paradiese versammeln. Beide Gedichte drücken ein sanftes, in Genügsamkeit sich auflösendes Streben aus. Der Dichter hat einen heitern Blick über die Natur, mit der er doch nur durch Ueberlieferungen bekannt zu sein scheint. Einige lebhafte Bilder überraschen, ob ich gleich den quellenden Wald, als negirendes Bild gegen die Wüste, nicht gerne stehen sehe. In einzelnen Ausdrücken, wie im Versmaß wäre noch hie und da einiges zu thun. Ehe man Mehreres von dem Verfasser gelesen hätte, daß man wüßte, ob er noch andere Moyens und Talent in andern Versarten hat, wüßte ich nicht, was ihm zu rathen wäre. Ich möchte sagen, in beiden Gedichten sind gute Ingredienzien zu einem Dichter,

die aber allein keinen Dichter machen. Vielleicht thäte er am besten, wenn er einmal ein ganz einfaches idyllisches Faktum wählte und es darstellte, so könnte man eher sehen, wie es ihm mit der Menschenmalerei gelänge, worauf doch am Ende alles ankommt. Ich sollte denken, der Aether würde nicht übel im Almanach und der Wanderer gelegentlich gut in den Horen stehen." Schiller antwortete: „Es freut mich, daß Sie meinem Freunde und Schutzbefohlenen nicht ganz ungünstig sind. Das Tadelnswürdige an seiner Arbeit ist mir sehr lebhaft aufgefallen; aber ich wußte nicht recht, ob das Gute auch Stich halten würde, das ich darin zu bemerken glaubte. Aufrichtig, ich fand in diesen Gedichten viel von meiner eigenen sonstigen Gestalt, und es ist nicht das erste Mal, daß mich der Verfasser an mich erinnerte. Er hat eine heftige Subjektivität und verbindet damit einen gewissen philosophischen Geist und Tiefsinn. Sein Zustand ist gefährlich, da solchen Naturen so schwer beizukommen ist. Indessen finde ich in diesen neuen Stücken doch den Anfang einer gewissen Verbesserung, wenn ich sie gegen seine vormaligen Arbeiten halte; denn kurz, es ist Hölderlin, den Sie vor etlichen Jahren bei mir gesehen haben. Ich würde ihn nicht aufgeben, wenn ich nur eine Möglichkeit wüßte, ihn aus seiner eigenen Gesellschaft zu bringen und einem wohlthätigen und dauernden Einflusse zu öffnen. Er lebt jetzt als Hofmeister in einem Kaufmannshause zu Frankfurt und ist also in Sachen des Geschmacks in der Poesie auf sich selber eingeschränkt und wird in dieser Lage immer mehr in sich selbst hineingetrieben." Göthe erwiederte: „Ich will Ihnen nur auch gestehen, daß mir etwas von Ihrer Art und Weise aus den Gedichten entgegensprach, eine ähnliche Richtung ist wohl nicht zu verkennen; allein sie haben weder die Fülle, noch die Stärke, noch die Tiefe Ihrer Arbeiten. Indessen rekommandiert diese Gedichte, wie ich schon gesagt habe, eine gewisse Lieblichkeit, Innigkeit und Mäßigkeit, und der Verfasser verdient wohl, besonders da Sie frühere Verhältnisse zu ihm haben, daß Sie das Mögliche thun, um ihn zu lenken und zu leiten." Mehreres in Hölderlins Leben von Schwab.

Hölderlins Sehnsucht nach dem Frieden der Heimat hat übrigens seine Quelle nicht bloß in des Dichters Naturanlage; sachlich und sprachlich erinnert der dritte Theil des „Wanderers" wie die übrigen Heimatgedichte Hölderlins ganz frappant an Scenen in Schillers Räubern, an die zweite Scene des dritten Aktes und besonders an die erste Scene des vierten Aktes. Moor ist mit den Räubern nach dem Mooriſchen Schloß zurückgekehrt und spricht: „Sei mir gegrüßt, Vaterlands-Erde! Vaterlands-Himmel! Vaterlands-Sonne! — und Fluren und Hügel und Ströme und Wälder! Seid alle, alle mir herzlich gegrüßt! — Wie so köstlich wehet die Luft von meinen Heimat-Gebürgen! wie strömt balsamische Wonne aus euch dem armen Flüchtling entgegen! — Elysium! dichterische Welt! Halt ein, Moor! Dein Fuß wandelt in einem heiligen Tempel! Sieh da auch die

Schwalbennester im Schloßhof — auch das Gartenthürchen! — und diese Ecke am Zaun, wo du so oft den Sänger belauschtest und neckte — und dort unten das Wiesenthal, wo du der Held Alexander deine Macedonier in's Treffen bei Arbela führtest, und neben dran der grasigte Hügel, von welchem du den persischen Satrapen niederwarfst — und deine siegende Fahne flatterte hoch! — Die goldnen Maienjahre der Knabenzeit leben wieder auf in der Seele des Elenden — da warst du so glücklich, warst so ganz, so wolkenlos heiter — und nun — da liegen die Trümmer deiner Entwürfe! Hier solltest du wandeln dereinst, ein großer, stattlicher, gepriesener Mann — hier dein Knabenleben in Amalias blühenden Kindern zum zweiten Mal leben — hier! hier der Abgott deines Volks — aber der böse Feind schmollte darzu! — Warum bin ich hierher gekommen? daß mir's gienge wie dem Gefangenen, den der klirrende Eisenring aus Träumen der Freiheit aufjagt — nein, ich gehe in mein Elend zurück! — Lebt wohl, ihr Vaterlandsthäler! einst sahet ihr den Knaben Karl, und der Knabe Karl war ein glücklicher Knabe — jetzt sahet ihr den Mann, und er war in Verzweiflung."

4. Die Eichbäume.[1]

Aus den Gärten komm ich zu euch, ihr Söhne des Berges!
Aus den Gärten, da lebt die Natur geduldig und häuslich,
Pflegend und wieder gepflegt, mit dem fleißigen Menschen zusammen.
Aber ihr, ihr Herrlichen! steht wie ein Volk von Titanen,
In der zahmeren Welt, und gehört nur euch und dem Himmel,
Der euch nährt' und erzog, und der Erde, die euch geboren.
Keiner von euch ist noch in der Menschen Schule gegangen,
Und ihr drängt euch, fröhlich und frei, aus kräftiger Wurzel
Unter einander herauf und ergreift, wie der Adler die Beute,
Mit gewaltigem Arme den Raum, und gegen die Wolken
Ist euch heiter und groß die sonnige Krone gerichtet.
Eine Welt ist jeder von euch; wie die Sterne des Himmels
Lebt ihr, jeder ein Gott, in freiem Bunde zusammen.
Könnt ich die Knechtschaft[2] nur erdulden, ich neidete nimmer
Diesen Wald und schmiegte mich gern an's gesellige Leben.
Fesselte nur nicht mehr an's gesellige Leben das Herz mich,
Das von Liebe nicht läßt, wie gern würd' ich unter euch wohnen!

[1] Aus Schillers Horen von 1797. — [2] Die Gebundenheit, mit der das gesellige Leben jeden, der ihm angehört, unter die Gesetze der Gesellschaft zwingt; ihr widersteht des Dichters Freiheitsgefühl, und er beneidet darum die Selbständigkeit der Eichbäume; er würde sie nicht beneiden und schmiegte sich gern an's gesellige Leben, wenn es in seiner Natur läge, diese Knechtschaft ertragen zu können; dennoch zieht ihn die Liebe in das ihm verhaßte gesellige Leben.

5. Ehemals und Jetzt.[1]

In jüngeren Tagen war ich des Morgens froh,
Des Abends weint' ich; jetzt, da ich älter bin,
Beginn ich zweifelnd meinen Tag; doch
Heilig und heiter ist mir sein Ende.

[1] Zuerst in Neuffers Taschenbuch für Frauenzimmer von 1799. Alkäische Strophe.

6. Die Heimath.

Froh kehrt der Schiffer heim an den stillen Strom,
Von Inseln fernher, wenn er geerntet hat;
So käm' auch ich zur Heimath, hätt' ich
Güter so viele, wie Leid, geerntet.

Ihr theuern Ufer, die mich erzogen einst,
Stillt ihr der Liebe Leiden, versprecht ihr mir,
Ihr Wälder meiner Jugend, wenn ich
Komme, die Ruhe noch einmal wieder?

Am kühlen Bache, wo ich der Wellen Spiel,
Am Strome, wo ich gleiten die Schiffe sah,
Dort bin ich bald; euch traute Berge,
Die mich behüteten einst, der Heimath

Verehrte sichre Grenzen, der Mutter Haus,
Und liebender Geschwister Umarmungen
Begrüß ich bald, und ihr umschließt mich
Daß, wie in Banden,[1] das Herz mir heile,

Ihr treu gebliebenen! aber ich weiß, ich weiß,
Der Liebe Leid, dies heilet so bald mir nicht,
Dies singt kein Wiegensang, den tröstend
Sterbliche singen, mir aus dem Busen.

Denn sie, die uns das himmlische Feuer leihn,
Die Götter schenken heiliges Leid uns auch,
Drum bleibe dies. Ein Sohn der Erde
Bin ich; zu lieben gemacht, zu leiden.

TAYLOR INST. OXFORD

[1] Wie sehr es auch in Banden liegt.

Zuerst in Neuffers Taschenbuch für Frauenzimmer von 1799. Es ist ein Diotima-Gedicht, um's Jahr 1798 geschrieben; denn im Herbst dieses Jahrs verließ Hölderlin Frankfurt; zur Mutter nach

Nürtingen ist er erst im Jahr 1800 zurückgekehrt. Das Gedicht hatte in Neuffers Taschenbuch bloß folgende zwei Strophen:

Froh kehrt der Schiffer heim an den stillen Strom
Von fernen Inseln, wo er geerntet hat;
Wohl möcht auch ich zur Heimath wieder,
Aber was hab' ich, nur Leid, geerntet?

Ihr holden Ufer, die ihr mich auferzogt,
Stillt ihr der Liebe Leiden? ach gebt ihr mir,
Ihr Wälder meiner Kindheit! wann ich
Komme, die Ruhe noch Einmal wieder?

Das Strophenmaß ist das alkäische:

⏑ — | ⏑ — | ⏑ ‖ — ⏑ ⏑ | — ⏑ | —
⏑ — | ⏑ — | ⏑ ‖ — ⏑⏑ | — ⏑ | —
⏑ — | ⏑ — | ⏑ — | ⏑ — | ⏑
— ⏑⏑ | — ⏑⏑ | — ⏑ | — ⏑

Die beiden ersten Verse bestehen aus zwei Halbversen; der erste ist ein katalektischer jambischer Dreifüßler, der zweite Halbvers ein katalektischer daktylisch-trochäischer Dreifüßler, der dritte Vers ein katalektischer fünffüßiger Jambus, der vierte Vers ein akatalektischer daktylisch-trochäischer Vierfüßler. Es entspricht also der jambische dritte Vers den beiden ersten Vershälften, der daktylisch-trochäische vierte Vers den beiden zweiten Vershälften; erst lebhaft munter, dann eine Pause, welcher nach einem daktylischen Fuß zwei schwere Trochäen folgen, durch die Katalexis noch schwerer geworden; dieser Wechsel vom lebendigen zum schweren Rhythmus geht zweimal durch, und es ist der Aufgesang der Strophe. Der Abgesang läßt dieselben Bewegungen, aber in längern, einfachen Versen nachtönen, und zur Erhöhung der rhythmischen Mannigfaltigkeit schließt Vers 3 katalektisch, Vers 4 akatalektisch. Hölderlin betont die Cäsur in den beiden ersten Versen nur mäßig, ja in Vers 2 der vierten Strophe ist die Cäsur unterdrückt; ebenso erlaubt er sich häufig sog. Enjambements, ein Hinübergleiten der Rede aus einer Strophe in die nachfolgende. Sonst rinnt der Fluß seines Rhythmus überaus klar und rein.

---

7. Der Tod für's Vaterland.[1]

1. Du kommst, o Schlacht! schon wogen die Jünglinge
Hinab von ihren Hügeln, hinab in's Thal,
Wo keck herauf die Würger dringen,
Sicher der Kunst und des Arms; doch sichrer

[1] Zuerst in Neuffers Taschenbuch für Frauenzimmer von 1800.

2. Kömmt über sie die Seele der Jüngling;
Denn die Gerechten schlagen, wie Zauberer,
Und ihre Vaterlandsgesänge
Lähmen die Kniee der Ehrelosen.

3. O nehmt mich, nehmt mich mit in die Reihen auf,
Damit ich einst nicht sterbe gemeinen Tods!
Umsonst zu sterben lieb' ich nicht; doch
Lieb ich, zu fallen am Opferhügel

4. Für's Vaterland, zu bluten des Herzens Blut
Für's Vaterland — und bald ist's geschehen! Zu euch
Ihr Theuren! komm ich, die mich leben
Lehrten und sterben, zu euch hinunter!

5. Wie oft im Lichte dürstet' ich euch zu sehn,
Ihr Helden und ihr Dichter aus alter Zeit!
Nun grüßt ihr freundlich den geringen
Fremdling, und brüderlich ist's hier unten.

---

8. Seiner Großmutter zum zwei und siebzigsten Geburtstag.

(1799.)

Vieles hast du erlebt, du theure Mutter! und ruhst nun
Glücklich, von Fernen und Nahn' liebend beim Namen genannt,
Mir auch herzlich geehrt in des Alters silberner Krone,
Unter den Kindern, die dir reifen und wachsen und blühn;
Langes Leben hat dir die sanfte Seele gewonnen,
Und die Hoffnung, die dich freundlich im Leiden geführt.
Denn zufrieden bist du und fromm, wie die Mutter, die einst den
Besten der Menschen, den Freund unserer Erde, gebar.
Ach! sie wissen es nicht, wie der Hohe wandelt' im Volke,
Und vergessen ist fast, was der Lebendige war.
Wenige kennen ihn doch, und oft erscheinet erheiternd
Mitten in stürmischer Zeit ihnen das himmlische Bild.
Allversöhnend und still, mit armen Sterblichen gieng er,
Dieser einzige Mann, göttlich im Geiste, dahin;
Keins der Lebenden war aus seiner Seele geschlossen,
Und die Leiden der Welt trug er an liebender Brust,
Mit dem Tode befreundet' er sich; im Namen der Andern
Gieng er aus Schmerzen und Mühn, siegend, zum Vater zurück.
Und du kennest ihn auch, du theuere Mutter, und wandelst
Glaubend und duldend und still ihm dem Erhabenen nach.
Sieh! es haben mich selbst verjüngt die kindlichen Worte,
Und es rinnen, wie einst, Thränen vom Auge mir noch.
Und ich denke zurück an längst vergangene Tage,
Und die Heimath erfreut wieder mein einsam Gemüth,

Und das Haus, wo ich einst bei deinen Segnungen aufwuchs,
Wo, von Liebe genährt, schneller der Knabe gedieh.
Ach! wie dacht' ich dann oft, du solltest meiner dich freuen,
Wenn ich ferne mich sah wirkend in offener Welt.
Manches hab' ich versucht und geträumt und habe die Brust mir
Wund gerungen indeß, aber ihr heilet sie mir,
O ihr Lieben; und lange wie du, o Mutter, zu leben,
Will ich lernen; es ist ruhig das Alter und fromm!
Kommen will ich zu dir; dann segne den Enkel noch einmal,
Daß dir halte der Mann, was er, als Knabe, gelobt.

---

9. Des Morgens.

1. Vom Thaue glänzt der Rasen, beweglicher
Eilt schon die wache Quelle; die Birke neigt
Ihr schwankes Haupt und im Geblätter
Rauscht es und schimmert; und um die grauen

2. Gewölke streifen röthliche Flammen dort,
Verkündende; sie wallen geräuschlos auf;
Wie Fluthen am Gestade wogen
Höher und höher die wandelbaren.

3. Komm nun, o komm, und eile mir nicht zu schnell,
Du goldner Tag, zum Gipfel des Himmels fort;
Denn offner fliegt, vertrauter dir mein
Auge, du Freudiger! zu, so lang du

4. In deiner Schöne jugendlich blickst und noch
Zu herrlich nicht, zu stolz mir geworden bist;
Du möchtest immer eilen, könnt' ich,
Göttlicher Wanderer, mit dir! — doch lächelst

5. Des frohen Uebermüthigen du, daß er
Dir gleichen möchte; segne mir lieber dann
Mein sterblich Thun und heitre wieder,
Gütiger! heute den stillen Pfad mir.

Zuerst im brittischen Damenkalender und Taschenbuch für 1800. Auch dieses Gedicht erinnert, wie der Wanderer, an eine Stelle in Schillers Räubern, Akt 3, Scene 2: „Wie herrlich die Sonne dort untergeht! — So stirbt ein Held! — Anbetungswürdig! — Da ich noch ein Bube war — wars mein Lieblingsgedanke, wie sie zu leben, zu sterben, wie sie!"

---

10. Abendphantasie.[1]

1. Vor seiner Hütte ruhigem Schatten sitzt
Der Pflüger; dem Genügsamen rauscht sein Herd.
Gastfreundlich tönt dem Wanderer im
Friedlichen Dorfe die Abendglocke.

2. Wohl kehren jetzt die Schiffer zum Hafen auch;
In fernen Städten fröhlich verrauscht des Markts
Geschäft'ger Lärm; in stiller Laube
Glänzt das gesellige Mahl den Freunden.

3. Wohin denn ich? Es leben die Sterblichen
Von Lohn und Arbeit; wechselnd in Müh und Ruh
Ist alles freudig; warum schläft denn
Nimmer nur mir in der Brust der Stachel?

4. Am Abendhimmel blühet ein Frühling auf;
Unzählig blühn die Rosen, und ruhig scheint
Die goldne Welt; o dorthin nehmt mich,
Purpurne Wolken! und möge droben

5. In Licht und Luft zerrinnen mir Lieb und Leid! —
Doch, wie verscheucht von thörichter Bitte, flieht
Der Zauber; dunkel wird's, und einsam
Unter dem Himmel, wie immer, bin ich.

6. Komm du nun, sanfter Schlummer! zu viel begehrt
Das Herz; doch endlich, Jugend, verglühst du ja,
Du ruhelose, träumerische!
Friedlich und heiter ist dann das Alter.

[1] Im brittischen Damenkalender für 1800.

11. Sonnenuntergang.[1]

Wo bist du? trunken dämmert die Seele mir
Von aller deiner Wonne; denn eben ist's,
Daß ich gelauscht, wie, goldner Töne
Voll, der entzückende Sonnenjüngling

Sein Abendlied auf himmlischer Leyer spielt';
Es tönten rings die Wälder und Hügel nach;
Doch fern ist er zu frommen Völkern,
Die ihn noch ehren, hinweggegangen.

[1] In Neuffers Taschenbuch für Frauenzimmer von 1800.

12. Der Neckar.

1. In deinen Thälern wachte mein Herz mir auf
Zum Leben, deine Wellen umspielten mich,
Und all' der holden Hügel, die dich,
Wanderer! kennen, ist keiner fremd mir.

2. Auf ihren Gipfeln löste des Himmels Luft
Mir oft der Knechtschaft Schmerzen; und aus dem Thal
Wie Leben aus dem Freudebecher
Glänzte die bläuliche Silberwelle.

3. Der Berge Quellen eilten hinab zu dir,
Mit ihnen auch mein Herz, und du nahmst uns mit
Zum still erhabnen Rhein, zu seinen
Städten hinunter und lust'gen Inseln. —

4. Noch dünkt die Welt mir schön, und das Aug' entflieht,
Verlangend nach den Reizen der Erde, mir
Zum goldnen Pactol,[1] zu Smyrnas
Ufer, zu Ilions Wald. Auch möcht' ich

5. Bei Sunium[2] oft landen, den stummen Pfad
Nach deinen Säulen fragen, Olympion![3]
Noch eh der Sturmwind und das Alter
Hin in den Schutt der Athenertempel

6. Und ihrer Gottesbilder auch dich begräbt;
Denn lang schon einsam stehst du, o Stolz der Welt,
Die nicht mehr ist. Und o ihr schönen
Inseln Joniens, wo die Meerluft

7. Die heißen Ufer kühlt und den Lorbeerwald
Durchsäuselt, wenn die Sonne den Weinstock wärmt.
Ach! wo ein goldner Herbst dem armen
Volk in Gesänge die Seufzer wandelt,

8. Wenn sein Granatbaum reift, wenn aus grüner Nacht
Die Pomeranze blinkt, und der Mastixbaum
Von Harze träuft, und Pauk und Cymbel
Zum labyrinthischen Tanze klingen.

9. Zu euch, ihr Inseln! bringt mich vielleicht, zu euch
Mein Schutzgott einst; doch weicht mir aus treuem Sinn
Auch da mein Neckar nicht mit seinen
Lieblichen Wiesen und Uferweiden.

---

[1] Pactolus, Fluß in Phrygien, worin sich auf des Gottes Dionysos Befehl der König Midas baden mußte, worauf der Fluß goldreich ward. — [2] Vorgebirge in Attica mit einem Tempel. — [3] Eigentlich das Olympeion, Tempel des Olympischen Zeus in Athen, auch Pantheon genannt, 4 Stadien im Umfange, von Perikles begonnen, von Hadrian beendet; noch stehen 16 von seinen gewaltigen korinthischen Säulen.

Zuerst in der Aglaja von 1801. Es ist dieses eine der herrlichsten Oden in antikem Stile, die wir besitzen, und dabei so deutsch, so herzlich gedacht, als nur je aus einem deutschen Dichtergemüthe ein Gedicht geflossen ist. Ausgehend vom Neckar, dem Fluß seiner Heimat; in Lauffen, wo er geboren; in Nürtingen, wo er die Knabenjahre verlebt und wohin er so oft als Jüngling und Mann zu Mutter und zu den Geschwistern aus des Lebens Drang sich gerettet; in Tübingen, wo er im Stift so manchmal die beengende Knechtschaft der Zucht und der Schule gefühlt, hatte er auf den Bergen und in den Thälern des Neckar sein Herz wieder gesunden lassen; mit dem Neckar ist seine Seele hinuntergezogen an den Rhein und weiter nach dem Ocean und bis nach Griechenland, dem Ziele seiner Sehnsucht; dahin einst zu gelangen, ist sein sehnlichster Wunsch; und doch — so kehrt die Ode wieder in den Gedanken zurück, von dem sie ausgegangen, doch bleibt in treuer Erinnerung der Fluß seiner Heimat.

In Hölderlins Gedichten steht mit der Anmerkung „Variation des obigen: Der Neckar" eine Ode, der Main.

Da dieselbe ein Jahr früher als „Der Neckar", nämlich im Jahrgang 1800 des britischen Damenkalenders gedruckt wurde, dürfte sie als erster Entwurf betrachtet werden; wir setzen sie ganz hierher:

Der Main.

Wohl manches Land der lebenden Erde möcht'
Ich sehn, und öfters über die Berg' enteilt
Das Herz mir und die Wünsche wandern
Ueber das Meer, zu den Ufern, die mir
Vor andern, so ich kenne, gepriesen sind,
Doch lieb ist in der Ferne nicht eines mir,
Wie jenes, wo die Göttersöhne
Schlafen, das trauernde Land der Griechen.
Ach! einmal dort an Suniums Küste möcht'
Ich landen, deine Säulen, Olympion!
Erfragen, dort, noch eh' der Nordsturm
Hin in den Schutt der Athenertempel
Und ihrer Göttertempel auch dich begräbt;
Denn lang schon einsam stehst du, o Stolz der Welt,
Die nicht mehr ist! — und o ihr schönen
Inseln Joniens, wo die Lüfte,
Vom Meere kühl, an warme Gestade wehn,
Wenn unter kräft'ger Sonne die Traube reift,
Ach! wo ein goldner Herbst dem armen
Volk in Gesänge die Seufzer wandelt,
Wenn die Betrübten jetzt ihr Limonenwald,
Und ihr Granatbaum, purpurner Aepfel voll,
Und süßer Wein und Pauk und Zithar
Zum labyrinthischen Tanze ladet. —
Zu euch vielleicht, ihr Inseln! geräth noch einst
Ein heimatloser Sänger; denn wandern muß
Von Fremden er zu Fremden und die
Erde, die freie, sie muß ja leider

Statt Vaterlands ihm dienen, so lang er lebt,
Und wenn er stirbt — doch nimmer vergeß ich dich,
So fern ich wandre, schöner Main! nur
Deine Gestade, die vielbeglückten.

Gastfreundlich nahmst du, Stolzer, bei dir mich auf
Und heiterte das Auge dem Fremdlinge,
Und still hingleitende Gesänge
Lehrtest du mich und geräuschlos Leben.

O ruhig mit den Sternen, du Glücklicher!
Wallst du von deinem Morgen zum Abend fort,
Dem Bruder zu, dem Rhein; und dann mit
Ihm in den Ocean freudig nieder!

---

13. Rückkehr in die Heimath.

1. Ihr milden Lüfte, Boten Italiens!
Und du mit deinen Pappeln, geliebter Strom!
Ihr wogenden Gebirg'! o all' ihr
Sonnigen Gipfel! so seid ihr's wieder.

2. Du stiller Ort! in Träumen erschienst du fern
Nach hoffnungslosem Tage dem Sehnenden,
Und du, mein Haus, und ihr Gespielen,
Bäume des Hügels, ihr wohlbekannten!

3. Wie lang ist's, o wie lange! Des Kindes Ruh
Ist hin, und hin ist Jugend und Lieb' und Glück;
Doch du, mein Vaterland, du heilig-
Duldendes, siehe, du bist geblieben!

4. Und darum, daß sie dulden mit dir, mit dir
Sich freuen, erziehst du theures, die Deinen auch,
Und mahnst in Träumen, wenn sie ferne
Schweifen und irren, die Ungetreuen.

5. Und wenn im heißen Busen dem Jünglinge
Die eigenmächt'gen Wünsche besänftiget
Und stille vor dem Schicksal sind, dann
Giebt der Geläuterte dir sich lieber.

6. Lebt wohl denn, Jugendtage, du Rosenpfad
Der Lieb', und all ihr Pfade des Wanderers.
Lebt wohl! und nimm und segne du mein
Leben, o Himmel der Heimath, wieder!

Zuerst in Hölderlins Gedichten von 1826. Ch. Th. Schwab setzt es in das Jahr 1800, während Andere es dem Jahr 1801 zuweisen.

14. Die Nacht.[1]

(Fragment.)

Ringsum ruhet die Stadt, still wird die erleuchtete Gasse,
Und mit Fackeln geschmückt rauschen die Wagen hinweg.
Satt gehen heim, von Freuden des Tages zu ruhen, die Menschen,
Und Gewinn und Verlust wäget ein sinniges Haupt
Wohl zufrieden zu Haus; leer steht von Trauben und Blumen,
Und von Werken der Hand ruht der geschäftige Markt.
Aber das Saitenspiel tönt fern aus Gärten; vielleicht, daß
Dort ein Liebender spielt oder ein einsamer Mann
Ferner Freunde gedenkt und der Jugendzeit; und die Brunnen
Immerquillend und frisch, rauschen an duftendem Beet.
Still in dämmriger Luft ertönen geläutete Glocken,
Und der Stunden gedenk rufet ein Wächter die Zahl.
Jetzt auch kommet ein Wehn und regt die Gipfel des Hains auf,
Sieh! und das Ebenbild unsrer Erde, der Mond
Kommet geheim nun auch; die Schwärmerische, die Nacht kommt,
Voll mit Sternen und wohl wenig bekümmert um uns,
Glänzt die Erstaunende dort, die Fremdlingin unter den Menschen,
Ueber Gebirgeshöhn traurig und prächtig herauf.

[1] Zuerst in der Ausgabe von 1826.

XIII.

Ludwig Uhland.

Geboren den 26. April 1787 zu Tübingen, gestorben daselbst den 13. November 1862.

Uhland trat schon sehr früh, i. J. 1807, als Dichter auf und zwar in engster Verbindung mit der romantischen Schule, als deren Häupter damals Ludwig Tieck, Ludwig Achim von Arnim und Clemens Brentano hervorragten. Innerhalb der Schule machte sich gerade eine neue Richtung geltend. Während man von der einen Seite fortfuhr, alle poetischen Formen der Fremde, mit Ausnahme der französischen, nachzubilden, strebte man auf der andern Seite dahin, der Form mehr Innigkeit, volksmäßigere Einfalt und größere Ungebundenheit, zugleich auch einen wärmern und deutschern Inhalt zu geben. Diese beiden Richtungen scheinen sich zu widersprechen, ja gegenseitig aufzuheben und doch war die neue ganz natürlich herbeigeführt worden. Als gemeinsamer Mittelpunkt aller Richtungen galt die Wiedererweckung des Mittelalters und der Anschauungsweise desselben. Indem man nun die romantische abenteuerlich-bunte Dichtungsweise des Mittelalters hervorzog und auf derselben eine neue Romantik gründen wollte, ließ man auch der ältern deutschen Poesie ihr Recht widerfahren, und so gelangte man endlich zu der kunstlosen germanischen Volksdichtung, zum scandinavischen und deutschen Helden- und Liebesliede.

Man irrt sich, wenn man meint, die Gründer und Anhänger der neuen Schule hätten die sogenannte klassische Dichtung, welche auf dem Vorgange der alten Welt beruhte, herabgesetzt und verachtet; sie behaupteten nur, diejenige Dichtung, welche sie die romantische nannten, habe gleiches Recht und gleichen Werth und schicke sich mehr für unsere Zeit; sie stellten ferner den Grundsatz auf, jede Kunst müsse sich auf historischem Wege naturgemäß entwickeln; die deutsche Dichtkunst, welche im Mittelalter in hoher Blüte gestanden, sei durch die Reformation und spätere Nachahmung der französischen Poesie, die wiederum eine falsche Nachäffung der antiken sei, in ihrer natürlichen Entwickelung gehemmt worden, müsse also wieder einen Sprung zurück

thun und in der Vergangenheit ihre Anknüpfungspunkte suchen. Da nun die ganze neuere Geistesrichtung im herbsten, oft ungerechtesten Gegensatze zum Mittelalter stand, aus dessen Einrichtungen man allen Druck der Gegenwart herleitete; so stellte sich die neue Dichterschule auch in eine feindselige Richtung zu den Neigungen und Ansichten der neuern Zeit. Eben so feindete sie diejenigen Dichter an, welche die Wirklichkeit zum Gegenstande wählten und dieselbe poetisch zu veredeln suchten; endlich zeigte sich auch ein entschiedenes Misswollen gegen Schiller, der zwar keineswegs der Wirklichkeit huldigte, aber offenbar die Anforderungen der Gegenwart in feuriger Rede aussprach. Vielleicht lag das dunkle Gefühl zu Grunde, daß dieser Mann eine Poesie begründe und zu Ehren bringe, welche weder mit der alten classischen, noch mit ihrer romantischen etwas gemein habe, was schon insofern ein Vergehen war, da nach der Lehre ihrer Gründer es nur zwei Classen der Poesie gab: die classische und die romantische.

Beliebt war die neue Schule durchaus nicht, und die Anfeindung hochgeachteter Namen machte sie noch unbeliebter. An Mangel schöpferischer Dichterkraft, die man den Schlegeln schuld geben konnte, lag es nicht mehr; denn die drei obengenannten Männer hatten von der Natur eine reiche Fülle poetischer Begabung empfangen. Daß den Dichter die unmittelbare Vergegenwärtigung seines Gegenstandes mache, nicht das Reden vom Gegenstande und eine Empfindungsseligkeit über denselben: dies empfanden sie tief; daß der Dichter das, was er darstellen wollte, erst selbst schauen und dann durch kräftige, scharfbegrenzte Bilder vor die Einbildungskraft des Hörers rücken müsse, wußten sie ebenfalls und vermochten es, forderten es auch von aller Poesie, auch der classischen. Daß in dem Einzel-Ausdrucke für den Gedanken, so wie in dem Grundtone, der die Darstellung beherrsche, eine geheimnisvolle Beziehung zur innern Stimmung des Dichters liegen müsse: war ein Hauptglaubensartikel der Schule, und sie hatte insofern ganz Recht, als diese Erregung der Stimmung ein wesentliches Element der Poesie ist; sie hatte aber in der Ausführung ganz Unrecht, da sie diese Stimmung absichtlich und gewaltsam und durch sonderbare Mittel hervorrief. Das Colorit beherrschte größtentheils die Erzeugnisse dieser Dichter; dagegen vermißte man fast durchgehends eine feste klare Gestaltung, namentlich aber Reinheit und schöne Anordnung des Ganzen, die Motivierung des Folgenden durch das Vorhergehende, den vernünftigen oder wenigstens denkbaren Zusammenhang der einzelnen Theile. Aus Feindschaft gegen den nüchternen Verstand wurden sie zu grillenhaften und träumerischen Phantasten.

Von der Wirklichkeit wandten sie sich ganz ab; nicht sowohl in Bezug auf die Gegenstände, was nichts zu sagen gehabt hätte, sondern in Bezug auf den Gedankeninhalt und die Weltanschauung ihrer Zeit, und man kann im Einzelnen wohl behaupten, daß manchem

Romantiker seine eigenen Gedanken ziemlich fremd vorgekommen sind. Dies zeigte sich besonders in Behandlung des Wunderbaren; denn anstatt die Auffassungsweise der Mitlebenden in Anspruch zu nehmen und eine Welt des Uebernatürlichen zu gestalten, die wirklich dem Sinne der Zeitgenossen anmuthete: verwandelten sie das Wunderbare ins handgreifliche Wunderwerk, das Geheimnisvolle ins Unheimliche, das Erschütternde ins Peinliche und Grauenvolle, oder wurden geradezu abgeschmackt und gemein. Konnten sie nun zufolge ihrer Bequemlichkeit oder Willkür in Zeichnung und Anordnung nicht als Künstler wirken, so verscherzten sie durch die Fremdartigkeit ihrer innern Welt ganz und gar die Wirksamkeit des Sehers. Es blieb also noch die des Sängers übrig, und in der That schienen es mehrere darauf angelegt zu haben, als Sänger zu gelten, da sie aller Dichtung eine lyrische Färbung gaben. Allein die Wirksamkeit des Sängers hängt zu eng mit der Gewalt über die Sprache zusammen und mit der geheimnisvollen Macht, welche diese an sich ausübt. Gerade die Sprache der Romantiker aber war es, was die meisten Leser abstieß. Denn da ihre Poesie sich gar nicht unmittelbar an wirkliche, klar vorhandene Gedanken anknüpfte, sondern an ein seliges Träumen und dunkles Fühlen: so fand sie in der Sprache oft gar keinen Ausdruck, und diese wurde so trüb und nebelhaft wie der Gedanke selbst. Umgekehrt sog aber oft diese Poesie ihre Hauptnahrung aus der Sprache, indem sie sich an Klänge und Schälle, Reime und Wortspiele anlehnte; der Reim überhaupt mit seiner weiten Verwandtschaft (und die Wortspiele gehören auch hierher) wurde von dieser Schule sehr gepflegt, dagegen die rhythmische Seite der Sprache durchaus vernachlässigt, und da die musikalische und rhetorische Wirkung im Deutschen weit weniger vom Reime abhängt, als von rhythmischer und periodischer Bewältigung des Wortes: so stand die Schule auch hier im Nachtheil.

Unter solchen Umständen war es eine Wohlthat, daß man endlich auf das deutsche und scandinavische Volks- und Heldenlied fiel. Denn wollte man sich aus Bequemlichkeit oder Grille den Anforderungen strengerer Kunst nicht unterwerfen: so war es freilich am gerathensten, ganz von vorn anzufangen und sich zu Dichtungen zu wenden, wo die Abwesenheit der Kunst nicht aus Willkür und falscher Ansicht hervorgegangen ist, die vielmehr aller Kunst vorangiengen: die germanische Volks- und Heldendichtung hat etwas Uranfängliches, Rohes, Hartes und Strenges, dagegen aber auch alle Kraft und Gewalt eines jugendlich unbeschränkten und ungezähmten Lebens, das alles Aeußerliche verschmäht. Diese Poesie kennt den Schmuck und die individuelle Färbung wenig oder gar nicht; sie will nichts thun als gemeinsamen Erinnerungen und gemeinsamen Gefühlen einen Ausdruck geben, der ebenfalls allen gemeinsam ist.

Von dem Unterschiede zwischen Volksgesang und ausgebildeter Kunstdichtung hatte man seit Herders und Bürgers Auftreten viel

geredet, wurde aber erst jetzt darüber klar, indem man Erzeugnisse beiderlei Art in der gleichen Sprache und aus dem gleichen Volke vor sich hatte: im Norden die kunstreiche Edda im Gegensatz zu den dänischen und schwedischen Heldenliedern, im eigentlichen Deutschland die ritterlich-höfische Poesie der Minnesinger und Aventurendichter im Gegensatz zu den Nibelungen und andern Heldensagen, aus der spätern Zeit die Meistersänger im Gegensatz zum eigentlichen Volksliede. Frühere Anpreiser der Volkspoesie hatten ganz verschiedenartige Dinge vermischt und diejenige Dichtung, die im Volke entsteht, im Volke fortlebt, Erlebnisse, Erinnerungen und Neigungen des Volkes in kurzem, einfachem Ausdrucke festhält, bald mit alter Poesie überhaupt, bald mit nationaler Form der Dichtung, bald mit herabgekommener und ausgearteter Kunst verwechselt; oft auch den Charakter der Volksdichtung darin gesetzt, daß sie die täglichen Beschäftigungen des Volkes besänge und in Verse brächte. Der letzten Ansicht hatte sich die romantische Schule immer widersetzt, dagegen war sie in die andern Fehler auch gefallen. Den Brüdern Grimm, die sich dieser Schule damals in manchen Bestrebungen anschlossen, hat man, wie so vieles andere, auch eine schärfere Bestimmung des Begriffes der Volksdichtung zu danken. Das Eingehen in dieselbe machte ein Eingehen in die poetischen Stoffe des Volkes fast nothwendig, und so versenkte man sich nicht bloß in den Ton des Volksliedes, sondern auch in die alte Sage und Ueberlieferung, wie sie noch mündlich fortlebten, in Glauben, Sitte, Recht, Sprache, Schicksale, Geschichte unserer Vorfahren, lernte nicht nur die Vorzeit besser kennen und vorsichtiger behandeln, sondern gewann auch eine wirkliche Liebe zu derselben, so daß was anfangs phantastische Grille und eingebildete Träumerei gewesen, jetzt sich in aufrichtigen, wohlthätigen Ernst verwandelte. Die traurige Gegenwart, welche überhaupt wohl die Romantik mit geboren, trug unfehlbar zu dieser Anhänglichkeit an alte Vergangenheit und an Natur bei; denn die Zeit war für edle vaterländische Gemüther so trostlos geworden, daß man das Vaterland nur in seiner Vorzeit, in den Sagen, Märchen und Liedern des Volkes, in seinen Wäldern und Bergen suchen mußte.

Als Vorkämpfer der neuen Richtung kann man Arnim ansehen, wenigstens war er der unermüdlichste. Er gab 1808 mit Brentano die unter dem Namen Wunderhorn bekannte Sammlung heraus; zugleich aber eröffnete er in der Zeitschrift „Tröst-Einsamkeit“ [1] einen Sprechsaal für Gleichgesinnte und Mitstrebende. Er sowohl jedoch als seine Freunde Brentano und Joseph Görres hatten keine tiefe und klare Einsicht in die Sache, vermischten das Verschiedenartigste, priesen das Schönste wie das Abgeschmackteste und Elendeste an und

[1] Tröst-Einsamkeit, alte und neue Sagen und Wahrnehmungen, Geschichte und Gedichte. Heidelb. 1808. Unter dem Titel „Einsiedler-Zeitung“ waren die Monate April bis Juni ausgegeben worden.

schienen es in ihren eigenen Erzeugnissen auf eine Poesie des Widersinnes angelegt zu haben, da sie offenbar das Schöne und Poetische mit dem Unerhörten und Unbegrenzten verwechselten.[2] Dazu kam, daß Arnim selbst kein Talent eines volksthümlichen Sängers hatte und sich höchst unbeholfen in Versen ausdrückte, ein Makel, der den meisten Gliedern der romantischen Schule anhängt. So wäre denn die ganze Richtung, wie so vieles andere, spurlos vorübergegangen, wenn sich nicht verständige und tüchtige Menschen derselben angenommen hätten, und unter diesen ist nächst den Brüdern Grimm, welche als Forscher, Sammler und Uebersetzer wirkten, besonders Uhland zu nennen, welcher dem ganzen dunkeln Streben der Romantik als Dichter eine klare, verständige Gestaltung gab. Als Erzähler wirkte Fouqué sehr günstig; denn so unbeholfen derselbe auch ist, sobald er in Versen auftritt: so sehr wußte er das Publikum durch seine Romane und Erzählungen zu fesseln und dadurch die Bestrebungen der Romantiker populär zu machen.

Ludwig Uhland studierte von 1805—1809 mit seinem Freunde Justin Kerner zu Tübingen, und beide schlossen sich der romantischen Schule nach allen Richtungen an; Uhland jedoch zeigte gleich anfangs, daß die Natur, die ihn umgab, und die Vorzeit, die in ihrer Dichtung neu erwachte, den Kreis seines Schaffens begrenzen sollte; daher das eigentliche Lied und die Ballade, wie bei Bürger, seine Lieblingsformen wurden. Seine ersten Dichtungen erschienen in der genannten Zeitschrift Arnims und man erblickt hier bisweilen den Einfluß, welchen die altdänischen Heldenlieder und Balladen, die Wilhelm Grimm dort in einzelnen vortrefflichen Uebersetzungen gab,[3] auf seine Behandlungsweise hatten. Ganz im Gegensatz zu seinen romantischen Freunden, welche bald in schimmernder Glätte, bald in bunter Färbung das Heil der Poesie suchten und zu Gunsten eines sogenannten poetischen Duftes alle schöne und klare Gestaltung verschmähten, trat er in einer reinen und doch frischen Sprache und mit fester, bisweilen sogar trockener Zeichnung auf, und bewies auch bald, daß sein Geist und seine Auffassungsweise unserer Zeit angehörte. Da er jedoch als Romantiker galt und die Schule durchaus keinen Anhalt im Volke hatte, so blieb auch Uhland längere Zeit unbeachtet, und erst nach den Befreiungskriegen wurde sein Name immer bekannter, seine Dichtung immer beliebter, er selber wohl der geachtetste Dichter Deutschlands, wozu seine tüchtige, ächt deutsche Gesinnung jedenfalls mit beitrug, da die Deutschen den Menschen nicht gern vom Dichter trennen. Uhland hat eine Menge Stammesgenossen um sich geschaart, die man gewöhnlich als schwäbische Schule zusammenfaßt; eine Be-

---

[2] Die zum Theil trefflichen Novellen von Arnim und Brentano sind alle erst später erschienen. — [3] Gesammelt herausg. Heidelb. 1811. Altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen.

zeichnung, die aber nicht recht passend ist, daher man besser sagen würde: der schwäbische Dichterkreis.

Was das Wesen und die Quelle von Uhlands Poesie betrifft, so sehen wir in ihm eine seltene Vereinigung von klarer Auffassung des Aeußern oder sinnlicher Anschauung und inniger Theilnahme an menschlichen Zuständen oder warmer Gemüthlichkeit. Gefühl und Anschauung sprechen immer zugleich aus ihm; daher macht er nicht gern viel Worte und behilft sich nicht mit Redensarten, sondern liebt kurzen und gedrängten Ausdruck. Fremder scheint ihm eine didaktisch-philosophische Ansicht und Behandlung seines Stoffes zu sein, und da unsere größten Dichter (selbst Göthe) an eine solche Behandlung uns gewöhnt haben, so läßt sich schon daraus erklären, warum Uhland von manchen Seiten her wenig Anerkennung fand und noch findet, und warum besonders seine dramatischen Werke so geringe Beachtung erweckten. Seinem Wesen nach steht Uhland als Lieder- und Balladendichter Göthen am nächsten, ist aber durchaus Gegensatz von Schiller, bei welchem immer der Hauptnachdruck auf der sittlichen Idee liegt, welche er in den Gegenstand erst legt und in dem Gedichte ausprägen will. Zwar ist diese Auffassungsweise Uhlanden nicht ganz fremd, wenigstens nicht in spätern Erzeugnissen; allein immer ist die Behandlungsart grundverschieden von der Schillerschen.

Denn was die Form von Uhlands Poesie betrifft, so ist das Charakteristische derselben große Einfachheit von jeher gewesen und geblieben, und dies sowohl in Bezug auf Anordnung des Stoffes als auf Sprache und Stil, Vers- und Strophenbau. Schillers ideale Haltung, erhabener Stil und künstlerisch-feine Anordnung ist ihm meist fremd; aber auch mit Bürgers Biederkeit und Volksmäßigkeit hat er nichts gemein. Dagegen bietet seine Einfachheit manche Vergleichungspunkte mit Göthe dar, nur daß Uhlands Einfachheit wirklich immer Natur, klare und reine Natur ist, womit freilich noch nicht gesagt ist, daß sie immer auch die Forderungen der Kunst befriedige, da die Natur ja eine zu trockne und zu anspruchslose sein könnte.

Der Begriff strenger Natürlichkeit scheint dem der Kunst geradezu gegenüber zu stehen, ja ihn ganz aufzuheben; daher müssen wir diesen Ausdruck einigermaßen erläutern. Versteht man unter Natürlichkeit das gleichsam unbewußte Schaffen und Hervorbringen, das Sich gehen lassen, im Gegensatze zu der sich des Schaffens klar bewußten Begeisterung, so gehört jener Begriff allerdings gar nicht hierher; er stellt sich wirklich dem der Kunst gegenüber, und wir reden dann von Natur-Poesie im Gegensatze zum eigentlichen Kunstwerke. Dergleichen Natur-Poesie kann uns als treuer Abdruck der Natur rühren und erfreuen, aber unmöglich dasjenige Interesse in uns erregen, welches die ausgebildete Kunstschöpfung in uns erweckt. Unmöglich kann man daher die Forderung stellen, daß alle Poesie Natur-Poesie sein solle, indem somit aller Erhebung über die Wirklichkeit und die Natur, aller idealen Darstellung das Urtheil ge-

sprochen wäre; dies um so mehr, da die belobte Natur-Poesie sehr leicht auf der einen Seite in Plattheit und Rohheit, auf der andern Seite in Nachlässigkeit und Langweiligkeit ausartet, und auch im besten Falle eine große Eintönigkeit nicht zu vermeiden ist.

Aber das Natürliche ist auch Gegensatz des Widernatürlichen und Unnatürlichen, und insofern gehört es in die Kunst; wir verlangen von dem Dichter, daß er seinen Stoff auf eine natürliche Weise vor uns entwickle, und von seiner Sprache, daß sie sich uns in der Form darstelle, welche uns das Verständnis des Gegebenen am leichtesten macht. Gegentheil des Natürlichen ist hier Künstlichkeit. Da unsere Auffassungsweise durch Sprache, Sitten und Umgebungen bedingt ist, so können wir mit Recht verlangen, daß das Natürliche den Forderungen der nationalen Auffassungsweise entspricht, und in diesem Sinne stünde es dem Fremdartigen entgegen.

Man bezieht aber auch den Ausdruck auf die Eigenthümlichkeit des Dichters, und nennt das natürlich, was seine Natur am treuesten und einfachsten abspiegelt, und in dieser Bedeutung ist Affektation und Ziererei das Gegentheil, welche erscheinen, sobald sich der Dichter an Sachen und Formen wagt, die seinem Wesen durchaus nicht geeignet sind.

Uhlands Poesie kömmt nun der Charakter der Natürlichkeit in jedem Sinne zu, und dies heben auch die Freunde des Dichters besonders hervor, bisweilen auf Kosten anderer Dichter, welche, ohne deshalb die Natur zu beleidigen, immer die Forderungen der Kunst im Auge hatten und nicht bloß Sänger, sondern auch Künstler sein wollten. Uhland ist in seinen früheſten Erzeugnissen wirklich Naturdichter, im Gegensatze des Künstlers, und mit diesen Erzeugnissen hat die Kritik offenbar nichts zu thun. Viele seiner Nachahmer haben die schöne Darstellung ganz vergessen, und meinen, sie hätten alles gethan, wenn sie nur natürlich sind, nicht bedenkend, daß man wenigstens in diesem Falle eine schöne Natur haben müsse. Diese Nachahmer führen uns die gemeinste Wirklichkeit, die langweiligsten Geschichten vor in der nachlässigsten Sprache und mit der sorglosesten Plumpheit.

Aber Uhland ist nicht bloßer Naturdichter, sondern wirklich Künstler, und in seinen schönsten Erzeugnissen kann es nur erfreulich sein, daß er eine natürliche und ungezwungene Darstellung erstrebte, mögen wir dies nun auf die Auffassungsweise des Lesers überhaupt oder auf nationale Auffassung insbesondere beziehen. Er suchte die Ballade und das Lied auf ihre alte Einfachheit zurückzuführen und sie sowohl dem Gegenstande als der Form nach mehr national zu machen. Als er nach den Befreiungskriegen den Kreis der Natur und der alten Sagen, den er sich gesteckt zu haben schien, plötzlich verließ und, in die volle Wirklichkeit hineingreifend, seine vaterländischen Gedichte gab: zeigte sich in ihm eine Verbindung von Einfachheit und Würde, von Innigkeit und Klarheit, von Schönheit und Männlichkeit, eine Größe

des Gehaltes und eine Vollendung der Form, wie sie bei Gegenständen dieser Art nie in Deutschland dagewesen und auch nicht wieder vorgekommen ist, da seine Nachahmer immer nur als Seher, oder als Redner oder als Sänger auftraten, diesen dreifachen Charakter aber nicht unter dem höhern des wahrhaften Dichters und Künstlers zu vereinigen vermochten.

Wenden wir uns nun insbesondere an Uhlands Balladen. Vorerst muß erinnert werden, daß in der Sammlung seiner Gedichte unter dem gemeinschaftlichen Namen: Romanzen und Balladen, sich sehr verschiedenartige Gedichte finden, die unmöglich zu einer Gattung gehören können. Viele sind offenbar nichts als ganz lyrische Romanzen, denen die epische Grundlage der Begebenheit, die wir doch in der Ballade fordern, ganz fehlt, und sie würden ihren Platz besser unter den Liedern gefunden haben.[4] In der Ballade erscheint nun Uhland ganz eigenthümlich, und wenn seine Poesie überhaupt der Göthe'schen sehr verwandt ist, so steht er als Balladendichter Göthen geradezu entgegen, sobald wir auf das sehen, was er darstellt. Bei Göthe, wie wir gesehen haben, tritt die Scene mit ihren Umgebungen in den Vordergrund, der Mensch als Charakter verschwindet vor derselben, und nur sein Schicksal ist vorhanden; umgekehrt tritt bei Uhland der Mensch ganz in den Vordergrund, und zwar als Charakter, so daß die Umgebung verschwindet und selbst das Schicksal des Helden als Nebensache erscheint. Daß in seinen Balladen auch Handlung sein muß, versteht sich von selbst, da der Charakter sich nur im Handeln entwickeln und zeigen kann; aber diese Handlung steht im Hintergrunde, die Hauptsache bleibt immer der einzelne Held, der Mensch. Zufolge dieser Eigenthümlichkeit Uhlands muß der Stoff vieler seiner Balladen als sehr unbedeutend erscheinen, sobald man Größe der dargestellten Handlung und vielfältige Verwicklung der Begebenheiten fordert, wie wir sie bei Schiller finden. Immer sind es große, oder wenigstens sehr interessante Menschen, die Uhland darstellt; die Begebenheit selbst ist Nebensache und wird uns erst wichtig durch die Beziehung auf den Helden, während bei Schiller der Held uns wichtig wird durch seine Beziehung auf die dargestellte große Handlung. Natürlich können nun Uhlands Helden nicht so ideal gehalten sein wie Schillers, sondern verlangen und haben auch die größte Individualität. Hierin steht Uhland Bürgern sehr nahe, von dem er sich aber wieder in anderer Hinsicht sehr unterscheidet, schon dadurch, daß bei Bürger die Handlung nie im Hintergrunde steht.

Dieses Wesen der Uhlandischen Balladen verkennen viele, und tadeln manches als werthlos und uninteressant, weil sie über dem Verlangen nach Größe der Handlung und idealer Darstellung des Menschen die treue Charakterdarstellung, welche doch auch eine große

[4] Unter diesen Romanzen finden sich übrigens die schönsten Gedichte Uhlands.

Schönheit ist, ganz übersehen. Wer die Trefflichkeit dieser Balladen recht empfinden will, muß daher das Wesen derselben stets im Auge behalten. Freilich sind auch unter ihnen mehrere, in denen der Dichter sich gar nicht Zeit genommen hat, ein Charakterbild auszuprägen; die mehr wie poetische Ueberschriften zu größeren Gedichten aussehen, welche später unterblieben sind. Der Dichter scheint dies selbst in dem poetischen Vorwort zu der Sammlung anzuerkennen und sagt:

Doch vielleicht, wer stillem Deuten
Nachzugehen sich bemüht,
Ahnt in einzelnen Gestaltungen
Größeren Gedichts Entfaltungen
Und als Einheit im Zerstreuten
Unsers Dichters ganz Gemüth.

Hierher gehören die meisten frühern Stücke, welche der altnordischen Sagenwelt entnommen sind, oder worin vielmehr die nordische Sage nachgeahmt ist. Das eigentliche Volkslied zeigt allerdings viel solche sprungweis gedichtete, nur halbausgeführte Stücke, die wie Inhaltsanzeigen aussehen. Wollte der Dichter diesen Charakter nachbilden: so erwiese es sich auch bei ihm, wie mislich eine solche Nachbildung wäre. Das Volkslied beruht in seinem Entstehen auf wirklichen Ereignissen, deren Bestand mithin als bekannt vorausgesetzt wird, oder auf noch ganz lebendiger Ueberlieferung, eine Bedingung, welche bei erdichteten Stoffen ganz wegfällt.

Uhlands Gedichte erschienen zuerst vollständig gesammelt: Stuttgart bei Cotta 1815.

---

1. Klein Roland.

(1808.)

1. Frau Berta saß in der Felsenkluft,
Sie klagt' ihr bittres Loos.
Klein Roland spielt' in freier Luft,
Deß Klage war nicht groß.

2. „O König Karl, mein Bruder hehr!
O, daß ich floh von dir!
Um Liebe ließ ich Pracht und Ehr',
Nun zürnst du schrecklich mir.

3. O Milon, mein Gemahl so süß!
Die Flut verschlang mir dich.
Die ich um Liebe Alles ließ,
Nun läßt die Liebe mich.[1]

---

[1] Umkehrung der Satzfolge; der Beisatz steht vorn, anstatt: Mich, die um Liebe alles ließ, läßt nun die Liebe. Aus Liebe zu Milon verließ Berta die Ihrigen; jetzt ist sie von denen verlassen, auf deren Liebe sie Anspruch hat.

4. Klein Roland, du mein theures Kind!
Nun Ehr' und Liebe mir.[2]
Klein Roland, komm herein geschwind!
Mein Trost kommt all von dir.

5. Klein Roland, geh zur Stadt hinab,
Zu bitten um Speis' und Trank,
Und wer dir giebt eine kleine Gab',
Dem wünsche Gottes Dank!"

6. Der König Karl zur Tafel saß
Im goldnen Rittersaal.
Die Diener liefen ohn' Unterlaß
Mit Schüssel und Pokal.

7. Von Flöten, Saitenspiel, Gesang
Ward jedes Herz erfreut:
Doch reichte nicht der helle Klang
Zu Berta's Einsamkeit.

8. Und draußen in des Hofes Kreis
Da saßen der Bettler viel,
Die labten sich an Trank und Speis'
Mehr als am Saitenspiel.

9. Der König schaut in ihr Gedräng
Wohl durch die offne Thür:
Da drückt sich durch die dichte Meng'
Ein feiner Knab herfür.

10. Des Knaben Kleid ist wunderbar,
Vierfarb zusammengestückt;[3]
Doch weilt er nicht bei der Bettlerschaar,[4]
Herauf zum Saal er blickt.

11. Herein zum Saal klein Roland tritt,
Als wär's sein eigen Haus.
Er hebt eine Schüssel von Tisches Mitt'
Und trägt sie stumm hinaus.

12. Der König denkt: „was muß ich sehn?
Das ist ein sondrer Brauch."[5]

---

[2] Früher: Nun Ehr' und Freude mir. Durch die spätere Lesart sind die Begriffe in schärferes Ebenmaß mit der vorhergehenden Strophe gebracht worden. — [3] Farb (oder vielmehr far, gen. farwes) war im Altdeutschen (und ist im Oberdeutschen noch) Adjektiv; im Neuhochdeutschen durch farbig und farben (die das ältere Deutsch nicht kennt) verdrängt. Wo wir sagen: „rosenfarben, vierfarbig", hieß es früher: „rosenfarb, vierfarb". — [4] Er ist ausgeschickt um zu bitten, will sich aber nicht in das Lager der Bettler von Handwerk mischen. — [5] Auch hier ist die neuere Ausdrucksweise „besondrer oder sonderbarer Gebrauch" viel breiter als die ältere an dieser Stelle gesetzte.

Doch weil er's ruhig läßt geschehn,
So lassen's die andern auch.

13. Es stund nur an eine kleine Weil',
Klein Roland kehrt in den Saal.
Er tritt zum König hin mit Eil'
Und faßt seinen Goldpokal.

14. „Heida![5] halt an, du kecker Wicht!"
Der König ruft es laut.
Klein Roland läßt den Becher nicht,
Zum König auf er schaut.

15. Der König erst gar finster sah,
Doch lachen mußt' er bald:
„Du trittst in die goldne Halle da
Wie in den grünen Wald.

16. Du nimmst die Schüssel von Königs Tisch,
Wie man Aepfel bricht vom Baum;
Du holst wie aus dem Bronnen frisch
Meines rothen Weines Schaum."[7]

17. „Die Bäurin schöpft aus dem Bronnen frisch,
Die bricht die Aepfel vom Baum;
Meiner Mutter ziemt Wildbrät und Fisch,
Ihr[8] rothen Weines Schaum."

18. „Ist deine Mutter so edle Dam',
Wie du berühmst,[9] mein Kind!
So hat sie wohl ein Schloß lustsam[10]
Und stattlich Hofgesind?[11]

---

[5] Heida verwechselt der Dichter hier mit heda, wie es heißen sollte; denn heida ist ein Ausruf der Freude, gleich heisa. — [7] Anst.: meinen schäumenden rothen Wein. Diese Fügung, worin der Hauptgegenstand in den Genitiv tritt und durch das regierende Wort geschildert wird, war im ältern Deutschen noch häufiger bei Dichtern als jetzt. — [8] Man erwartet hier eher eine Wiederholung des „ziemt" oder: „meiner Mutter"; allein das Ihr soll dem die in Z. 2 entsprechen: „Die Bäurin die = meiner Mutter ihr." — [9] Pralst, groß thuest. Dies ist eine ältere Bedeutung von rühmen, so wie Ruhm oft Pralerei bedeutet. Der Dichter braucht hier berühmen, weil sich darin der ältere Sinn erhalten hat; indeß kömmt berühmen in älterer und neuerer Sprache selten vor, gewöhnlich heißt es sich berühmen. — [10] Reizend, lieblich. Mittelhochdeutsch mit ausgestoßenem t lussam, althochdeutsch lustsam. — [11] Gefolge, Hofstaat. Gesinde bedeutete an sich schon, ohne Verbindung mit Hof, die zu einem Fürstenhofe gehörigen Männer und Frauen.

19. Sag an! wer ist denn ihr Truchseß,[12]
Sag an! wer ist ihr Schenk?"
„Meine rechte Hand ist ihr Truchseß,
Meine linke, die ist ihr Schenk."

20. „Sag an! wer sind die Wächter treu?"
„Meine Augen blau allstund."[13]
„Sag an! wer ist ihr Sänger frei?"[14]
„Der ist mein rother Mund."

21. „Die Dam' hat wackre Diener, traun![15]
Doch liebt sie sondre Livrei,[16]
Wie Regenbogen anzuschaun,
Mit Farben mancherlei."

22. „Ich hab' bezwungen der Knaben acht
Von jedem Viertel der Stadt,
Die haben mir als Zins[17] gebracht
Vierfältig Tuch zur Wat."[18]

23. „Die Dame hat, nach meinem Sinn,
Den besten Diener der Welt.
Sie ist wohl Bettlerkönigin,
Die offne Tafel hält?

24. So edle Dame darf nicht fern
Von meinem Hofe sein.
Wohlauf, drei Damen! auf, drei Herrn!
Führt sie zu mir herein!" —

25. Klein Roland trägt den Becher flink
Hinaus zum Prunkgemach;
Drei Damen auf des Königs Wink,
Drei Ritter folgen nach.

---

[12] Der Hofbeamte, welcher die Speisen auffetzte, dann überhaupt der, welcher für den innern Haushalt des Hofes zu sorgen hatte. Sein Hofamt ist eines der vier höchsten Hofämter: Kämmerer, Schenk, Truchseß und Marschal. — [13] Immerdar. Das ältere Deutsch brauchte stund, wie wir unser mal oder zeit; daher dristund = dreimal. Natürlich geht allstund auf „sind ihre Wächter", nicht auf blau. — [14] Hier wohl in der Bedeutung von froh, sorgenfrei. — [15] Vom mhd. in triuwen, in Treuen. — [16] Hoffarbe; das Wort ist aus dem mittellateinischen liberia oder liberata. Denn die Hofkleider wurden vom Fürsten freigegeben, zum Geschenk gesendet. Jetzt ist Livrei nur noch vom Bedientenkleide gewöhnlich. — [17] Hier im Sinn von Tribut, Steuer. — [18] Altd. für Gewand und zwar in jedem Sinne, sowohl als Kleid denn als Zeug; davon das alte Linwat, Leinwand; Watmacher = Schneider.

26. Es stund nur an eine kleine Weil',
Der König schaut in die Fern';
Da kehren schon zurück mit Eil'
Die Damen und die Herrn.

27. Der König ruft mit einem Mal:
„Hilf Himmel! seh' ich recht?
Ich hab' verspottet im offnen Saal
Mein eigenes Geschlecht.

28. Hilf Himmel! Schwester Berta, bleich,
Im grauen Pilgergewand!
Hilf Himmel! in meinem Prunksaal reich
Den Bettelstab in der Hand!" —

29. Frau Berta fällt zu Füßen ihm,
Das bleiche Frauenbild.
Da regt sich plötzlich der alte Grimm,
Er blickt sie an so wild.

30. Frau Berta senkt die Augen schnell,
Kein Wort zu reden sich traut.
Klein Roland hebt die Augen hell,
Den Oehm begrüßt er laut.[19]

31. Da spricht der König in mildem Ton:
„Steh auf, du Schwester mein!
Um diesen deinen lieben Sohn
Soll dir verziehen sein."

32. Frau Berta hebt sich freudenvoll:
„Lieb Bruder mein! wohlan!
Klein Roland dir vergelten soll,
Was du mir Guts gethan.

33. Soll werden, seinem König gleich,
Ein hohes Heldenbild;
Soll führen die Farb' von manchem Reich
In seinem Banner und Schild.[20]

---

[19] Es muß also angenommen werden, daß Klein Roland wohl von der vornehmen Abstammung seiner Mutter gewußt hat, aber nichts davon, daß König Karl sein Oheim ist. — [20] Anspielung auf sein buntes Gewand. Wie er die Knaben der Stadt bezwang: so soll er manches Reich bezwingen und sein Schild und Wappen immer bunter werden. So soll auch das, was er an der Tafel gethan, Vorbedeutung sein für künftige Thaten. Daher denn auch Str. 34, Z. 4 Mutterland statt Vaterland. Wie er seine seufzende Mutter wieder zu frischen Ehren brachte: so künftig sein Mutterland.

34. Soll greifen in manches Königs Tisch
Mit seiner freien Hand;
Soll bringen zu Heil und Ehre frisch
Sein seufzend Mutterland." [21]

[21] Bezieht sich auf Rolands künftige Kämpfe mit den den Franken aufsässigen Saracenen.

Unter den Sagen, die sich an geschichtliche Helden anknüpfen, zeigen keine so große Verschiedenheit als die, welche dem Kreise Karls des Großen angehören; denn sowohl der Charakter des Helden als die Verhältnisse und Umgebungen desselben werden von der einen Sage oft in völligem Widerspruche zur andern aufgefaßt. Dazu trug schon bei, daß vier Länder sich den Helden aneigneten und Sagen über ihn schufen: Frankreich, Italien, Spanien und Deutschland; noch mehr aber, daß er aus drei Gesichtspunkten aufgefaßt werden muß: als Franke und Genosse seines Geschlechts, als mächtiger Kaiser und als christlicher Heiliger; daher denn auch fränkische Geschlechtssagen, Kaisersagen und christliche Legenden zu scheiden wären, aber nicht immer geschieden werden können. Endlich aber hat außer der Artussage kein anderer Sagenstoff der Willkür einzelner Dichter und Erzähler so dienen müssen als gerade dieser; denn eine Menge Geschichten von Karl gehören gar nicht mehr der eigentlichen Sage an, sondern sind reine Willkür späterer Erzähler, welche ihre geradezu erfundenen oder anderswo gelesenen und gehörten Abenteuer auf Personen aus Karls Kreise übertrugen. Ueber die Entstehung der Karlssage überhaupt siehe Bd. 1, S. 25.

Die bekanntern Chroniken, Gedichte und Romane über Karl [1] reden nie von Rolands Jugend, sondern nur von seinen Kämpfen mit den Saracenen und seinen Liebesabenteuern. Darin stimmen alle überein, daß Roland der Neffe Karls gewesen, Sohn der Schwester desselben, Berta's, und des Grafen Milon von Anglante (Angers), der nach Turpins Chronik, Kap. 8, endlich im Kampfe gegen die Saracenen fiel. Für diejenigen, welchen dieser ganze Sagenkreis unbekannt ist, setze ich hinzu, daß Berta, die Schwester Karls, eine ganz unhistorische Person ist, indem wenigstens Eginhard in seinem Leben Karls des Großen derselben gar nicht erwähnt. Roland kömmt schon bei Eginhard vor, aber nur als Markgraf von Bretagne, durchaus nicht als Neffe Karls. Eginhard meldet im neunten Kapitel seines Buches, daß bei Ronceval Eghart der Truchseß, Anshelm der Pfalz-

[1] Die Hauptsammlung ist: Histoire de faits et gestes de Charlesmagne et des douze Pairs de France. 1505. Im Auszuge abgedruckt in der französischen Bibliothèque bleue und in der Bibliothèque des Romans.

graf und Rutland der Markgraf von Bretagne gefallen seien. Berühmt muß Roland bei allen fränkischen und germanischen Stämmen gewesen und lange Zeit geblieben sein; dies zeigt das Rolandslied, welches lange Zeit die Krieger sangen, um sich zum Angriffe in der Schlacht zu befeuern.

Uhland hielt sich i. J. 1811 zu Paris auf, um dort Handschriften mittelalterlicher Poesie einzusehen, und hier hatte er genug Gelegenheit, Dichtungen aus der Karlssage zu finden. Klein Roland ist aus folgendem Buch genommen: Noches de Inuierno, Winternächte. Aus dem Spanischen ist die Teutsche Sprach versetzet durch Matthaeum Drummern von Pabenbach.[2] Nürnberg, 1713. 12, Kap. 8. Milon ist nach dieser Erzählung von einem angeschwollenen Bache weggeschwemmt worden, nachdem Berta's Verbindung mit demselben heimlich geschehen und Karl darüber so ergrimmt gewesen, daß er seine Schwester verstoßen.

In Klein Roland zeigt sich die Eigenthümlichkeit Uhlands in der höchsten Vortrefflichkeit. Alle Personen, Berta, Roland und Karl — mit welcher sichern, festen Hand sind sie gezeichnet, insbesondere der Heldenknabe, in welchem sich der künftige Roland schon ganz ausspricht. Diese Sicherheit in der Charakterzeichnung haben die Balladen von Roland mit allen übrigen des Dichters gemeinschaftlich; wir finden aber in ihnen noch einiges andere, was sich nicht in allen Balladen zeigt und nicht zeigen kann. Dies ist ein Anstrich von heiterer Laune, die sich durch die ganze Dichtung hinzieht; von leiser Ironie, womit das Ganze gleichsam überflogen ist; eine Laune und Ironie, welche an so manche anmuthige Erzeugnisse des Mittelalters und an Ariost erinnert. Es zeigt sich hier recht der Unterschied zwischen heiterer Laune und komischer Darstellung, zwei Dinge, die so manche verwechseln. Diese Laune und Ironie tritt in verschiedenen Gedichten Uhlands auf erfreuliche Weise auf. In Ton und Haltung entspricht unsere Ballade dem Begriffe der Gattung durchaus. Die Rede ist so einfach, daß fast gar keine periodischen Satzverbindungen vorkommen.

Das ganze Gedicht zerfällt in vier Scenen. Berta in der Felsenkluft; der König Karl im goldnen Rittersaal; Karl und Roland; Karl und Berta. Die Wirkung des Gegensatzes und des Contrastes ist überall nicht zu verkennen. Im Gegensatze steht die bittere Klage Berta's mit der Fröhlichkeit Klein Rolands, die Einsamkeit Berta's mit der rauschenden Pracht Karls, die Armuth der Schwester mit der Herrlichkeit des Bruders, die Bettler im Hofe mit dem jungen Heldenknaben voll Selbstgefühles.

Neben jener Einfachheit geht aber eine alterthümliche Färbung der Sprache, indem alte Wörter, Wortformen und Wendungen mit großer

[2] So viel ich weiß, eine Uebersetzung der spanischen Novellen der Donna Mariana de Caravajal y Saavedra.

Vorliebe angebracht sind. Dies erinnert an jene Zeit unserer Dichtung, wo ein Theil unserer Dichter, Voß an der Spitze, sich in griechischen Wendungen ergieng, ein anderer Theil hingegen ältere deutsche Ausdrücke und Verbindungen hervorsuchte. Die Einmischung alterthümlicher Wörter, sobald von alterthümlichen Sachen die Rede ist, kann an sich niemand tadeln, überhaupt darf der Dichter wohl Verlorengegangenes wieder einführen, wobei jedoch vorauszusetzen, daß die Bedeutung augenblicklich klar ist und nicht erst durch gelehrte Erörterungen gegeben werden muß. Das in Str. 22 gebrauchte Wat erfüllt diese Voraussetzung nicht; es ist jedem Nichtgelehrten unverständlich und überdies die Wiedereinführung desselben ganz unnöthig, da Gewand ganz das gleiche sagt.

Auch Fügungen wie „von Tisches Mitt', von Königs Tisch, rothen Weines Schaum" muß man hier ganz anders beurtheilen als die entsprechenden Schiller'schen „von Nordes Hauch, mit Feuers Kraft, der Flotte Glück." Bei Schiller gehören diese Wendungen seiner Sprache durch und durch an: er entzieht sie dadurch dem gewöhnlichen Gebrauch und giebt dem ganzen Satze eine besondere Auffassung; Uhland braucht dieselben nur des Colorits wegen: sie gehen nicht aus dem Charakter seines Stils überhaupt hervor, der ja die höchste Einfachheit erstrebt.

Der Gebrauch des unveränderten Adjektivs hinter dem Substantiv drängt sich in Klein Roland zur Ungebühr hervor und erinnert an Schwachheiten der romantischen Schule: „Mein Bruder hehr, mein Gemahl süß, der Bronnen frisch, die Augen blau, die Wächter treu, der Sänger frei, der Prunksaal reich u. s. f." Fast sollte man glauben, der Dichter habe diese Construktionsweise durch übermäßigen Gebrauch verspotten wollen. Sie ist niemals, auch im Altdeutschen nicht, allgemein gewesen, sondern hängt nur einzelnen Dichtern an; sie ist aber auch zu keiner Zeit ganz untergegangen und wurde in Gedichten, die sich dem Volkstone näherten, immer gestattet, aber doch unter gewissen Einschränkungen, die nothwendig aus dem Charakter des Neuhochdeutschen hervorgehen. An sich ist die Nachstellung des Adjektivs der jetzigen Sprache ganz geläufig, jedoch in anderm Sinne als der frühern Sprache. Wir setzen es nur hinter, wenn der Nachdruck darauf liegt, oder es äußerlich einen größern Umfang einnimmt; z. B. ein Pilgermädel, jung und schön; wo seid ihr Augen blau und klar, ihr Wangen rosenroth? — Ueberall erscheint hier das Adjektiv mehr als Apposition, als Anlage zu einem besondern Satze. Das kurze einsilbige und alleinstehende Adjektiv erlaubt die neuere Sprache, auch dem Dichter, höchstens im Nominativ, Akkusativ und Vokativ; und jeder wird fühlen, daß auch bei Uhland Fügungen wie:

Die Bäuerin schöpft aus dem Bronnen frisch —

oder:

Hilf Himmel! in meinem Prunksaal reich —

weit fremdartiger und unerlaubter sind als der Gebrauch in

O König Karl, mein Bruder **hehr**!

oder

Sag an, wer sind die Wächter **treu**?

Zu diesem halb alterthümlichen Ansehen der Ballade stimmt nun das Eindringen neu-schwäbischer Provinzialismen etwas sonderbar; denn schwäbisch sind die einem norddeutschen Ohre unerträglichen Kürzungen: **Ehr**, **Gab**, **Speis**, **Meng**, **Mitt**, **Weil**, **Eil**, **Dam**. Der durchgehende stumpfe Reim hat den Dichter zu diesen Kürzungen wohl eben so verleitet wie zu dem unveränderten Adjektiv hinter dem Hauptwort. Jedenfalls würde man irren, wenn man die Natürlichkeit in dem Gebrauch provinzieller Mängel suchen wollte.

---

2. Roland Schildträger.

(1811.)

1. Der König Karl saß einst zu Tisch
Zu Aachen mit den Fürsten;
Man stellte Wildbrät auf und Fisch
Und ließ auch keinen dürsten.
Viel Goldgeschirr von klarem Schein,
Manch rothen, grünen Edelstein
Sah man im Saale leuchten.

2. Da sprach Herr Karl, der starke Held:
„Was soll der eitle Schimmer!
Das beste Kleinod dieser Welt,
Das fehlet uns noch immer.
Dies Kleinod, hell wie Sonnenschein,
Ein Riese trägt's im Schilde sein,[1]
Tief im Ardennerwalde."

3. Graf Richard, Erzbischof Turpin,
Herr Heimon, Naims von Baiern,
Milon von Anglant, Graf Garin,
Die wollten da nicht feiern.
Sie haben Stahlgewand begehrt
Und hießen satteln ihre Pferd',
Zu reiten nach dem Riesen.

4. Jung Roland, Sohn des Milon, sprach:
„Lieb Vater! hört, ich bitte!

---

[1] In der erhabenen metallenen Mitte des Schildes (der Schildbuckel im Gegensatz zum Schildesrand, wie der ganze Schild oft heißt) war oft ein Kleinod eingefügt.

Vermeint ihr mich zu jung und schwach,
Daß ich mit Riesen stritte![2]
Doch bin ich nicht zu winzig mehr,
Euch nachzutragen Euern Speer
Sammt Euerm guten Schilde."

5. Die sechs Genossen ritten bald
Vereint nach den Ardennen,
Doch als sie kamen in den Wald,
Da thäten sie sich trennen.
Roland ritt hinter'm Vater her;
Wie wohl ihm war, des Helden Speer,
Des Helden Schild zu tragen!

6. Bei Sonnenschein und Mondenlicht
Streiften[3] die kühnen Degen,[4]
Doch fanden sie den Riesen nicht
In Felsen und Gehegen.[5]
Zur Mittagsstund' am vierten Tag
Der Herzog Milon schlafen lag[6]
In einer Eiche Schatten.

7. Roland sah in der Ferne bald
Ein Blitzen und ein Leuchten,
Davon[7] die Stralen in dem Wald
Die Hirsch' und Reh' aufscheuchten;
Er sah, es kam von einem Schild,
Den trug ein Riese, groß und wild
Vom Berge niedersteigend.

8. Roland gedacht' im Herzen sein:
„Was ist das für ein Schrecken![8]
Soll ich den lieben Vater mein
Im besten Schlaf erwecken?
Es wachet ja sein gutes Pferd,
Es wacht sein Speer, sein Schild und Schwert,
Es wacht Roland, der junge."

---

[2] Versteckte Ellipse. Es fehlt: „So ist das freilich richtig; doch" — [3] Streifen: die Gegend durchsuchen. Das Versmaß ist im Ganzen rein jambisch; doch hält es der Dichter nicht so ängstlich, daß er nicht die Zeile mit einer Hebung anfienge. — [4] Degen bedeutet ursprünglich Knabe, dann Diener, endlich Held, von gedeihen. — [5] Dichten Gehölzen. — [6] Oberdeutscher Provinzialismus für: legte sich schlafen. — [7] Auch in solchen Kleinigkeiten zeigt sich der Charakter der Schule; die Romantiker liebten alle die demonstrative Form des Relativs, im Gegensatz zu Voß, der stets mit welcher, wer, wo, wovon u. s. w. auftritt. Offenbar ist der, da, davon kräftiger und mehr der poetischen Sprache angemessen. — [8] Hier konkret anst. Schrecknis. Der Riese selbst wird ein Schrecken genannt.

9. Roland das Schwert zur Seite band,
Herrn Milons starkes Waffen,[9]
Die Lanze nahm er in die Hand
Und thät den Schild aufraffen.
Herrn Milons Roß bestieg er dann
Und ritt ganz sachte durch den Tann,[10]
Den Vater nicht zu wecken.

10. Und als er kam zur Felsenwand,
Da sprach der Ries' mit Lachen:
„Was will doch dieser kleine Fant[11]
Auf solchem Rosse machen?
Sein Schwert ist zwiex so lang als er,
Vom Rosse zieht ihn schier der Speer,
Der Schild will ihn erdrücken."

11. Jung Roland rief: „Wohlauf zum Streit!
Dich reuet noch dein Necken.
Hab' ich die Tartsche[12] lang und breit,
Kann sie mich besser decken;
Ein kleiner Mann, ein großes Pferd,
Ein kurzer Arm, ein langes Schwert,[13]
Muß eins dem andern helfen."

12. Der Riese mit der Stange schlug[14]
Auslangend in die Weite;
Jung Roland schwenkte schnell genug
Sein Roß noch auf die Seite.
Die Lanz' er auf den Riesen schwang;
Doch von dem Wunderschilde sprang
Auf Roland sie zurücke.

13. Jung Roland nahm in großer Hast
Das Schwert in beide Hände;
Der Riese nach dem seinen faßt',
Er war zu unbehende;

---

[9] Alte Form, während die neuere Sprache die Waffe vorzieht. Das Ritterschwert hieß vorzugsweise das Waffen. — [10] Forst, großer Wald. — [11] Fant bedeutet eigentlich einen jungen Menschen zwischen dem Knaben- und Jünglingsalter; es mag zusammenhängen mit dem spanischen infante. Uebrigens ist das Wort Fant in den Hauptmundarten noch ganz lebendig. Namentlich erscheint es im Schwäbischen unter mancherlei Gestalt: Fanle (Geck); Fandel (Bursche); Sparnfandel (närrischer Kerl). Im Niedersächsischen bedeutet Vant einen jungen Menschen überhaupt; im Holländischen einen leichtsinnigen Menschen oder auch einen Diener. — [12] Der kleinere, länglichrunde Schild. — [13] Je kleiner der Mann, desto größer muß das Pferd sein; je kürzer der Arm, desto größer das Schwert. — [14] Der Riese kennt den ritterlichen Kampf nicht; er stößt also nicht mit der Lanze, sondern schlägt.

Mit flinkem Hiebe schlug Roland
Ihm unter'm Schild die linke Hand,
Daß Hand und Schild entrollten.

14. Dem Riesen schwand der Muth dahin,
Wie ihm der Schild entrissen;
Das Kleinod, das ihm Kraft verliehn,
Mußt' er mit Schmerzen missen.
Zwar lief er gleich dem Schilde nach,
Doch Roland in das Knie ihn stach,
Daß er zu Boden stürzte.

15. Roland ihn bei den Haaren griff,
Hieb ihm das Haupt herunter;
Ein großer Strom von Blute lief
In's tiefe Thal hinunter;
Und aus des Todten Schild hernach
Roland das lichte Kleinod brach,
Und freute sich am Glanze.[15]

16. Dann barg er's unter'm Kleide gut,
Und gieng zu einem Quelle,
Da wusch er sich von Staub und Blut
Gewand und Waffen helle.
Zurücke ritt der jung' Roland,
Dahin, wo er den Vater fand
Noch schlafend bei der Eiche.

17. Er legt' sich an des Vaters Seit',
Vom Schlafe selbst bezwungen,
Bis in der kühlen Abendzeit
Herr Milon aufgesprungen:
„Wach auf, wach auf, mein Sohn Roland!
Nimm Schild und Lanze schnell zur Hand,
Daß wir den Riesen suchen!"

18. Sie stiegen auf und eilten sehr,
Zu schweifen in der Wilde;[16]
Roland ritt hinter'm Vater her
Mit dessen Speer und Schilde.
Sie kamen bald zu jener Stätt',
Wo Roland jüngst gestritten hätt',
Der Riese lag im Blute.

---

[15] Ein Zeichen seines noch kindischen Sinnes. — [16] Wildnis, Einöde; auch Gegend, wo man fremd ist.

19. Roland kaum seinen Augen glaubt',
Als nicht mehr war zu schauen
Die linke Hand, dazu das Haupt,
So er ihm abgehauen,
Nicht mehr des Riesen Schwert und Speer,
Auch nicht sein Schild und Harnisch mehr,
Nur Rumpf und blut'ge Glieder.

20. Milon besah den großen Rumpf:
„Was ist das für 'ne Leiche?
Man sieht noch am zerhau'nen Stumpf,
Wie mächtig war die Eiche.
Das ist der Riese! frag' ich mehr?
Verschlafen hab' ich Sieg und Ehr', [17]
Drum muß ich ewig trauern." —

21. Zu Aachen vor dem Schlosse stund
Der König Karl gar bange:
„Sind meine Helden wohl gesund? [18]
Sie weilen allzu lange.
Doch seh' ich recht, auf Königswort!
So reitet Herzog Heimon dort,
Des Riesen Haupt am Speere."

22. Herr Heimon ritt in trübem Muth,
Und mit gesenktem Spieße
Legt' er das Haupt, besprengt mit Blut,
Dem König vor die Füße:
„Ich fand den Kopf im wilden Hag,
Und fünfzig Schritte weiter lag
Des Riesen Rumpf am Boden."

23. Bald auch der Erzbischof Turpin
Den Riesenhandschuh brachte,
Die ungefüge [19] Hand noch drin,
Er zog sie aus und lachte:
„Das ist ein schön Reliquienstück, [20]
Ich bring' es aus dem Wald zurück,
Fand es schon zugehauen."

---

[17] Der Ton muß auf verschlafen liegen. Nicht daß er den Riesen nicht getroffen, bejammert er, sondern daß er den Kampf unheldenmäßig verschlafen. — [18] Unbeschädigt, unverwundet. Das Wort galt früher in viel weiterm Sinne als jetzt. — [19] Ungeschlacht, plump, übermäßig groß; denn gefüge ist das Angemeßne, Schickliche. — [20] Passend im Mund eines Prälaten!

24. Der Herzog Naims von Baierland
Kam mit des Riesen Stange:
„Schaut an, was ich im Walde fand!
Ein Waffen stark und lange.[21]
Wohl schwitz' ich von dem schweren Druck;
Hei! bairisch Bier, ein guter Schluck,
Sollt' mir gar köstlich munden!"

25. Graf Richard kam zu Fuß daher,
Gieng neben seinem Pferde,
Das trug des Riesen schwere Wehr,[22]
Den Harnisch sammt dem Schwerte:
„Wer suchen will im wilden Tann,
Manch Waffenstück noch finden kann,
Ist mir zu viel gewesen."

26. Der Graf Garin thät ferne schon
Den Schild des Riesen schwingen.
„Der hat den Schild, deß ist die Kron',
Der wird das Kleinod bringen!"
„Den Schild hab' ich, ihr lieben Herrn!
Das Kleinod hätt'[23] ich gar zu gern,
Doch das ist ausgebrochen."

27. Zuletzt thät man Herrn Milon sehn,
Der nach dem Schlosse lenkte.
Er ließ das Rößlein langsam gehn,
Das Haupt er traurig senkte.
Roland ritt hinter'm Vater her
Und trug ihm seinen starken Speer,
Zusammt dem festen Schilde.[24]

28. Doch wie sie kamen vor das Schloß
Und zu den Herrn geritten,
Macht' er von Vaters Schilde los
Den Zierat in der Mitten;
Das Riesenkleinod setzt' er ein,
Das gab so wunderklaren Schein,
Als wie die liebe Sonne.

---

[21] Diese Form mit dem e wird bekanntlich jetzt nur als Adverb der Zeit gebraucht und macht hier eine sonderbare Wirkung. — [22] So wird hier der Harnisch genannt; denn Wehr bedeutete ursprünglich nur die Schutz- und Schirmwaffe. — [23] Der Ton muß auf hätt' liegen, als Gegensatz zu hab', nicht auf gar. — [24] Diese Worte erscheinen bereits zum vierten Male und hängen mit der Ueberschrift zusammen.

29. Und als nun diese helle Glut
Im Schilde Milons brannte,
Da rief der König frohgemuth:
„Heil Milon von Anglante!
Der hat den Riesen übermannt,
Ihm abgeschlagen Haupt und Hand,
Das Kleinod ihm entrissen.“

30. Herr Milon hatte sich gewandt,
Sah staunend all die Helle:
„Roland! sag an, du junger Fant!
Wer gab dir das, Geselle?“
„Um Gott, Herr Vater, zürnt mir nicht,
Daß ich erschlug den groben Wicht,
Derweil[25] Ihr eben schliefet!“

[25] Zusammengezogen aus: in der Weile, in der Zeit. — Dieweil war früher von derweil unterschieden; jenes bedeutete: so lange, dieses: mittlerweile, indeß.

Gewissermaßen eine Fortsetzung von Klein Roland; nur fügt sich der Inhalt nicht zur vorhergehenden Ballade, da Milon als lebend erscheint. Eine fremde Quelle liegt dabei gar nicht zu Grunde, sondern das Ganze ist eine Erfindung des Dichters. Herzog Haimon, der hier vorkommt, ist aus dem Volksbuche, die vier Haimonskinder, bekannt; die übrigen Helden lernen wir in König Karls Meerfahrt kennen.

Wenn wir in Klein Roland das Heldenkind vor uns sehen, so erblicken wir in Klein Roland Schildträger den angehenden Helden, der sein erstes Abenteuer besteht. Die Antriebe zu Rolands Kampf mit dem Riesen sind übrigens ganz andere, als die, welchen König Karls Helden folgen. Diese bewegt Vasallenpflicht und ritterliche Ehre, daher auch Milon in Str. 13 darüber klagt, daß er Sieg und Ehre verschlafen habe. Bei Roland hingegen ist davon keine Rede. Knabenhafte Raufluft und Sehnsucht nach einem Abenteuer sind es, die ihn zum Kampfe treiben, nachdem er mit den andern Helden als Schildknappe seines Vaters gegen den Riesen ausgezogen ist. Von dem Hauptzwecke dieses Kampfes, von dem zu erbeutenden Kampfpreise, hat er nur unsichere Kunde; denn als der Riese den Berg herabsteigt, weiß er gar nicht, daß das Blitzen und Leuchten von dem Schildkleinod desselben herkommt. Nach bestandenem Kampfe bricht er es zwar aus dem Riesenschilde, aber bloß, um sich kindisch an dem Glanze zu erfreuen, während er von der Wunderkraft des Kleinods gar keine Ahndung hat, sowie er auch später von der Wichtigkeit des Kampfes mit dem Riesen nichts weiß, so daß er den Vater um Verzeihung bittet, weil er denselben ohne Erlaubnis erschlagen habe.

Roland Schildträger unterscheidet sich in Ton und Färbung von Klein Roland; es ist mehr episch gehalten, aber in holzschnittartiger Manier, daher das öfter erscheinende thät. Schon das Strophenmaß spricht diesen Ton aus; es ist dasselbe, worin Blumauer einen travestierten Aeneas gedichtet. Alterthümliche Wendungen fehlen hier eben so wenig als provinzielle Färbung. Offenbar ist diese zu weit getrieben in Str. 3:

Sie haben Stahlgewand begehrt,
Und hießen satteln ihre Pferd.

Die harte Kürzung Pferd im Reime ist hier noch eher zu ertragen als das schwäbische erzählende Perfekt, und ganz unnatürlich ist die Verbindung dieses Perfekts mit dem Imperfekt hießen durch und.

---

3. Mährchen.

(1811.)

1. Ihr habt gehört die Kunde vom Fräulein, welches tief
In eines Waldes Grunde manch hundert Jahre schlief.
Den Nahmen der Wunderbaren vernahmt ihr aber nie,
Ich hab' ihn jüngst erfahren: die deutsche Poesie.

2. Zwo mächt'ge Feen nahten dem schönen Fürstenkind,
An seine Wiege traten sie mit dem Angebind.
Die erste sprach behende: „Ja, lächle nur auf mich!
Ich gebe dir frühes Ende von einer Spindel Stich."

3. Die andre sprach dagegen: „Ja, lächle nur auf mich!
Ich gebe dir meinen Segen, der heilt den Todesstich;
Der wird dich so bewahren, daß süßer Schlaf dich deckt,
Bis nach vierhundert Jahren ein Königssohn dich weckt."

4. Da ward in's Reich erlassen ein feierlich Gebot,
Verkündet in allen Straßen, der Tod darauf gedroht:
Wo jemand Spindeln hätte, die sollte man liefern ein,
Und sie an offner Stätte verbrennen insgemein.

5. Nicht nach gewohnter Sitte erzog man dieses Kind
In dumpfer Kammern Mitte,[1] noch sonst wo Spindeln sind;
Nein, in den Rosengärten,[2] in Wäldern, frisch und kühl,
Mit lustigen Gefährten, bei freiem, kühnem Spiel.[3]

6. Und als es kam zu Jahren, ward es die schönste Frau,
Mit langen, goldnen Haaren, mit Augen dunkelblau;

---

[1] Nicht in Klöstern, wie andere Kunst und Wissenschaft, erwuchs die Poesie. — [2] Rosengärten kennt die deutsche Sage mehrere als Aufenthaltsort von Helden, Riesen und Zwergen — [3] Im wirklichen Leben und in der Natur wuchs die deutsche Poesie auf; sie wurde als fröhliche Kunst betrachtet.

In Gang, Gebärde züchtig, in Reden treu und schlicht;
In aller Arbeit tüchtig, nur mit der Spindel nicht.[4]

7. Viel stolze Ritter giengen der Holden Dienste nach,
Heinrich von Ofterdingen, Wolfram von Eschenbach.[5]
Sie giengen in Stahl und Eisen, Goldharfen in der Hand;
Die Fürstin war zu preisen, die solche Diener fand.

8. Mit Degen und mit Speere waren sie stets bereit,
Den Frauen gaben sie Ehre, und sangen widerstreit.[6]
Sie sangen von Gottesminne, von kühner Helden Muth,
Von lindem Liebessinne, von süßer Maienbluth.[7]

9. Von alter Städte Mauern der Wiederhall erklang,[8]
Die Bürger und die Bauern erhoben frischen Sang.
Der Senne hat gesungen, der über den Wolken wacht,
Ein Lied ist aufgeklungen tief aus des Bergmanns Schacht.

10. In einer Mainacht blühten die Sterne wunderschön;
Der Fürstin war, als winkten sie ihr zu Thurmes Höhn.
Sie stieg hinauf zum Dache, die Zarte ganz allein.
Da fiel aus einem Gemache ein trüber Lampenschein.

11. Ein Weiblein, grau von Haaren, dort an dem Rocken spann,
Sie hatte wohl nichts erfahren vom strengen Spindelbann.
Die Fürstin, die noch nimmer gesehen solche Kunst,
Sie trat in Weibleins Zimmer: „Wer bist du, mit Vergunst?“

12. „Man nennt mich, schönes Liebchen! die Stubenpoesie;[9]
Denn aus dem trauten Stübchen verirrt' ich mich noch nie.
Ich sitz' am lieben Platze beim Rocken, wandellos,
Meine alte, blinde Katze, die spinnt[10] auf meinem Schooß.

13. Lange, lange Lehrgedichte, die spinn' ich recht mit Fleiß,
Flächsene[11] Heldengedichte, die haspl' ich schnellerweis'.[12]

---

[4] Die Spindel ist hier wohl immer ein Sinnbild der Gelahrtheit; mit dieser hatte sie nichts zu schaffen. — [5] Der berühmteste Aventurendichter des Mittelalters, Verfasser des Parzival. Heinrich von Ofterdingen galt in der Zeit, wo Uhlands Märchen entstand (vor 1813), als Verfasser des Nibelungenliedes; er erscheint mit Wolfram zusammen im sogenannten Wartburgkrieg. — [6] In Wettkämpfen. — [7] Die vier Hauptgegenstände der ältern deutschen Dichtung waren Andacht (Gottesminne), die alte Sage, Frauendienst und Frühling. — [8] Von den Höfen und Burgen zog sich die Poesie endlich auch in die Städte. — [9] Der Begriff der Stubenpoesie ist schwer zu geben; denn gelehrte Poesie sagt eigentlich nicht dasselbe, wiewohl beides verwandt ist. Stubenpoesie setzt man der Poesie des Lebens gegenüber, welche ein verklärtes Abbild des Lebens und der Welt sein soll, während jene eben nichts ist als eine Kunstübung, die aller belebenden und die Herzen erfrischenden Kraft entbehrt. — [10] Der Dichter spielt hier sinnreich mit dem Worte spinnen, womit bekanntlich auch das Schnurren der Katzen bezeichnet wird. — [11] Flächsen hier wohl soviel als kraftlos. — [12] Nach Schnellern zählt man in Schwaben die Fäden des abgehaspelten Garns,

Mein Kater maut Tragödie, mein Rad hat lyrischen Schwung,[13]
Meine Spindel spielt Komödie mit Tanzbelustigung."

14. Die Fürstin thät erbleichen, als man von Spindeln sprach,
Sie wollte flugs entweichen, die Spindel sprang ihr nach;
Und an der morschen Schwelle, da fiel das Fräulein jach,[14]
Die Spindel auf der Stelle sie in die Ferse stach.

15. Was war das für ein Schrecken, als man sie Morgens traf!
Sie war nicht mehr zu wecken, sie schlief den Zauberschlaf.
Ein Lager ward bereitet im hohen Rittersaal,
Goldstoffe drauf gebreitet und Rosen ohne Zahl.

16. So schlief sie in der Halle, die Fürstin, reich geschmückt.
Bald hatte die andern alle der gleiche Schlaf berückt.
Die Sänger, schon in Träumen, rührten[15] die Saiten bang,
Bis in des Schlosses Räumen der letzte Laut verklang.

17. Die Alte spann noch immer im stillen Kämmerlein,[16]
Es woben in jedem Zimmer die Spinnen, groß und klein,
Die Hecken und Ranken woben sich um den Fürstenbau,
Und um den Himmel oben, da spann sich Nebelgrau.[17]

18. Wohl nach vierhundert Jahren, da ritt des Königs Sohn
Mit seinen Jägerschaaren in's Waldgebirg davon:
„Was ragen doch da innen, ob all dem hohen Wald,
Für graue Thürm' und Zinnen von seltsamer Gestalt?"

19. Am Wege stund gerade ein alter Spindelmann:[18]
„Erlauchter Prinz, um Gnade! hört meine Warnung an!
Romantische Menschenfresser hausen auf jenem Schloß,
Die mit barbarischem Messer abschlachten Klein und Groß."

20. Der Königssohn verwegen thät mit drei Jägern ziehn,
Sie hieben mit den Degen sich Bahn zum Schlosse hin.
Gesenket war die Brücke, geöffnet war das Thor,
Daraus im Augenblicke ein Hirschlein sprang hervor.

---

deren 1000 auf einen Schneller gehen. In Norddeutschland hat man dafür den Ausdruck Strähn, so wie man oft weifen anstatt haspeln sagt. — [13] Der lyrische Schwung der Stubenpoesie besteht eben in erhabenklingenden Metaphern, die aller Sinnlichkeit entbehren. — [14] Voll Eile und Hast. Man sagt sonst wohl: einen jähen Fall thun, aber nicht: jach fallen. — [15] Auch in metrischer Hinsicht hat der Dichter hier den Ton und Tanz der ältern deutschen Poesie (wie in Str. 2) gut getroffen; denn diese wußte nichts von Jamben und Trochäen, sondern zählte nur nach Hebungen. — [16] Die gelehrte Poesie dauerte fort, nachdem die lebendige längst verklungen war. — [17] Auch hier ist die geistvolle Art zu bemerken, mit welcher das verschiedenartigste unter das Bild des Spinnens und Webens gebracht wird. — [18] Ein Recensent, der gegen die neuerwachte, sogenannte romantische Poesie zu Felde zieht.

21. Denn in des Hofes Räumen, da war es wieder Wald,
Da sangen in den Bäumen die Vögel mannigfalt.
Die Jäger ohn' Verweilen, sie drangen muthig hin,
Wo eine Thür mit Säulen aus dem Gebüsch erschien.

22. Zween Riesen schlafend lagen wohl vor dem Säulenthor,
Sie hielten, in's Kreuz geschlagen, die Hellebarden vor,
Darüber rüstig schritten die Jäger allzumal,
Sie giengen mit kecken Tritten zu einem großen Saal.

23. Da lehnten in hohen Nischen geschmückter Frauen viel,
Gewappnete Ritter dazwischen mit goldnem Saitenspiel.[19]
Hochmächtige Gestalten, geschloßnen Auges, stumm;
Grabbildern gleich zu halten aus grauem Alterthum.

24. Und mitten ward erblicket ein Lager, reich von Gold,
Da ruhte, wohlgeschmücket, eine Jungfrau wunderhold,
Die Süße war umfangen mit frischen Rosen dicht,
Und auch von Mund und Wangen schien zartes Rosenlicht.

25. Der Königssohn, zu wissen, ob Leben in dem Bild,
Thät seine Lippen schließen an ihren Mund so mild.
Er hat es bald empfunden am Odem, süß und warm.
Und als sie ihn umwunden, noch schlummernd, mit dem Arm.

26. Sie streifte die goldnen Locken aus ihrem Angesicht,
Sie hob, so süß erschrocken, ihr blaues Augenlicht.
Und in den Nischen allen erwachen Ritter und Frau,
Die alten Lieder hallen im weiten Fürstenbau.

27. Ein Morgen, roth und golden, hat uns den Mai gebracht;
Da trat mit seiner Holden der Prinz aus Waldesnacht.
Es schreiten die alten Meister in hehrem, stolzem Gang,
Wie riesenhafte Geister, mit fremdem Wunderklang.

28. Die Thäter, schlummertrunken, weckt der Gesänge Lust:
Wer einen Jugendfunken noch hegt in seiner Brust,
Der jubelt, tief gerühret: „Dank dieser goldnen Früh',
Die uns zurückgeführet dich, deutsche Poesie!"

29. Die Alte sitzt noch immer in ihrem Kämmerlein!
Das Dach zerfiel in Trümmer, der Regen drang herein.
Sie zieht noch kaum den Faden, gelähmt hat sie der Schlag;
Gott schenk' ihr Ruh in Gnaden bis über den jüngsten Tag!

---

[19] Unter den Frauen sind wohl die Heldinnen der altdeutschen Poesie zu verstehen! Krimhild, Brunhild, Gudrun; unter den Rittern hingegen müssen die Dichter selbst verstanden werden.

Das hier zu Grunde liegende Mährchen befindet sich in Carl Perraults Ammenmährchen unter dem Namen: La belle au bois dormant; bei Grimm Nr. 50 unter dem Namen Dornröschen. Unser Dichter hat es witzig benutzt, um es auf die Geschichte der deutschen Dichtung anzuwenden. Die frische, lebendige Poesie des Mittelalters, wo Kunst und Leben innig verbunden waren, stirbt an den Wunden, die ihr die gelehrte Dichtkunst beibringt, wird aber von kühnen Helden wieder erweckt, und tritt neu verjüngt in's Leben. Historisch richtig ist: daß an die Stelle der aus dem Edelsten im Volke selbst ausgehenden Dichtung später eine Poesie trat, welche von steifen Gelehrten nach bestimmten Mustern getrieben, nach bestimmten Regeln beurtheilt, nach bestimmten Vorschriften empfunden wurde. — Allein todt gemacht ist die frühere Dichtkunst von der spätern Poesie nicht, sie starb vielmehr mit und an der Zeit, und die Stubenpoesie trat nur an ihre Stelle. Insofern will die Allegorie nicht recht passen. Sie gilt aber in einem Sinne, in welchem sie der Dichter, als er sein Mährchen sang, nicht angewandt wissen wollte, nämlich: die alte deutsche einfache Heldendichtung, wie wir sie noch in den Nibelungen vor uns haben, die Dichtung, welche aus dem Volke selbst erwachsen war, starb an den Wunden, welche ihr die höfisch-ritterliche Dichtung beibrachte, die im Grunde auch eine gelehrte war, und an der Verachtung, mit welcher die höhern, französisch gebildeten Stände sie verfolgten.

Daß die altdeutsche Poesie, besonders die des Mittelalters, wirklich ganz und gar vergessen worden war, so daß sie im eigentlichen Sinne wieder entdeckt werden mußte, ist eine Thatsache der Geschichte. Es war soweit gekommen, daß ältere deutsche Gedichte in's Lateinische übersetzt werden mußten, um nur wieder gelesen zu werden. Sebastian Frank (1501—1545) in seinem Weltbuche beweist noch aus der Evangelienharmonie des Otfrid, welche zu seiner Zeit bei einem Kloster zu Freysing aufgefunden war, daß schon die alten Deutschen eine eigene Sprache gehabt und nicht lateinisch geredet hätten.[1]

Daß Erklärer oft verführt werden, zu viel in eine Allegorie hineinzulegen und zu viel auf's Einzelne zu gehen, beweist auch unser Gedicht. Ein Ausleger desselben[2] weiß viel mehr als der Dichter selber. Die drei Jäger in Str. 20 sind nach ihm die drei Hauptvorgänger Göthe's: Klopstock, Lessing und Herder, und in den Schnellern, Str. 13, sieht er die Schnelligkeit, mit welcher die Heldengedichte von den Stubenpoeten verfertigt werden.

Uhlands Gedicht versetzt uns in die Zeit, wo die romantische Schule alle vorangegangene Poesie, mit einziger Ausnahme der Göthe'schen, als unpoetisch verwarf und erst von Tieck an (der doch

[1] Weltbuch, spiegel und bildnis von Sebastian Franko Wördensi u. s. w. 1542. Th. 2. Bl. 41. — [2] Kriebitzsch: Deutsche Dichtungen. Erfurt 1850.

wohl unter dem Prinzen gemeint ist) eine wahre Dichtung der Phantasie zählte. Man kann diese Ansicht verwerfen und doch das Gedicht in seiner liebenswürdigen Heiterkeit und spiegelhellen Klarheit als eins der vortrefflichsten anerkennen.

Bei Perrault geht übrigens das Mährchen weiter. Die junge Königin gebiehrt ihrem Gemahl zwei Kinder, Tag und Morgenröthe. Die alte böse Mutter des Prinzen haßt ihre Schwiegertochter und ihre Enkel, und als der König einmal verreist ist, befiehlt sie ihrem Haushofmeister, alle abzuschlachten und sie ihr als eine Mahlzeit zuzurichten. Der Haushofmeister aber rettet sie und bereitet anstatt der Kinder ein Zicklein und ein Rehlein und anstatt der Mutter eine Hirschkuh. Endlich entdeckt aber die Alte doch den Betrug und will nun alle in ein mit Schlangen angefülltes Faß stürzen lassen; da kömmt der König dazu, und die böse Mutter stürzt sich vor Wuth selbst in's Faß.

Es ist eigentlich zu verwundern, daß Uhland diesen zweiten Theil des Mährchens nicht auch zur Fortführung seiner Allegorie benutzt hat. Nahe liegt hier die Allegorie auch. Denn die erwachte romantische Poesie hatte und hat noch viele Feinde, welche sie und ihre lieblichen Kinder gern mit Haut und Haar verschlingen möchten und zum Theil glauben, sie schon gefressen zu haben, während ihnen doch nur ein Bock oder ein Kalb untergeschoben worden ist.

---

4. König Karls Meerfahrt.

(1812.)

1. Der König Karl fuhr über Meer
Mit seinen zwölf Genossen;
Zum heil'gen Lande steuert' er,
Und ward vom Sturm verstoßen.

2. Da sprach der kühne Held Roland:
„Ich kann wohl fechten und schirmen;[1]
Doch hält mir diese Kunst nicht Stand
Vor Wellen und vor Stürmen."

3. Dann sprach Herr Holger aus Dänemark:
„Ich kann die Harfe schlagen;
Was hilft mir das, wenn also stark
Die Wind und Wellen jagen?"

4. Herr Oliver war auch nicht froh,
Er sah auf seine Wehre:
„Es ist mir um mich selbst nicht so,
Wie um die Altekläre."

---

[1] Kämpfen und Angriffe abwehren.

5. Dann sprach der schlimme Ganelon,
Er sprach es nur verstohlen:
„Wär' ich mit guter Art davon,
Möcht' euch der Teufel holen!"

6. Erzbischof Turpin seufzte sehr:
„Wir sind die Gottesstreiter;
Komm, liebster Heiland, über das Meer
Und führ' uns gnädig weiter!"

7. Graf Richard Ohnefurcht hub an:
„Ihr Geister aus der Hölle!
Ich hab' euch manchen Dienst gethan,
Jetzt helft mir von der Stelle!"

8. Herr Naimis diesen Ausspruch that:
„Schon Vielen rieth ich heuer,
Doch süßes Wasser und guter Rath
Sind oft zu Schiffe theuer."

9. Da sprach der graue Herr Riol:
„Ich bin ein alter Degen,
Und möchte meinen Leichnam wohl
Dereinst in's Trockne legen."

10. Es war Herr Gui, ein Ritter fein,
Der fieng wohl an zu singen:
„Ich wollt', ich wär ein Vögelein,
Wollt' mich zu Liebchen schwingen."

11. Da sprach der edle Graf Garein:
„Gott helf' uns aus der Schwere!
Ich trink' viel lieber den rothen Wein,
Als Wasser in dem Meere."

12. Herr Lambert sprach, ein Jüngling frisch,
„Gott woll' uns nicht vergessen!
Aeß' lieber selbst 'nen guten Fisch,
Statt daß mich Fische fressen."

13. Da sprach Herr Gottfried lobesan:
„Ich lass' mir's halt gefallen,
Man richtet mir nicht anders an,
Als meinen Brüdern allen."

14. Der König Karl am Steuer saß,
Der hat kein Wort gesprochen,
Er lenkt das Schiff mit festem Maaß,
Bis sich der Sturm gebrochen.

Eins der anmuthigsten und erfreulichsten Gedichte; freilich aber nur für den, der in diesem Sagenkreise etwas bewandert ist. Da dies bei vielen unserer Leser nicht der Fall sein wird, so müssen wir etwas bei demselben verweilen. Die Fahrt Karls nach Palästina, von der Geschichte verworfen, wird in den alten Romanen stets angenommen. Ueber die Entstehung der Sage von den zwölf Pairs oder Paladinen sind verschiedene Ansichten vorhanden. Einige meinen, sie seien aus persischen Dichtungen vom Kosroes in die fränkischen übergegangen, wahrscheinlicher ist wohl, daß König Arthurs Tafelrunde Anlaß zu der Paladinenschaft gab. Uebrigens werden im Pseudo-Turpin, d. h. in dem unter Turpins Namen bekannten Buche: De vita Caroli Magni et Rolandi historia, niemals zwölf Pairs genannt. In dieser Chronik, welche, wiewohl mit Unrecht, gewöhnlich als die Quelle aller späteren Romane angesehen wird, kommen Kap. 13 eine Menge Helden, wohl an dreißig vor und zwar mehrere, die sonst nirgends genannt sind. Auch spricht Turpin niemals von Pairs (d. h. Pares), sondern nennt sie milites. In den beiden altdeutschen Gedichten von König Karl, die dem Pfaffen Conrad und dem Striker zugeschrieben werden, sind dagegen zwölf Helden genannt und zwar namentlich aufgeführt, nämlich: Rulant, Olifier, Turpin, Samson, Anfis, Engelher, Gergis, Anshelm von Vorringen, Ywo, Otte, Wernis, Gotfrit. Sie werden genannt die zwelif helt herlich, die sein do hueten scholten. Als diese zwölf bei Ronceval gefallen sind, ernennt Karl zwölf andere, oder eigentlich dreizehn, indem an Rolands Stelle zwei kommen, Wimman und Rapote von Kerkingen. Die andern elf sind: Gebewin (Garin), Neffe Rolands, Richard von der Normandie, Aymon von Flandern, Josserans von Friesen, Oggier von Tenemarke, Naymis von Baiern, Herolt von Schwaben, Markgraf Otte, Argun, Dietrich, Godevrit. In dem bekannten Volksbuche: die vier Heymonskinder, ist immer von zwölf Genossen die Rede, aber der Reihe nach aufgeführt sind sie nirgends, und wenn man alle zusammenzählt, hat man mehr als zwölf, nämlich: Roland, Olivier, Tulpin, Ogier, Naimis, Richard, Salomon von Britannien, Herzog Ardon, Dietrich von Burgund, Dunay, Graf Wilhelm, Graf Bernhard, Graf Bertram u. a. — Eben dasselbe ist der Fall in dem altdeutschen Romane Fierrabras (abgedruckt in Bitschings und Hagens Buch der Liebe), wo sie die zwölf Vettern von Frankreich heißen. Turpin kommt hier nicht mit vor, dagegen Roland, Olivier, Herzog Naimis, Olger von Dänemark, Richard von der Normandie, Dietrich von Ardennen, Ryol von Mons, Gottfried von Anjou, Gui von Burgund, Gerhard von Montdidier und Wilhelm von Estok. In andern Büchern werden Reinald von Montalban oder Alba Spina, der Sohn Heymons, und Balduin, Rolands Neffe, mit unter die zwölf Genossen gezählt.

Genug, sechs dieser Helden kommen beständig als Karls Begleiter vor und werden namentlich aufgeführt: Roland, Oliver, Olger, Turpin, Naimis und Richard, und diese sechs haben auch a

einen bestimmten Charakter; die übrigen sechs werden sehr verschieden angeführt: Ganelon wird nie als einer der zwölf genannt. Wir fügen nun noch das wichtigste über die zwölf bei Uhland genannten hinzu:

1) Roland, im Italienischen Orlando, im Spanischen Roldan. Turpin nennt ihn einen Grafen von Cenoman und Herren von Blauen. Nach dem altdeutschen Gedichte heißt seine Gemahlin Alitte oder Alda, Olivers Schwester. Er ist bekanntlich der Held vieler italienischen Epopöen, vorzüglich des Bojardo (der verliebte Roland) und des Arioſto (der rasende Roland). Seine verliebten Abenteuer mit Angelika sind wohl erfunden und nicht in der Sage begründet. Rolands Schwert heißt Durandal oder Durandarte. 2) Holger, Olger, Ogier oder Oyger von Dänemark, der Enkel des Doolin von Mainz. Von ihm ist ein besonderer Roland vorhanden, wovon ein Auszug im fünften Bande der Bibliothek der Romane von Reichard. Er war der Liebling der Fee Morgane. Sein Schwert heißt Kurtein. Von seinem Harfenspiel weiß ich nichts. 3) Oliver, Sohn des Reyniers von Genua, Rolands beständiger Gesell, nach manchen Dichtungen sein Schwager, einer der größten Helden. Sein Schwert hieß Altekläre oder Hautekläre (hohe Klarheit). 4) Ganelon oder Genelon. Dieser kommt in allen Dichtungen vor als der heimtückische, feindliche Verräther, ja beim Striker gar als der schändliche Judas, der Christum und Karln um Geld an die Saracenen verräth und aller zwölf Genossen Verderber wird. Zur Strafe dafür wird er geviertheilt, und seine Freunde kommen durch's Schwert des Henkers um, so daß, wie es im Striker heißt, an ihm das Sprichwort sich bewährte: Durch eines Menschen Unseligkeit sind viele unselig geworden. Nach dem Striker ist Ganelon Rolands Stiefvater, denn nachdem Milon in der ersten Schlacht gegen die Saracenen gefallen war, hatte jener Rolands Mutter geheirathet. Unter den zwölf Genossen wird er gewiß nirgends genannt, sondern stets als ihr Gegner. 5) Erzbischof Turpin, zugleich ein gewaltiger Krieger. 6) Graf Richard von der Normandie, genannt Ohnefurcht. Er war der schwarzen Kunst Meister. 7) Naims im Bart, Herzog von Baiern, erscheint überall als der Odysseus und Nestor dieses Kreises. Er und Turpin dürfen Karln schon etwas bieten. Im Striker sagt Karl zu ihm: „Naymis, lieber Mann, da dich die werde Diet (Volk) gewann zu Baiern zu einem Herzogen, da warens an dir unbetrogen; du wußt immer treuen pflegen und bist getreu und Gottesdegen, von Ormenie geborn, da ist der Falsch sogar verlorn." 8) Riol von Mons, kenne ich nur aus Fierrabras, wo er eine untergeordnete Rolle spielt. 9) Gui von Burgund, einer der Hauptheldeu im Fierrabras, der Geliebte der schönen Floripes, Tochter des saracenischen Königs und Schwester des Riesen Fierrabras. Im Striker heißt er Wido von Waskonien, d. i. Veit, denn Gui ist Guido. 10) Garein oder Garin, Graf von Lothringen, erscheint besonders im Romane Doolin von Mainz, wo er aber Guerin von Montglaive genannt wird. In den altspanischen

Romanzen kömmt er oft vor als Don Guarinos, Admiral. 11) Lambert, Graf von Berri (bei Turpin Princeps Bituricensis) kömmt wenig vor. 12) Gottfried von Anjou oder Ajuno erscheint immer mit dem Zusatze: Der des Kaisers Fahne führte. Er war ein ernster Mann, der selten lachte.

5. Taillefer.

(1812.)

1. Normannenherzog Wilhelm sprach einmal:
„Wer singt in meinem Hof und in meinem Saal?
Wer singet vom Morgen bis in die späte Nacht,
So lieblich, daß mir das Herz im Leibe lacht?“ —

2. „Das ist der Taillefer, der so gerne singt,
Im Hofe, wann er das Rad am Brunnen schwingt,
Im Saale, wann er das Feuer schüret und facht,
Wann er Abends sich legt und wann er Morgens erwacht.“ —

3. Der Herzog sprach: „Ich hab' einen guten Knecht,
Den Taillefer, der dienet mir fromm [1] und recht:
Er treibt mein Rad und schüret mein Feuer gut,
Und singet so hell, das höhet mir den Muth.“ —

4. Da sprach der Taillefer: „Und wär' ich frei, [2]
Viel besser wollt' ich dienen und singen dabei.
Wie wollt' ich dienen dem Herzog hoch zu Pferd!
Wie wollt' ich singen und klingen mit Schild und mit Schwert!“

5. Nicht lange, so ritt der Taillefer in's Gefild,
Auf einem hohen Pferde, mit Schwert und mit Schild.
Des Herzogs Schwester schaute vom Thurm in's Feld,
Sie sprach: „Dort reitet, bei Gott! ein stattlicher Held!“ —

6. Und als er ritt vorüber an Fräuleins Thurm,
Da sang er bald wie ein Lüftlein, bald wie ein Sturm.
Sie sprach: „Der singet, das ist eine herrliche Lust!
Es zittert der Thurm und es zittert mein Herz in der Brust.“ —

7. Der Herzog Wilhelm fuhr wohl über das Meer,
Er fuhr nach Engelland mit gewaltigem Heer.
Er sprang vom Schiffe, da fiel er auf die Hand:
„Hei! — rief er — ich faß' und ergreife dich, Engelland!“ [3] —

---

[1] Hier im ältern Sinn, wo es so viel bedeutet als: tüchtig in seiner Art, vortrefflich. — [2] Er war also ein höriger oder leibeigener Mann. — [3] Das Heer hielt es für ein schlimmes Zeichen, daß Wilhelm, als er ans Land stieg, ausschlipfte und fiel. Er wendete den Fall so, daß es schien

8. Als nun das Normannenheer zum Sturme schritt:
Der edle Taillefer vor den Herzog ritt:
„Manch Jährlein hab' ich gesungen und Feuer geschürt,
Manch Jährlein gesungen und Schwert und Lanze gerührt.

9. Und hab' ich euch gedient und gesungen zu Dank,
Zuerst als ein Knecht und dann als ein Ritter frank:
So laßt mich das entgelten am heutigen Tag,
Vergönnet mir auf die Feinde den ersten Schlag!" —

10. Der Taillefer ritt vor allem Normannenheer,
Auf einem hohen Pferde, mit Schwert und mit Speer.
Er sang so herrlich, das klang über Hastingsfeld,
Von Roland sang er und manchem frommen Held.

11. Und als das Rolandslied wie ein Sturm erscholl,
Da wallete manch Panier, manch Herze schwoll,
Da brannten Ritter und Mannen von hohem Muth,
Der Taillefer sang und schürte das Feuer gut.

12. Dann sprengt' er hinein und führte den ersten Stoß,
Davon ein englischer Ritter zur Erde schoß;
Dann schwang er das Schwert und führte den ersten Schlag,
Davon ein englischer Ritter am Boden lag.[4]

13. Normannen sahen's, die harrten nicht allzulang,
Sie brachen herein mit Geschrei und mit Schilderklang.
Hei! sausende Pfeile, klirrender Schwerterschlag!
Bis Harald fiel und sein trotziges Heer erlag.

14. Herr Wilhelm steckte sein Banner auf's blutige Feld,
Inmitten der Todten spannt' er sein Gezelt.
Da saß er am Mahle, den goldnen Pokal in der Hand,
Auf dem Haupte die Königskrone von Engelland.

15. „Mein tapfrer Taillefer! komm, trink mir Bescheid!
Du hast mir viel gesungen in Lieb und in Leid;
Doch heut im Hastingsfelde dein Sang und dein Klang
Der tönet mir in den Ohren mein Lebenlang."

---

als hätte er ihn mit Fleiß gethan. Bekanntlich erzählt man dasselbe von Scipio, als er in Afrika landete. — [4] Englische Chronisten (s. Lappenbergs Geschichte von England) erzählen diesen Zug anders. Der vorausreitende Taillefer nämlich warf mehrere in der Morgensonne strahlende Schwerter in die Höhe und fieng sie wieder auf, indem er mit lauter Stimme das Heldenlied von Roland sang, von Karl dem Großen, von Oliver und den Tapfern, die zu Ronceval gefallen. Eins der Schwerter fiel nicht in seine Hand zurück, sondern war so geschickt geworfen, daß ein englischer Bannerträger davon getroffen zu Boden sank. Das zweite traf nicht schlechter, und nun begann die Schlacht.

Herzog Wilhelm von der Normandie schiffte bekanntlich i. J. 1066 mit einem Heere von 60,000 Mann nach England über, und eroberte es durch den großen Sieg bei Hastings, wo der letzte angelsächsische König Harald geschlagen wurde und umkam. Die Geschichte der normannischen Herzoge vom Eroberer Rollo an ist von einem Dichter des zwölften Jahrhunderts, Richard Wace, in Verse gebracht worden. Aus dieser unter dem Titel «Roman de Rou (Rollo)» bekannten Reimchronik hat Uhland einige Abenteuer Richards ohne Furcht im Versmaß des Originals übersetzt, aus ihr ist auch Taillefer[1] genommen, jedoch so, daß dieser der ganzen Gestaltung nach dem deutschen Dichter gehört und der französische Text bloß als Quelle gedient hat. Zur Vergleichung mit demselben setze ich das Auftreten Taillefers vor der Schlacht nach Franz v. Gaudy's Uebersetzung her.[2]

Herr Taillefer, der herrlich sang,
Saß auf 'nem Roß von schnellem Gang,
Hob's Lied, dem Herzog zieh'nd voran,
Vom großen Karl und Roland an,
Von Oliver, den Helden allen,
Die dort bei Ronceval gefallen.
Als sie nun so weit vorgeritten,
Daß sie genaht dem Heer der Britten,
Sprach Taillefer: 'ne Gunst verleiht
Mir, Herr, ich dient' euch lange Zeit.
Noch seid ihr mir deßwegen pflichtig,
Wollt ihr's, so werd' es heute richtig.
Ich will nur diesen Ehrensold
Und bitt' euch dringend: Seid mir hold,
Gewährt Vergünstigung mir nun,
Im Kampf den ersten Hieb zu thun.
Der Herzog drauf: „Sei dir's gewährt!"
Herr Taillefer spornt an sein Pferd,
Sprengt allen andern weit voraus,
Trifft einen Feind, macht ihm 's Garaus;
Unter der Brust durch Leibes Mitten
Jagt er den Eisenspieß dem Britten.
Und schleudert todt ihn auf die Erde,
Haut auch den zweiten mit dem Schwerte, u. s. w.

Uhlands Ballade trägt ganz den Charakter seiner Dichtungsweise; denn abgeschloßne Handlung haben wir hier nicht, sondern nur Entfaltung und Vergegenwärtigung eines Charakterbildes. Das Gedicht ist in vierzeilige Strophen abgetheilt, strenggenommen sind es aber nur Reimpaare nach Art der alten Reimchroniken. Bemerkenswerth ist aber der Versbau. Die Zeilen messen bloß nach Hebungen, nicht nach bestimmten Füßen, sind also ganz nach altdeutscher Weise gebildet. Jeder Vers besteht aus zwei Vershälften von je zwei Hauptheben, welche doch mehr logischer als rein rhythmischer Natur

[1] Dies Wort würde unserm deutschen Haudegen entsprechen. Der Name war doch wohl nur Beiname. — [2] Roman von Rollo.

sind; es ist ein ähnliches Versmaß wie in Bürgers Kaiser und Abt und in Göthe's Erlkönig, nur daß hier im Tailleser das moderne Maß der Messung nach Füßen ganz und gar verwischt ist.

Uhlands Tailleser ist wohl mehr als Studie zu betrachten, wie dergleichen Studien alle Dichter, namentlich auch Göthe und Schiller, an irgend einem Stoffe versucht haben, um zu sehen, ob eine bestimmte Form ihnen gelinge, und irren wir nicht, so hat den Anlaß zu diesem Versuche gegeben Wilhelm Grimm durch seine Uebertragung der altdänischen Heldenlieder,[3] von denen derselbe Proben in der Einsiedlerzeitung gab; Ton, Styl und Versmaß sind wenigstens ganz gleich den Nachbildungen W. Grimms.

[3] Altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen. Heidelberg. 1811.

6. Tells Tod.

(1813.)

1. Grün wird die Alpe werden, stürzt die Lawin' einmal;
Zuberge ziehn die Heerden, fuhr erst der Schnee zuthal.[1]
Euch stellt, ihr Alpensöhne, mit jedem neuen Jahr
Des Eises Bruch vom Föhne[2] den Kampf der Freiheit dar.

1. Da[3] braust der wilde Schächen[4] hervor aus seiner Schlucht,
Und Fels und Tanne brechen vor seiner jähen Flucht.[5]

[1] Für das Beziehen der Alpe mit den Heerden wie für das Verlassen im Herbst brauchen die Aelpler den Ausdruck fahren: auffahren, abfahren. Hier ist nun das Wort auf einen andern Alpenwirth, den Schnee, angewandt: Fährt er zuthal, so ziehen die Heerden zuberg. — [2] Jeden Winter schlägt das Eis die Trift in Bande, und jeden Frühling macht der Föhn sie wieder frei, der warme Südwind (favonius), vor welchem sogleich der Schnee schmilzt. Die Ausdrucksweise ist nicht fließend; es sollte wenigstens heißen: durch den Föhn. — [3] Die Erzählung beginnt ganz elliptisch, indem sich dieses da auf nichts Genanntes, sondern auf nur Gedachtes bezieht. Man muß sich hinzudenken: „als nun wieder einmal der Schnee zuthal fuhr und das Eis brach." Die Willkür im steten Wechsel der Zeitform scheint doch hier zu weit getrieben. Str. 1 steht das beschreibende Präsens, Str. 2 das erzählende; Str. 3, Z. 1 kömmt das Imperfekt und Z. 2 wieder das Präsens. Stimmung und Auffassung bleiben immer die nämliche; mithin sollte auch die Form bleiben, der bloße Reim aber sollte nie ein Grund sein, in einer der wichtigsten Wendungen der Sprache so willkürlich zu verfahren. — [4] Der Bach, an welchem Bürglen, Geburtsort Tells, liegt; er entspringt aus den Schluchten der Balmwand, durchläuft das nach ihm benannte Schächenthal und mündet unterhalb Bürglen in die Reuß. — [5] Hier im Sinne von Flut.

Er hat den Steg begraben, der ob der Stäube[6] hieng,
Hat weggespült den Knaben, der auf dem Stege gieng.

3. Und eben schritt ein andrer zur Brücke, da sie brach;
Nicht stutzt der greise Wandrer, wirft sich dem Knaben nach,
Faßt ihn mit Adlersschnelle, trägt ihn zum sichern Ort:
Das Kind entspringt der Welle; den Alten reißt sie fort.

4. Doch als nun ausgestoßen die Flut den todten Leib,
Da stehn um ihn, ergossen in Jammer, Mann und Weib;
Als kracht' in seinem Grunde des Rothstocks Felsgestell,[7]
Erschallt's aus einem Munde: Der Tell ist todt, der Tell! —

5. Wär' ich ein Sohn der Berge, ein Hirt am ew'gen Schnee,
Wär' ich ein kecker Ferge[8] auf Uri's grünem See,
Und trät' in meinem Harme zum Tell, wo er verschied —
Des Todten Haupt im Arme, spräch' ich mein Klagelied:

6. Da liegst du, eine Leiche, der aller Leben war;
Dir trieft noch um das bleiche Gesicht das greise Haar.
Hier steht, den du gerettet, ein Kind, wie Milch und Blut,
Das Land, das du entkettet, steht rings in Alpenglut.[9]

7. Die Kraft derselben Liebe, die du dem Knaben trugst,
Ward einst in dir zum Triebe, daß du den Zwingherrn schlugst.[10]
Nie schlummernd, nie erschrocken, war Retten stets dein Brauch,[11]
Wie in den braunen Locken, so in den grauen auch.

8. Wärst du noch jung gewesen, als du den Knaben fiengst,
Und wärst du dann genesen,[12] wie du nun untergiengst:
Wir hätten draus geschlossen auf künft'ger Thaten Ruhm;
Doch schön ist nach dem großen das schlichte Heldenthum.

---

[6] Wasserfall, der hinten im Thale vom Schächen gebildet wird. — [7] Uri-Rothstock heißt der größte und höchste Gebirgsstock des Landes mit ungeheuren, fast senkrecht abgerissenen Felsen. Er steigt im Westen des Urner Sees empor. Vielleicht aber irrt sich der Dichter auch und meint den Roßstock, der sich nördlich vom Schächen erhebt. — [8] Schiffer, Fährmann. Das Wort fergen ist in der Schweiz für jede Art des Fortschaffens noch üblich. — [9] Weiß und roth, wie das Kind. Beim Untergange der Sonne sehen die Alpen glänzend rosenroth aus, und diesen unbeschreiblich schönen Anblick nennt man das Alpenglühen. — [10] Es liegt sehr nahe, hier an Tells Liebe zu seinem eigenen Knaben zu denken, dessen Gefährdung den Tod des Landvogtes herbeiführte. Der Dichter will aber nicht so verstanden sein; er will an jenen Pfeilschuß auf den Knaben gar nicht erinnern, sondern sagt einfach: es war dieselbe Gesinnung, die dich in's Wasser trieb dem Knaben nach, und dieselbe, welche dich dem Landvogte entgegenstellte. — [11] Anspielung auf Baumgartens Rettung über den See. — [12] Hier in der ältern Bedeutung, wo es nicht bloß Rettung von einer Krankheit bezeichnete, sondern jedes Unverehrtbleiben in Gefahr. In gleichem Sinne steht Str. 10 gesund.

9. Dir hat dein Ohr geklungen vom Lob, das man dir bot;[13]
Doch ist zu ihm gedrungen ein schwacher Ruf der Noth.[14]
Der ist ein Held der Freien, der, wann der Sieg ihn kränzt,
Noch glüht, sich dem zu weihen, was frommet und nicht glänzt.

10. Gesund bist du gekommen vom Werk des Zorns zurück;
Im hülfereichen, frommen, verließ dich erst dein Glück.
Der Himmel hat dein Leben nicht für ein Volk begehrt;
Für dieses Kind gegeben, war ihm dein Opfer werth.

11. Wo du den Vogt getroffen mit deinem sichern Strahl,[15]
Dort steht ein Bethaus[16] offen, dem Strafgericht ein Mahl;[17]
Doch hier, wo du gestorben, dem Kind ein Heil zu sein,
Hast du dir nur erworben ein schmucklos Kreuz von Stein.

12. Weithin wird lobgesungen, wie du dein Land befreit!
Von großer Dichter Zungen vernimmt's noch späte Zeit;
Doch steigt am Schächen nieder ein Hirt im Abendroth:
Dann hallt im Felsthal wieder das Lied von deinem Tod.

---

[13] Nach dem Sprichwort klingt das rechte Ohr dessen, von dem man Gutes redet. — [14] Versteckte Ellipse; der vermittelnde Gedanke fehlt: „Doch hast du nicht geglaubt, nur große Heldenthaten seien deiner würdig; denn —" [15] In alter Bedeutung: Pfeil. — [16] Am Ausgange der hohlen Gasse nach Immensee, an der Stelle, wo Geßler fiel, steht die Tells-Kapelle. Eine andere ist in Bürglen erbaut, an der Stelle, wo Tells Wohnhaus gestanden haben soll. — [17] Erinnerungsmahl, Mahlzeichen.

Der Sage nach kam Wilhelm Tell im Jahr 1354, also 47 Jahre nach Erlegung des Landvogtes, in einer Wassersnoth um, als er einen Knaben retten wollte. Diese einfache Ueberlieferung, welche über der wunderbaren Sage vom Pfeilschuß und dessen Folgen gewöhnlich vergessen wird und vielen ganz unbekannt ist, gab Veranlassung zu unserm Gedicht, das wohl an Ort und Stelle empfangen wurde, und worin immer die Tödtung des Vogtes der Errettung des Knaben gegenüber gestellt wird. Es ist nicht sowohl Ballade, als Hymnus, und ganz abgesehen von Versmaß und Sprache, erinnert es sehr an Klopstockische Anordnung und Ausführung, wie denn überhaupt zwischen Klopstock und Uhland viele Berührungspunkte stattfinden, so verschieden auch ihre Dichtungen aussehen.

Im Jahre 1775 dichtete Fritz Stolberg sein einfaches Lied: Bei Wilhelm Tells Geburtsstätte (Seht diese heilige Kapell'!); im Jahre 1807 Wilhelm Schlegel das eben so einfache Gegenstück dazu: Tells Kapelle bei Küßnacht (Sieh diese heil'ge Waldkapell!). Es ist merkwürdig, daß diese beiden Dichter, die sich gern in kunstreichen Rhythmen hören lassen, zu Tells Lob die einfachsten Lieder sangen, während Uhland, der früher so einfache, eine feierliche, kunstreiche

Chonä[1] im Leben des Kaisers Isaak Angelus (Buch II). Sie geschah vor der Schlacht bei Iconium, welche Kaiser Friedrich der Rothbart am 18. Mai 1190 den Türken lieferte. Nach dem Nicetas erzählt Crusius in den Annales Suevici Fasc. II, S. 501 dieselbe Geschichte, und zwar ist es dieser letztere Geschichtschreiber, wie Dr. Eichholtz zeigt in der Abhandlung: Uhlands Schwäbische Balladen auf ihre Quellen zurückgeführt, Berlin 1873 (Programm des Berlinischen Gymnasiums zum grauen Kloster, Ostern 1873), aus dem höchst wahrscheinlich Uhland schöpfte. Hier heißt es: «In hac expeditione (dem Kreuzzuge Friedrich Barbarossa's) fertur Alemannus quidam corpore ingenti et invicto robore praeditus populares suos longo intervallo secutus pedetentim incessisse, trahendo equum ex itinere fatigatum. Qui a quinquaginta Saracenis eminus sagittis incessitus, scuto et firmo thorace tectus, animi securus iter suum nihilominus persecutus est. Cum autem quidam ex hostibus audacior adequitans cominus eum gladio percussisset, Alemannus ille valida heroicaque manu ambos equi hostilis pedes anteriores ictu aliquo amputavit. Equitis mox equo collapso adhuc insidentis caput, pectus, ventrem, ipsam etiam equi sellam dissecuit uno gladii ictu ita ut iumenti quoque dorsum vulnaverit. Sic apud Chionatam.»

Die ganze Einkleidung gehört natürlich Uhlanden an, zuerst der Grund, weßhalb der Ritter zurückbleibt; und dann das Witzwort am Ende, wodurch die ganze Geschichte mitten in unsere Zeit gerückt wird. Durch diesen Witz wird das ganze erst zusammengehalten und stellt sich nun als Schwank dar, der übrigens recht treuherzig und anmuthig erzählt ist.

Auch Johann Philipp Abelin erzählt die Sache in seiner historischen Chronik[2] und setzt hinzu: „Es ist sich dessen nicht so hoch zu verwundern, dieweil auch in dem Zug, den Kaiser Konrad III. in's Heilige Land vor dieser Zeit gethan, die Historici derselben Zeit etlicher Deutschen gedenken, die eine solche Stärke in den Armen gehabt, daß sie mit ihren langen Schweizerdegen oder Schlachtschwertern einen Mann durch den Kopf und Rücken in der Mitte gespalten haben. Es gedenket auch das Hierosolymitanische Chronikon eines Deutschen, der Wickher geheißen und fast hundert Jahr vor diesem Zug Friderici Barbarossae mit Herzogen Gottfried von Bouillon in das Heil. Land gezogen, zur Zeit Kaiser Heinrichs IV., und sagt, daß dem-

im 12. Jahrh.

[1] Einer der byzantinischen Geschichtschreiber, der Fortsetzer der Weltgeschichte des Zonaras.

[2] Joh. Lud. Gottfridi Historische Chronika der vier Monarchieen u. s. w. Frankf. 1674. Fol. Ein durch die vielen mitgetheilten Einzelheiten und durch den treuherzigen Styl höchst ergötzliches Buch, dessen Werth sehr erhöht wird durch die vielen schönen Kupfer von Merian. Der Verfasser, Joh. Ph. Abelin, war ein Straßburger, und starb 1646 in seiner Vaterstadt.

selben Wickher gar gemein gewesen, die Feinde in der Mitte von einander zu hauen: er hab auch auf der Brücken zu Antiochia einen Türken in seinem Kleid und Harnisch oben herab gespalten, von dem er zum Kampf sei ausgefordert worden."

Auch von Gottfried von Bouillon, dem Führer des ersten Kreuzzuges, wird erzählt, er habe einmal einen Saracenen quer über den Nabel so durchhauen, daß die obere Hälfte des Körpers herabgefallen sei; das Pferd aber sei mit der untern Hälfte in die Stadt gelaufen und habe Grausen und Entsetzen verbreitet.

Aus Ahelin kennt nun Abraham a St. Clara den Vorfall, und erzählt denselben in seiner berühmten Türkenpredigt: Auf, auf, ihr Christen! das ist, eine bewegliche Anfrischung der Christlichen Waffen wider den Türkischen Bluet-Egel. Wienn 1683.[3] Nachdem er schon zwei Beispiele kriegerischer Courage berichtet hat, fährt er folgendermaßen fort: „Ruhmwürdig ist die Courage, welcher jener „deutsche Soldat gehabt, in dem Kriegsheer Barbaroſſä: dieser tapfere „Allemann und Schwab konnte wegen seines abgematten Pferdts der „Armee nicht folgen, hatte also ziemlich weit nach derselben seinen „müden Schimmel an dem Zaum geführt, gantz alleinig, deme aber „fünffzig starke Türken begegneten, vor welchen er sich allein gantz „nicht entsetzt, sondern mit einer Hand sein Roß gehalten, mit der „andern also gefochten, und einen solchen Streich geführt, daß er „einen Türken vom Kopff hinab den gantzen Leib auch durch den „Sattel biß auf die Haut des Pferdts von einander zerspalten, ob „welchem die andern der Gestalten erschrocken, daß sie eylends die „Flucht genommen: dergleichen tapfere Courage gebühren einem recht„schaffenen Soldaten."

Pater Abraham weiß also viel mehr als die andern, nicht nur, daß der tapfere Held ein Schwabe gewesen,[4] sondern daß er auch seines Schimmels wegen zurückgeblieben sei.

Uhland nimmt alle Motive Abrahams, erzählt aber die Geschichte zum Ruhme seiner wegen ihrer Schwabenstreiche verspotteten Landsleute. Wäre übrigens von Schwabenstreichen schon zur Zeit der Kreuzzüge die Rede gewesen, so könnte dieses Wort nur Schwabenhiebe bedeuten; denn Streich hat im Altdeutschen immer den Sinn von Schwerthieb.

In Bezug auf den Styl ist zu bemerken, daß wie in der schlichten Chronik die Sätze einfach aneinander gereiht sind, und der Dichter alle Satzgefüge vermeidet, auch da vermeidet, wo dem Sinne nach eine Unterordnung stattfindet, z. B. Z. 10, 14, 15. Das Hervortreten schwäbischer Färbung in der Sprache verstärkt den anmuthigen Eindruck des Gedichtes.

---

[3] Dieselbe Türkenpredigt, welcher auch Schiller in seiner Kapuzinerpredigt viel entnommen.

[4] Pater Abraham war bekanntlich selbst ein Schwabe.

8. Des Sängers Fluch.

(1814.)

1. Es stand in alten Zeiten ein Schloß, so hoch und hehr,
Weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer,
Und rings von duft'gen Gärten ein blüthenreicher Kranz,
Drin sprangen frische Brunnen in Regenbogenglanz.

2. Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich;[1]
Er saß auf seinem Throne so finster und so bleich,
Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wuth,
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.[2]

3. Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaar,
Der ein' in goldnen Locken, der andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, der saß auf schmuckem Roß,
Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.

4. Der Alte sprach zum Jungen: „Nun sei bereit, mein Sohn![3]
Denk unsrer tiefsten Lieder,[4] stimm an den vollsten Ton;
Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut, zu rühren des Königs steinern Herz."

5. Schon stehn die beiden Sänger im hohen Säulensaal,
Und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl;[5]
Der König, furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein,
Die Königin, süß und milde, als blickte Vollmond[6] drein.

6. Da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll;[7]
Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwischen, wie dumpfer Geisterchor.

---

[1] An Eroberungen durch Siege. — [2] Steigerung, vom stillen Fassen des Gedankens bis zur bestimmtesten Aeußerung desselben. Das Sinnen ist die innere Bewegung des Gefühles, dem Auge noch unergründlich; der Blick ist erst Offenbarung des Sinnens, das Wort die bestimmteste Aeußerung des Willens und die Schrift die bleibendste und unvertilgbarste. Also: sein ganzes Sinnen geht auf Erregung des Schreckens. Wen er anblickt, der hat seinen Grimm, seine Wuth zu befürchten. Seine Aussprüche sind Strafen, Todesurtheile sein Geschriebenes. Schon in der Anapher vermittelst der Wiederholung von was, welches die Wirkung der Alliteration hat, liegt eine Steigerung. — [3] Nicht den wirklichen Sohn haben wir uns dabei zu denken, sondern den Jünger und Schüler. — [4] Die aus dem Innersten der Seele kommen und das Tiefste der menschlichen Brust berühren. — [5] Das Gemahl anstatt Gemahlin. Das Altdeutsche kennt dieses Neutrum kaum. — [6] Das Licht des Vollmondes, was schon in dem Verbum blicken liegt, die Milde, die aus ihrem Gesichte strahlt; denn sonst hat das Bild des Vollmondes hier etwas anstößiges. — [7] Ueber die besondere Beschaffenheit des hier vorgetragenen Gesanges wird man sich vergebens

7. Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit;
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

8. Die Höflingsschaar im Kreise verlernet jeden Spott,[8]
Des Königs trotz'ge Krieger, sie beugen sich vor Gott,[9]
Die Königin, zerflossen in Wehmuth und in Lust,
Sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.

9. „Ihr habt mein Volk[10] verführet, verlockt ihr nun mein Weib?"
Der König schreit es wüthend, er bebt am ganzen Leib;
Er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt,[11]
Draus, statt der goldnen Lieder, ein Blutstrahl hoch aufspringt.[12]

10. Und wie vom Sturm zerstoben ist all der Hörer Schwarm;
Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm,
Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Roß,
Er bind't ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.

11. Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis,
Da faßt er seine Harfe, sie aller Harfen Preis,
An einer Marmorsäule, da hat er sie zerschellt,
Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt:

12. „Weh euch, ihr stolzen Hallen! nie töne süßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang!
Nein! Seufzer nur und Stöhnen, und scheuer Sklavenschritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist[13] zertritt!

13. Weh euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieses Todten entstelltes Angesicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen versteint, verödet liegt.

14. Weh dir, verruchter Mörder! du Fluch des Sängerthums!
Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms!
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!"

---

bemühen; jedenfalls denkt sich der Dichter die Wirkung in erster Linie vom musikalischen Vortrage ausgehend. — [8] Die Neigung und Gewohnheit der Höflinge, alles Ideale durch Spott von sich abzuwehren. — [9] Der thatenstolze Trotz des Soldaten, der jede andere als seines Herrn und Gebieters Macht verachtet, wird gebrochen. — [10] Unter Volk sind doch wohl hier die Höflinge und Krieger zu verstehn. — [11] Es ist auffällig, daß gerade die Hauptsache im ganzen Gedichte in der Form des Nebensatzes auftritt. — [12] Die Zusammendrängung harter und schwerer Silben der zweiten Hälfte der Zeile ist höchst malerisch. — [13] Die Rache der Unterdrückten und Unterjochten.

15. Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört,
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört.
Noch Eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht,
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

16. Und rings, statt duft'ger Gärten, ein ödes Haideland,
Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand;
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch;
Versunken und vergessen! das ist des Sängers Fluch.

Es liegt hier durchaus keine Ueberlieferung zu Grunde. Diese Ballade entstand kurz nach der Napoleonischen Zeit, und der ganze Ingrimm über den Helden der Epoche, welcher Freiheit, Männerwürde und alles Schöne und Menschliche so oft mit Füßen trat, strömte in dieselbe über. Das Gedicht hat nun freilich, wie jede ächte Dichtung, eine viel allgemeinere Gültigkeit. Das Süße, Heitre, Hohe und Würdige der wahren Poesie wird ewig dem Nüchternen, Kalten, Eigensüchtigen, Egoistischen der Staatskunst gegenübertreten; aber die Poesie kann auch als strafende Rächerin erscheinen und ihre Flüche eben so gut schleudern als sie ihre Segnungen verleiht.

Der Dichter verlegt die Begebenheit in die ältesten Zeiten, und dieses war allerdings nöthig; denn nur in diesen alten Tagen knüpft sich die Würde der Poesie als eines Hebels der Kultur an einzelne Dichter, während in spätern Zeiten der Antheil des Einzelnen dem Auge verschwindet. Auch zog der Dichter zwei Vortheile aus dieser Verlegung in's graue Alterthum; einmal waren hier Gesang, Dichtkunst und Saitenspiel noch unzertrennt verbunden, so daß die Erscheinung und Wirksamkeit des Dichters weit sinnlicher und anschaulicher wird, während das bloße Lesen diese Anschaulichkeit ganz vernichtet, und dann erscheint der Sänger auch immer als ein Gast, der zur Verherrlichung eines Festes und zur Feierlichkeit des Ganzen beiträgt, um die Stimmung der Anwesenden durch seine Kunst zu beleben und zu erhöhen und das innere Selbst der Menschennatur zum Bewußtsein zu bringen. Denn in den ältesten Zeiten wird nicht bloß das Lied des Dichters anerkannt, geliebt und nachgesungen von Mund zu Mund: auch der Dichter selbst wird hochgeehrt und hochgehalten als ein Bote und Gesandte der Gottheit. Ferner tritt auch in frühern Zeiten der Unterschied zwischen Meister und Schüler unmittelbarer und sinnlicher hervor, während in spätern Zeiten ein solcher persönlicher Zusammenhang selten stattfindet.

Endlich ist auch die Thatsache des völligen Verschwindens und Vergessens nur unter der Voraussetzung alter Zeit möglich, wo es noch keine Geschichtschreibung gab, sondern der epische Dichter zugleich der Aufbewahrer und Verbreiter historischer Ueberlieferung war. Allerdings setzt aber die gelehrte Kenntnis des Namens und der Thaten

eines Mannes durchaus keine lebendige Erinnerung im Geiste und ein Andenken des Volkes voraus; denn diese knüpft sich an die einzelne bedeutende Gestalt und That, nicht an Schreck und Furcht, nicht an den bloßen Eroberer und Verwüster.

Unsere Ballade hat zwar keineswegs den gedrängten, oft knappen Ton der spätern Dichtungen Uhlands; im Gegentheil, es herrscht darin ein rein epischer Vortrag, so daß der Verlauf sich schlicht und überschaulich abspinnt. Doch giebt der Dichter auch hier nur das, was er für nöthig hält, und läßt andere Züge und Umstände bloß errathen. So ist auch kein Grund angegeben, weshalb die beiden Sänger nach dem Schlosse ziehen. Sind sie etwa bestellt, um durch ihre Kunst einen neuen Sieg zu verherrlichen? Will dies der Alte nicht, dem das steinerne Herz des Königs längst ein Gräuel war? Der Inhalt ihrer Gesänge ist der Art, daß er den Tyrannen zur Wuth reizt. Er sieht in den Sängern nichts als freche Nebenbuhler, die sich ihm gleichstellen oder ihn gar meistern wollen, und jetzt geschieht der Frevel. Dieser ruft aber die Rache der Himmelsmächte hervor, weil der Sänger ein Mund dieser Himmelsmächte gewesen ist und als Bote derselben unter deren Obhut steht.

Aber warum trifft der Fluch nicht bloß den König, sondern auch das Schloß und die Gärten, die an sich schuldlos an des Königs Unthat sind? Darauf ist zu antworten: Soll des Königs Andenken völlig verwischt werden, so müssen auch seine Gründungen untergehn, die mit dem Dasein und Namen des Königs, der ein Fluch des Sängerthums ist, im engsten Zusammenhange stehen, da diese Schöpfungen an ihn erinnern, ihn verherrlichen und verewigen sollen. Unser Dichter giebt freilich einen ganz andern Grund an, weshalb auch sie der Fluch trifft, ein Grund, der ganz im Sinne der Poesie ist: Diese Hallen, diese Gärten sind Zeugen und mithin auch Theilhaber der Unthat gewesen, welche sie geduldet und zugelassen haben; daher müssen auch sie dem Untergange geweiht sein, so gut als die zertrümmerte Harfe.

So viel vom sittlichen und poetischen Gehalte des Gedichtes, der eng zusammenhängt mit der ganzen Weltanschauung des Dichters; aber auch nach Anordnung und Vortrag gehört es zu den bedeutendsten seiner Gattung. Nachdruck der Sprache, lebendige Gestaltung der Charaktere, die Tonfülle (Regenbogenglanz; blutiger Nordlichtschein) und malerische Schönheit des Klanges (besonders in Str. 6 und 7), Bedeutsamkeit der Reime, sowohl des Silbenreimes (reich—bleich; Wuth—Blut; zerschellt—gellt) als des Stabreimes (hoch und hehr;[1] Lenz und Liebe; himmlisch helle) haben sich vereinigt, um nach Zeichnung und Färbung eine der gedankenschwersten poetischen Schöpfungen

[1] Zum Stabreime gehören auch solche Wendungen, die auf Wiederholung der Silben beruhen, z. B. da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll.

hervorzubringen; unter den Mitteln, wodurch die poetische Wirkung befördert wird, steht die Anwendung des Contrastes voraus, die überhaupt bei Uhland wie bei jedem ächten Dichter eine große Rolle spielt. Zuerst die anschauliche Schilderung des Schlosses und seiner Umgebung; als Gegensatz der finstere und bleiche König; dann die Gestalten der beiden Sänger, des jugendlichen und des ergrauten; die Versammlung im Saale mit dem furchtbaren König und der milden Königin an der Spitze; die Verschiedenheit des Gesanges und wieder die Verschiedenheit der Wirkung, welche derselbe auf die Versammlung macht.

Die Vergleichung mit Göthe's Sänger liegt allzunahe, so daß wir nur darauf hinzudeuten brauchen. Man könnte Göthe's Gedicht auch des Sängers Dank nennen.

---

9. Unstern.

(1814.)

1. Unstern, diesem guten Jungen, hat es seltsam sich geschickt,
Manches wär' ihm fast gelungen, manches wär' ihm schier geglückt.
Alle Glücksstern' im Bunde hätten weihend ihm gelacht,[1]
Wenn die Mutter eine Stunde früher ihn zur Welt gebracht.

2. Waffenruhm und Heldenehre hätten zeitig ihm geblüht,
War doch in dem ganzen Heere keiner so von Muth erglüht:
Nur als schon in wilden Wogen seine Schaar zum Sturme drang,
Kam ein Bote hergeflogen, der die Friedensfahne schwang.

3. Nah ist Unsterns Hochzeitfeier, hold und sittig glüht die Braut;
Sieh! da kömmt ein reichrer Freier, der die Eltern baß[2] erbaut.
Dennoch hätte die Geraubte ihn als Wittwe noch beglückt,
Wäre nicht der Todtgeglaubte plötzlich wieder angerückt.

4. Reich wär' Unstern noch geworden mit dem Gut der neuen Welt,
Hätte nicht ein Sturm aus Norden noch im Port das Schiff zerschellt.
Glücklich war er selbst entschwommen, einer Planke hatt' er's Dank,
Hatte schon den Strand erklommen, glitt zurück noch und versank.

5. In den Himmel, sonder Zweifel, würd' er gleich gekommen sein,
Liefe nicht ein dummer Teufel just ihm in den Weg hinein.
Teufel meint, es sei die Seele, die er eben holen soll,
Packt den Unstern an der Kehle, rennt mit ihm davon wie toll.

---

[1] Nach den Lehren der Astrologie können die glücklichen oder unglücklichen Schicksale aus der gegenseitigen Constellation der Sonne, des Mondes und der Planeten vorausbestimmt werden, eine Prophezeiung, die man Stellung des Horoskops oder der Nativität nennt. — [2] In der süddeutschen Bedeutung für besser.

6. Da erscheint ein lichter Engel rettend aus dem Nebelduft,
Donnert flugs den schwarzen Bengel in die tiefste Höllenkluft,
Schwebt der goldnen Himmelsferne mit dem armen Unstern zu,
Ueber gut und böse Sterne führt er den zur ew'gen Ruh.

Die Zeichnung sogenannter Unglücksvögel ist von Dichtern in Prosa und Versen schon oft versucht worden. Eine der vortrefflichsten befindet sich in E. D. Hoffmanns sonst ganz mislungenem Märchen: Der goldene Topf,[1] wo gleich im ersten Capitel der Student Anselmus über sein beständiges Unglück klagt. Auch Castelli hat in seinen Wiener Bildern eine solche Zeichnung geliefert. Fr. Rückert hat in seinen Gedichten auch zu einer angesetzt, der es aber an Laune fehlt, und bei der manches ganz unpassend ist, da es gar nicht die Eigenthümlichkeiten eines geborenen Unglücksvogels ausspricht. Ich gebe das Gedicht, da es nicht lang ist.

Unglück.

Immer scheint' die Sonn' am hellsten, wenn ich muß in's Haus mich schließen;
Und die Stunde rinnt am schnellsten, die ich langsam will genießen.
Wo es Rosen giebt zu riechen, werd' ich stets den Schnupfen haben,
Und gewiß am Magen siechen, wo mich soll ein Braten laben.
Immer hab' ich Lust zu wachen, wann die Nachtlamp ausgegangen;
Brauche sie nur anzufachen, und mich wird der Schlaf umfangen.
Immer war die Stadt unleidlich, wenn ich sollt' in ihr verweilen,
Und gefiel mir dann erst weidlich, wann ich mußte weiter eilen.
Golden sah ich stets die Ferne, und die Nähe stets erbleichen,
Und nur reizend stets die Sterne, weil ich nie sie konnt' erreichen.

Unter demselben Namen Unglück findet sich auch in G. Pfizers Gedichten die Behandlung des gleichen Stoffes als Gasel.

Ich darf, so oft ich nur ein wenig nasche,
Gewiß sein, daß mich jemand überrasche.
Wenn mit dem größten Fleiß ich Netze stricke,
Entwischt gewiß mir immer eine Masche.
Bei Tische gieß' ich aus die braune Tunke,
Beim Trinkgelag zerbrech ich Kelch und Flasche.
Ich habe selten Geld, und hab ich einmal,
So hat auch sicherlich ein Loch die Tasche.
Stets färben Tintenspuren meine Finger,
So oft ich sie mit Rosenwasser wasche.
Verloren hat den Staub und einen Flügel
Der Schmetterling, den ich mit Mühe hasche.
Beim Kartenspiel bekomm' ich nie die Trümpfe;
Die Würfel fallen niemals mir zum Pasche.
Ich wollte jüngst geschälte Pflaumen dörren,
Doch fielen sie mir leider in die Asche.

Uhlands Gedicht unterscheidet sich von allen andern dadurch, daß es den ganzen Lebenslauf des Unglücksvogels giebt, von der Geburt an

---

[1] S. Fantasiestücke in Callots Manier.

bis zum Tode. Die zu Grunde liegende Laune verbirgt sich unter einer höchst pathetischen Darstellung.

10. Die Mähderin.

(1815.)

1. „Guten Morgen, Marie! so frühe schon rüstig und rege?
Dich, treuste der Mägde, dich machet die Liebe nicht träge.
Ja, mähst du die Wiese mir ab von jetzt in drei Tagen,
Nicht dürft' ich den Sohn dir, den einzigen, länger versagen." —

2. Der Pächter, der stattlich begüterte, hat es gesprochen;
Marie, wie fühlt sie den liebenden Busen sich pochen!
Ein neues, ein kräftiges Leben durchdringt ihr die Glieder,
Wie schwingt sie die Sense, wie streckt sie die Mahden [1] darnieder!

3. Der Mittag glühet, die Mähder des Feldes ermatten,
Sie suchen zur Labe den Quell und zum Schlummer den Schatten.
Noch schaffen im heißen Gefilde die summenden Bienen;
Marie, sie ruht nicht, sie schafft in die Wette mit ihnen.

4. Die Sonne versinkt, es ertönet das Abendgeläute;
Wohl rufen die Nachbarn: „Marie, genug ist's für heute!"
Wohl ziehen die Mähder, der Hirt und die Heerde von hinnen;
Marie, sie dengelt die Sense zu neuem Beginnen.

5. Schon sinket der Thau, schon erglänzen der Mond und die Sterne,
Es duften die Mahden, die Nachtigall schlägt aus der Ferne,
Marie verlangt nicht zu rasten, [2] verlangt nicht zu lauschen,
Stets läßt sie die Sense, die kräftig geschwungene, rauschen.

6. So fürder von Abend zu Morgen, von Morgen zu Abend,
Mit Liebe sich nährend, mit seliger Hoffnung sich labend;
Zum drittenmal hebt sich die Sonne, da ist es geschehen;
Dort seht ihr Marien, die wonniglich weinende, stehen.

7. Guten Morgen, Marie! was seh' ich! o fleißige Hände!
Gemäht ist die Wiese! das lohn' ich mit reichlicher Spende;
Allein mit der Heirath — du nahmest im Ernste mein Scherzen.
Leichtgläubig, man sieht es, und thöricht sind liebende Herzen." —

8. Er spricht es und gehet des Wegs, doch der armen Marie
Erstarret das Herz, ihr brechen die bebenden Kniee.
Die Sprache verloren, Gefühl und Besinnung geschwunden,
So wird sie, die Mähderin, dort in den Mahden gefunden.

[1] Mahd bedeutet: 1) die zu mähende Wiese; 2) das Gemähte. In zweiter Bedeutung steht es Str. 5. — [2] Wozu das frischgemachte Heu, welches betäubt und schläfrig macht, sie einladet.

9. So lebt sie noch Jahre, so stummer, erstorbener Weise,
Und Honig, ein Tropfen, das ist ihr die einzige Speise.
O haltet ein Grab ihr bereit auf der blühendsten Wiese!
So liebende Mähderin gab es doch nimmer, wie diese.

Dieses Gedicht steht unter Uhlands Balladen so einsam da wie Ritter Toggenburg unter Schillers, sowohl der Form und der Sprache als dem Stoffe nach. Die Sprache erinnert durchaus nicht an die romantische Schule, eher an Schiller und Göthe; namentlich Wendungen wie Str. 2, 5, 6 „der Pächter, der stattlich begüterte; die Sense, die kräftig geschwungene; Marie, die wonniglich weinende.“ — Die Quelle des Gedichtes hat Wilhelm Ludwig Hollond aus dem Tagebuche Uhlands nachgewiesen; hier findet sich unter dem 13. November 1814 die Bemerkung: „Artikel im Nürnberger Korrespondenten wegen der getäuschten Mähderin.“ Dieser Artikel lautet:

„Opfer der Liebe.

Vor einiger Zeit starb in dem Dorfe Disouguin bei Aire, in der ehemaligen Grafschaft Artois, ein Mädchen Marie Josephe Dalb, als Opfer einer unmenschlichen Härte, nach einem mehr als 11jährigen Leiden. Sie war Dienstmagd bei einem Pächter, liebte den Sohn ihres Herrn mit aller Stärke eines jungen Herzens, und wurde eben so von ihm wieder geliebt. Der Vater will in keine Verbindung willigen, weil Marie arm ist. Einst zur Erntezeit sagte er im Scherz, aber ernst sich stellend, zu ihr: „Marie, wenn du binnen jetzt und drei Tagen dieses Feld abmähst, ohne daß dir Jemand dabei hilft, so sollst du meinen Sohn haben.“ Das liebende Geschöpf, diesem Wort vertrauend, beginnt das Werk; die Liebe giebt ihr ungewöhnliche Stärke, sie arbeitet Tag und Nacht; und als sie es vollendet hat, und den verheißenen Lohn fordert, weist der Vater sie schnöde mit den Worten ab: „Ho, Närrchen, es war ja nur Spaß!“ Das hatte die Arme nicht erwartet. Getäuschte Hoffnung und die übermenschliche Anstrengung in den letzten Tagen und Nächten versetzten sie in einen bewußtlosen Zustand, aus dem sie auch nicht mehr erwachte; ihr Körper hatte alle Spannkraft verloren. Seit 10 Jahren war sie ohne Bewußtsein, ohne Gefühl und gänzlich bewegungslos; sie hätte während dieser Zeit nichts als Wasser mit etwas Honig vermischt genossen. Seit 2 Jahren hatte sie sich nicht selbst von der Stelle bewegt, und kein Lebenszeichen von sich gegeben, als ein fast unmerkliches Athemholen, und daß sie das dargereichte Honigwasser hinunterschluckte.“

---

11. Graf Eberhard der Rauschebart.

(1815.)

1. Ist denn im Schwabenlande verschollen aller Sang,
Wo einst so hell vom Staufen die Ritterharfe klang?[1]
Und wenn er nicht verschollen, warum vergißt er ganz
Der tapfern Väter Thaten, der alten Waffen Glanz?

2. Man lispelt leichte Liedchen, man spitzt manch Sinngedicht,[2]
Man höhnt die holden Frauen, des alten Liedes Licht.[3]
Wo rüstig Heldenleben längst auf Beschwörung lauscht,[4]
Da trippelt[5] man vorüber und schauert, wenn es rauscht.

3. Brich denn aus deinem Sarge, steig aus dem düstern Chor
Mit deinem Heldensohne, du Rauschebart, hervor![6]
Du schlugst dich unverwüstlich noch greise Jahr' entlang:
Brich auch durch unsre Zeiten mit hellem Schwertesklang!

---

[1] Unter den schwäbischen Kaisern aus dem Hause Hohenstaufen blühte bekanntlich die deutsche Dichtung, und die meisten waren selbst Dichter. — [2] Man bemerke die Alliteration in dieser und der folgenden Zeile, worin sich der Spott über die schwäbischen Poeten ausspricht; daher auch die treffenden Ausdrücke lispeln, Liedchen, spitzen. — [3] Zusatz zu Frauen — welche der Glanzpunkt der alten deutschen Dichtung waren. — [4] Beschwörung. Der Dichter soll als ein Zauberer die Todten wieder lebendig machen und die vergangene Zeit wieder vergegenwärtigen. — [5] Weil man zu feig ist für einen männlichen Schritt. — [6] Graf Eberhard und sein Sohn Ulrich liegen im Chore der Stiftskirche zu Stuttgart begraben. In dem Beiworte „düster" spricht sich ein leiser Unwille des Dichters aus; denn der schöne Chor war ganz verbaut worden, um eine Orgel anbringen zu können. Jetzt ist er wieder völlig frei und heiter. — [Die ganze Einleitung ist gegen die damaligen schwäbischen Dichter gewandt, als deren Vertreter Friedrich Haug (st. 1829) und Friedrich Weißer (st. 1836) anzusehen sind. Diesen galt, wie einem großen Theile jener Zeit, Wieland als das Vorbild eines Dichters; beide beschäftigten sich besonders mit derjenigen Art Poesie, die man sehr passend die Schnitzelpoesie genannt hat und welche aus einer Verbindung von Witz und Reimfertigkeit hervorgeht, aber ganz unfähig ist, bedeutendere menschliche Zustände zu gestalten. Haug machte sich besonders durch Epigramme bekannt (denn auch seine Lieder sind Epigramme), Weißer durch eigentliche Satyren, deren Gegenstand oft die Frauen sind. Weißer hatte einen besondern Ingrimm gegen die Romantiker und natürlich auch gegen die schwäbischen Landsleute, welche sich der neuen Schule anschlossen. In Verbindung mit Baggesen gab er 1810 den Klingklingelalmanach heraus, worin die Sonettendichterei verspottet wurde. Ein Greuel war für Weißern die Erweckung der alten Sage und Heldendichtung, und er ließ es nicht an Satyren gegen alle diese Richtungen fehlen.]

---

1. Der Ueberfall im Wildbad.

4. In schönen Sommertagen, wann lau die Lüfte wehn,
Die Wälder lustig grünen, die Gärten blühend stehn,

Da ritt aus Stuttgarts Thoren ein Held von stolzer Art,
Graf Eberhard der Greiner, der alte Rauschebart.

5. Mit wenig Edelknechten [7] zieht er in's Land hinaus,
Er trägt nicht Helm noch Panzer, nicht geht's auf blut'gen Strauß;
In's Wildbad [8] will er reiten, wo heiß ein Quell entspringt,
Der Sieche [9] heilt und kräftigt, der Greise wieder jüngt.

6. Zu Hirsau [10] bei dem Abte, da kehrt der Ritter ein
Und trinkt bei Orgelschalle den kühlen Klosterwein.
Dann geht's durch Tannenwälder in's grüne Thal gesprengt,
Wo durch ihr Felsenbette die Enz sich rauschend drängt.

7. Zu Wildbad an dem Markte, da steht ein stattlich Haus,
Es hängt daran zum Zeichen ein blanker Spieß [11] heraus;
Dort steigt der Graf vom Rosse, dort hält er gute Rast,
Den Quell besucht er täglich, der ritterliche Gast.

8. Wann er sich dann entkleidet und wenig ausgeruht
Und sein Gebet gesprochen, so steigt er in die Flut:
Er setzt sich stets zur Stelle, wo aus dem Felsenspalt
Am heißesten und vollsten der edle Sprudel wallt.

9. Ein angeschoßner Eber, der sich die Wunde wusch,
Verrieth voreinst den Jägern den Quell in Kluft und Busch.
Nun ist's dem alten Recken [12] ein lieber Zeitvertreib,
Zu waschen und zu strecken den narbenvollen Leib.

10. Da kömmt einsmals gesprungen sein jüngster Edelknab':
„Herr Graf! es zieht ein Haufe das obre Thal herab.
Sie tragen schwere Kolben, [13] der Hauptmann führt im Schild
Ein Röslein roth von Golde und einen Eber wild."

11. Mein Sohn! das sind die Schlegler, die schlagen kräftig drein, —
Gieb mir den Leibrock, Junge! — das ist der Eberstein;

---

[7] Edelknecht hieß jeder Adeliche, der als Kriegsmann in Dienste eines andern trat; hieß auch so, wenn er schon die Ritterwürde erlangt hatte. — [8] Ein berühmtes Bad im Schwarzwalde, 12 — 13 Stunden von Stuttgart. Den Namen soll es von einem Wildschwein haben, welches dort den Boden und somit die Quelle aufrührte. — [9] In der alten Bedeutung von krank. — [10] Ehemaliges Benediktinerkloster, nicht weit von der Stadt Calw, es war im Mittelalter der Mittelpunkt der von Clügny ausgehenden Reformation der Benediktiner-Klöster für Deutschland; 1692 wurde es von den Franzosen zerstört; die mitten im Hauptgebäude emporgewachsene Ulme hat Uhland besungen. Der neuere Name ist sonst Hirschau. — [11] Zum Zeichen, daß das Haus dem Fürsten gehöre; der Spieß ist das Symbol der Herrschaft. — [12] Recke: ein durch Leibesgröße oder Herzhaftigkeit über andere hervorragender Held. Ursprünglich bedeutete das Wort einen Vertriebnen, der bei einem Fürsten Dienste nahm. — [13] Keulen von Metall.

Ich kenne wohl den Eber, er hat so grimmen Zorn;
Ich kenne wohl die Rose, sie führt so scharfen Dorn."

12. Da kommt ein armer Hirte in athemlosem Lauf:
„Herr Graf! es zieht 'ne Rotte das untre Thal herauf.[14]
Der Hauptmann führt drei Beile, sein Rüstzeug glänzt und gleißt,
Daß mir's, wie Wetterleuchten, noch in den Augen beißt."

13. „Das ist der Wunnenstelner, der gleißend' Wolf genannt, —
Gieb mir den Mantel, Knabe! — der Glanz ist mir bekannt,
Er bringt mir wenig Wonne,[15] die Beile hauen gut, —
Bind mir das Schwert zur Seite! — der Wolf, der lechzt nach Blut.

14. Ein Mägdlein mag man schrecken, das sich im Bade schmiegt,
Das ist ein lustig Necken, das niemand Schaden fügt;
Wird aber überfallen ein alter Kriegesheld,
Dann gilt's, wenn nicht sein Leben, doch schweres Lösegeld." —

15. Da spricht der arme Hirte: „Des mag noch werden Rath!
Ich weiß geheime Wege, die noch kein Mensch betrat;
Kein Roß mag sie ersteigen, nur Geißen klettern dort;
Wollt Ihr sogleich mir folgen, ich bring' Euch sicher fort." —

16. Sie klimmen durch das Dickicht den steilsten Berg hinan;
Mit seinem guten Schwerte haut oft der Graf sich Bahn.
Wie herb das Fliehen schmecke, noch hat er's nie vermerkt,
Viel lieber möcht' er fechten, das Bad hat ihn gestärkt.

17. In heißer Mittagsstunde bergunter und bergauf![16]
Schon muß der Graf sich lehnen auf seines Schwertes Knauf.
Darob erbarmt's den Hirten des alten, hohen Herrn,
Er nimmt ihn auf den Rücken: „Ich thu's von Herzen gern!"

18. Da denkt der alte Greiner: „Es thut doch wahrlich gut,
So sänftlich sein getragen von einem treuen Blut;
In Fährden und in Nöthen zeigt erst das Volk sich ächt,
Drum soll man nie zertreten sein altes, gutes Recht." [17] —

19. Als drauf der Graf gerettet zu Stuttgart sitzt im Saal,
Heißt er 'ne Münze prägen als ein Gedächtnismal;

---

[14] Wildbad liegt in dem engen Thale (Grund würde man in Norddeutschland sagen) der Enz, und von dem Städtchen aus unterscheidet man nun das obere und das untere Thal. — [15] Erinnert an den Wunnenstein, wie Glanz an gleißen. — [16] Der Weg geht unmittelbar hinter dem Bade steil bergauf. — [17] Anspielung auf den Kampf der würtembergischen Regierung mit den Landständen, an welchem sich Uhland als Abgeordneter lebhaft betheiligte, auf welchen sich auch die Mehrzahl der „vaterländischen Gedichte" Uhlands bezieht, in denen überall „daß alte gute Recht" betont ist. Ausführlich ist dieser Kampf in Otto Jahns „Ludwig Uhland", Bonn, 1863, dargestellt.

Er giebt dem treuen Hirten manch blankes Stück davon,
Auch manchem Herrn vom Schlegel verehrt er eins zum Hohn.

20. Dann schickt er tücht'ge Maurer in's Wildbald alsofort,
Die sollen Mauern führen rings um den offnen Ort,
Damit in künft'gen Sommern sich jeder greise Mann,
Von Feinden ungefährdet, im Bade jüngen kann.

---

2. Die drei Könige zu Heimsen.

21. Drei Könige zu Heimsen, wer hätt' es je gedacht!
Mit Rittern und mit Rossen, in Herrlichkeit und Pracht!
Es sind die hohen Häupter der Schlegelbrüderschaft,
Sich Könige zu nennen, das giebt der Sache Kraft.

22. Da thronen sie beisammen und halten eifrig Rath,
Bedenken und besprechen gewalt'ge Waffenthat:
Wie man den stolzen Greiner mit Kriegsheer überfällt
Und, besser als im Bade, ihm jeden Schlich [18] verstellt.

23. Wie man ihn dann verwahret und seine Burgen bricht,
Bis er von allem Zwange die Edeln ledig spricht.
Dann fahre wohl, Landfriede! dann, Lehndienst, gute Nacht! [19]
Dann ist's der freie Ritter, der alle Welt verlacht.

24. Schon sank die Nacht hernieder, die Kön'ge sind zur Ruh,
Schon krähen jetzt die Hähne dem nahen Morgen zu;
Da schallt mit scharfem Stoße das Wächterhorn vom Thurm;
Wohlauf, wohlauf, ihr Schläfer! das Horn verkündet Sturm.

25. In Nacht und Nebel draußen, da wogt es wie ein Meer,
Und zieht von allen Seiten sich um das Städtlein her;
Verhaltne Männerstimmen, verworrner Gang und Drang,
Hufschlag und Rossesschnauben und dumpfer Waffenklang!

26. Und als das Frühroth leuchtet und als der Nebel sinkt,
Hei! wie es da von Speeren, von Morgensternen [20] blinkt!
Des ganzen Gaues Bauern stehn um den Ort geschaart,
Und mitten hält zu Rosse der alte Rauschebart.

27. Die Schlegler möchten schirmen das Städtlein und das Schloß,
Sie werfen von den Thürmen mit Steinen und Geschoß.

---

[18] Schleichweg. — [19] Um diese Zeit hatte Kaiser Karl IV. einen Landfrieden in Schwaben gegeben, dem zufolge alle Zwiste vor bestimmten Richtern ausgemacht werden sollten. Graf Ludwig von Oetingen war Landfriedensrichter. — [20] Keulen, die am obern kolbigen Ende mit eisernen Spitzen und Stacheln besetzt waren. Sie sollen in den Schweizerkriegen als Waffe des Landsturms aufgekommen sein.

„Nur sachte! — ruft der Greiner — euch wird das Bad geheizt,[21]
Aufdampfen soll's und qualmen, daß euch's die Augen beizt!"

28. Rings um die alten Mauern ist Holz und Stroh gehäuft,
In dunkler Nacht geschichtet und wohl mit Theer beträuft,
Drein schießt man glühn'de Pfeile, wie raschelt's da im Stroh!
Drein wirft man feur'ge Kränze, wie flackert's lichterloh!

29. Und noch von allen Enden wird Vorrath zugeführt,
Von all den rüst'gen Bauern wird emsig nachgeschürt,
Bis höher, immer höher die Flamme leckt und schweift
Und schon mit lust'gem Prasseln der Thürme Dach ergreift.

30. Ein Thor ist freigelassen, so hat's der Graf beliebt,
Dort hört man, wie der Riegel sich leise, lose schiebt.
Dort stürzen wohl, verzweifelnd, die Schlegler jetzt heraus?
Nein! friedlich zieht's herüber, als wie in's Gotteshaus.

31. Voran drei Schlegelkön'ge, zu Fuß, demüthiglich,
Mit unbedecktem Haupte, die Augen unterſich;[22]
Dann viele Herrn und Knechte, gemachsam, Mann für Mann,
Daß man sie alle zählen und wohl betrachten kann.

32. „Willkomm! — so ruft der Greiner — willkomm in meiner Haft!
Ich traf euch gut beisammen, geehrte Brüderschaft!
So konnt' ich wieder dienen für den Besuch im Bad;
Nur einen miss' ich, Freunde! den Wunnenstein, 's ist Schad'!"

33. Ein Bäuerlein, das treulich am Feuer mitgefacht,
Lehnt dort an seinem Spieße, nimmt alles wohl in Acht:
„Drei Könige zu Heimsen, — so schmollt es[23] — das ist viel!
Erwischt man noch den vierten, so ist's ein Kartenspiel."

---

[21] Anspielung auf den Ueberfall im Wildbad. — [22] Abwärts gerichtet; in der Schweiz abſi, nidſi. — [23] Schmollen bedeutet hier: lächeln, schmunzeln.

3. Die Schlacht bei Reutlingen.

34. Zu Achalm auf dem Felsen da haust manch kühner Aar,
Graf Ulrich, Sohn des Greiners, mit seiner Ritterschaar;
Wild rauschen ihre Flüge um Reutlingen die Stadt,
Bald scheint sie zu erliegen, vom heißen Drange matt.

35. Doch plötzlich einst erheben die Städter sich zu Nacht,
In's Urachthal[24] hinüber sind sie mit großer Macht;

---

[24] Urach: Stadt und Feste an der Erms, östlich von Reutlingen.

Bald steigt von Dorf und Mühle die Flamme blutig roth,
Die Herden weggetrieben, die Hirten liegen todt.

36. Herr Ulrich hat's vernommen, er ruft im grimmen Zorn:
„In eure Stadt soll kommen kein Huf und auch kein Horn!"
Da sputen sich die Ritter, sie wappnen sich in Stahl,
Sie heischen ihre Rosse, sie reiten straks zuthal.[25]

37. Ein Kirchlein stehet drunten, Sankt Leonhard geweiht,
Dabei ein grüner Anger, der scheint bequem zum Streit.
Sie springen von den Pferden, sie ziehen stolze Reihn,
Die langen Spieße starren, wohlauf! wer wagt sich drein?

38. Schon ziehn vom Urachthale die Städter fern herbei,
Man hört der Männer Jauchzen, der Herden wild Geschrei,
Man sieht sie fürder schreiten, ein wohlgerüstet Heer;
Wie flattern stolz die Banner! wie blitzen Schwert und Speer!

39. Nun schließ dich fest zusammen, du ritterliche Schaar!
Wohl hast du nicht geahndet so dräuende Gefahr.
Die übermächt'gen Rotten, sie stürmen an mit Schwall,
Die Ritter stehn und starren wie Fels und Mauerwall.

40. Zu Reutlingen am Zwinger,[26] da ist ein altes Thor,
Längst wob mit dichten Ranken der Epheu sich davor,
Man hat es schier vergessen, nun kracht's mit einmal auf,
Und aus dem Zwinger stürzet, gedrängt, ein Bürgerhauf'.

41. Den Rittern in den Rücken fällt er mit grauser Wuth,
Heut will der Städter baden im heißen Ritterblut.
Wie haben da die Gerber so meisterlich gegerbt!
Wie haben da die Färber so purpurroth gefärbt![27]

42. Heut nimmt man nicht gefangen, heut geht es auf den Tod,
Heut sprützt das Blut wie Regen, der Anger blümt sich roth.
Stets drängender umschlossen und wüthender bestürmt,
Ist rings von Bruderleichen die Ritterschaar umthürmt.

43. Das Fähnlein ist verloren, Herr Ulrich blutet stark;
Die noch am Leben blieben, sind müde bis in's Mark.
Da haschen sie nach Rossen und schwingen sich darauf,
Sie hauen durch, sie kommen zur festen Burg hinauf.

44. „Ach Allm —" stöhnt' einst ein Ritter, ihn traf des Mörders Stoß,
Allmächt'ger wollt' er rufen — man hieß davon das Schloß.[28]

---

[25] Niederwärts. Dieses alte Adverb hat Uhland zuerst wieder gebraucht.— [26] Der Raum zwischen der äußern und innern Mauer. — [27] Reutlingen ist durch seine Gerbereien und Färbereien berühmt. — [28] Zu den Zeiten Kaiser Konrads, 1006, lebten die Brüder Egino und Rudolf, die Wiedererbauer der Burg Achalm. Von diesen soll sie den Namen haben. Denn als Ru-

Herr Ulrich sinkt vom Sattel, halbtodt, voll Blut und Qualm,
Hätt' nicht das Schloß den Nahmen, man hieß' es jetzt: Achalm.

45. Wohl kommt am andern Morgen zu Reutlingen an's Thor
Manch trauervoller Knappe, der seinen Herrn verlor.
Dort auf dem Rathhaus liegen die Todten all gereiht,
Man führt dahin die Knechte mit sicherem Geleit.

46. Dort liegen mehr denn sechzig, so blutig und so bleich,
Nicht jeder Knapp' erkennet den todten Herrn sogleich.
Dann wird ein jeder Leichnam von treuen Dieners Hand
Gewaschen und gekleidet in weißes Grabgewand.

47. Auf Bahren und auf Wagen getragen und geführt,
Mit Eichenlaub bekränzet, wie's Helden wohl gebührt,
So geht es nach dem Thore, die alte Stadt entlang,
Dumpf tönet von den Thürmen der Todtenglocken Klang.

48. Götz Weißenheim eröffnet den langen Leichenzug,
Er war es, der im Streite des Grafen Banner trug;
Er hatt' es nicht gelassen,, bis er erschlagen war,
Drum mag er würdig führen auch noch die todte Schaar.

49. Drei edle Grafen folgen, bewährt in Schildesamt,[29]
Von Tübingen, von Zollern, von Schwarzenberg entstammt.[30]
O Zollern! deine Leiche umschwebt ein lichter Kranz:
Sahst du vielleicht noch sterbend dein Haus im künft'gen Glanz?[31]

50. Von Sachsenheim zween Ritter, der Vater und der Sohn,
Die liegen still beisammen in Lilien und in Mohn;[32]
Auf ihrer Stammburg wandelt von Alters her ein Geist,
Der längst mit Klaggebärden auf schweres Unheil weist.

51. Einst war ein Herr von Lustnau vom Scheintod auferwacht,
Er kehrt' im Leichentuche zu seiner Frau bei Nacht,
Davon man sein Geschlechte die Todten hieß zum Scherz,
Hier bringt man ihrer einen, den traf der Tod in's Herz.[33]

52. Das Lied, es folgt nicht weiter, des Jammers ist genug,
Will Jemand Alle wissen, die man von dannen trug:

---

dolf seinen sterbenden Bruder fragte, wie die Burg heißen sollte, rief dieser aus: Ach Allm — Er wollte sagen: Ach Allmächtiger! aber er starb plötzlich, und Rudolf nannte nun zum Andenken an den letzten Laut seines Bruders die Burg Achalm. So die Sage; die Wahrheit ist, daß Achalm soviel heißt als: Wasseralp. — [29] D. h. Ritterschaft. — [30] Pfalzgraf Ulrich von Tübingen, Friedrich von Zollern und Johann von Schwarzenberg. — [31] Von den Grafen von Zollern stammen bekanntlich die jetzigen Könige von Preußen. — [32] Wappenzeichen der von Sachsenheim. — [33] Lustnau bei Tübingen; vgl. Uhlands Abhandlungen über die Todten von Lustnau, zur schwäbischen Sagenkunde, in Pfeiffers Germania, 8. Jahrg., und in den gesammelten Schriften.

Dort auf den Rathhausfenstern, in Farben bunt und klar,
Stellt jeden Ritters Name und Wappenschild sich dar.

53. Als nun von seinen Wunden Graf Ulrich ausgeheilt,
Da reitet er nach Stuttgart, er hat nicht sehr geeilt;
Er trifft den alten Vater allein am Mittagsmahl,
Ein frostiger Willkommen! kein Wort ertönt im Saal.

54. Dem Vater gegenüber sitzt Ulrich an dem Tisch,
Er schlägt die Augen nieder, man bringt ihm Wein und Fisch.
Da faßt der Greis ein Messer, und spricht kein Wort dabei,
Und schneidet zwischen beiden das Tafeltuch entzwei. [34]

[34] Dieser Gebrauch kömmt als Ehrenstrafe für Ritter und Edelleute auch sonst im Mittelalter vor. Einem Ritter, der sich gröblich vergangen, zerschnitt man das Tischtuch und legte ihm das Brod verkehrt. J. Grimms deutsche Rechtsalterthümer. S. 713.

4. Die Döffinger Schlacht.

55. Am Ruheplatz der Todten, da pflegt es still zu sein,
Man hört nur leises Beten bei Kreuz und Leichenstein;
Zu Döffingen war's anders, dort scholl den ganzen Tag
Der feste Kirchhof wieder von Kampfruf, Stoß und Schlag.

56. Die Städter sind gekommen, der Bauer hat sein Gut
Zum festen Ort geflüchtet und hält's in tapfrer Hut;
Mit Spieß und Karst und Sense treibt er den Angriff ab,
Wer todt zu Boden sinket, hat hier nicht weit in's Grab.

57. Graf Eberhard der Greiner vernahm der Seinen Noth,
Schon kömmt er angezogen mit starkem Aufgebot,
Schon ist um ihn versammelt der besten Ritter Kern,
Vom edeln Löwenbunde die Grafen und die Herrn.

58. Da kömmt ein reis'ger [35] Bote vom Wolf von Wunnenstein:
„Mein Herr mit seinem Banner [36] will Euch zu Dienste sein."
Der stolze Graf entgegnet; „Ich hab' sein nicht begehrt,
Er hat umsonst die Münze, die ich ihm einst verehrt." [37]

59. Bald sieht Herr Ulrich drüben der Städte Schaaren stehn,
Von Reutlingen, von Augsburg, von Ulm die Banner wehn, [38]
Da brennt ihn seine Narbe, da gährt der alte Groll:
„Ich weiß, ihr Uebermüth'gen, wovon der Kamm euch schwoll."

[35] Reise bedeutete Feldzug, Heerfahrt, reisig also: zum Kriegszug gehörig; ein reisiger Knecht: ein gewaffneter Reiter. — [36] Hier der Heerhaufe, welcher dem Banner folgt. — [37] Nach dem Ueberfall im Wildbad. — [38] Dieses wehn ist nicht das Präsens, sondern der Infinitiv; Ulrich sieht die Banner wehn.

60. Er sprengt zu seinem Vater: „Heut' zahl' ich alte Schuld,
Will's Gott, erwerb' ich wieder die väterliche Huld.
Nicht darf ich mit dir speisen auf einem Tuch, du Held!
Doch darf ich mit dir schlagen auf einem blut'gen Feld."

61. Sie steigen von den Gaulen, die Herrn vom Löwenbund,
Sie stürzen auf die Feinde, thun sich als Löwen kund.
Hei! wie der Löwe Ulrich so grimmig tobt und würgt!
Er will die Schuld bezahlen, er hat sein Wort verbürgt.

62. Wen trägt man aus dem Kampfe, dort auf den Eichenstumpf?
„Gott sei mir Sünder gnädig!" — er stöhnt's, er röchelt's dumpf.
O königliche Eiche, dich hat der Blitz zerspällt!
O Ulrich, tapfrer Ritter, dich hat das Schwert gefällt!

63. Da ruft der alte Recke, den nichts erschüttern kann:
„Erschreckt nicht! der gefallen, ist wie ein andrer Mann.
Schlagt drein! die Feinde fliehen!" — er ruft's mit Donnerlaut;
Wie rauscht sein Bart im Winde! hei! wie der Eber haut!

64. Die Städter han vernommen das seltsam list'ge Wort.
„Wer flieht?" so fragen alle, schon wankt es hier und dort.
Das Wort hat sie ergriffen gleich einem Zauberlied,
Der Graf und seine Ritter durchbrechen Glied auf Glied.

65. Was gleißt und glänzt da droben, und zuckt wie Wetterschein?
Das ist mit seinen Reitern der Wolf von Wunnenstein.
Er wirft sich auf die Städter, er sprengt sich weite Bucht,
Da ist der Sieg entschieden, der Feind in wilder Flucht.

66. Im Erntemond geschah es, bei Gott, ein heißer Tag!
Was da der edeln Garben auf allen Feldern lag!
Wie auch so mancher Schnitter die Arme sinken läßt!
Wohl halten diese Ritter ein blutig Sichelfest.[39]

67. Noch lange traf der Bauer, der hinter'm Pfluge gieng,
Auf rost'ge Degenklinge, Speereisen, Panzerring;
Und als man eine Linde zersägt und niederstreckt,
Zeigt sich darin ein Harnisch und ein Gerippe versteckt.

68. Als nun die Schlacht geschlagen und Sieg geblasen war,
Da reicht der alte Greiner dem Wolf die Rechte dar:
„Hab Dank, du tapfrer Degen, und reit mit mir nach Haus!
Daß wir uns gütlich pflegen nach diesem harten Strauß."

69. „Hei! — spricht der Wolf mit Lachen — gefiel Euch dieser Schwank?
Ich stritt aus Haß der Städte und nicht um euern Dank.

[39] Sichelhenke oder Sichelfest heißt in Schwaben das Erntefest.

Gut' Nacht und Glück zur Reise! es steht im alten Recht!"
Er spricht's und jagt von dannen mit Ritter und mit Knecht.

70. Zu Döffingen im Dorfe, da hat der Greis die Nacht
Bei seines Ulrichs Leiche, des einz'gen Sohns, verbracht.
Er kniet zur Bahre nieder, verhüllet sein Gesicht,
Ob er vielleicht im Stillen geweint, man weiß es nicht.

71. Des Morgens mit dem frühsten steigt Eberhard zu Roß,
Gen Stuttgart fährt er wieder mit seinem reis'gen Troß,
Da kömmt des Wegs gelaufen der Zuffenhauser Hirt';[40]
„Dem Mann ist's trüb zu Muthe, was der uns bringen wird?"

72. „Ich bring' Euch böse Kunde, nächt[41] ist in unsern Trieb[42]
Der gleißend' Wolf gefallen, er nahm soviel ihm lieb."
Da lacht der alte Greiner in seinen grauen Bart:
„Das Wölflein holt sich Kochfleisch, das ist des Wölfleins Art."

73. Sie reiten rüstig fürder, sie sehn aus grünem Thal
Das Schloß von Stuttgart ragen, es glänzt im Morgenstral.
Da kömmt des Wegs geritten ein schmucker Edelknecht;
Der Knab' will mich bedünken, als ob er Gutes brächt'."

74. „Ich bring' Euch frohe Mähre: Glück zum Urenkelein!
Antonia hat geboren ein Knäblein, hold und fein."
Da hebt er hoch die Hände, der ritterliche Greis:
„Der Fink hat wieder Samen, dem Herrn sei Dank und Preis!"

---

[40] Zuffenhausen: Dorf westlich von Ludwigsburg. — [41] Eigentlich: vergangner Nacht; dann vergangner Abend; endlich vergangner Tag, gestern. — [42] Sowohl der Ort, wohin das Vieh getrieben wird (Trift) als die Gesammtheit des Viehes: ein Trieb Kühe, Schafe.

Graf Eberhard II. von Würtemberg regierte von 1344 bis 1392 gemeinschaftlich mit seinem Bruder Ulrich IV., der in diesem Jahre ohne Erben starb. Den Beinamen Greiner oder Gräner, so viel als Zänker, Händelsucher,[1] erhielt er vermuthlich von seinen Feinden. Seine Regierung fiel in eine äußerst unruhige Zeit. Auf der einen Seite wollten sich die schwäbischen Städte, ermuthigt durch die Erfolge der Schweizer, völlig frei und unabhängig machen, auf der andern

---

[1] Greinen; zuerst das Gesicht verzerren, weinen; dann brummen, knurren; endlich zanken, schelten. „Diser unruebig graf Eberhart ist nur der Greiner oder Rauschenbart von Wurtemberg genent worden, dann als sein mueter, war ein grefin von Hochenberg, mit im gangen, do hat er in irem leib grinen, das für ein besonders presagium ist gemerkt worden, wie sich dann hernach mit nachtail uud verderben land und leut wol hat beschaint. Aber der nam Rauschenbart soll im daher erwachsen sein, das er mit dem part, so er zornig gewest, gerauschet hat." Zimmersche Chronik, I, 164.

Seite der niedere Adel seine Lehensverpflichtungen gegen den höhern aufgehoben wissen. Die damals regierenden Kaiser, Karl IV., Wenzeslaus und Ruprecht, hatten wenig Ansehen im Reiche; Herzoge von Schwaben gab es gar nicht mehr, und so bestand in diesem Land ein Krieg aller gegen alle. Die Grafen von Würtemberg waren die angesehensten Großen in Schwaben und überdies mit der Landvogtei über dasselbe belehnt, und hatten daher doppelte Verpflichtungen, auf Ordnung zu sehen.

1. Der Ueberfall im Wildbad.

Diese Begebenheit fällt ins Jahr 1367. Ein großer Theil des schwäbischen Adels hatte sich in eine Gesellschaft vereinigt, besonders um sich der wachsenden Macht der Städte und der Grafen von Würtemberg zu widersetzen. Man nannte sie Schlegler oder Martinsvögel. Jenen Namen führten sie nach der gewöhnlichen Meinung von den silbernen Keulen oder Schlägeln, womit sie bewaffnet waren, den Namen Martinsvögel aber von dem Stiftungstage ihrer Gesellschaft. Die Hauptleute des Bundes waren die beiden Grafen Wolf und Wilhelm von Eberstein und Wolf von Wunnenstein, den man seiner glänzenden Rüstung wegen den gleißenden Wolf nannte. Wolf von Eberstein war ein berüchtigter Landfriedenbrecher und Straßenräuber, weshalb schon Graf Eberhard seine Veste Alt-Eberstein in kaiserlichem Auftrage zerstört hatte. Die beiden Wolfe nun überfielen in Verbindung mit andern Edeln den Grafen von Würtemberg, als er mit seinem Sohn Ulrich sich in Wildbad befand. Die Einwohner der Stadt mußten das Entwischen Eberhards schwer büßen, denn die Verbündeten verwüsteten den ganzen Ort.

Dr. Eichholtz hat in der oben zur schwäbischen Kunde angeführten schönen Abhandlung es wahrscheinlich gemacht, daß Uhland bei einem Besuche seines Freundes Justinus Kerner im Wildbad, er kehrte eben von Paris zurück, auf den Stoff dieser Ballade geführt wurde. Kerner hat nämlich i. J. 1813 eine Beschreibung des Wildbades veröffentlicht, worin sich allerlei Notizen finden, die auch Uhland benutzte, dahin gehört die Erwähnung einer Straße von Stuttgart über Hirsau nach Wildbad; die Erwähnung des Gasthauses zum Spieß, das sich durch treffliche Bereitung der Speisen und die Lage auf dem Marktplatze auszeichnet; die Sage von der Entdeckung der warmen Quellen durch ein wildes Schwein, das in ihnen seine Wunden ausgewaschen, und schließlich die Begebenheit des Ueberfalls selbst.

2. Die drei Könige zu Heimsen.

Der Dichter ist hier den Annalen des Abts Tritheim von Hirsau gefolgt, worin dieser Vorfall in das Jahr 1367 verlegt wird. Die Ueberlieferung hatte hier verschiedene Vorfälle vermuthlich verwechselt. Da die Landfriedenbrecher der Ladung vor Gericht nicht folgten, so schaffte sich Eberhard mit Zustimmung des Kaisers selbst Recht. Er

zerstörte die Burgen Höfingen, Berneck und Straubenhard, deren Besitzer bei dem Ueberfall im Wildbad betheiligt waren; Berneck, wohin sich die Edeln von Höfingen, Gültlingen und Straubenhard, drei Häupter des Bundes, geworfen, wurde niedergebrannt und die drei Genossen gefangen genommen. Die Zerstörung von Heimsheim (bei Weil) wird von den meisten würtembergischen Geschichtschreibern weit später gesetzt, nämlich ins Jahr 1395 unter des Greiners Enkel, Eberhard III., und als die drei Könige von Heimsen kommen hier vor Wolf von Stein, Reinhard und Friedrich von Enzberg. So viel ist gewiß, daß eine Menge Lehensleute von Würtemberg sich in den Schleglerbund begeben hatten, und daß dieser mehrere Oberhäupter wählte, die sich Könige nannten.

3. Die Schlacht bei Reutlingen, d. 14. Mai 1377.

Mit den schwäbischen Reichsstädten hatte Eberhard schon oft Streit gehabt; i. J. 1376 brach dieser von neuem aus. Während er selbst vor Ulm stand, sollte sein Sohn Ulrich Reutlingen belagern, in dessen Nähe die Burg Achalm liegt.

4. Die Schlacht bei Döffingen.

Die Verbindungen der Reichsstädte unter einander bewogen die Fürsten und Edeln ebenfalls, sich näher zu vereinigen, und so entstanden mehrere geschloßne Gesellschaften. Die wichtigste war der Löwenbund, der sich durch Schwaben und Franken und die überrheinischen Länder ausbreitete, und in mehrere Kreise getheilt wurde, deren jeder seine Hauptleute hatte. Eberhards Sohn, Graf Ulrich, war einer der Hauptleute des schwäbischen Kreises.

Nachdem die Schweizer den Erzherzog Leopold — den Schwager Graf Ulrichs — bei Sempach geschlagen hatten, wurden die schwäbischen Reichsstädte immer übermüthiger gegen die Fürsten und besonders gegen Eberhard, dessen Völker auch mit bei Sempach gefochten hatten. Neunundzwanzig Städte fielen ins würtembergische Gebiet ein, nämlich: Augsburg, Basel, Bibetach, Buchhorn, Dinkelsbühl, Eßlingen, Frankfurt, St. Gallen, Gemünd, Hagenweil, Heilbronn, Konstanz, Mainz, Memmingen, Nördlingen, Nürnberg, Pfullendorf, Ravensburg, Reutlingen, Rotenburg, Rottweil, Speier, Straßburg, Ueberlingen, Ulm, Wasserburg, Weil, Weissenburg, Windsheim und Worms.[2] Weit und breit zerstörten und verheerten sie alles und belagerten nun, 4000 Mann stark, den starkbefestigten Kirchhof zu Döffingen, einem Dorfe des jetzigen Neckarkreises, wohin die würtembergischen Landleute ihre Habe geflüchtet hatten. Graf Eber-

[2] Eigentlich hatte der Kaiser Wenzel die Städte gegen die oberdeutschen Fürsten zu den Waffen gerufen, ließ sie aber nach der ersten Niederlage bei Döffingen im Stich.

hard zog ihnen mit den Hülfsvölkern vieler Mitglieder des Löwenbundes entgegen, und am 23. Auguſt 1388 kam es zur Schlacht. Den Sieg ſchrieb Eberhard vorzüglich dem Wolf von Wunnenſtein zu; nachdem er deſſen neue Räuberei (Str. 72) nur belächelt hatte, kam es zwiſchen beiden zur Ausſöhnung, und Eberhard gewann an Wolfen einen beſtändigen Freund.

Graf Ulrich war Eberhards einziger Sohn. Von dieſem hatte er einen Enkel, der nach ſeinem Großvater Eberhard hieß und auch deſſen Nachfolger war. Dieſer Eberhard III. oder der Milde war vermählt mit Antonie, Prinzeſſin von Mailand, welche ihm am Tage der Schlacht bei Döffingen jenen Sohn gebahr, der ſpäter als Eberhard IV. ſeinem Vater folgte. Ulrich muß folglich ein in Jahren vorgerückter Mann geweſen ſein, da er ſchon Großvater war oder wurde, als er ſtarb.

Die Beſchäftigung mit den alten Heldenliedern und Reimchroniken erweckte in dem Dichter den Gedanken, einen Abſchnitt aus der Geſchichte ſeiner engern Heimat darzuſtellen, aber nicht im Sinne des ſogenannten hiſtoriſchen Gedichtes, ſondern in Form der Ballade, welche aber dadurch einen ganz andern Ton bekommen mußte. Dem Vortrage nach ſteht Eberhard zwiſchen eigentlichem Epos und Ballade mitten inne, und Uhland wurde dadurch Schöpfer einer ganz eigenen Gattung von Gedichten bei uns, die man bald hiſtoriſche Romanzen, bald epiſche Bilder, bald Mähren, bald Rhapſodien genannt hat. Jedenfalls bietet dieſe Gattung viel Schwierigkeit dar, und nur Uhlands Dichtereigenthümlichkeit, derzufolge er ein Charakterbild heraufzubeſchwören weiß, war im Stande, hier etwas wahrhaft Poetiſches zu ſchaffen. Er verſchmäht jede eigene Erfindung, hält ſich bloß an die Geſchichte und hält das Ganze nur durch die Perſon des Helden zuſammen, um welchen ſich alles reiht. Dieſer Eberhard iſt aber auch eines der herrlichſten Charakterbilder, die Uhland aufgeſtellt hat; der alte Held ſteht vor uns da, wie er leibt und lebt, einfach und doch groß. — Der Dichter hat eine Menge Nachahmer gefunden, welche gerade dieſe ſchwierige Gattung für die leichteſte hielten, und deren Erzeugniſſe keinen andern Werth haben als die ältern Reimchroniken. Auch die hier gewählte Versform iſt dadurch ſehr in Umlauf gekommen. Es iſt die alte Nibelungenſtrophe, nur in reinjambiſcher Bewegung.

Bekanntlich hat auch Schiller den Greiner beſungen in einer Art Kriegslied oder Romanze. Dieſes Jugendwerk (v. 1782) nimmt ſich ſonderbar aus gegen die ſpätern Balladen des Dichters; mit Uhlands Eberhard iſt es nicht zu vergleichen, denn es will nicht Epos, ſondern Lied ſein. Erfreulich iſt darin eine Friſche und Raſchheit, die den ſpätern Balladen bisweilen fehlt. Nur ſcheint Schiller die Geſchichte ſeines Helden nicht recht gekannt zu haben, ſonſt könnte

nicht immer von dem Buben Ulrich reden, was sich sonderbar ausnimmt, da dieser Bube schon Großvater war:

Und auch sein Bub, der Ulerich,
War gern, wo's eisern klang;
Des Grafen Bub, der Ulerich,
Kein Fußbreit rückwärts zog er sich,
Wenn's drauf und drunter sprang.

Die Reutlinger, auf unsern Glanz
Erbittert, kochten Gift,
Und buhlten um den Siegeskranz,
Und wagten manchen Schwertertanz,
Und gürteten die Hüft.

Er griff sie an — und sieget nicht,
Und kam gepantscht nach Haus.
Der Vater schnitt ein falsch Gesicht,
Der junge Kriegsmann floh das Licht,
Und Thränen drangen raus. u. s. w.

---

12. Der Schenk von Limburg.

(1816.)

1. Zu Limburg auf der Veste, da wohnt' ein edler Graf,
Den keiner seiner Gäste jemals zu Hause traf.
Er trieb sich allerwegen Gebirg und Wald entlang;
Kein Sturm und auch kein Regen verleidet' ihm den Gang.

2. Er trug ein Wams von Leder und einen Jägerhut
Mit mancher wilden Feder, das steht den Jägern gut;
Es hieng ihm an der Seiten ein Trinkgefäß von Buchs;
Gewaltig konnt' er schreiten, und war von hohem Wuchs.

3. Wohl hatt' er Knecht' und Mannen und hatt' ein tüchtig Roß,
Gieng doch zu Fuß von dannen und ließ daheim den Troß.
Es war sein ganz Gelejte ein Jagdspieß, stark und lang,
An dem er über breite Waldströme kühn sich schwang.

4. Nun hielt auf Hohenstaufen der deutsche Kaiser Haus.
Der zog mit hellen Haufen[1] einsmals zu jagen aus.
Er rannt[2] auf eine Hinde[3] so heiß und hastig vor,
Daß ihn sein Jagdgesinde[4] im wilden Forst verlor.

5. Bei einer kühlen Quelle, da macht' er endlich Halt;
Gezieret war die Stelle mit Blumen mannigfalt.
Hier dacht' er sich zu legen zu einem Mittagschlaf,
Da rauscht' es in den Hägen und stand vor ihm der Graf.

---

[1] Mit lauten, muntern Haufen, mit Haufen, die hellauf sind. — [2] Rennen hier: Sprengen, gallopieren. — [3] Hinde oder Hindin, die Hirschkuh. — [4] S. Klein Roland, Anm. 11.

6. Da hob er an zu schelten: „Treff' ich den Nachbar hie?
Zu Hause weilt er selten, zu Hofe kömmt er nie:
Man muß im Walde streifen, wenn man ihn fahen will,
Man muß ihn tapfer greifen, sonst hält er nirgends still."

7. Als drauf ohn' alle Fährde[5] der Graf sich niederließ
Und neben in die Erde die Jägerstange stieß:
Da griff mit beiden Händen der Kaiser nach dem Schaft:
„Den Spieß muß ich mir pfänden, ich nehm' ihn mir zu Haft.

8. Der Spieß ist mir verfangen,[6] deß ich so lang begehrt,
Du sollst dafür empfangen hier dies mein bestes Pferd.
Nicht schweifen im Gewälde darf mir ein solcher Mann,
Der mir zu Hof und Felde viel besser dienen kann."

9. „Herr Kaiser, wollt vergeben! Ihr macht das Herz mir schwer.
Laßt mir mein freies Leben und laßt mir meinen Speer!
Ein Pferd hab' ich schon eigen, für Eures sag' ich Dank;
Zu Rosse will ich steigen, bin ich mal alt und krank."

10. „Mit dir ist nicht zu streiten, du bist mir allzu stolz.
Doch führst du an der Seiten ein Trinkgefäß von Holz:
Nun macht die Jagd mich dürsten, drum thu mir das, Gesell,
Und gieb mir Eins zu dürsten[7] aus diesem Wasserquell!"

11. Der Graf hat sich erhoben, er schwenkt den Becher klar,
Er füllt ihn an bis oben, hält ihn dem Kaiser dar.
Der schlürft mit vollen Zügen den kühlen Trank hinein,
Und zeigt ein solch Vergnügen, als wär's der beste Wein.

12. Dann faßt der schlaue Zecher den Grafen bei der Hand:
„Du schwenktest mir den Becher und fülltest ihn zum Rand;
Du hieltest mir zum Munde das labende Getränk:
Du bist von dieser Stunde des deutschen Reiches Schenk!"

---

[5] Ohne alle weitere Absicht, ohne Hinterlist. — [6] Wird von mir mit Beschlag belegt. — [7] Dürsten wird in der Schweiz und in Schwaben in der Bedeutung von trinken gebraucht. Man sagt auch: Er trinkt wie ein Bürstenbinder. Nach Grimm wäre dieses Dürsten soviel als die Kehle oder das Glas ausputzen.

Das Schloß Limpurg lag in der Nähe von Schwäbisch-Hall.[1] Die vormalige Grafschaft Limpurg (jetzt das würtembergische Oberamt Gaildorf) zog sich von Hall an beiden Seiten des Kochers bis gegen Schwäbisch-Gmünd, und grenzte an die alte Gemarkung von Hohenstaufen. Die Grafen von Limpurg, welche 1713 ausgestorben

[1] In frühern Ausgaben ist irrthümlich ein anderes Limpurg bei Weilheim angegeben.

sind, besaßen das Erbschenken-Amt des heiligen Römischen Reichs[2] und hießen daher die Schenken von Limpurg.

Sehen wir im Graf Eberhard eine poetische Gestaltung der Geschichte: so haben wir im Schenk von Limpurg poetische Deutung eines historischen Namens. Denn das hier Erzählte beruht auf keiner Sage, sondern ist nach Uhlands eigener Aussage veranlaßt durch eine Figur in der Kirche zu Gaildorf und die Deutung derselben aus der Phantasie J. Kerners. Steht es dem Dichter zu, die Natur poetisch zu deuten, so muß ihm unbedenklich auch das Recht zustehen, gegebene Namen zu deuten, und bekanntlich sind eine Menge Sagen auf diese Weise entstanden. Das Gedicht ist eigentlich nur eine Anekdote, und nur Uhlands Dichterkraft hat sie zur Ballade gestalten können, indem die beiden Charakterbilder so lebendig hervortreten. Wie schwierig es ist, solchen Anekdoten, bei welchen eigentlich keine Handlung stattfindet, sondern alles auf einen Witz, auf ein Wortspiel hinausläuft, poetisches Leben einzuhauchen, beweisen wieder die Nachahmer Uhlands.

[2] Man unterscheidet nämlich die Erzämter, deren Inhaber die Churfürsten waren, und die Erbämter, welche auf vier gräflichen Familien beruhten, und deren Inhaber bei der Kaiserkrönung das Amt wirklich versahen. Erzschenk war der König von Böhmen, Erbschenk der älteste Graf von Limpurg, später der älteste Graf von Althan.

TAYLOR INST. OXFORD

13. Bertran de Born.

(1829.)

1. Droben auf dem schroffen Steine raucht in Trümmern Autafort,[1]
Und der Burgherr steht gefesselt vor des Königs Zelte dort:
„Kannst du, der mit Schwert und Liedern Aufruhr trug von Ort zu Ort,
Der die Kinder aufgewiegelt gegen ihres Vaters Wort?

2. Steht vor mir, der sich gerühmet in vermeßner Prahlerei:
Daß ihm nie mehr als die Hälfte seines Geistes nöthig sei?
Nun der halbe dich nicht rettet, ruf' den ganzen doch herbei,
Daß er neu dein Schloß dir baue, deine Ketten brech' entzwei!"

3. „Wie du sagst, mein Herr und König, steht vor dir Bertran de Born,
Der mit einem Lied entflammte Perigord und Ventadorn;[2]
Der dem mächtigen Gebieter stets im Auge war ein Dorn;
Dem zu Liebe Königskinder trugen ihres Vaters Zorn.

[1] Haute-fort, Hochfeste. — [2] Französische Provinzen, die damals noch unter englischer Oberherrschaft standen.

4. Deine Tochter saß im Saale, festlich, eines Herzogs Braut,
Und da sang vor ihr mein Bote, dem ein Lied ich anvertraut;
Sang, was einst ihr Stolz gewesen, ihres Dichters Sehnsucht laut,
Bis ihr leuchtend Brautgeschmeide ganz von Thränen war bethaut.

5. Aus des Oelbaums Schlummerschatten fuhr dein bester Sohn empor,[3]
Als mit zorn'gen Schlachtgesängen ich bestürmen ließ sein Ohr.
Schnell war ihm das Roß gegürtet, und ich trug das Banner vor,
Jenem Todespfeil entgegen, der ihn traf vor Montforts Thor.

6. Blutend lag er mir im Arme; nicht der scharfe, kalte Stahl —
Daß er sterb in deinem Fluche, das war seines Sterbens Qual.
Strecken wollt' er dir die Rechte über Meer, Gebirg' und Thal;
Als er deine nicht erreichet, drückt' er meine noch einmal.

7. Da, wie Autafort dort oben, ward gebrochen meine Kraft;
Nicht die ganze, nicht die halbe blieb mir, Saite nicht, noch Schaft.[4]
Leicht hast du den Arm gebunden, seit der Geist mir liegt in Haft;
Nur zu einem Trauerliede hatt' er noch sich aufgerafft."

8. Und der König senkt die Stirne: „Meinen Sohn hast du verführt,
Hast der Tochter Herz verzaubert, hast auch meines nun gerührt.
Nimm die Hand, du Freund des Todten! die verzeihend ihm gebührt.
Weg die Fesseln! Deines Geistes hab' ich einen Hauch verspürt.

---

[3] Den schon mit Richard geschloßnen Frieden brach er. — [4] Weder die Dichterkraft, noch die Heldenkraft.

Wenn die frühesten Balladen Uhlands (wir haben keine aufgenommen) oft einen düstern Charakter tragen, die darauf folgenden alle ein heiteres Colorit aufweisen: so zeigen nun die spätern fast ohne Ausnahme einen feierlichen, gemeßnen Ernst. Von dem frühern Streben nach Volksmäßigkeit ist nichts geblieben als Einfachheit und Gedrängtheit des Ausdrucks; dagegen finden wir nun keine Bearbeitungen der Sage mehr bloß als solche; der Dichter legt überall eine Grundidee hinein und nähert sich in dieser Hinsicht Schillern, aber bloß in dieser Hinsicht.

Wir geben nun hier die nöthigen Nachrichten über Bertran de Born, wobei benutzt worden sind: Diez: Leben und Werke der Troubadours. Zwickau 1829, und Millot: Histoire litteraire des Troubadours. Paris 1774.

Bertran de Born blühte in der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts als Troubadour. Er war ein aquitanischer Baron und Besitzer des Schlosses Hautefort (Autafort im Altfranzösischen) in der

Grafschaft Perigord [1] und stand in enger Verbindung mit den Söhnen Heinrichs II. von England, seines obersten Lehnsherrn. [2] Alles was wir von ihm wissen, zeigt, daß er einer der unruhigsten Köpfe, ein eben so wilder Krieger als feuriger Sänger war. Seinen Bruder Constantin, mit welchem er sein Erbgut gemeinschaftlich besitzen sollte, vertrieb er von Hautefort, und die großen Vasallen wiegelte er beständig gegen ihren Herzog Richard auf, der überhaupt in Aquitanien nicht sehr beliebt war. Schon zweimal hatte Richard heftige Empörungen stillen müssen, da brach eine dritte heftigere aus, zu welcher besonders Bertran durch seine Lieder mit anfeuerte, und Heinrich und Gottfried, Richards Brüder, machten selbst mit Partei gegen ihren Bruder (1183), so daß dieser sehr in die Enge getrieben ward. Der alte König Heinrich stiftete endlich Friede zwischen den Brüdern. Der junge Heinrich entsagte allen Ansprüchen, über welche der Streit ausgebrochen war, und begab sich in die Normandie. Hatte vorher Bertran den jungen König erhoben in seinen Liedern, so sang er nun eben so leidenschaftlich und bitter gegen ihn. Richard belagerte Hautefort, und Bertran mußte sich ergeben; jener verzieh ihm, und Bertran sang ein Lied zu Ehren seines vorigen Gegners. Allein sehr bald, noch in demselben Jahre, entbrannte der Streit zwischen den Brüdern von neuem, und Bertran stand wieder mit Schwert und Lied auf der Seite des jungen Heinrichs, dem die Aquitanier schon früher die Herrschaft über ihr Land angetragen hatten. Jetzt nahm sich aber der alte Heinrich der Sache ernstlich an; verbündet mit Alphons II. von Arragonien, zog er seinem Sohne Richard zu Hülfe, um die aquitanischen Rebellen und seine Söhne zu demüthigen, und erschien mit einer bedeutenden Macht vor dem Schlosse zu Limoges, fand aber großen Widerstand. Der junge Heinrich befand sich außerhalb der Burg und wollte einen entscheidenden Schlag gegen seinen Vater ausführen; allein vor dem dazu bestimmten Tage starb er (11. Juni) in dem Schlosse Martel an einem Fieber. Als er sich

[1] Perigord war eine Vicegrafschaft in Aquitanien mit der Hauptstadt Perigueux, und umfaßte ungefähr das jetzige Departement der Dordogne. Das Str. 3 genannte Ventadorn oder Ventadour war eine der vier Vicegrafschaften der Provinz Limousin. Aquitanien umfaßte das ganze Land zwischen der Loire, den Pyrenäen und dem Meere: die Provinzen Poitou, Limousin, Auvergne, Guienne u. a.

[2] Heinrich II. (regierte von 1154—1189) war der Sohn des Grafen Gottfried von Anjou (Plantagenet) und (von seiner Mutter her) der Enkel Heinrichs I. von England und Normandie, und wurde beider Erbe. Er vermählte sich mit Eleonore, der Tochter und Erbin des Herzogs Wilhelm von Aquitanien und vereinigte so Aquitanien mit den übrigen Besitzungen und war also Herr von England und Irland, Normandie, Maine und Anjou und Aquitanien. Sein Sohn war ernannter Thronfolger in England und Normandie; der zweite, Richard (später Löwenherz genannt), war mit Aquitanien belehnt. Der dritte Sohn, Gottfried, vermählte sich mit Constantia, Erbin von Bretagne, und somit war auch Bretagne an das Haus Anjou gekommen, so daß dieses das ganze westliche Frankreich besaß.

dem Tode nahe fühlte, schickte er einen Eilboten an seinen Vater, flehte ihn um Vergebung an und drückte den Wunsch aus, ihn noch einmal zu sprechen. Der stets gütige König wäre gern erschienen; allein seine Freunde, welche eine Schlinge befürchteten, riethen ihm ab. Da zog er einen Ring vom Finger und übersandte ihn dem Sterbenden als ein Zeichen seiner Vergebung. Heinrich preßte ihn an seine Lippen, bekannte seine Sünden vor allen Anwesenden, und ließ sich, in ein härenes Hemd gehüllt und einen Strick um den Hals, auf eine Streu von Asche legen, wo er den Geist aufgab. Bertran, dessen Plane durch diesen Tod vernichtet waren, dichtete zwei Trauerlieder, worin er den verstorbenen Prinzen auf's höchste preist.

Jetzt zogen nun die beiden Könige und Richard durch das Land, belagerten und zerstörten die Burgen der empörten Vasallen und erschienen endlich auch vor Hautefort. Erst am siebenten Tage ward es genommen. Der gefangene Bertran ward in Heinrichs Zelt geführt, welcher ihn, den er als Anstifter der Empörung seines Sohnes kannte, sehr übel aufnahm. „Bertran, Bertran," sagte er, „ihr habt euch einmal gerühmt, daß ihr nicht die Hälfte eures Verstandes nöthig hättet; jetzt aber scheint er euch ganz noth zu thun." — „Herr," erwiederte Bertran, „es ist wahr, daß ich dies gesagt habe, und ich habe damit die Wahrheit gesagt; allein jetzt habe ich ihn nicht mehr!" — „Wie so?" — fragte der König. — „Herr, an dem Tage, wo euer Sohn, der junge, treffliche König, starb, verlor ich Verstand und Bewußtsein." Kaum hörte der König seinen Sohn nennen, so vergoß er Thränen. „Ach Bertran, armer Bertran!" rief er, „es ist wohl billig, daß ihr bei dem Tode meines Sohnes euren Verstand verloret; denn er liebte euch innig. Und um dieser Liebe willen schenke ich euch eure Freiheit, eure Güter und meine Gnade wieder." Ja, es wird sogar erzählt, der König habe ihn noch obendrein reichlich beschenkt.

Als Troubadour huldigte Bertran auch den Frauen, und zwar sind unter den Damen, denen er seine Huldigung darbrachte,[3] zwei Mathilden zu bemerken. Die erste war eine vermählte Frau von Montignac zu Perigord; die spätere Heinrichs II. Tochter, die Gemahlin Heinrichs des Löwen von Sachsen. Heinrich der Löwe war am 1. Januar 1180 von Kaiser Friedrich dem Rothbart in die Acht erklärt, im folgenden Jahre aber derselben entbunden worden unter der Bedingung, daß er sich drei Jahre aus Deutschland entferne. Heinrich begab sich zu seinem Schwiegervater, der damals in der Normandie Hof hielt. Hier lernte Bertran Mathilden kennen und

[3] Denn an eine Liebschaft im neuern Sinne darf man bei den alten Troubadours, Minnesängern und Rittern nicht denken. Diese Verbindungen mit Damen hatten in der Regel nichts unsittliches; sie wurden auch gar nicht geheim gehalten. Es gehört mit zu dem Wesen eines Ritters oder Troubadours, daß er eine Dame als seine Gebieterin verehrte.

sprach seine Huldigungen in mehrern Liedern aus, von denen noch zwei übrig sind. In unserer Ballade sind diese zwei Mathilden offenbar verwechselt; denn bei der Gefangennehmung Bertrans war Mathilde von England schon 15—16 Jahre verheirathet. Das Lied, auf welches Str. 4 angespielt wird, ist vermuthlich dasjenige, welches in dem genannten Buche von Diez (S. 184) übersetzt steht. Es ist an die frühere Mathilde gerichtet, welche ihn eines Misverständnisses wegen verabschiedet hatte. Er schickte ihr dasselbe durch seinen Spielmann Papiol.

Bertran de Born gehört nicht nur zu Uhlands vortrefflichsten Gedichten, sondern überhaupt zu den vollendetsten, die wir in deutscher Sprache besitzen. Die große Gewalt, welche Bertran laut der Geschichte als Dichter und vermöge seiner Persönlichkeit über die Herzen der Menschen ausübte, tritt hell und kräftig hervor. Hierzu trägt nicht nur die gewohnte feste Zeichnung bei, sondern auch die künstlerische Anordnung, wodurch lange Zeiträume in einen Augenblick zusammengedrängt werden. Der sprachliche Ausdruck ist spiegelhell, einfach, würdig, nie auf derbe, augenblickliche Wirkung ausgehend. Auch der Strophenbau ist beachtenswerth. Eigentlich besteht die Strophe aus vier trochäischen Langzeilen von acht Füßen, und alle vier Zeilen haben nur einen Reim.

Uhland hat übrigens vermuthlich des Nostradamus Biographieen der Troubadours oder ähnliche Ueberlieferungen vor sich gehabt; denn außer der Verwechslung der beiden Mathilden findet sich noch die völlig unhistorische Todesart Heinrichs durch einen Pfeil. Der Berichterstatter hat hier offenbar die beiden Brüder verwechselt. Richard Löwenherz erhielt bei der Belagerung einer Feste einen Pfeilschuß in die Schulter, an welchem er (1199) sterben mußte. Diese Feste hieß freilich Chalus und nicht Montfort; Nostradamus u. a. haben aber eine Menge dergleichen Unrichtigkeiten. Montfort war wirklich eine Baronie in Perigord; Chalus lag nicht weit davon bei Limoges.

Wir fügen zum Schlusse noch ein Lied unsers Troubadours bei, welches den wilden, kampf- und mordlustigen Baron treu schildert. Es findet sich übersetzt bei Diez a. a. O. S. 188.

Mich freut des süßen Lenzes Flor,
Wenn Blatt und Blüte neu entspringt;
Mich freut's, hör' ich den muntern Chor
Der Vöglein, deren Lied verjüngt
Erschallet in den Wäldern;
Mich freut es, seh' ich weit und breit
Gezelt und Hütten angereiht;
Mich freut's, wenn auf den Feldern
Schon Mann und Roß zum nahen Streit
Gewappnet stehen und bereit.

Mich freut es, wenn die Plänkler nahn
Und furchtsam Mensch und Heerde weicht;
Mich freut's, wenn sich auf ihrer Bahn
Ein rauschend Heer von Kriegern zeigt;
Es ist mir Augenweide,
Wenn man ein festes Schloß bezwingt,
Und wenn die Mauer kracht und springt,
Und wenn ich auf der Heide
Ein Heer von Gräben seh' umringt,
Um die sich starkes Pfahlwerk schlingt.

Vom wackern Herrn auch freut es mich,
Wenn er zum Kampfe sprengt voran
Auf seinem Schlachtroß ritterlich:
Denn so spornt er die Seinen an
Mit kühner Heldensitte,
Und wenn er angreift, ist es Pflicht,
Daß jeder Mann mit Zuversicht
Ihm nachfolgt auf dem Schritte;
Denn jeder gilt für einen Wicht,
Bevor er wacker kämpft und ficht.

Manch farb'ger Helm und Schwert und Speer
Und Schilde, schadhaft und zerhaun,
Und fechtend der Vasallen Heer
Ist im Beginn der Schlacht zu schaun;
Es schweifen irre Rosse
Gefallner Reiter durch das Feld,
Und im Getümmel denkt der Held,
Wenn er ein edler Sprosse,
Nur wie er Arm' und Köpfe spellt,
Er, der nicht nachgiebt, lieber fällt.

Nicht solche Wonne flößt mir ein
Schlaf, Speis' und Trank, als wenn es schallt
Von beiden Seiten: drauf hinein!
Und leerer Pferde Wiehern hallt
Laut aus des Waldes Schatten,
Und Hülferuf die Freunde weckt,
Und Groß und Klein schon dicht bedeckt
Des Grabens grüne Matten,
Und mancher liegt dahingestreckt,
Dem noch der Schaft im Busen steckt.

Dante (Hölle, Gesang 28) läßt unsern Bertran in der Hölle dafür büßen, daß er Vater und Sohn zusammengehetzt habe. Er muß sein Haupt, getrennt vom Körper, als Laterne in der Hand tragen.

14. Der Graf von Greiers.

(1829.)

1. Der junge Graf von Greiers, er steht vor seinem Haus,
Er sieht am schönen Morgen weit in's Gebirg hinaus;
Er sieht die Felsenhörner[1] verklärt im goldnen Strahl
Und dämmernd[2] mitten inne das grünste Alpenthal.

2. „O Alpe, grüne Alpe[3] wie zieht's nach dir mich hin:
Beglückt, die dich befahren, Berghirt' und Sennerin!
Oft sah ich sonst hinüber, empfand nicht Leid noch Lust,
Doch heute bringt ein Sehnen mir in die tiefste Brust." —

3. Und nah und näher klingen Schallmeien an sein Ohr,
Die Hirtinnen und Hirten, sie ziehen zur Burg empor,
Und auf des Schlosses Rasen hebt an der Ringeltanz;
Die weißen Aermel schimmern, bunt flattern Band und Kranz.

4. Der Sennerinnen jüngste, schlank, wie ein Maienreis,[4]
Erfaßt die Hand des Grafen, da muß er in den Kreis.
Es schlinget ihn der Reigen in seine Wirbel ein:
„Hei! junger Graf von Greiers, gefangen mußt du sein!" —

5. Sie raffen ihn von hinnen mit Sprung und Reigenlied,
Sie tanzen durch die Dörfer, wo Glied sich reiht an Glied,[5]
Sie tanzen über Matten, sie tanzen durch den Wald,
Bis fernhin auf den Alpen der helle Klang verhallt.

6. Schon steigt der zweite Morgen, der dritte schon wird klar:
Wo bleibt der Graf von Greiers? ist er verschollen gar?
Und wieder sinkt zum Abend der schwülen Sonne Lauf;
Da donnert's im Gebirge, da ziehn die Wetter auf.

7. Geborsten ist die Wolke, der Bach zum Strom geschwellt;
Und als mit jähem Strahle der Blitz die Nacht erhellt,
Da zeigt sich in den Strudeln ein Mann, der wogt und ringt,
Bis er den Ast ergriffen und sich an's Ufer schwingt.

8. „Da bin ich! weggerissen aus eurer Berge Schooß,
Im Tanzen und im Schwingen[6] ergriff mich Sturmgetos;

---

[1] Horn heißt ein spitziger Fels auf einem Hochgebirge, der entweder zum Theil oder ganz hervorragt (franz. aiguille). — [2] Während die Hörner schon von der Morgensonne beschienen werden, liegt das Thal noch in tiefer Dämmerung. — [3] Unter Alpe versteht der Berghirt nie das Gebirge selbst, sondern immer die Bergweide für Melkvieh. Die Alpe befahren: auf die Alpe ziehen. — [4] Im Schwäbischen versteht man unter einer Maie eine Birke, und so nimmt es hier der Dichter. — [5] Wo immer mehr Tänzerpaare sich anreihen. — [6] Ein Ringen nach festgesetzten Regeln, wie es noch jetzt unter den Hirten im Entlibuch, Emmenthal, Oberland und Obwalden Sitte ist.

Ihr alle seid geborgen in Hütt' und Felsenspalt,
Nur mich hat fortgeschwemmet des Wolkenbruchs Gewalt.

9. Leb' wohl, du grüne Alpe, mit deiner frohen Schaar!
Lebt wohl, drei sel'ge Tage, da ich ein Hirte war!
O! nicht bin ich geboren zu solchem Paradies,[7]
Aus dem mit Blitzesflamme des Himmels Zorn mich wies.

10. Du frische Alpenrose,[8] rühr' nimmer meine Hand!
Ich fühl's, die kalte Woge, sie löscht nicht diesen Brand.
Du zauberischer Reigen, lock' nimmer mich hinaus!
Nimm mich in deine Mauern, du ödes Grafenhaus!"

[7] Hier als abstrakt im Sinne von paradiesischem Leben. — [8] Bezieht sich auf Str. 4: der Sennerinnen jüngste.

Schloß Greiers (Greyerz, Gruyères) liegt in einem herrlichen Alpenthale des jetzigen schweizerischen Kantons Freiburg. Vor Alters war es der Sitz eines mächtigen Grafenhauses, dessen Herrschaft sich über einen großen Theil des sogenannten Uechtlandes erstreckte. Der letzte Graf verpfändete im sechszehnten Jahrhunderte, von Geldnoth getrieben, sein Land an die Städte Bern und Freiburg und mußte es diesen endlich ganz abtreten, so daß die ehemalige Grafschaft Greiers jetzt Theile der Kantone Freiburg und Bern bildet.

Die Grafen von Greiers waren als milde und gütige Herrscher sehr geliebt und standen in einem traulichen Verhältnisse zu ihren Unterthanen, so daß ihr Andenken noch jetzt bei diesen Thal- und Bergvölkern fortlebt. Ritterliche Spiele wechselten mit ländlichen und schäferlichen ab, und zu letztern wurden denn die Hirten und Sennen stets gezogen.

Unter die Lustbarkeiten des Mittelalters gehörten auch öffentliche fröhliche Umzüge, begleitet von Musik und Gesang. Reigen oder Tänze nannte man sie, und zwar verstand man unter Reigen sowohl den Umzug, als die Melodie der Musik und das Lied.[1] Solche Ringeltänze zogen oder sprangen oft alle Gassen einer Stadt durch; die Tänzer und Tänzerinnen kamen in die Häuser und forderten Bekannte zur Theilnahme auf, so daß der Reihen immer wuchs und oft ganze Tage dauerte.[2] Die Sage erzählt nun: an einem Sonnabende hätten auf der Schloßwiese zu Greiers sieben Personen, worunter die

[1] Daher die Benennung Bergreihen und Kuhreihen für Lieder und Melodieen.

[2] Als sich Kaiser Sigismund i. J. 1414 zu Straßburg aufhielt, holten ihn Frauen aus dem Bette zu einem Ringeltanze, und er mußte mit ihnen durch die ganze Stadt tanzen und singen. Es waren endlich 150 Tänzerinnen geworden. S. Lehmanns Speier'sche Chronik. S. 797.

schöne Sennerin Marguita, einen solchen Ringeltanz begonnen, in welchen auch der Graf Rudolf gezogen worden sei. Vom Sonnabende bis zum Morgen des folgenden Dienstags dauerte der Tanz, gieng vom Schlosse Greiers das ganze untere Land durch in's obere und endigte auf dem Markte zu Sanen, nachdem sich siebenhundert Jünglinge und Mädchen, Männer und Frauen eingereiht hatten, und überall tanzte, sprang und sang der Graf mit. Bald darauf schlug er auf einer hohen Alp ein Lager auf und lud alle Senner und Sennerinnen der Umgegend zum Schwingen, Tanzen und Singen ein. Ein fürchterliches Ungewitter aber brach aus, zerbrach alle Zelte und zerstreute die Gesellschaft. Die Hirten wußten sich in Felshöhlen und Sennhütten zu retten, der Graf aber wäre bei seinem schnellen Zurückzuge beinahe in einem angeschwellten Gießbache ertrunken. Aus Dankbarkeit für die genossenen fröhlichen Tage schenkte er der schönen Marguita die herrlichste Alpentrift.

Diese Sagen vom fröhlichen Leben am Hofe zu Greiers[3] haben dem Dichter Stoff zu einem Gedichte gegeben, das einen durchaus elegischen Charakter trägt und in gewisser Art zusammenhängt mit der Ballade: des Sängers Fluch. Die Kinder der Natur, ihre Spiele und Freuden, werden hier gegenübergestellt dem Großen der Erde, der andere Genüsse hat als sie. Auch er will dem Zuge der Natur folgen und nimmt Theil an der Lust ihrer Kinder; aber die Natur selbst zürnt ihm, weist ihn zurück in seine Grenzen, und er fühlt mit Wehmuth, daß es die Großen nicht so gut haben sollen als Hirten und Hirtinnen.

[3] Man findet sie zusammengestellt in dem Werke: Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern. Th. 1, S. 295 ff.

15. Ver sacrum

(1829.)

1. Als die Latiner aus Lavinium[1]
Nicht mehr dem Sturm der Feinde hielten Stand,
Da hoben sie zu ihrem Heiligthum,
Dem Speer des Mavors, flehend, Blick und Hand.

2. Da sprach der Priester, der die Lanze trug:
„Euch künd' ich, statt des Gottes, der euch grollt:
Nicht wird er senden günst'gen Vogelflug,[2]
Wenn ihr ihm nicht den Weihefrühling zollt." —

[1] Ein etwas undeutlicher Anfang. Soll es heißen: „Die Latiner in Lavinium" oder: „von Lavinium aus." — [2] Zu den Vögeln, welche durch

3. „Ihm sei der Frühling heilig!“ rief das Heer —
„Und was der Frühling bringt, sei ihm gebracht!“ —
Da rauschten Fittige,[3] da klang der Speer,[4]
Da ward geworfen der Etrusker Macht.

4. Und jene zogen heim mit Siegesruf,
Und wo sie jauchzten, ward die Gegend grün;
Feldblumen sproßten unter jedem Huf;
Wo Speere streiften, sah' man Bäum' erblühn.

5. Doch vor der Heimath Thoren, am Altar,[5]
Da harrten schon zum festlichen Empfang
Die Frauen und der Jungfrau'n helle Schaar,
Bekränzt mit Blüthe, welche heut' entsprang.

6. Als nun verrauscht der freudige Willkomm,
Da trat der Priester auf den Hügel, stieß
In's Gras den heil'gen Schaft, verneigte fromm
Sein Haupt und sprach vor allem Volke dies:

7. „Heil dir, der Sieg uns gab in Todesgraus
Was wir gelobten, das erfüllen wir.
Die Arme breit' ich auf dies Land hinaus,
Und weihe diesen vollen Frühling[6] dir!

8. Was jene Trift, die heerdenreiche, trug,
Das Lamm, das Zicklein, flamme deinem Herd!
Das junge Rind erwachse nicht dem Pflug,
Und für den Zügel nicht das muth'ge Pferd!

9. Und was in jenen Blüthengärten reift,
Was aus der Saat, der grünenden, gedeiht,
Es werde nicht von Menschenhand gestreift:[7]
Dir sei es Alles, Alles dir geweiht!“ —

10. Schon lag die Menge, schweigend, auf den Knien;
Der gottgeweihte Frühling schwieg umher,
So leuchtend, wie kein Frühling je erschien;
Ein heil'ger Schauer waltet, ahnungschwer.

---

ihren Flug bei den Römern Anzeichen (Auspicien) gaben, gehörten der Adler, die Krähe, der Rabe, der Habicht und der Geier. Die beiden letzten waren stets ungünstige Boten, der Adler hingegen ein glücklicher, zumal wenn er von der Linken zur Rechten flog. Krähe und Rabe waren zur Linken glücklich, zur Rechten unglücklich. — [3] Es erschienen Adler. — [4] Die Schlacht begann. — [5] Die Altäre der Alten beschränkten sich keineswegs auf die Tempel, sondern waren auch an den Straßen, öffentlichen Plätzen und Eingängen zu finden, ganz entsprechend den christlichen Heiligenbildern und Kapellen. — [6] Hier im Sinne des lateinischen ver: das im Frühling Gewachsne und Geborne. Weder an Frühling noch an Lenz haftet im Deutschen diese Bedeutung, wohl aber an Herbst, wodurch auch das Geärntete bezeichnet wird. — [7] Angerührt.

11. Und weiter sprach der Priester: „Schon gefreit[8]
Wähnt ihr die Häupter, das Gelübd' vollbracht?
Vergaßt ihr ganz die Satzung alter Zeit?[9]
Habt ihr, was ihr gelobt, nicht vorbedacht?

12. Der Blüthen Duft, die Saat im heitern Licht,
Die Trift, von neugeborner Zucht[10] belebt,
Sind sie ein Frühling, wenn die Jugend nicht,
Die menschliche, durch sie den Reigen webt?[11]

13. Mehr, als die Lämmer, sind dem Gotte werth
Die Jungfrau'n in der Jugend erstem Kranz;
Mehr, als der Füllen auch, hat er begehrt
Der Jünglinge im ersten Waffenglanz.[12]

14. O nicht umsonst, ihr Söhne, waret ihr
Im Kampfe so von Gotteskraft durchglüht!
O nicht umsonst, ihr Töchter, fanden wir,
Rückkehrend, euch so wundervoll erblüht!

15. Ein Volk hast du vom Fall erlöst, o Mars!
Von Schmach der Knechtschaft hieltest du es rein,
Und willst dafür die Jugend eines Jahrs;
Nimm sie! sie ist dir heilig, sie ist dein." —

16. Und wieder warf das Volk sich auf den Grund,
Nur die Geweihten standen noch umher,
Von Schönheit leuchtend, wenn auch bleich der Mund,
Und heil'ger Schauer lag auf allen schwer.

17. Noch lag die Menge, schweigend wie das Grab,
Dem Gotte zitternd, den sie erst beschwor:[13]
Da fuhr aus blauer Luft ein Strahl herab
Und traf den Speer und flammt' auf ihm empor.

18. Der Priester hob dahin sein Angesicht,
Ihm wallte glänzend Bart und Silberhaar;
Das Auge strahlend von dem Himmelslicht,[14]
Verkündigt' er, was ihm eröffnet war:

19. „Nicht läßt der Gott von seinem heil'gen Raub,
Doch will er nicht den Tod, er will die Kraft;

---

[8] Gelöst, freigemacht vom Gelübde. — [9] Daß auch die Kinder eines Jahres dem Gotte geopfert werden sollten. — [10] Von jungem Vieh. — [11] Sich damit verbindet, verwebt. — [12] Der Dichter erlaubt sich hier eine Abweichung von der alten Satzung, nach welcher die im ver sacrum Geborenen geopfert wurden; er schiebt dafür die in diesem Frühling mündig und mannbar Gewordenen unter. — [13] Dem sie erst flehend das Gelübde gethan hatte. — [14] Von der empfangenen Offenbarung.

Nicht will er einen Frühling, welk und taub,
Nein! einen Frühling, welcher treibt im Saft.

20. Aus der Latiner alten Mauern soll
Dem Kriegsgott eine neue Pflanzung gehn;
Aus diesem Lenz, inkräft'ger [15] Keime voll,
Wird eine große Zukunft ihm erstehn.

21. Drum wähle jeder Jüngling sich die Braut,
Mit Blumen sind die Locken schon bekränzt,
Die Jungfrau folge Dem, dem sie vertraut; [16]
So zieht dahin, wo euer Stern erglänzt!

22. Die Körner, deren Halme jetzt noch grün,
Sie nehmet mit zur Aussaat in der Fern',
Und von den Bäumen, welche jetzt noch blühn,
Bewahret euch den Schößling und den Kern!

23. Der junge Stier pflüg' euer Neubruchland, [17]
Auf eure Weiden führt das muntre Lamm!
Das rasche Füllen spring' an eurer Hand,
Für künft'ge Schlachten ein gesunder Stamm!

24. Denn Schlacht und Sturm ist euch vorausgezeigt,
Das ist ja dieses starken Gottes Recht,
Der selbst in eure Mitte niedersteigt,
Zu zeugen eurer Könige Geschlecht. [18]

25. In eurem Tempel haften wird sein Speer, [19]
Da schlagen ihn die Feldherrn schütternd an,
Wann sie ausfahren über Land und Meer
Und um den Erdkreis ziehn die Siegesbahn.

26. Ihr habt vernommen, was dem Gott gefällt,
Geht hin, bereitet euch, gehorchet still!
Ihr seid das Saatkorn einer neuen Welt;
Das ist der Weihefrühling, den er will!"

---

[15] Die ältere Sprache benutzt die Partikel in zur Verstärkung des Sinnes; z. B. ingrün (sehr grün, jetzt Sinngrün), indurstig, vergl. inbrünstig, inständig, und selbst innig. — [16] Dem Freunde, dem Trauten. — [17] Neubruch: das erst urbar gemachte Land. — [18] Weissagung auf Romulus und Remus, die Söhne des Mars. — [19] Der Speer des Mavors wurde als Heiligthum in seinem Tempel aufbewahrt (haften heißt hier: aufbewahrt werden). Wenn ein römischer Feldherr in den Krieg ziehen wollte, berührte er zuvor in einem Tempel des Mars den heiligen Speer desselben, indem er die Worte aussprach: Mars, vigila!

Unter den Gottheiten der ältesten Einwohner Italiens tritt besonders Mars (Mavors, Mamers) hervor,[1] der als Fetisch unter dem Bilde einer Lanze verehrt wurde. Diesem Mavors feierten die barbarischen Sabiner einen blutigen Opferdienst. Zur Zeit allgemeiner Noth gelobten sie ihm den ganzen Ertrag eines Frühlings an Pflanzen, Thieren und Menschen. Wurde das Gebet um Hülfe erhört, so opferte man im nächsten Jahre alle Früchte des vorigen sammt Thieren und Menschen dem Gotte. Später milderte man die harte Sitte und widmete dem Mars nur das, was zwischen dem ersten März und ersten Mai geboren war, und zwar so, daß Knaben und Mädchen, wenn sie erwachsen waren, verhüllt über die Grenze geschickt wurden, um Kolonieen zu gründen. Das Gelübde selbst, die Zeitfrist, während welcher es galt, das dem Opfer Verfallne — alles zusammen wurde unter dem Namen Ver sacrum begriffen; die dem Gotte geweihten Knaben und Mädchen aber hießen Sacrani. Eine solche Schaar Sacraner stieg, der Sage nach,[2] von Reate (Riete), dem Stocke der Apenninen, herab in die Ebenen der Tiber, in das Land Latium, und verdrängte die alten Einwohner (Siculer und Ligurer) oder zwang sie, den Grundbesitz mit ihnen zu theilen. Dieses vom Gebirg hinabgestiegene Volk nannte man später Aboriginer, Einheimische, und sah sie als den Grundbestandtheil der Bevölkerung Latiums an. Daß die Aboriginer die Sitte des Ver sacrum und die damit verbundene Aussendung von Kolonieen nach Latium gebracht haben, erwähnt ausdrücklich Dionys von Halicarnassus in seinen römischen Alterthümern I, 16.[3]

Nach dem Bericht des Livius kam eine trojanische Kolonie, von Aeneas geführt, unter der Regierung des Latinus, des fünften

---

[1] Er ist mit dem griechischen Ares nicht die gleiche Gottheit, obwohl beide später vermischt wurden. Der lateinische Mavors war nicht bloß Schlachtengott, sondern Sinnbild der Kraft und des Erwachens der Natur. Am ersten März, dem Anfange des alten lateinischen Jahres, wurde ihm in Rom ein Fest gefeiert, das Fest der Hoffnungen des neuen Frühlings im Felde (Gedeihen der Früchte) und Hause (Fruchtbarkeit in der Ehe), zugleich aber auch als Vorspiel des Feldzuges. Denn nach alter Völkersitte begann die Heerfahrt, wenn die Felder grünten und Roß und Mann unter freiem Himmel ausdauern konnten. Am ersten Tage des März fiengen also die Priester des Mars ihre Waffenübungen auf dem Marsfelde an, und die einst vom Himmel gefallenen heiligen Schilde desselben wurden herumgetragen.

[2] Pomponius Festus in seinem Buche: de significatione verborum, sagt: «Sacrani appellati sunt Reate orti, qui ex septimontio Ligures Siculosque exigerunt; nam vere sacro nati erant.» Nach andern Sagen wurden die von Reate durch die Sabiner verdrängt und drückten nun ihrerseits wieder auf die Siculer.

[3] Und von den Latinern kam sie zu den Römern; denn daß hier das Gelübde des Ver sacrum galt, geht daraus hervor, daß noch im zweiten punischen Kriege, nach der Schlacht am Trasimenischen See, ein solcher heiliger Frühling wirklich verordnet worden, wie Livius Buch 22, Kap. 9, 10 berichtet.

Königs der Aboriginer, nach Latium. Die Troer geriethen in Händel mit den Einwohnern, und es kam zur Schlacht, worauf aber eine Aussöhnung folgte und Aeneas des Königs Tochter Lavinia heirathete, der zu Ehren er die Stadt Lavinium baute, von nun an der Mittelpunkt der umwohnenden Völkerschaften. Darüber entbrannte ein Kampf mit dem ältern Freier der Lavinia, Turnus, ein Kampf, in welchem die verbündeten Troer und Aboriginer siegten, Latinus aber umkam. Turnus wandte sich zu den mächtigen Etruskern, den alten Feinden der Völker Latiums, und es stand nun ein schwerer Streit bevor. Um sich der Treue der Aboriginer desto mehr zu versichern, vereinigte Aeneas sie mit den Troern zu einem Volke unter dem Namen der Latiner, und durch die vereinigte Tapferkeit wurden die Etrusker zurückgedrängt, aber Aeneas fiel in der Schlacht. Dreißig Jahre darauf gründete Ascanius, der Sohn des Aeneas, da Lavinium die zunehmende Bevölkerung nicht mehr nähren konnte, eine neue Stadt am Vorsprung des Albanergebirges und nannte sie Albalonga. Diese wurde das Haupt der dreißig Städte in Latium. Von Albalonga aber gieng zwölf Menschenalter nach Ascanias die Gründung Roms aus.

Auf der religiösen Sitte des Ver sacrum, die bei den Lateinern galt, und auf der Thatsache, daß Albalonga, die Mutter Roms, eine Colonie der Lateiner war, beruhen nun die Voraussetzungen in Uhlands Gedicht. Er nimmt an, auch Albalonga sei in Folge eines Gelübdes zum Mavors entstanden, nimmt an, die alte Sitte, auch die Mädchen und Knaben wirklich zu opfern, habe bis dahin bestanden, und sei hier zum erstenmale in die mildere Form der Aussendung, um ein neues Vaterland zu suchen, verwandelt worden. Bei dem unbestimmten Gewirre der Sagen ist solche Annahme gewiß dem Dichter nicht nur erlaubt, sondern es mag wohl sein, daß er hier klarer und heller gesehen hat als der nüchterne Geschichtsforscher.

Allein es war unserm Dichter nicht um Deutung der Geschichte zu thun; seinem Gedichte liegt eine sittliche Idee zu Grunde. Nicht mit Opfern ist Gott gedient, sondern mit kräftigen Thaten; in der kräftigen Jugend liegt die Hoffnung und die Zukunft jedes Volkes. Und so beruht denn der ganze Nachdruck auf der letzten Strophe, die nicht bloß den Jünglingen von Albalonga gilt:

Ihr habt vernommen, was dem Gott gefällt!
Geht hin, bereitet euch, gehorchet still!
Ihr seid das Saatkorn einer neuen Welt;
Das ist der Weihefrühling, den er will.

Daß übrigens an die Stelle des Ver sacrum wirklich Auswanderung und neue Ansiedelung anderwärts gesetzt wurde, beweist die Angabe des Pomponius Festus in seinem Buche de significatione verborum, wo derselbe unter dem Artikel Mamertini folgende Sage erzählt, wobei man nur nicht vergessen muß, daß wir

in der Schrift des Festus bloße Bruchstücke voll Lücken vor uns haben: „..... Als deshalb in ganz Samnium die Seuche heftiger „aufgetreten war, berief Sthenius Mettius, ein Vorsteher dieses „Volkes, seine Mitbürger in eine Versammlung und erzählte, er habe „im Traum den Apollo gesehen, der gesprochen habe, sie sollten, wenn „sie von diesem Unglück befreit zu werden wünschten, den Weihe„frühling geloben, das heißt, ihm Alles opfern, was im nächsten „Frühling geboren würde. Nachdem dies geschehen war und sie „zwanzig Jahre lang davon befreit geblieben waren, brach später eine „Seuche derselben Art aus. Als deshalb wiederum Apollo um Rath „gefragt wurde, antwortete er, sie hätten ihr Gelübde nicht gelöst, „weil die Menschen nicht geopfert worden seien; wenn sie diese ver„trieben hätten, würden sie gewiß von dem Uebel befreit werden. Als „deshalb diejenigen, denen man befohlen, ihr Vaterland zu verlassen, „sich in dem Theile .... niedergelassen hatten, den man Tauricana „nennt, brachten sie den Messinern, die sich gerade zum Kriege ..... „rüsteten, freiwillig Hülfe, und diese .... frei .... provinzialisch .... „wegen ihres .... um sich ihnen dankbar zu erweisen, luden sie die„selben in ihre Gemeinde und zum Mitgenuß ihrer Felder ein und „nahmen einen gemeinschaftlichen Namen an; sie sollten Mamertiner „heißen, weil, als man um die Namen der zwölf Gottheiten looste, „zufällig Mamers herausgekommen war, was in der Sprache der „Osker Mars bedeutet. Diese Geschichte erzählt Alfius im ersten „Buche des carthaginiensischen Krieges."

Vergleichen wir nun diese spätere Ballade Uhlands mit seinem frühern und namentlich mit Klein Roland: welch unermeßlicher Abstand in Ton, Färbung, Behandlung, Sprache, Vers und Stoff! An die Stelle heiterer Laune, die nicht bloß in Klein Roland herrscht, sondern bis zum Jahr 1816 die meisten Balladen des Dichters mit Ausnahme der Mähderin durchdringt, ist strenger Ernst getreten, der aber eben so weit entfernt ist von jeder Beimischung pathetischer Darstellung als von der melancholischen Färbung, welche Uhlands frühesten Balladen eigenthümlich ist. Die halb lyrische Behandlung der frühern Zeit ist einer rein epischen gewichen, wie denn auch im Ver sacrum nicht der einzelne Moment herausgehoben ist, an den der Dichter das Charakterbild eines einzelnen Helden gelehnt hätte, sondern ein ganzes Ereignis in seinem vollkommenen Verlaufe dargestellt wird. Die Sprache hat, obgleich körnig, kräftig und äußerst gedrungen, ein sehr einfaches Gepräge und geht fast nie über die Schranken festgestellter Gesetzmäßigkeit hinaus, ohne jedoch irgendwo an die Grenze prosaischer Darstellung zu streifen. Der Vers erlaubt sich nicht mehr die Messung nach bloßen Hebungen, sondern schreibt sich selbst die Bewegung nach eigentlichen Füßen vor. In Bezug auf den Gegenstaud endlich hat der Dichter die Wahl vaterländischer Stoffe, wo er ganz heimisch war, hier aufgegeben und einen ihm eigentlich ganz fremden zu gestalten versucht, ein Stoff, den

er aber durch und durch bewältigt hat, indem er den Charakter desselben völlig verändert.

Und dennoch knüpft sich Ver sacrum, sobald wir auf das bleibende im Dichter sehen, wieder eng an Klein Roland, und dieses bleibende ist: größte Anschaulichkeit, die sich nie mit bloßen Worten behilft und alles Unnöthige, was nicht zur Sache gehört, verschmäht; der Ausdruck gediegen, immer zweckmäßig, klar und möglichst kurz, aber ohne alle Absicht und Ziererei, bloß aus freier Natur des Dichters heraus, welche diese Kürze verlangt. Daher weiß man bei Uhland stets, was der Dichter eigentlich will und meint, ohne erst lange, wie z. B. oft bei Rückert der Fall ist, suchen und rathen zu müssen.

---

16. Das Singenthal.

(1834.)

1. Der Herzog tief im Walde am Fuß der Eiche saß,
Als singend an der Halde[1] ein Mägdlein Beeren las.
Erdbeeren, kühl und duftig, bot sie dem greisen Mann,
Doch ihn umschwebte luftig noch stets der Töne Bann.[2]

2. „Mit deinem hellen Liede — so sprach er — feine Magd!
Kam über mich der Friede nach mancher stürm'schen Jagd.
Die Beeren, die du bringest, erfrischen wohl den Gaum;
Doch singe mehr! du singest die Seel' in heitern Traum.

3. Ertönt an dieser Eiche mein Horn von Elfenbein:
In seines Schalls Bereiche ist all das Waldthal mein;[3]
So weit von jener Birke dein Lied erklingt rundum,
Geb' ich im Thalbezirke dir Erb' und Eigenthum." —

4. Noch einmal blies der Alte sein Horn in's Thal hinaus;
In ferner Felsenspalte verklang's wie Sturmgebraus.
Dann sang vom Birkenhügel des Mägdleins süßer Mund,
Als rauschten Engelflügel ob all dem stillen Grund.

5. Er legt in ihre Hände den Siegelring zum Pfand:
„Mein Waidwerk hat ein Ende; vergabt ist dir das Land."
Da nickt ihm Dank die Holde und eilet froh waldaus;
Sie trägt im Ring von Golde den frischen Erdbeerstrauß. —

6. Als noch des Hornes Brausen gebot mit finstrer Macht,
Da sah man Eber hausen in tiefer Waldesnacht;
Laut bellte dort die Meute, vor der die Hindin floh,
Und fiel die blut'ge Beute, erscholl ein wild Halloh.

---

[1] Die abhängige Seite eines Berges. — [2] Zaubergewalt. — [3] Versetzung: So weit der Schall meines Horns reicht, wenn es von dieser Eiche erschallt, ist all das Waldthal mein.

7. Doch seit des Mägdleins Singen ist ringsum Wiesengrün;
Die muntern Lämmer springen, die Kirschenhaine blühn;
Festreigen wird geschlungen im goldnen Frühlingsstrahl;
Und weil das Thal ersungen, so heißt es Singenthal.

Hier liegt eine wirkliche Sage zu Grunde, die mündlich fortgepflanzt worden ist. Das Singenthal liegt bei Glems im Würtembergischen Oberamte Urach. Die Ballade schließt sich in ihrer Bedeutung eng der vorigen an; das Kind der Natur steht wieder dem Großen der Erde gegenüber, ihr fröhlicher Gesang dem wüsten Treiben der Jagd; der Anblick des Naturkindes erregt Wehmuth und Sehnsucht in der harten Brust des Jägers; zuletzt der Segen ihres Waltens im Gegensatz zum unnützen Lärm der Jagd.

Der Stoff würde trefflich passen für eine Idylle. Man könnte zwar sagen, es hindere ja nichts, Uhlands Gedicht als Idylle anzusehen. Allein dies wäre ein Misverstand. Insofern freilich Idylle ein kleines Bild heißt (εἰδύλλειον), also in der Poesie ein kleineres durch Zierlichkeit ansprechendes Gedicht, das auf Anschauungen beruht, welche der Wirklichkeit entnommen sind — insofern wäre allerdings nicht nur das Singenthal eine Idylle, sondern auch eine gute Zahl anderer Balladen von Uhland, da dieser Dichter es liebt, nicht sowohl Thaten und Handlungen als Gegenstände zu wählen, sondern Charakterbilder aufzustellen. Wer ferner jedes Gedicht, dem idyllische Zustände zu Grunde liegen, d. h. Zustände, die trotz ihrer Einfachheit und Beschränktheit ein Wohlgefallen erregen, also im Kreise des Naturlebens sich halten, eine Idylle nennt, der kann auch das Singenthal so nennen. Die Idylle als bestimmte Form und Gedichtgattung ist aber etwas ganz anderes. Kein Dichter ist bei seiner raschen und gedrängten Darstellung entfernter als Uhland vom Ton der Idylle. Uhland wirft selten oder nie einen weilenden Blick auf die Bäume und Blumen, welche schmückend am Ufer des Flusses stehen, was doch der Idyllendichter thun muß. So würde, um nur eins zu erwähnen, wenn ein wirklicher Idyllendichter den Stoff des Singenthals wählte, durchaus nöthig sein, nicht bloß den Eindruck, den das Mädchen durch ihr Singen auf den Fürsten macht, darzustellen, sondern auch den Inhalt des Liedes wiederzugeben; denn schwerlich hat doch den Herzog die bloße Stimme des Mädchens und die Melodie des Liedes so bezaubert; sondern auch das, was gesungen worden ist, kömmt da in Betracht, wo auch die kleinsten Züge nicht verloren gehen sollen.

---

17. Das Glück von Edenhall.

(1834.)

1. Von Edenhall der junge Lord
Läßt schmettern Festtrommetenschall,
Er hebt [1] sich an des Tisches Bord, [2]
Und ruft in trunkner Gäste Schwall: [3]
„Nun her mit dem Glücke von Edenhall!“

2. Der Schenk vernimmt ungern den Spruch,
Des Hauses ältester Vasáll, [4]
Nimmt zögernd aus dem seidnen Tuch
Das hohe Trinkglas von Krystall,
Sie nennen's: Das Glück von Edenhall.

3. Darauf der Lord: „Dem Glas zum Preis
Schenk' rothen ein aus Portugall!“ [5]
Mit Händezittern [6] gießt der Greis,
Und purpurn Licht wird überall,
Es strahlt aus dem Glücke von Edenhall.

4. Da spricht der Lord und schwingt's dabei:
„Dies Glas von leuchtendem Krystall
Gab meinem Ahn am Quell die Fei;
Drein schrieb sie: kommt dies Glas zu Fall,
Fahr wohl dann, o Glück von Edenhall!

5. Ein Kelchglas [7] ward zum Loos [8] mit Fug [9]
Dem freud'gen Stamm von Edenhall;
Wir schlürfen gern in vollem Zug,
Wir läuten gern mit lautem Schall;
Stoßt an mit dem Glücke von Edenhall!“

---

[1] Im süddeutschen Sinne von festhalten: er hält sich fest, weil er trunken ist. — [2] Bord, vom Rande des Tisches gebraucht, scheint mir doch gewagt. Das Wort bedeutet nicht eigentlich den Rand an sich, sondern den erhöhten, erhabenen Rand. — [3] Schwall bedeutet eigentlich das Aufwogen des Wassers und deutet hier trefflich auf die Unordnung der trunknen Gäste. — [4] Nicht Diener; denn das Schenkenamt in vornehmen Häusern war stets ein Lehen. — [5] Sogenannten Portwein, der den Namen von der Stadt Oporto hat, obwohl er nicht in der Gegend wächst. Feuriger Portwein ist von Alters her ein Lieblingsgetränk der Engländer. — [6] Nicht vor Altersschwäche, sondern in Vorausficht dessen, was kommen wird. — [7] Der Nachdruck liegt auf Kelch, auf der Größe des Bechers. — [8] In zwei Bedeutungen des Wortes: einmal als Antheil; dann als Schicksal oder vielmehr des Schicksals Bestimmung, Verhängnis. — [9] Diese einfache Verbindung ist im Neuhochdeutschen nicht mehr gebräuchlich; man sagt stets: mit gutem Fug, mit allem Fug, mit Fug und Recht.

6. Erst klingt es milde, tief und voll,
Gleich dem Gesang der Nachtigall,
Dann wie des Waldstroms laut Geroll,
Zuletzt erdröhnt wie Donnerhall
Das herrliche Glück von Edenhall.

7. „Zum Horte[10] nimmt ein kühn Geschlecht
Sich den zerbrechlichen Krystall;
Er dauert länger schon als recht;
Stoßt an! mit diesem kräft'gen Prall
Versuch' ich das Glück von Erdenhall."

8. Und als das Trinkglas gellend springt,
Springt das Gewölb mit jähem Knall,
Und aus dem Riß die Flamme dringt;
Die Gäste sind zerstoben all
Mit dem brechenden Glücke von Edenhall.

9. Ein stürmt der Feind mit Brand und Mord,
Der in der Nacht erstieg den Wall,
Vom Schwerte fällt der junge Lord,
Hält in der Hand noch den Krystall,
Das zersprungene Glück von Edenhall.

10. Am Morgen irrt der Schenk allein,
Der Greis in der zerstörten Hall',
Er sucht des Herrn verbrannt Gebein,
Er sucht im grausen Trümmerfall
Die Scherben des Glücks von Edenhall.

11. „Die Steinwand,[11] spricht er, springt zu Stück,
Die hohe Säule muß zu Fall;
Glas ist der Erde Stolz und Glück,
In Splitter fährt der Erdenball
Einst gleich dem Glücke von Edenhall."[12]

---

[10] Zum Schutzheiligthum. — [11] Hier wohl Felsenwand. — [12] Die letzte Strophe erinnert an den Schluß von Schillers Siegesfest: Rauch ist alles ird'sche Wesen; wie des Dampfes Säule weht u. s. w.

Schloß Edenhall stand am Eden, dem schönen Bergstrom von Westmoreland, der in den Meerbusen Solway fällt. Von diesem Schlosse erzählt Ritson in seinem Buche: fairy tales (London 1831), XIX. folgendes:

Das Glück von Edenhall.

Auf Edenhall in Cumberland, seit vielen Geschlechtern der Ritterſitz der Familie Musgrave, wurde ein altes, farbiges Trinkglas in einer ledernen Kapſel ſorgfältig aufbewahrt, das nach der Sage der Umgegend vor vielen Jahren unweit einer Quelle nahe am Hauſe von Feen zurückgelaſſen worden war, mit der Inſchrift:

Bricht einmal dieſes Glas durch Fall,
Fahr wohl dann, Glück von Edenhall.[1]

Von dieſer freundlichen Warnung erhielt das Glas den Namen in einer launigen und vortrefflichen Ballade über ein berühmtes Wetttrinken in dieſem Hauſe, welche gewöhnlich, aber irrthümlicher Weiſe dem Herzog von Wharton zugeſchrieben wird und ſo beginnt:

Gott ſchütze lang vor böſem Bruch
Das Glück von Edenhall.

Deſſenungeachtet wurde das gute Glück dieſes alten Hauſes niemals ſo ſehr gefährdet, als gerade durch den Herzog ſelbſt, welcher, als er deſſen Inhalt, zweifelsohne auf das Wohlergehen und die Dauer des würdigen Eigenthümers und ſeines Geſchlechtes, geleert hatte, daſſelbe unachtſamer Weiſe fallen ließ; und damit wäre ſehr wahrſcheinlich das Glück von Edenhall zu Ende gegangen, hätte nicht der Kellermeiſter, der den Trunk gebracht hatte und daneben ſtand, um das geleerte Glas in Empfang zu nehmen, daſſelbe glücklich in ſeinem Tellertuche aufgefangen.

Aus dieſen dürftigen, loſe zuſammen hängenden und überdies ziemlich verworrenen Angaben hat Uhland wie durch Zauberei eine ſeiner ſchönſten, kräftigſten und gehaltvollſten Balladen geſchaffen.

Außer der Thatſache, daß der Becher bei einem Trinkgelage in Gefahr kommt, zerbrochen zu werden, hat die Ballade mit ihrer Quelle wirklich faſt gar nichts gemein, und auch hier ſind die Nebenumſtände ganz andere, da der Beſitzer nicht aus Frevelmuth das Kleinod prüfen will, ſondern es aus Nachläſſigkeit fallen läßt, wobei dann auch der Schenk eine ganz andere Rolle ſpielt.

Gerade jenes Trinkgelage aber benutzt Uhland, um ſeiner Dichtung ſceniſche Einheit zu geben und dieſelbe völlig abzurunden; denn hier in der Trinkhalle ſpinnt ſich die tragiſche Handlung mit Prolog und Epilog von Anfang bis zu Ende ab; hier erzählt der junge Lord, der wohl auch zugleich der neue Lord iſt und als Erbe der Herrſchaft das Feſt der Einweihung oder Huldigung giebt, wie das Glas in den Beſitz der Familie gekommen ſei; hier wird durch die übermüthigen Reden deſſelben vorbereitet, was ſpäter geſchieht; hier kommt die wundervolle Herrlichkeit des Glaſes, wovon die Quelle gar nichts weiß, erſt zur Erſcheinung, und zugleich wird dadurch der thatſäch-

[1] If this glass do break or fall,
Farewell, the luck of Edenhall.

liche Abschluß der Sage erst möglich, indem auf den übermüthigen Frevel augenblicklich die Erfüllung der alten Weissagung als Strafe folgt.

Wenn der junge Lord in tollem Uebermuthe und unsinniger Verblendung das Schutzheiligthum seines Stammes, an welches sein Glück gebunden ist, der Vernichtung preisgiebt, so folgt er nur einem geheimnisvollen Zuge der menschlichen Natur überhaupt; denn jeder Mensch, wer er auch sei, trifft Stunden in seinem Leben, wo er tief in sich blicken kann, und gewahr wird, daß eine Stimme des Wahnsinns zu Zeiten in ihm erwacht. Er steht in einem Gebirge, an einer jähen, schwindelnden Felswand; da taucht plötzlich jene Stimme in ihm auf und sagt zu ihm: Spring da hinab! — Oder er hat einen Freund bei sich, der ihm nie etwas zu Leide gethan, sondern sich gegen ihn immer treu erwiesen hat; die Stimme sagt: Gieb ihm einen Stoß, daß er hinunterfliegt! So sieht man Menschen mit dem vollsten Bewußtsein der Gefahr, ohne daß ein anderer Preis sie lockt, als ein mit diesem Bewußtsein verknüpftes, wollustvolles Grausen, das Frevelhafteste wagen und in's Verderben stürzen. Wenn in diesem geheimnisvollen Zuge etwas Dämonisches liegt, so hängt er doch in seiner tiefsten Wurzel vielleicht mit dem Edelsten in dem Wesen des Menschen zusammen, mit dem stolzen Gefühl seiner Unabhängigkeit von allen Naturgewalten. Uebrigens ist in unserer Ballade Alles streng motiviert; denn der Lord ist jung, leichtsinnig (Str. 7) und rühmt sich selbst seines kühnen Geschlechts, und zum Ueberfluß begeht er den Frevel in der Trunkenheit, wovon allerdings die Ballade mit klaren Worten nichts sagt.

In unserer Ballade ist der gedrängte Vortrag auffallend, der sich oft bis zur Knappheit steigert. Alle Nebenzüge sind entweder nur im Vorbeigehen angedeutet oder müssen geradezu errathen werden, wie denn schon das Oertliche nur flüchtig bezeichnet wird. Und doch soll der Hörer und Leser alles mit der vollen Aufmerksamkeit ergreifen und nichts an sich unbeachtet vorübergehen lassen.

Eine zweite Eigenthümlichkeit des Gedichtes ist das stark hervortretende, lyrisch-musikalische Element, besonders vertreten durch den Kehrreim auf all, der sich durch das ganze Gedicht schlingt.

In dem Trotze gegen Schicksal und Verhängnis und in dem Ausgange erinnert das Gedicht an den wilden Jäger von Bürger, mit welchem es auch die überwiegenden männlichen Reime und das Vorherrschen des Schalles und Klanges gemein hat, wogegen bei Bürger die Sprache keineswegs rasch und gedrängt ist, sondern sich vielmehr in epischer Ruhe und Ausführlichkeit ausbreitet.

Die letzte Strophe erinnert an den Schluß von Schillers Siegesfest:

Rauch ist alles ird'sche Wesen;
Wie des Dampfes Säule webt,
Schwinden alle Erdengrößen!
Nur die Götter bleiben stät.

Was den Inhalt der Sage betrifft, so mahnt er an andere Sagen, die das Glück einer Familie von der Aufbewahrung eines Kleinodes abhängig machen. Am bekanntesten ist die von den Grafen von Ranzau, deren Ahnfrau zu einem kreisenden Zwergenweibe hinab in den Berg geführt wurde, und die dafür ein Stück Gold bekam, woraus sie fünfzig Rechenpfennige, eine Spindel und einen Häring machen lassen sollte, mit der Verwarnung, diese Sachen wohl zu verwahren, ansonst ihr Geschlecht in Abnahme fallen werde.[2]

[2] Deutsche Sagen der Gebrüder Grimm. Bd. 1. Nr. 41.

XIV.

Gustav Schwab.

Geboren den 19. Juni 1792 zu Stuttgart, gestorben daselbst den 3. November 1850 als Consistorialrath.

XV.

Justinus Kerner.

Geboren den 18. Februar 1786 zu Ludwigsburg, gestorben zu Weinsberg den 22. Februar 1862.

Diese beiden Dichter gelten neben Uhland als die vorzüglichsten Vertreter der sogenannten schwäbischen Schule. Gemeinsam ist allen dreien ein einfacher Stil, welcher nur auf Gestaltung des Gegenstandes und Wiedergeben der Empfindung ausgeht, dagegen das lebhafte Colorit verschmäht, wodurch Sinne und Einbildungkraft gereizt und in rege Stimmung versetzt werden; ein Stil, welcher daher den musikalischen und malerischen Schmuck nicht besonders liebt und alle Kunstmittel, die auf Wirkung berechnet sind, nur sparsam anwendet. Wir finden bei ihnen weder den derben und kräftigen Volkston Bürgers[1], noch die blühende, hinreißende Beredsamkeit Schillers, auch nicht die behagliche, den Stoff malerisch auseinander breitende Sprache Göthe's, wie er sie besonders in den spätern Balladen liebt. Innerhalb dieses Stiles der Schule ist aber die Sprache der drei schwäbischen Dichter doch sehr verschieden; Uhlands Ausdruck ist fest, gerundet, wohlklingend und schmiegt sich stets der Natur des Gegenstandes an; Kerners Ausdruck hart bis zur Ungeschlachtheit und nachlässig, dabei

---

[1] Man könnte vielleicht sagen: man finde ihn nicht, weil er ihrer Natur zuwider sei. Dies wäre aber ein Irrthum. Der Stil hängt allerdings mit der Persönlichkeit des Einzelnen zusammen, und insofern ist er der Spiegel des Menschen und besitzt persönliche Färbung; auf der andern Seite hängt aller Stil zusammen mit besondern Epochen, Schulen und Ansichten und es ist sogar möglich, daß die persönliche Neigung dem Stil der Schule widerspricht.

aber sicher, kernig und dem Gegenstande angemessen; Schwabs Sprache klar, aber unsicher; nachlässig, aber nicht kernig; glatt, aber nicht immer wohlklingend. Schwab wird oft ein Schüler Uhlands genannt und nennt sich wohl auch selbst so; noch mehr aber ist er ein Jünger der romantischen Schule und hat an manchen Satzungen derselben beharrlich festgehalten, während Uhland in späterer Zeit einen ganz andern Weg gieng. Ueberdies beruht der große Erfolg, den Uhland genießt, mit darauf, daß er nicht bloß als poetisches Talent wirkte, sondern als Charakter; darauf daß seine Gedanken wiederum Gedanken weckten, die schon in der Zeit schlummerten, und daß überhaupt ein stilles, aber lebendiges Verhältnis zwischen ihm und seiner Zeit statt findet.

Schwab ist eine klare und gemüthvolle, begabte und empfängliche Natur; er wirkt aber durchaus nur als poetisches Talent. Was die Grundlage aller poetischen Hervorbringung ausmacht, lebendiges Gefühl für menschliche Zustände, und Kraft, die klare Anschauung durch Sprache zu gestalten, besitzt er; Alles aber, wodurch sonst ein Dichter wirksam wird, entbehrt er oder verschmäht es, und so waltet zwischen seinem Talent und seinen Hervorbringungen ein sonderbares Verhältnis ob: er geht in den Fußtapfen seiner Landsleute, ohne das zu besitzen oder zu geben, wodurch ihre oft trockene Form Gewalt und Bedeutung erhält, und wendet das nicht an, was er vielleicht besitzt und wodurch andere, die offenbar geringerer Bildkraft als er sich rühmen dürfen, oft sehr bedeutend wirken; wendet es nicht an, weil es den Satzungen oder vielmehr Uebungen seiner Schule entgegen ist. Einseitige Manier muß man ihm also schon deshalb Schuld geben; noch mehr aber trifft ihn dieser Vorwurf, weil er jeglichen Gegenstand als Ballade behandelt und das Verschiedenartigste auf dieselbe Weise. Hier verfiele er also in den gleichen Fehler wie Bürger; nur daß Bürgers Manier für viele Stoffe zu derb, Schwabs für viele zu trocken ist. Denn dieser Stil ist eigentlich nur Gegenständen von reicher und großartiger Natur angemessen, oder Gedichten, denen tiefer Ideengehalt innewohnt; wird er anderswo angewandt, so sollte er wenigstens von Reinheit, Wohlklang, Mächtigkeit und Fülle der Sprache und des Verses begleitet sein. Die meisten Stoffe von Schwabs Balladen entbehren aber des sinnlichen Reichthums sowohl als des Ideengehaltes; manche entsprechen offenbar dem eigenthümlichen Talente des Dichters nicht; und die meisten sind überdies auf deutsche Neigungen und Auffassungsweise gar nicht berechnet. Die Poesie hat offenbar nicht nur die Erlaubnis, sondern es ist sogar ihr Geschäft, vorhandene Sagen, ohne daß deren Sinn vernichtet würde, weiter zu bilden und dieselben so darzustellen, daß sie von neuem Eigenthum der Zeitgenossen werden. Vermag dieses der Dichter nicht, so betrachte er die Sage, zumal wenn sie längst verschollen und dabei ärmlicher Natur ist, als sein freies Besitzthum, das er gestalte, wende und bereichere, wie es sein poetisches Gewissen ihm befiehlt, und will

er auch dieses nicht, so sehe er sich nach guten Quellen um, welche ihm vorgearbeitet haben, so daß er dem Ereignisse nur poetische Form und Fassung zu geben braucht, um es als Dichtung dem Volke darzubieten. Schwab hat aber eine zu große Achtung vor der Ueberlieferung; die Neigungen des Sagenforschers haben den Blick des Dichters umdüstert, und er erzählt nun die Sage nicht im Sinne seiner Zeit, so daß sie auf dieselbe wirke, sondern im Sinne der Ursprungszeit. Dieser sonderbare Respect vor der Sage, als ob dieselbe etwas an sich poetisches sei, hat leider sehr um sich gegriffen und einerseits eine Menge unpoetischer Köpfe verlockt, ihre Reimkunst an denselben zu versuchen, anderseits — was weit schlimmer — bei wirklichen Dichtern das poetische Gewissen völlig eingeschläfert, und wir stehen jetzt in Gefahr, Reimchroniken zu erhalten, Erzeugnisse, welche ganz und gar auf dem didaktischen Gesichtspunkte stehen und eben so unpoetisch sind als alle moralisierenden und wissenschaftlichen Gedichte.

Zeigen die Gegenstände in vielen Balladen Schwabs keine Fülle von Handlung, nehme man nun dies als Mangel an Mannigfaltigkeit oder an Bedeutsamkeit: so ruht auch über der Verbindung der Verse und dem Strophenbau eine ermüdende Eintönigkeit; denn die meisten Balladen Schwabs ermangeln jedes strophischen Elementes und sind bloße Anreihungen kurzer Reimpaare aa bb cc dd u. s. f. Hierher müssen wir auch diejenigen zählen, welche die gekreuzte Strophe a b a b aufzeigen; denn bei so kurzen Zeilen, als die Halbzeilen zu betrachten sind, haben wir doch nur wieder Reimpaare, welche des Mittelreimes sich bedienen; d. h. die Strophe:

Dort steht der kecke Feldhauptmann
Den Mägden zu Gefallen;
Er sieht sich keck die Weiber an,
Die aus der Kirche wallen —

sie giebt eigentlich nur zwei lange gepaarte Zeilen, und zähle man auch vier kurze: ein strophisches Element fehlt doch, der Gegensatz zwischen Aufgesang und Abgesang. Hierzu kommt, daß Gedanke und Satz sich in der Regel nach dem Reime und dem Ende des Reimpaares richten: so daß auch hier an keinen schönen Gegensatz zu denken ist. Solche Strophen gleichen Gebäuden, die ohne alle Vorsprünge, ohne alle Gliederung, immer die gleiche mathematische Linie darbieten und zwar ohne daß der Baumeister daran gedacht hätte, dieselbe bisweilen dem Auge zu entziehen. Diese Sache ist wichtiger als man glaubt. Eine rhythmisch gebaute Strophe, ein strenger Gegensatz zwischen Hebung und Senkung in ihren Theilen, oder zwischen Vers und Satz — wird den Dichter immer daran erinnern, daß er unter der Gerichtsbarkeit der Einbildungskraft und der Schönheit stehe; er wird dann manche Motive als unpoetisch verwerfen und auch in die ganze Ausdrucksweise mehr Rhythmus und Gegensatz bringen und somit die Wirkung auf den Hörer verstärken.

Hat zu der nichtglücklichen Wahl mancher Gegenstände die Theilnahme an dem Inhalte örtlicher und heimathlicher Sage beigetragen: so hängt dieser eintönige Strophenbau vermuthlich mit der Liebe zur Volkspoesie zusammen, welche allerdings ihre Gesätze[2] mit großer Bequemlichkeit baut. Allein auch hier läge ein schweres Misverständnis zu Grunde. Schon dies ist zu bemerken: daß das Volkslied, nachlässig in Sprache und Versbau, desto strenger auf rhythmische und strophische Gegensätze in der Melodie hält; daß überhaupt das Volkslied nur als gesungenes Stück beurtheilt werden darf, indem es singend entsteht und gesungen sich erhält; daß es mithin in seiner äußern harten Form, wie sich dieselbe geschrieben darthut, gar kein Muster für die gebildete Poesie abgeben kann. Ueberdies ersetzt das Volkslied vieles durch mächtige kühne Bilder, kecke Sprünge, gewaltige Uebergänge, derbkräftigen oder muthwilligen Ausdruck: lauter Züge, welche Schwabs Dichtungsweise nicht kennt. Ferner liebt es das Volkslied, um gleichsam die Unbeholfenheit des Ausdrucks wieder gut zu machen, durch Rhythmus und Klang zu wirken; denn sein Rhythmus ist mannigfaltig, obgleich die metrische Regel einfach und arm; das Suchen und Finden sehr ähnlicher oder gleicher Silben und Wörter, die Lust zur Färbung des Gedankens durch charakteristische oder auch sonderbare Töne und Klänge herrscht durchweg darin. Auch Göthe und Bürger, bisweilen sogar Schiller, behandeln in ihren Balladen die Sprache auf diese Weise; bedeutungsvolle Reime und Anklänge, Alliterationen aller Art, langsamere und schnellere Bewegung des Verses bringen sie bald als symbolischen Schmuck, bald als charakteristische Malerei an und verleihen dadurch einzelnen Gedichten ganz besondere Reize. Ein solches Spiel mit Klängen vermeidet Schwab in der Regel, und doch hat er Gegenstände gewählt, welche ohne dieses Mittel kaum darstellbar sind. Schwerlich leidet in Göthe's Fischer die Einfachheit des Stils dadurch, daß die Sprache nicht bloß als Hülle des Gedankens dasteht, sondern unmittelbar als Klang auftritt und dadurch einen geheimnisvollen Zauber ausübt. — Den wundervollen Klang der Glocke zu Wunnenstein erzählt Schwab bloß, ohne daß Klang der Sprache und Bewegung derselben zu Hülfe genommen würden, um symbolisch uns hier zu versinnlichen und zu vergegenwärtigen, was keine bloße Beschreibung zu geben vermag.

Das unmusikalische in Schwabs Balladen macht, daß sie beim lauten Lesen und beim Vortrage wenig in's Gehör fallen und sich überhaupt schon dem Gedächtnisse schwerer einprägen. Demjenigen aber, der an Sauberkeit und Reinlichkeit in Anwendung einer gegebenen Sprache gewöhnt ist, hinterlassen viele einen unangenehmen Eindruck, wenn er sieht, wie wenig der Dichter auf Reinheit und Frische des deutschen Ausdrucks hält. Liege nur hier ein Mangel

[2] Strophen.

an Sprachgefühl zu Grunde oder eine sonderbare Ansicht von dem Verhältnis zwischen Sprache und Poesie: genug, der Dichter nimmt sich die Freiheit, sehr wesentliche Satzungen als höchst unwesentliche Dinge zu betrachten. So ist es z. B. völlig gleichgültig, ob in der Erzählung das Präsens, das Imperfekt oder das Perfekt steht, dergestalt gleichgültig, daß er sich nicht scheut, alle drei hinter einander anzuwenden; z. B.

Da huben sich alle vom Fürstengeschlecht,
Sie warfen den Speer, sie kämpften gerecht;
Doch so ist's keinem gelungen,
Wie einst der Alte gerungen.

Der Jungfrau Blick irrt auf der Flut,
Der Greis erschaut sich nicht Jugendmuth u. s. w.[3]

Eben so wenig macht er sich ein Gewissen, das Imperfekt auf ein Präsens zu beziehen, z. B.

Umsonst die Rebenblüte sie tränkt mit süßem Duft;
Umsonst des Himmels Güte aus Aehrenfeldern ruft:
Sie brannten Hof und Scheuer, daß heulte groß und klein;
Daß leuchteten vom Feuer der Neckar und der Rhein.[4]

Es ist hier also nicht von einer Hintansetzung des gewöhnlichen Sprachgebrauches zu Gunsten poetischer Wirkung die Rede, bestehe diese Wirkung nun in verstärktem Nachdruck, oder in der Gestaltung einer ganz eigenthümlichen Auffassung, oder selbst nur in erhöhtem Wohlklang; gerade umgekehrt: der Dichter hält die Wahl der Form für etwas ganz Gleichgültiges. Das Verbum in unabhängigen Sätzen an das Ende oder sonst an eine beliebige Stelle zu setzen, ist eine Eigenheit der schwäbischen Schule. Sparsam angewandt, kann diese Freiheit in Gedichten, die sich dem Volkstone nähern, eben so wenig getadelt werden als die Stellung des Beiworts hinter das Hauptwort; allein bei Schwab ist sie zur Manier geworden; er scheint auch hier nicht zu fühlen, daß an der verschiedenen Wortfolge eine größere oder geringere Mächtigkeit des Ausdruckes mit hängt, und die Freiheit, die er sich hier nimmt, fällt bei ihm weit mehr auf, als bei andern Dichtern, weil sein Ausdruck in anderer Art nichts weniger als keck ist.

Wer von dem deutschen Dichter durchaus erwartet, daß er bei ihm den lebendigsten und reinsten Ausdruck der deutschen Sprache finde, und daß derselbe die anerborne Sprache aufs meisterhafteste anwende: der wird G. Schwab keinen bedeutenden Rang als Dichter einräumen. Es liegen allerdings Schwierigkeiten in dem Um-

[3] Aus der Ballade: Des Fremden Königreich; freilich eine der unklarsten, musiklosesten und incorrectesten. — [4] Aus: Das Mahl zu Heidelberg.

stande, daß der Dichter den wesentlichen, schlechthin gültigen Gesetzen der gegebenen Sprache gehorchen und doch nicht auf dem gangbaren allgemein betretenen Wege bleiben soll; darin, daß sein Wort das reinste und richtigste sein und doch zugleich persönliche Färbung haben soll. In Schwab sehen wir nun ein Beispiel dieses Kampfes, wenn anders bei ihm von einem Kampfe die Rede sein kann.

Immerhin bleibt dieser Dichter merkwürdig, da wir an ihm sehen können, was eine Poesie noch wirkt, die sich aller Hülfsmittel aus andern Bereichen entblößt und weder als Kunst der Anordnung noch als Kunst des Vortrags gelten will. So wie übrigens der größte Dichter uns einzelne Dichtungen giebt, in welchen die Kräfte und Tugenden seines Genius, weil ungünstige Umstände dabei einwirkten, zu schlummern scheinen: so besitzen wir umgekehrt von Schwab eine schöne Zahl Balladen, in denen er sich, weil günstige Umstände zusammentrafen, nicht aller wirksamen Hülfsmittel entblößt hat; sei es nun, daß ihm ein höchst glücklicher, seiner Natur nach eigenender Gegenstand gegeben war, oder daß er eine gute Quelle vor sich hatte, der er nur zu folgen brauchte, oder daß sein Vortrag kecker, ergreifender und somit auch musikalischer, ja sogar richtiger wurde, oder endlich — daß er mehr Kunst und Fleiß als gewöhnlich auf sein Werk wandte. Zu bedauern ist es aber, daß er sich fast bloß auf die Ballade beschränkte und so sich immer selbst wiederholte. Liebte er es, vorzugsweise Würtemberger Dichter zu sein: so hätte er getrost einen Schritt weiter gehen und seinen Dichtungen eine heimatliche Färbung, einen örtlichen und landschaftlichen Hintergrund geben können. Viele seiner Stoffe, für die Ballade zu arm an Gehalt oder Handlung, gäben treffliche Aufgaben für idyllische Behandlung, und unsers Dichters ursprüngliche Natur scheint uns ganz zu einer solchen Behandlung gemacht zu sein. Die Darstellung gewaltiger Leidenschaften, Kämpfe, Verhängnisse ist nicht sein eigenthümlicher Kreis; er wird aber lebendiger, heller, ergreifender, wenn es gilt, häusliche Sitte, sinnliche Gestalt und Bewegung, landschaftliche Natur vor uns zu entfalten.

Justinus Kerner ist eine durchaus lyrische Natur, die sich ganz in dem Bereiche des Gefühls bewegt. Die Sprache ist ebenfalls eckig und unbeholfen, auch durch Hervortreten schwäbischer Gewohnheiten entstellt; dagegen sind die Gegenstände der Natur des Dichters angemessen, und die Darstellung ist oft sehr kräftig und schon dadurch wirksam, daß sich ein entschiedener Charakter, wenn auch ein wunderlicher, darin ausspricht.

Schwabs Gedichte erschienen gesammelt in erster Auflage: Stuttgart 1829, 2 Bde.; in neuer Auswahl 1838 in einem Bande, und hier hat der Dichter vieles, was in der frühern sich fand, verworfen. Außerdem finden sich schweizerische Sagen, die in keiner Ausgabe stehen, in dem Werke: Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Berg-

schlössern. Kerners Dichtungen erschienen gesammelt in erster Auflage: Stuttgart 1834; in dritter: 1841 (in 2 Bdn). Die ersten neun hier aufgenommenen Gedichte sind von Schwab, die letzten drei von Kerner.

---

1. Blutrache.

I.

1. Herr Thorstein in der Halle sitzt, der blinde Greis in Schmerzen;
Ein Enkel liegt in seinem Arm und weinet ihm am Herzen.

2. Wo ist dein Vater, kleines Kind? — Sein Feind hat ihn erschlagen! —
So tröste dich die Mutter dein! — Todt ist sie von dem Klagen.

3. So hüte doch Allvater dich, lasse dich in Frieden schlafen,
Und wachsen hoch und werden stark, bis du den Feind kannst strafen!

4. In der Halle sitzt der blinde Greis, er segnet seinen Enkel:
„Mein Aug' ist dunkel, mein Arm ist schwach, es beben meine Schenkel! —

5. O sänke nicht die welke Hand, so oft ich sie will heben!
Was kann ich so in halbem Tod, und du mit halbem Leben?“ —

6. So sitzt der blinde Greis und klagt; da pocht es an die Pforte,
Und öffnet leis und ruft herein zur Schwelle die flücht'gen Worte:

7. „Die Braut sie mir raubten, es war dein Sohn dabei, und den hab' ich erschlagen;
Und willst du ihn rächen, es werden dich die alten Füße nicht tragen!

8. Schnell ist mein Tritt, irr ist mein Gang, dem Wolf gleich in der Wüsten;
Es soll nach meinem rothen Blut vergebens euch gelüsten.

9. Doch Buße biet' ich dir genug: du kannst den Beutel nicht schauen:
So höre rasseln des Silbers Klang, deinen Ohren magst du trauen!“ —

10. Er schwingt den schweren Beutel hoch, steht harrend unter der Schwelle;
Doch aus den blinden Augen springt dem Greis die zornige Quelle.

11. „Weh mir, daß ich nicht wandeln kann! Wohl mir, daß ich nicht kann sehen!
Es darf in meiner Halle Thor des Sohnes Mörder mir stehen!

12. Er labt den Blick an meiner Faust, die nicht mehr weiß zu schlagen;
Er meint, daß ich das liebste Kind im Beutel müsse tragen.

13. Aus dem Herzen, wo den Sohn ich trag', aus dem Herzen hol' ich die Waffen;
Die Flüche schick' ich nach dir aus, die sollen mir Rache schaffen![1]

14. Den Fluch all deinem Tritt und Schritt und deinem schnöden Gelde;
Ich hab' ihn längst hinausgesandt, er harret dein im Felde.

15. Er gehet um in meinem Stamm,[2] er schreit in aller Ohren!
Du, wandle nur aus meinem Haus, bist überall verloren!" —

16. So sitzt der blinde Greis im Stuhl, rührt keines seiner Glieder,
Und schlägt mit seiner Stimme Schall den Mörder doch darnieder.

II.

17. Und draußen pfeift ihm zu der Sturm, es spinnt ihn ein der Regen;
Es sausen ihm die Speere nach, und klirren Schwerter entgegen.

18. In Wind und Wetter schickt nach ihm des Greisen Flüche der Norden;
Die Kämpfer hielten über ihn Tag, und friedlos[3] ist er worden.

19. Er schweifet in den Klüften um, sucht Wohnung in den Wäldern;
In später Abenddämmrung Grau'n wagt er sich nach den Feldern.

20. Da kehrt er bei den Kämpen ein; läßt Salz und Brod sich geben;
Er deckt die Augen mit der Hand und ißt mit Hast und Beben.

21. Doch zündet man die Lampen an, so fährt er auf vom Sitze,
Daß nicht verrathend ihm der Strahl in's Mörderantlitz blitze.

22. Entwichen ist er auf der Flur; — die mit ihm Brod gebrochen,
Sie wetzen das Messer hinter ihm: die Schuld will sein gerochen.

23. So scheucht's ihn in dem Land umher, fünf schöne Jünglingsjahre;
Ihm kommt kein Becher mehr zur Hand, kein Kranz mehr in die Haare.

24. Bei seinen Feinden wohnt die Braut; er weiß nicht, was sie treibet;
Er weiß nicht, ob sie weint oder lacht, und ob sie ein andrer weibet.[4]

---

[1] Es ist Glaube des Nordens, daß durch bestimmte Beschwörungsformeln Unwetter und Sturm erzeugt werden können, welche dann an bestimmter Stelle Unheil anrichten; hier sollen sie den Mörder des Sohnes verfolgen. — [2] Doppelsinnig; entweder heißt es: „in meinem Stamme ruht diese Zauberkraft," wie denn der Volksglaube wirklich bestimmten Familien solche geheimnisvolle Gewalt zuschreibt; oder es heißt: „Mein Fluch regt meinen ganzen Stamm zu deiner Verfolgung auf." — [3] Geächtet. — [4] Zu

25. Und wie das fünfte Jahr ist um, wankt er zu Thorsteins Schwelle;
Der blinde Greis, dort sitzt er noch im Gram auf der alten Stelle.

26. Es stürzt der Jüngling vor ihn hin: „Bei dir ist kein Vergeben;
Ich lege mein Haupt in deinen Schooß; dein Fluch läßt mich nicht leben.“ —

27. Dem Greise zuckt's wie Jugendkraft in seinen welken Armen;
Die Fäuste fassen des Feindes Haupt, sie fassen es ohn' Erbarmen.

28. Doch als er hielt so festgedrückt das Haupt an seinen Lenden:
Am warmen Leben schaudert's ihn den Fluch doch zu vollenden.

29. Da kommt sein junger Enkel auch in Kindesluft gesprungen,
Und um den Fremdling, wie zum Schutz, hält er den Arm geschlungen.

30. Jetzt will dem Alten, aufgethaut, die Faust nicht länger sich ballen;
Jetzt läßt er über des Jünglings Haupt die Finger spielend wallen:

31. „Deine Wang' ist weich, deine Stirn ist hoch, dein Haar ist lang und flachsen;[5]
Es sitzt das Haupt am besten doch da, wo es ist gewachsen.

32. Ja, trag' es auf dem schlanken Hals in meinem Hof und Garten;
Du sollst an Sohnes statt mein Feld, so lang ich's will, mir warten.

33. Fäll' Holz aus meinem Walde dort, bau dir ein Haus daneben!
Jetzt wird mir wohl und däucht mir gar, mein Kind sei wieder am Leben!“ —

34. Der Jüngling schnellte sein Haupt empor, hat rasch sich aufgeschwungen!
Dem blinden Greisen die Zähr' entquoll, die Thräne strömte dem Jungen.

III.

35. Der Enkel wächst mit Lust heran, wie Nordlands Knaben blühen;
Um wenig Jahre sei es noch, ist er zum Mann gediehen.

36. Die Stunden, die flogen schnell dahin, wie man ein Liedlein singet;
Das Feld gedieh, das Haus stieg auf, der Greis saß, wie verjünget.

Gattin nimmt. Im Oberdeutschen ist der Ausdruck noch ganz lebendig. —
[5] Anstatt flachsicht. Die ältere Sprache setzte da, wo wir jetzt Adjektive auf icht (oder gar ig) wählen, weit sinnlicher und lebendiger die Bildung auf en (altd. in) und sagte: „geistene Theile, rosene Wangen, felsene Ufer, blumene Auen;“ würde also auch „flachsene Haare“ gesetzt haben.

37. Es hieng ihm eine Wolke wohl in seiner Stirne Falten;
Der Jüngling fragt nicht, dient so treu, bis es erfreute den Alten.

38. Doch wie die Zeit nun schneller gieng, sah man ihn stiller sitzen,
Und aus den hohlen Augen war's, als wollt' ein Feuer blitzen.

39. Zuletzt das Schweigen doch er brach, das manchen Tag gedauert.
Er sprach: „Stellt mir den Enkel her!“ Er rief's, von Schmerz durchschauert.

40. „Großvater, laß nicht führen mich! Auch Frühling wird's im Norden;
Du siehst nicht, wie ich gewachsen bin, ich bin ein Jüngling worden.“ —

41. Der schlanke Knabe der eilt herzu, ihn faßt der Greis mit Zittern.
„Ja — ruft er — Sommer im Norden ward's! ich horche den Ungewittern! —

42. Weh mir, es sprosset ihm schon der Bart, es schwellen die Glieder, die Knochen;
Er ist ein Mann geworden, und hat den Vater noch nicht gerochen.

43. Blutrache, heilig alt Gesetz, wie unsre Götter und Eichen,
Vor dir muß unsres Hauses Fried und Liebe mir heut erbleichen!

44. Seht ihr es nicht? mir däucht', ich seh's — und bin ich doch blind so lange —
Wie seine Augen funkeln wild! Du dort, ist dir nicht bange?

45. O weh, du hast mir gedient so fromm, hast's wie ein Sohn getrieben!
Du solltest führen in's neue Haus, die Braut, die dir treu geblieben.

46. Jetzt kannst du bei mir nicht bau'n dein Haus, bei mir dein Weib nicht freien.
Wie soll in seinem Angesicht dir dein Geschlecht gedeihen!

74. Nimm dir aus Kammer und Stall ein Theil, was mir der Sohn sollt' erben!
So lange die Rach' in dem Knaben schläft: fleuch, fleuch! du sollst mir nicht sterben!

48. Zur fernsten Orkneysinsel[6] zeuch! Dort hinter der Fluten Walle,
Dort bau von meinem Gute dir eine feste, hohe Halle!

---

[6] Die Orkneysinseln oder Orkaden, nördlich von Schottland, standen in alter Zeit mit Norwegen und Island in enger Verbindung, und waren zum Theil von Island aus bevölkert worden.

49. Dort lebe sicher und zeug' ein Kind für deines Alters Tage! Und keiner sei — nimm hin den Wunsch! — der dir den Sohn erschlage!" —

Der Dichter hat hier eine gute Quelle vor sich gehabt. Diese findet sich in Erasmus Müllers Sagaenbibliothek des skandinavischen Alterthums in Auszügen (aus dem Dänischen übersetzt von Lachmann, Berlin 1816). Hier lesen wir:

Saga von Thorstein dem Weißen.

„Thorstein der Schöne (Fagre) schifft, nachdem er sich mit der „schönen Helge versprochen hat, in Gesellschaft Einars nach Norwegen. „Hier wird er krank; Einar macht ein Spottgedicht auf Thorstein, „verläßt ihn, giebt bei seiner Rückkehr nach Island ihn für todt aus „und heirathet seine Braut. Als Thorstein Fagre zurückkommt, er„schlägt er Einar, will dann das Land räumen, wird aber noch darin „von Einars Vater angegriffen, dem Thorstein des Weißen Sohn „Thorgils zu Hülfe kommt. Dieser fällt im Kampfe; Thorstein Fagre „entkommt, wird aber auf dem Thing[1] friedlos erklärt. Nach fünf „Jahren kommt er wieder, begiebt sich zu Thorgils Vater Thorstein „dem Weißen, der vor Alter blind war, und bietet ihm reiche Buße. „Dieser antwortet, er wolle seinen Sohn nicht im Beutel tragen. „Thorstein Fagre legt darauf sein Haupt zwischen des Alten Kniee „(eine symbolische Handlung, durch die er ihm Gewalt über sein Leben „gab). Der Alte erwiedert: Ich will nicht dein Haupt abschlagen „lassen; die Ohren passen am besten dahin, wo sie wachsen; sondern „du sollst meine Grundstücke beherrschen, so lange ich will. Dies „geschah. Thorstein Fagre heirathet Helgen und wohnt bei dem an„dern Thorstein, bis sein Enkel Brodhelge groß wurde. Da fürch„tete der Großvater dessen Rache und bat Thorstein Fagre weg„zuziehn." —

Stoffe dieser Art bieten, namentlich für die Ballade, einige Schwierigkeit dar, indem der Dichter uns Zustände, Sitten und Anschauungsweisen vorführt, die uns völlig fremd sind. Der Ballade

---

[1] Gerichtsversammlung, Tagsatzung. Eine Formel der Achtserklärung gegen den, der außer den Frieden in den Unfrieden versetzt wird, findet sich S. 33 der Sagaenbibliothek: „er soll werden wie der gejagte Wolf, so weit „umher als Menschen Wölfe jagen, Christen besuchen die Kirche, Heiden „opfern im Gotteshaus, das Feuer brennt, die Erde Gewächs trägt, der „Mann die Mutter nennt, das Schiff schreitet, Schilde glänzen, die Sonne „scheint, der Schnee liegt, die Floßfeder fährt, die Fähre wächst, der Falke „fliegt lenzlangen Tag mit beständigem Fahrwind unter beiden Flügeln, „der Himmel sich wölbt, die Erde bebaut wird, der Wind weht, Wasser sich „wendet zum Meer, und Männer Korn säen. Er soll entfernt sein von „Kirche und Christen, Gotteshaus und jeder Heimath, die Hölle ausge„nommen."

eignen am besten solche Stoffe, worin rein menschliche Motive, die überall gelten, oder rein vaterländische und lebendige sich wirksam zeigen. Schon bei Schillers Polykrates wiesen wir auf das Bedenkliche hin, uns in der nationalsten Dichtungsform eine ganz fremde Weltanschauung vorzuführen, und doch ist das griechische Alterthum uns nach innen und außen fast so bekannt als die Gegenwart. Bei solcher Wahl wird der Dichter in manchen Punkten vielen unverständlich bleiben, oder er ist genöthigt, mitten im Gedichte erläuternde Worte anzubringen. Eine solche Erläuterung hat Schwab sehr geschickt in Str. 43 angebracht, und doch nehmen sich in Thorsteins Munde diese Worte sonderbar aus; Str. 13—17 haben etwas Verworrenes, Dunkles; man fühlt, daß der Dichter selbst seine Kenntnis aus Büchern geschöpft hat und nicht aus lebendiger Erinnerung spricht. Die isländische Sage kennt nur ein Motiv zu Thorsteins des Schönen fünf Jahre wahrendem Herumirren: die Friedloserklärung; das zweite Motiv, des Alten Zauberkraft, hat der deutsche Dichter erst hineingebracht.

Das Gedicht zeigt alle Eigenheiten von Schwabs Dichtungsweise auf. Ich verweise hier auf eine, die noch gar nicht erwähnt worden ist: auf den Mangel aller künstlerischen Anordnung. Der Stoff hätte sich recht gut zu einer größern Einheit und dramatischer Wirkung bringen lassen, wenn das Gedicht erst da anhübe, wo der verzweifelte Jüngling nach seiner Irrfahrt zu Thorsteins Hause zurückkehrt, so daß wir das Vorhergehende erst durch herüber- und hinüberfliegende Reden erführen. Ein solches planmäßiges Anordnen des Stoffes widerstrebt aber dem ästhetischen Gesetzbuche vieler Neuern; es ist keine natürliche Folge darin, sondern Berechnung, und jeden Stoff, worin aufeinanderfolgende Ereignisse sich einigen, zerfällen sie daher in eine Reihe von Balladen, deren jede oft ein anderes Versmaß hat. Auch diese Manier gehört, wie es scheint, zur Einfachheit.

So wie der Stoff zu den drei Balladen der Blutrache nordisch ist: so auch die Form; denn in solchen Langzeilen mit sieben Hebungen sind die meisten altnordischen Heldenlieder gedichtet. In diesen wird aber die Eintönigkeit völlig gebrochen durch den Kehrreim, welcher nach jedem Reimpaare wiederkehrt.

---

2. Der Hirte von Teinach.

1. Bei Teinach[1] lag ein Hirte, und schlief im grünen Gras,
Derweil sein Heerdlein irrte, und frische Kräuter las;
Den führt' um ein Jahrhundert ein selt'ner Traum zurück;
Er stand und warf verwundert in's Dörflein seinen Blick.

[1] Ort im würtembergischen Schwarzwalde, mit einem bekannten Bade.

2. Die Häuser, die er wachend als alt und grau gekannt,
Sie standen jung und lachend mit rother Ziegelwand.
Und wo jetzt ist zu schauen das schöne Gotteshaus,
Fieng man erst an zu bauen, und hieb den Grundstein aus.

3. Die Maurer waren fertig, sie ruhten aus vom Fleiß,
Und des Befehls gewärtig noch standen sie im Kreis;
Da kam ein Zug gegangen in feierlicher Pracht,
Mit Federn, Mänteln, Stangen, nach jener Zeiten Tracht.

4. Und ohne lang zu fragen, ward's ihm im Traume klar,
Daß der im gold'gen Kragen der Herzog selber war.
Das Neu'ste drein zu stiften, tritt der zum hohlen Stein,
Mit blanken Münzen, Schriften, und neuem, edlem Wein.[2]

5. Da wird erst von der Gabe ein hohes Glas gefüllt,
Damit zu süßer Labe der Herr den Durst sich stillt.
Und sieh', da fällt dem Fürsten der Hirt in das Gesicht;
Er sieht ihm an sein Dürsten, reicht ihm das Glas und spricht:

6. „Trink', Freund! es ist der beste aus meinem Neckarthal,
Du kommst zu solchem Feste doch wohl nicht noch einmal." —
Schon fühlet an den Lippen der Hirte sich das Glas,
Und eben wollt' er nippen, — da wacht er auf im Gras.

7. Er blickt um sich erschrocken, er fühlt die Hand sich leer;
Er fühlt den Mund sich trocken, und ach! es fehlt noch mehr!
Wein läßt sich wieder kaufen; doch wie er träumet hier,
Ist ihm davon gelaufen der Heerde schönster Stier.

8. Er richtet sich mit Fluchen vom leeren Boden auf,
Den Flüchtigen zu suchen, beginnt er seinen Lauf:
Bis wo in Büschen stille sich birgt ein alt Gestein;
Von dort hört er Gebrülle, und mächtig dringt er ein.

9. Ihm ist, als träumt' er wieder, er steht in einem Hohl;
Die Steine hangen nieder, das war ein Keller wohl!
Und hinten in den Ecken da liegt und schlürft der Stier;
Was mag sich dort verstecken? springt eine Quell' herfür?

10. Fürwahr, es ist die Quelle, von der du träumtest, Hirt!
Ein Wein ist's, klar und helle, der das Gestein durchirrt.
Das Faß ist lang zerstoben, er selbst ward rings zu Stein,
Drinn' er sich aufgehoben als hundertjähr'ger Wein.

---

[2] In den Grundstein öffentlicher Gebäude werden bekanntlich oft Erzeugnisse des laufenden Jahres oder wenigstens der neuesten Zeit, nebst Nachrichten für die Nachkommen eingemauert.

11. Von diesem selben Weine, wie dir geträumet hat,[3]
Liegt in dem hohlen Steine des Kirchengrunds der Stadt.
Laß dich nur nicht gereuen, daß du erwacht so bald;
Du hätt'st getrunken Reuen: jetzt ist er wunderalt!

[3] Undeutsch. Wir brauchen allerdings die Partikeln so und wie als fügende Fürwörter, ersteres im Sinne des lateinischen qui, letzteres im Sinne von qualis, aber durchaus nur im Nominativ- und Accusativ-Verhältnis. So wie ich sagen kann: „der Wein, so (den) ich gekostet," aber nicht: „der Wein, so (von welchem) er trunken wurde;" eben so kann ich sagen: „Wein, wie (qualem) ich gekostet;" aber nicht: „Wein, wie (von welchem) ich geträumt."

Ein Beispiel von den würtembergischen Sagen, und nicht einmal das schlechteste. Der Stoff erhebt sich nicht über die gewöhnliche Anekdote und hat, so kahl hingestellt, gar keinen hohen Werth, stimmt uns auch weder ernst noch heiter. Der Dichter hat ihn genommen, wie er ihn fand, und nichts daran geknüpft, auch durch die äußere Behandlung ihn nicht gehoben. Von der Ballade hat das Gedicht nichts als die Strophenform, und von den drei Grundarten der Poesie kommt gar keine zum Vorschein; denn zur epischen Behandlung fehlt die Handlung, da wir nur ein zufälliges Ereignis vor uns haben; lyrisch ist weder die Sprache noch die Wirkung, und von dramatischer Behandlung ist keine Spur weder in der Anordnung, noch in der Ausführung. Zu Gunsten solcher Poesieen hat man aber eine ganz besondere Gattung aufgestellt: die Rhapsodie, die Mähre.

Uebrigens ist der Stoff gar nicht ungeeignet zu poetischer Behandlung; er ließe sich sogar als Ballade denken, dann aber durchaus als komische. Es liegt etwas komisch-heiteres darin verborgen, das recht gut auf einen poetisch-menschlichen Gesichtspunkt hätte gehoben werden können. Ferner ließe sich der Stoff behandeln in Gellert-Wielandischer Manier, ironisch-heiter, so daß das Ereignis nur die Unterlage bildete für witzige und launige Darstellung menschlicher Geschicke überhaupt. Eine solche Behandlung ist nun freilich von ächter Poesie etwas entfernt; immer jedoch erfreulicher als eine trockene Reimchronik; denn eine niedrige Gattung, gut durchgeführt, hat größern Werth, als die höhere, schlecht durchgeführt! — Endlich läßt sich der Gegenstand auch denken als eingereiht in eine zweite Dichtung, geschehe dies nun in der Art, wie Bürger im Raubgrafen verfährt, oder in Hebels Manier als Idylle; die Sache hätte dann eine bestimmtere landschaftliche Haltung und Färbung bekommen und dadurch unendlich gewonnen.

3. Der Reiter und der Bodensee.

Der Reiter reitet durch's helle Thal,
Auf Schneefeld schimmert der Sonne Strahl.
Er trabet im Schweiß durch den kalten Schnee,
Er will noch heut an den Bodensee;
Noch heut mit dem Pferd in den sichern Kahn,
Will drüben landen vor Nacht noch an.
Auf schlimmem Weg, über Dorn und Stein,
Er braust auf rüstigem Roß feldein.
Aus den Bergen heraus in's ebene Land,
Da sieht er den Schnee sich dehnen wie Sand.
Weit hinter ihm schwinden Dorf und Stadt,
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.
In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus;
Die Bäume giengen, die Felsen aus;
So flieget er hin eine Meil' und zwei,
Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei;
Es flattert das Wasserhuhn empor,
Nicht anderen Laut vernimmt sein Ohr;
Keinen Wandersmann sein Auge schaut,
Der ihm den rechten Pfad vertraut.
Fort geht's wie auf Sammt auf dem weichen Schnee,
Wann rauscht das Wasser, wann glänzt der See?
Da bricht der Abend, der frühe, herein:
Von Lichtern blinket ein ferner Schein.
Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum,
Und Hügel schließen den weiten Raum.
Er spürt auf dem Boden Stein und Dorn,
Dem Rosse giebt er den scharfen Sporn.
Und Hunde bellen empor am Pferd,
Und es winkt im Dorf ihm der warme Herd.
„Willkommen am Fenster, Mägdelein,
An den See, an den See, wie weit mag's sein?"
Die Maid sie staunet den Reiter an:
„Der See liegt hinter dir und der Kahn.
Und deckt' ihn die Rinde von Eis nicht zu,
Ich spräch', aus dem Nachen stiegest du."
Der Fremde schaudert, er athmet schwer:
„Dort hinten die Ebne, die ritt ich her!"
Da recket die Magd die Arm in die Höh:
„Herr Gott, so ritteſt du über den See.
An den Schlund, an die Tiefe bodenlos,
Hat gepocht des rasenden Hufes Stoß;

Und unter dir zürnten die Wasser nicht?
Nicht trachte hinunter die Rinde dicht?[1]
Und du wardst nicht die Speise der stummen Brut?
Der hungrigen Hecht' in der kalten Flut?"
Sie rufet das Dorf herbei zu der Mähr,
Es stellen die Knaben sich um sie her;
Die Mütter, die Greise, sie sammeln sich:
„Glückseliger Mann, ja segne du dich!
Herein zum Ofen, zum dampfenden Tisch,
Brich mit uns vom Brot und iß vom Fisch!"
Der Reiter erstarret auf seinem Pferd,
Er hat nur das erste Wort gehört.
Es stocket sein Herz, es sträubt sich sein Haar,
Dicht hinter ihm grinzt noch die grause Gefahr.
Es siehet sein Blick nur den gräßlichen Schlund,
Sein Geist versinkt in den schwarzen Grund.
Im Ohr ihm donnert's wie krachend Eis,
Wie die Well' umrieselt ihn kalter Schweiß.
Da seufzt' er, da sinkt er vom Roß herab,
Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab.

[1] Man vergleiche dieses dicht mit dem ebenfalls hintergesetzten frühe in Z. 23 und man wird sogleich den Unterschied finden zwischen dem Ausdrucke, der seinen Grund in der poetischen Darstellung selbst hat, und der Ausdrucksweise, die bloß dem Stil der Schule angehört.

Nach einer mündlichen Sage am Bodensee. Gewöhnlich wird sie in's Jahr 1695 verlegt, wo der See am 5. Febr. ganz überfror.[1] Der Schulmeister von Altnau bei Constanz machte mit seinen Schülern einen Spaziergang über das Eis nach Langenargen, wo sie alle vom Grafen von Oettingen gespeist wurden. Zu Arbon (Stadt am Bodensee) hielt man am 13. Febr. ein Freischießen auf dem See, und Bürger maßen ihn bis Langenargen; noch im März ward er befahren.

Vielleicht ist aber die Sache mit dem Reiter erfunden. Ich habe wenigstens eine gleiche Geschichte, nur mit andern Personen und in anderer Gestalt, irgendwo (irre ich nicht in Melandri Joco-Seriis) gelesen. Ein Jude macht eine Reise und kehrt spät in der Nacht zurück. Er muß mit seinem Thiere (ich glaube einem Esel) über einen ungeheuren Abgrund, über den nur ein schmaler Steg führt. Jeder Reisende steigt hier ab und führt sein Pferd behutsam den gefährlichen Steg hinüber. Der Jude schläft aber ein, sein Thier geht im Finstern sicher über den Abgrund, und der Herr erwacht nicht eher,

[1] Am 3. Febr. 1830 fror er wieder zu.

als bis er vor seinem Hause hält. Jetzt fällt ihm erst die große Gefahr ein, in welcher er geschwebt; er entsetzt sich so davor, daß er aus Furcht stirbt.

Diese Ballade ist eine der schönsten von Schwab, und hätte er lauter solche geliefert, so müßte man ihn neben Bürger und Göthe stellen. Besonders zu loben und Beweis von wahrem poetischen Leben ist es, daß der Gedanke an etwas Komisches, der eigentlich doch diesem Stoffe anklebt, gar nicht in der Seele aufkommt. Die Geschichte mit dem Juden, der vor Furcht stirbt, daß er in großer Gefahr gewesen, ist mir immer komisch vorgekommen. Bei Schwab hingegen erscheint der Schrecken als dämonische Macht, welcher der Mensch unterliegt. Es ist übrigens merkwürdig, daß alle Balladen Schwabs, welche das Versmaß der vorliegenden haben, mehr poetisches Leben zeigen, mehr dem Charakter der wahren Ballade entsprechen, als die in jambischen Zeilen.

---

4. Des Fischers Haus.

1. Sein Haus hat der Fischer gebaut,
Es stehet dicht an den Wellen;
In der blauen Flut sich's beschaut,
Als spräch' es: wer kann mich fällen?

2. Die Mauern, die sind so dicht,
Voll Korn und Wein sind die Räume;
Es zittert das Sonnenlicht
Herunter durch Blütenbäume.

3. Und Reben winken herein
Von grünen, schirmenden Hügeln,
Die lassen den Nord nicht ein,
Die umhaucht nur der West mit den Flügeln.

4. Und am Ufer der Fischer steht,
Es spielt sein Netz in den Wellen;
Umsonst ihr euch wendet und dreht,
Ihr Karpfen, ihr zarten Forellen!

5. Sein frevelnder Arm euch zieht
Im engen Garn an's Gestade;
Kein armes Fischlein entflieht,
Das kleinste nicht findet Gnade.

6. Auffsteiget kein Wasserweib,
Euch zu retten, ihr Stillen, ihr Guten!

Und lockt mit dem seligen[1] Leib
Ihn hinab in die schwellenden Fluten.[2]

7. „Ich bin der Herrscher im See,
Ein König im Reiche der Wogen!“
So spricht er und schnellt in die Höh'
Den schweren Angel im Bogen.

8. Und euer Leben ist aus;
Der Fischer mit frohem Behagen,
Er tritt in das stattliche Haus,
An den harten Stein euch zu schlagen.

9. Er legt sich auf weichen Pfühl,
Von Gold und Beute zu träumen; —
O Nacht, so sicher und kühl,
Wo Hamen und Angel säumen!

10. Da regt sich das Leben im Grund,
Da wimmelt's von Karpf' und Forelle,
Da nagt's mit geschäftigem Mund,
Und schlüpft unter's Ufer im Quelle.

11. Und frühe beim Morgenroth
Der Fischer kommt mit den Flechten;[3]
Am Tage drohet der Tod,
Die Rache schafft in den Nächten.

12. Von Jahr zu Jahr sie nicht ruht,
Die Alten zeigten's den Jungen;
Bis daß die schweigende Flut
Ist unter das Haus gedrungen.

13. Bis daß in sinkender Nacht,
Wo der Fischer träumt auf dem Pfühle,
Das Haus, das gewaltige, kracht,
Versinkt in der Wogen Gewühle.

14. Ausgießet sich Korn und Wein,
Es öffnet der See den Rachen,
Es schlingt den Mörder hinein,
Er hat nicht Zeit zum Erwachen.

15. Die Gärten, die Bäume zugleich,
Sie schwinden, sie setzen sich nieder,
Es spielen im freien Reich
Die Fische, die fröhlichen, wieder.

---

[1] In älterem Sinne, wo der selig hieß, der mit allem Guten gesegnet ist; hier also: der schöne, liebliche, reizende. — [2] Anspielung auf Göthe's Fischer. — [3] Hier die Fischreusen: hohle, von Weidenruthen geflochtene Körbe mit engem Halse.

„Im Jahr 1692 versank zu Gottlieben[1] bei einem starken Winde und einer fast unmerklichen Erderschütterung innerhalb 3 Stunden das Ufer mit vier Häusern in den Untersee. Man glaubte, daß es von Karpfen und Forellen unterfressen worden sei.“

Diesen Vorfall meldet G. Schwab selbst in seinem Buche: Der Bodensee nebst dem Rheinthale. Stuttgart 1827. S. 442. Er hat dem Dichter Veranlassung gegeben zu der gewiß sehr sinnreichen und gutgehaltenen Dichtung. Die Fische erscheinen als dämonische Macht, so daß ein Kampf verschiedener Kräfte gegen einander erscheint, und wir haben hier (wie in Göthe's Erlkönig und Fischer) ein vortreffliches Beispiel der räthseldeutenden und geheimnisvollen Poesie.

[1] Flecken im Kanton Thurgau.

5. Der Burgbau.

1. „Auf, Meister, auf und baue mir
Ein festes, hohes Haus!
Nicht braucht's zu sein des Landes Zier,
Es sei des Landes Graus!

2. Wo an der Wanderstraße hart
Ein Hügel heimlich lauscht,
Von finsterem Gebüsch umstarrt,
Vom trüben Bach umrauscht:

3. Dort tret' es vor des Fremdlings Blick
Wie ein Gespenst hervor!
Und keinen send' es mehr zurück,
Den je verschlang sein Thor.

4. Aus kleinen Augen tückisch soll
Es spähen in das Thal,
Rundum ein Graben, Wassers voll,
Und Brück' und Thüre schmal.

5. Und Thürme hoch und Mauern dicht,
Und Scheun' und Keller weit.
Man stürm' es nicht, man zwing' es nicht,
Es trotze Welt und Zeit!

6. Und weh des Maules stillem Zug
Den Bergespfad hinan,
Und weh dem Knechte hinterm Pflug
Und seiner Stiere Bahn!

TAYLOR INST. OXFORD

7. Und weh dem Wild, und weh dem Holz
In meines Nächsten Wald! —
Sprich, willst du baun ein Haus so stolz,
So gräßlich von Gestalt?"

8. Mit Schweigen hört der Meister zu,
Und spricht: Ich führ's hinaus.
Ich bau' es fest, habt gute Ruh,
Doch sagt: Wie heißt das Haus?"

9. Da lacht der Ritter grimm und reckt
Die Hand aus übers Land:
„Mein Haus, das alles zwingt und schreckt,
Schadburg es sei genannt!"

10. Und wie der Greis das Wort vernahm,
Er rief: „Daß Gott erbarm!"
Der Zorn ihm in das Auge kam
Und in den alten Arm;

11. Und schwingt sein Beil und fährt herein
Dem Herrn durch Helm und Haupt:
„Geleget ist der erste Stein!
Jetzt schadet, mordet, raubt!"

12. Das war des ersten Zwingherrn Tod
Im edlen Schweizerland.
Seit half ihm Gott aus aller Noth
Durch seiner Männer Hand.

Sage aus dem Berner Oberlande. Der Burgherr war ein Ritter von Ringgenberg, eine Burg, deren Ruinen noch jetzt am Ufer des Brienzersees stehen. Den Bau der Schadenburg setzt man in's zwölfte Jahrhundert. Professor Wyß in Bern hat übrigens die Sage aus dem Munde des Bernervolks in den Alpenrosen mitgetheilt, und seine Darstellung, die noch reicher an Thatsachen ist, theilen wir auszugsweise mit.

Wolf von Ringgenberg, genannt der Wehrwolf, ritt den See hinab über die Aar nach seinem Schloß Iseltwald und begegnete da einem Fischer, einem freien Manne aus dem Unterland, der sich hier eine Hütte gekauft hatte. Der Ritter sieht dessen schmucke Tochter aus der Hütte treten, und ihre Schönheit entflammt ihn; er bestellt den Fischer mit der Tochter nach Ringgenberg auf den dritten Tag. Beide erscheinen vor der Burg; hier hackt ein Leibdiener des Junkers mit einem Beile Holz. Der Fischer verlangt gemeldet zu werden, dem Diener ist es aber nicht genehm, er fährt sie hart an und sagt, er habe jetzt nicht Zeit, Müßiggänger und Maulaffen zu melden, und treibt einen spitzen, eisernen Keil gemächlich mit der Axt in den nächsten

buchenen Block. Da ruft der Fischer zornig: Laß du Holz spalten, die's vermögen, Büblein! lauf und verkünde dem Junker: der Fischer Claus ist da; zugleich schwingt er sein gutes Schwert auf Keil und Block und spaltet beide der Länge nach. Der Schloßknecht läuft zum Zwingherrn und meldet, was er gesehen. Da schwur der Junker einen grimmigen Fluch und rief: „Der Fischer mit dem Bunde; ich will den Gesellen nicht hören und sehen; aber den Abschied will ich ihm gesegnen!“ Der Diener meldet dem Fischer, der Herr wolle ihn heute nicht sehen und wünsche ihm gesegnete Fahrt. Der Fischer und die Tochter steigen ins Schiff, und mächtig treibt jener es hinaus in den See. Aber nicht sieben Klafter weit ist er vom Ufer, da fliegt ein Pfeil ihm zu vom Thurm herab, von der eisernen Armbrust des Zwingherrn geschossen. Aber er verfehlt ihn und durchbohrt des unschuldigen Kindes Herz. Der Schiffer kam heim, begrub die Leiche, sprach mit niemand, verließ Hütte und alles und verschwand auf die Berge.

Aber des Freiherrn Herz ward immer grausamer und nach Jahr und Tag fieng er an zu sinnen, wie er eine Feste bauen wolle, dreimal fester und entsetzlicher als sein altes Ringgenberg. Wie er nun Steine führen und Bäume hauen ließ, und zwang das Landvolk zu graben, zu zimmern und zu meißeln, daß es weit durchs Thal bis an die Alpen hallte, da trat ein stiller Mann zu ihm mit grauem Haar und langem Bart, doch noch in kräftigem Alter, grüßte den Zwingherrn und erbot sich ihm zu Diensten als ein Baumeister. Dem Freiherrn kam es ganz gelegen; er führt ihn mitten durch die Arbeitsleute vor die Grundmauer; der Baumeister ersieht sich die Gelegenheit des Ortes, nimmt einen langen Hammer, fängt an die Steine des Gebäudes zu proben und fragt den Junker, wie er das gewaltige Schloß heißen wolle.

„Schadenburg! wer's merken will!“ rief der Zwingherr mit abscheulichem Gelächter. In diesem Augenblick hob der gebückte, demüthige Meister mit Kraft und glühenden Augen sein Angesicht, schwang mit mit beiden Armen den Hammer in die Luft, und laut, mit veränderter, furchtbarer Stimme, mit der Stimme des Fischers, dem jener die Tochter genommen, rief er: „Oder Freiburg, wer's merken will!“ Damit schmetterte er den Zwingherrn todt darnieder, daß er dahin stürzte über das Gemäuer mitten unter die Werkleute; er aber schritt bedächtig und grüßend ohne Zagen mitten durch sie hin. Vergl. die Ritterburgen und Bergschlösser der Schweiz. Chur 1828. Band 1.

Der Dichter hat die reichere Sage verschmäht und sich an den entscheidenden Augenblick gehalten. Immerhin hat die Ballade in ihrer Einfachheit viel Kraft und Anschaulichkeit, und es zeigt sich auch hier Schwabs Talent für Schilderung landschaftlicher Natur. Bedenklich aber ist es, daß der Bauherr, den wir jetzt nur als solchen vor uns sehen, ganz ruhig bleibt, da der Ritter den Zweck seines Baues auseinandersetzt, und erst aufflammt, da er den Namen erfährt.

6. Der Gefangene.

1. „Es gilt dem armen, gefangenen Mann!
Wir helfen ihm aus Fessel und Bann!“ —
So ruft vor dem gethürmten Schloß
Des hellen, wilden Haufens Troß.

2. Sie werfen den Freuerbrand in's Haus;
Sie treiben den alten Ritter aus;
Sie hauen zusammen Herrn und Gesind,
Und brechen in Küch' und Keller geschwind.

3. Sie halten unter die Fässer den Mund
Und trinken sie aus bis auf den Grund,
Und schnarchen über dem Herrentisch. —
Am dritten Morgen erstehn sie frisch.

4. „Wo ist der arme, gefangene Mann,
Daß er mit uns sich freuen kann?
Hervor, du guter Bruder, hervor!
Wir sprengen dir dein Eisenthor!“

5. Da lag er drunten längst erstickt
Vom Feuer, dran sie sich erquickt;
Verschmachtet lag er in Schutt und Rauch,
Es leckt an ihm der Flamme Hauch.

6. Sie aber schickten sich zu ziehn;
Sie ließen liegen und modern ihn.
Laut sangen die satten, trunkenen Knecht':
„Wir haben den armen Mann gerächt!“

Diese, so wie die vorige Ballade, befindet sich in dem angeführten Buche: Die Ritterburgen der Schweiz.[1] Hier liest man auch Band 2. Seite 158 den Vorfall, welcher den Stoff dazu geliefert hat:

„Im November 1443 zogen die Grafschaftsleute von Kyburg, die Winterthurer und Dießenhofer, unter dem Vogte Heinrich Schwend, vor die Burg Freienstein am Irchel. Mit Feuerpfeilen gelang es ihnen, das Schindeldach in Brand zu stecken. Da übergab der Besitzer, Herrmann Künsch, die Burg und erhielt mit Wildhans von Breitenlandenberg freien Abzug. Sie hatten der umliegenden Gegend vielen Schaden gethan, wahrscheinlich nach der Sitte des Adels mit Räubereien. Damals hielten sie einen Mann gefangen, der eben nicht

---

[1] Jedoch nicht in der Gestalt, wie sie hier gegeben ist; der Dichter hat die Ballade später umgeändert, und in dieser neuen Bearbeitung findet sie sich im Musenalmanach von 1838.

näher bezeichnet wird. Diesen zu befreien, wurde vorzüglich der Zug unternommen. Aber mit Plündern beschäftigt, vergaßen die Stürmenden den Unglücklichen, der in seinem Kerker erstickte."

7. Kaiser Heinrichs Waffenweihe.

1. Der junge König Heinrich schlief
Zu Goslar in der Kammer tief.
Verschlossen waren alle Thüren,
Es durfte sich kein Leben rühren.
Kein Hall den langen Gang durchlief;
Der junge König Heinrich schlief.

2. Doch wenn der Herr im Himmel spricht,
Hilft ein Gebot zu schweigen nicht.
Die Winde durch die Hallen pfeifen,
Die Tropfen an das Fenster streifen.
In manchem rauhen Donnerschlag
Entlastet sich der heiße Tag.[1]

3. Die Diener schleichen auf den Zehn;
Sie wagen nicht herein zu sehn:
Will er das Wetter überhören —
Nicht wollen sie den König stören:
Bis daß ein Knall das Haus durchdringt
Und mit Geklirr die Kammer klingt.[2]

4. Da flieget bei des Herrn Gefahr
Herbei der bleichen Knechte Schaar.
Man hört nicht mehr den Regen fallen;
Man hört nicht mehr den Donner hallen;
Man höret nur der Füße Tritt
Und schwerer Männer Eisenschritt.

5. Sie öffnen scheu das Flügelthor —
Verschlossen ist des Königs Ohr;
Sein Auge schläft noch schlummertrunken;
Und wie es auf den Pfühl gesunken,
So liegt sein junges Haupt in Ruh',
Die gelben Locken decken's zu.

[1] Uebertragung, d. h. hier Vertauschung des Casus, der eigentlich stehen sollte (der Tag entlastet sich der Hitze) mit dem Adjektiv. In einem solchen Falle müßte wohl aber das Adjektiv hinten stehen: „Entlastet sich der Tag, der heiße. — [2] Die Form des regierten Satzes ist wohl zu matt, um einen so wichtigsten Gedanken darin auszudrücken. Es ist aber natürlich, daß Dichter, welche die Wortfolge des regierten Satzes so oft in unabhängigen Sätzen anwenden, zuletzt das Gefühl für die matte Wirkung des Nebensatzes verlieren.

6. Doch über'm Bette Schwert und Schild —
Sie hängen, der Zerstörung Bild:
Der Stahl geschmelzt wie in der Esse,
Der Schild zerdrückt wie von der Presse.
Durch Leder und durch Eisen fuhr
Der Blitz und ließ die heiße Spur.

7. Die Diener starren; jetzt erwacht
Ihr König aus des Schlafes Nacht.
Es fliegt sein Blick nach seinen Waffen,
Und sieht sie staunend umgeschaffen;
Gar bald erräth er, was geschah;
Spricht: „Großer Meister, warst du da?

8. Mir däucht', ich hörte doch dein Lied,
Ich hörte hämmern dich, o Schmied!
Sah deine Loh'[3] das Leder gerben,
Sah deine Glut das Eisen färben.
Zu stehen meint' in kühnem Traum
Ich hoch in deiner Werkstatt Raum!"

9. Der König von dem Lager sprang,
Bald in der Hand den Hammer schwang.
Er läßt ihn auf dem Schwerte klingen,
Will selbst, was Gott begann, vollbringen;
Das Eisen, warm noch, schmiedet er,
Und stellt den Schild aus Falten her.

10. Und auf der langen Herrscherbahn
Hat er manch Kleid sich umgethan;
Mit mancher Brünne,[4] schön gedrechselt,
Mit manchem Helm hat er gewechselt.
Doch Schild und Schwert' vertauscht' er nie,
Die Gott im Wetter ihm verlieh.

11. Es fuhr der Blitz aus seinem Stahl
Im Streite zweiundsechzigmal;
In zweiundsechzig Kämpfen deckte
Der Schild ihn, der vom Strahl beleckte;
Stets flammte Schwert und Schild wie neu;
Stets blieb ihm Schwert und Schild getreu.

12. Der Donner war sein Ritterschlag;
Und als im Sarg er endlich lag,

---

[3] Wortspiel, welches auf der doppelten Bedeutung von Lohe beruht. —
[4] Der eigentliche Waffenrock des Ritters war die Halsberge, ein aus Ringen bestehendes Panzerhemde, das bis aufs Knie reichte. Ueber die Halsberge legte man im Streite die Brünne, einen aus metallenen oder hornenen Platten verfertigten Brustharnisch.

Da schien die Kron' auf seiner Bahre
Verbleicht wie seine greisen Haare.
Doch sonnig glänzte Schwert und Schild,
Der Königsjugend strahlend Bild.

Aus St. 11 geht hervor, daß von Kaiser Heinrich IV. die Rede ist; denn von diesem zählt man 62 Schlachten auf, die er fast alle siegreich bestand. In welchen Chroniken dies Ereignis als seiner Jugend angehörig erzählt wird, weiß ich nicht; niedersächsische Chronisten setzen es in das Jahr 1107 und melden es von Heinrich V., und zwar habe der Blitz Schwert und Schild und ihn selbst ein wenig während des Reichstages zu Goslar getroffen. Caspar Abel in seinen sächsischen Alterthümern führt den Donnerschlag als ein Zeichen an, womit Gott habe verkündigen wollen, daß er die von dem Sohne an dem alten Vater verübten Frevel nicht werde ungestraft lassen.

Schwabs Gedicht hat nicht die Bedeutung der Ballade, da gar keine Handlung in poetischem Sinne zu Grunde liegt, sondern nur ein Ereignis, an welches der Dichter mit seiner Empfindung anknüpft. Der Dichter hat offenbar sehr mit der Sprache gerungen; diese ist durchaus nicht hart, aber etwas schwer, und der angemessenste und leichteste Ausdruck hat sich nicht immer gefunden.

---

8. Das Gewitter.

1. Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
In dumpfer Stube beisammen sind;
Es spielet das Kind, die Mutter sich schmückt;
Großmutter spinnet, Urahne gebückt
Sitzt hinter dem Ofen im Pfühl —
Wie wehen die Lüfte so schwül!

2. Das Kind spricht: „Morgen ist's Feiertag!
Wie will ich spielen im grünen Hag!
Wie will ich springen durch Thal und Höh'n!
Wie will ich pflücken viel Blumen schön!
Dem Anger, dem bin ich hold!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

3. Die Mutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Da halten wir alle fröhlich Gelag.
Ich selber, ich rüste mein Feierkleid;
Das Leben es hat auch Lust nach Leid;
Dann scheint die Sonne wie Gold!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

4. Großmutter spricht: „Morgen ist's Feiertag!
Großmutter hat keinen Feiertag.
Sie kochet das Mahl, sie spinnet das Kleid;
Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit;
Wohl dem, der that, was er sollt'!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

5. Urahne spricht: „Morgen ist's Feiertag!
Am liebsten morgen ich sterben mag.
Ich kann nicht singen und scherzen mehr,
Ich kann nicht sorgen und schaffen schwer;
Was thu' ich noch auf der Welt?" —
Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?

6. Sie hören's nicht, sie sehen's nicht,
Es flammet die Stube wie lauter Licht.
Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
Vom Strahl miteinander getroffen sind.
Vier Leben endet ein Schlag —
Und morgen ist's Feiertag!

Den Anlaß zu dieser Dichtung giebt der Dichter (in der ersten Auflage der Gedichte) selbst an mit folgenden Worten: „Am 30. Juni „1828 schlug der Blitz in ein von zwei armen Familien bewohntes „Haus der würtembergischen Stadt Tuttlingen und tödtete von zehn „Bewohnern desselben vier Personen weiblichen Geschlechts, Großmutter, „Mutter, Tochter und Enkelin, die erste 71, die letzte 8 Jahr alt. „S. Schwäb. Merkur 1828. Nr. 63." — Der Umstand, daß vier Glieder einer Familie, von denen das eine erst das Leben kennen lernt, das andere an der Grenze desselben steht, in einem Augenblicke vernichtet werden, hat an sich etwas das Gemüth Ergreifendes. Mit poetischem Blick und großer Kunst läßt nun der Dichter jede Person redend auftreten und zwar in Bezug auf denselben Gegenstand; er verlegt die Scene auf einen Sonnabend; der Gedanke an den bevorstehenden Feiertag beschäftigt das Kind, und indem dieses seine Pläne auf denselben ausspricht, ist ganz ungezwungen der Anlaß gegeben, auch die andern sprechen zu lassen, und hier kömmt die doppelte Bedeutung des Wortes „Feiertag" dem Dichter zu Hülfe. In den Worten der Redenden spiegelt sich aber der ganze Charakter der vier Personen ab, nicht nur die innere Gesinnung, sondern auch der äußere Zustand. Schon insofern ist die Behandlung eine äußerst glückliche; denn im beschränktesten Kreise ein Bild des allgemeinen Menschlichen zu geben, bleibt die schönste Aufgabe der Poesie. Die Vergegenwärtigung der vier Menschenalter ist aber dem Dichter hier nur Mittel, um das Gemüth zu sinniger und ernster Betrachtung des Lebens zu stimmen. Mit einem Schlage ist jede Hoffnung zertrümmert, auch die

nächste und sicherste: die Erwartung des kommenden Tages; so spiegelt sich denn in dem Ereignis die große Idee des Verhängnisses wieder, und in den unscheinbaren Stoff ist ein bedeutender menschlich-poetischer Gehalt niedergelegt worden. Hier hat also der Dichter ein Ereignis der unmittelbarsten Gegenwart zur poetischen Sage umgewandelt, während er ältere, schriftlich oder mündlich überlieferte, Nachrichten nicht zu deuten und umzuwandeln wagte.

Hat der Dichter nun durch Erfindung und innere Anordnung Gehalt in den Stoff gebracht: so entspricht dem auch die äußere Anordnung und Ausführung. Jede Strophe bildet ein Ganzes. Die erste geleitet uns in die Stube und zeichnet vortrefflich die vier Personen; jede der folgenden vier stellt uns eine Person vor, die letzte giebt die Entscheidung. Die erste und die letzte enthalten eigentlich den überlieferten Stoff; die vier eingeschobenen sind reines Werk des Dichters. Scheinbar ist der Strophenbau so formlos, wie wir ihn bei G. Schwab als Mangel gerügt haben: nichts als an einander gereihte Reimpaare. Allein abgesehen davon, daß hier jede Strophe ein bestimmtes abgeschlossenes Bild giebt, wodurch eine innere nothwendige Gliederung des Strophenbaues hervorgeht: so ist auch ein äußerer Anhalt für die Nothwendigkeit der Sechszeile da, und zwar der entscheidendste, den es für die Balladenstrophe giebt: der Kehrreim. Als solchen nämlich müssen wir immer die sechste Zeile ansehen. Sie enthält zwar nicht immer die gleichen Worte, aber immer den gleichen Gedanken, steht auch, wie es im Wesen des Kehrreims liegt, nie in einem grammatischen Zusammenhange mit den vorhergehenden. Schön ist es, daß die erste Zeile jeder Strophe auf den Feiertag, die letzte immer auf das Gewitter hinweist, in der sechsten Strophe die sechste Zeile auf beides.

So wie der Strophenbau eine feste Gliederung hat: so ist auch die Sprache weit frischer und wirkt musikalischer, als wir sonst bei diesem Dichter gewohnt sind. Das kleine Gedicht ist wohl nicht bloß das beste von G. Schwab, sondern überhaupt eine der vortrefflichsten Balladen, und äußerst lehrreich für Einsicht in das Wesen der Poesie. Erfindung, Anordnung, Zeichnung, Färbung verbinden sich hier, um jedes in seiner Art zu wirken; der Einbildungskraft wird ein bestimmtes Bild vorgehalten, und die Behandlung ist so, daß wir in die Stimmung versetzt werden, mit welcher das Gedicht genossen werden soll, während wir zu andern Gedichten Schwabs schon eine eigenthümliche Stimmung mitbringen müssen, um sie genießbar zu finden.

9. Johannes Kant.

Den kategoriſchen Imperativus fand,
Das weiß ein jedes Kind, Immanuel Kant. [1]
Dem kategoriſchen Imperativus treu,
Zwang durch ihn wilde Seelen zu frommer Scheu
Lang vor Immanuel Herr Johannes Kant,
Und wenige wiſſen's, wie die Sache bewandt.

Derſelb' ein Doctor Theologiä war;
In ſchwarzer Kutte, mit langem Bart und Haar.
So ſaß er zu Krakau auf dem Lehrerſitz,
So gieng er einher gegürtet, in Kält' und Hitz',
Ein rein Gemüth, ein immer gleicher Sinn,
Dem Unrecht dulden, nicht thun, ſtets däuchte Gewinn.
Im grauen Alter zog ein Sehnen den Kant
Gen Schleſien, in ſein altes Vaterland.
Er ſchloß die Bücher in'n Schrein, beſtellt ſein Haus,
Den Seckel nahm er, und zog in die Fern' hinaus.
Gemächlich ritt in der ſchweren, ſchwarzen Tracht
Der Doctor durch der polniſchen Wälder Nacht;
Doch in der Seele, da wohnt' ihm lichter Schein,
Die goldnen Sprüche zogen aus und ein;
In's Herz ſchoß Strahlen ihm das göttliche Wort,
Voll innern Sonnenlichtes, ſo ritt er fort.
Auch merkt' er nicht, wie das Thier in finſtrer Schlucht
Den Weg durch Abenddunkel und Dickicht ſucht,
Er hört nicht vor und hinter ſich Tritt und Trott,
Er iſt noch immer allein mit ſeinem Gott.
Da wimmelt's plötzlich um ihn zu Roß, zu Fuß,
Da flucht in's Ohr ihm der Wegelagerer Gruß;
Es ſtürmen auf den heiligen Mann ſie ein,
Es blinken Meſſer und Schwert im Mondenſchein.
Er weiß nicht, wie ihm geſchieht, er ſteigt vom Roß,
Und eh' ſie's fordern, theilt er ſein Gut dem Troß;

---

[1] Die Vorſtellung von einem Geſetze, welches den menſchlichen Willen durch Nöthigung beſtimmt, nannte Kant (Grundlegung zur Metaphyſik der Sitten) ein Gebot, und die in Worten ausgedrückte Formel für ein ſolches Gebot einen Imperativ. Er unterſchied nun Imperative der Geſchicklichkeit, der Klugheit und der Sittlichkeit, je nachdem das Gebot eine Regel ſei für einen beſonders zu bewirkenden Zweck (z. B. in der Kunſt), oder ein Rathſchlag für Herbeiſchaffung und Erhaltung der eigenen Wohlfahrt, oder endlich eine unbedingte Richtſchnur für alles moraliſche Handeln. Die Formel für das Gebot des ſittlichen Handelns nannte er den kategoriſchen Imperativ. Derſelbe lautet: „Handle immer nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannſt, daß ſie allgemeines Geſetz werde.“

Den vollen Reisebeutel streckt er dar,
Darin beim Groschen manch blanker Thaler war,
Vom Halse lös't er ab die güldne Kett',
Er reißt die schmucken Borten vom Barett;
Den Ring vom Finger, und aus der Tasche zieht
Das Meßbuch er mit Silberbeschläg und Niet; [2]
Daß sie das Pferd abführen mit Sattel und Zaum,
Der arm' erschrockne Mann, er sieht es kaum;
Erst wie er alles Schmuckes und Gutes baar,
Da flehet er um sein Leben zu der Schaar.
Der bärtige Hauptmann faßt ihn an der Brust,
Und schüttelt sie mit derber Räuberlust.
„Gabst du auch Alles?" brüllt's um ihn her und murrt,
„Trägst nichts versteckt in Stiefel oder Gurt?" —
Die Todesangst schwört aus dem Doctor: „Nein!"
Und aber „Nein!" Es zittert ihm Fleisch und Bein.
Da stoßen sie fort ihn in den schwarzen Wald;
Er eilt, als wär' er zu Roß noch, ohne Halt; [3]
Doch fährt die Hand im Gehen ihm wie im Traum
Hinab an der langen Kutte vorderm Saum,
Mit Angst fühlt sie herum an allem Wulst,
Und endlich findet sie da die rechte Schwulst,
Wo eingenäht, geborgen und unentdeckt
Der güldene Sparpfennig sich versteckt.
Nun will dem Mann es werden recht sanft und leicht,
Mit all dem Gold er die Heimath wohl erreicht;
Er mag mit Gottes Hülfe vom Schrecken ruhn,
Mit Freunden und Vettern sich recht gütlich thun.
Da stand er plötzlich still, denn in ihm rief
Mit lauter Stimme der heilige Imp'rativ.
„Leug nicht! leug nicht! du hast gelogen, Kant!"
Das einzige Wort ihm auf der Seele brannt',
Vergessen war der Heimath fröhliche Lust,
Er war allein der Lüge sich bewußt.
Und schneller, als ihn getrieben der Freiheit Glück,
Trieb ihn der Sünde Pein nun zurück, zurück.
Schon winkt von Ferne der unglückselige Platz,
Die Räuber theilen dort noch immer den Schatz;
An Mondlicht prüfen sie sich das Allerlei,
Die Pferden weiden zwischen den Büschen frei.
Und wie sie lagern im Gras und tauschen, tritt
In ihre Mitte der Kant mit heftigem Schritt.

---

[2] Schloß und Haken, wodurch die beiden Deckel des Bandes zusammengehalten werden. — [3] Ohne Halt zu machen.

Er stellt demüthig sich vor die Räuber hin,
Er sprach: „O wisset, daß ich ein Lügner bin!
Doch log der Schrecken aus mir, darum verzeiht!“ —
Mit diesen Worten riß er den Saum vom Kleid,
In hohler Hand beut er ein Häuflein Gold,
Darüber des Mondscheins blinkende Welle rollt.
Weil keiner zugreift, bittet er ganz beschämt:
„Das hab' ich böslich vor euch verleugnet, nehmt!“ —
Den Räubern aber wird's wunderlich im Kopf,
Sie möchten lachen und spotten ob dem Tropf;
Und ihre Lippe findet doch keinen Laut,
Und ihr vertrocknetes, starres Auge thaut.
Und in dem bleiernen Schlummer, den er schlief,
Regt sich in ihnen plötzlich der Imp'rativ,
Der wunderbare, das heil'ge Gebot: „Du sollt —
Du sollt nicht stehlen!“ und vor der Hand voll Gold
Aufspringen sie, dann werfen sich All' auf's Knie,
Ein tiefes Schweigen waltet; denn Gott ist hie.

Jetzt aber regt sich emsig die ganze Schaar:
Der reicht den Beutel und der die Kette dar,
Ein dritter bringt das Pferd gesattelt, gerüst't,
Das Meßbuch reicht der Hauptmann — er hat's geküßt,
Dann helfen sie ihm zu Roß mit willigem Dienst,
Nichts bleibt zurück vom neuen Räubergewinnst;
Ja, mußte Herr Kant nur sein auf seiner Hut,
Daß sie ihm nicht auch schenkten gestohlen Gut.

Er scheidet, er theilt den Segen aus vom Pferd,
Wünscht ihnen gründliche Reu', die sie bekehrt.
Nur dacht' er traurig, als um die Eck' er bog:
„Ihr armen Schelmen, ihr stehlet — und ich log.“ —
Doch als er kam zum finstern Walde hinaus,
Da war verschwunden der Sünde ganzer Graus,
Da stand der Morgenhimmel in rother Gluth,
Da ward dem frommen Wanderer froh zu Muth.
„Dein Wille geschehʼ im Himmel und auf der Erd'!“ —
So betet der Kant, und giebt die Sporen dem Pferd.

Wenn wir dem Dichter in Nr. 3, 4 und 8 auf mythischer Naturdichtung begegneten, welcher es um Deutung der Naturgewalten zu thun ist; in Nr. 1 und 2 auf rein epischer Dichtung, welche die historische Ueberlieferung gestalten will (nur daß in Nr. 2 kein epischer Gehalt ist); so finden wir nun unsern Dichter auch auf dem Wege der philosophischen Lehrdichtung; denn in „Johannes Kant“ liegt der Nachdruck durchaus auf den nützlichen Gedanken und weisen Lehren.

Stellt sich in den drei erstgenannten die glücklichste Behandlung der Ballade dar, welche sich so gern an Deutung der Naturmächte knüpft; treten Nr. 1 und 2 schon aus dem Tone der Ballade heraus: so ist nun in Joh. Kant der Charakter der Ballade ganz verschwunden, indem weder Anordnung, noch Ton und Ausführung an dieselbe erinnern. Das Gedicht gehört eben der Mittelgattung der Erzählungen und zwar der lehrreichen, hat aber trotz dem mehr poetischen Gehalt, als viele der balladenähnlichen Sagen des Dichters. Er vergegenwärtigt uns einen merkwürdigen Charakter in einer merkwürdigen Lage, thut dies in sinnlichst anschaulichster Darstellung und in einem einfachen Tone, der aber das bestimmteste Gepräge der Herzlichkeit trägt, in die sich eine leise Färbung von Schalkhaftigkeit mischt. Dieser Ton, so wie manches andere, erinnern an die Idylle, und es fehlt nur der idyllische Rahmen, um es ganz in diese Gattung zu versetzen; denn das beschreibende Element ist durchaus vorherrschend und sehr glücklich durchgeführt, sowohl in Bezug auf die Natur als auf die menschlichen Gruppen des Ereignisses.

In Jöchers allgemeinem Gelehrtenlexikon, das vermuthlich auch die Quelle von Schwabs Gedicht ist, steht folgendes über Johannes Kant: Johannes Kantius, ein Doktor und Professor Theologiä zu Cracau, von Kent aus Schlesien bürtig, daher er seinen Namen geführt, starb 1473 in hohem Alter, und hinterließ verschiedene Reden, wie auch einen Commentarium über den Matthäum. Er war der Lügen so feind, daß er einst die Räuber, als sie schon wieder fortritten, zurück rufte und bei ihnen sehr um Verzeihung bat, daß er in der Bestürzung geleugnet, daß er nicht mehr bei sich hätte, indem er sich besonnen, daß er noch in einer Ficke etwas habe, so er ihnen zustelle, worüber diese so erstaunten, daß sie ihm alles restituirten, und noch fußfällig Abbitte thaten. Er ließ auch alles Unrecht über sich ergehen, und schrieb in Bücher, an Wände, Tische und Bänke:

Conturbare cave, non est placare suave.
Infamare cave, nam revocare grave.

und weil sein Körper viel Jahre nach seinem Tode unverzehrt gefunden worden, ward er unter die Heiligen gerechnet.

---

10. Die vier wahnsinnigen Brüder.

Von Justin Kerner.

1. Ausgetrocknet zu Gerippen,
Sitzen in des Wahnsinns Haus
Vier; — von ihren bleichen Lippen
Gehet keine Rede aus;
Sitzen starr sich gegenüber,
Blickend immer hohler, trüber.

2. Doch schlägt Mitternacht die Stunde,
Sträubet sich ihr Haar empor,
Und dann tönt aus ihrem Munde
Jedesmal in dumpfem Chor:
Dies irae, dies illa
Solvet secla in favilla. [1]

3. Waren einst vier schlimme Brüder, [2]
Hatten nur gezecht, gelärmt, [3]
Beim Gesang verbuhlter Lieder
Durch die heil'ge Nacht [4] geschwärmt;
Keines freundlichen Berathers
Warnung half, kein Wort des Vaters.

4. Noch im Sterben sprach der Alte
Zu den schlimmen Söhnen vier: [5]
Warnt euch nicht der Tod der kalte?
Alles führet er von hier.
Dies irae, dies illa
Solvet secla in favilla.

5. Und er sprach's und war verschieden;
Jene aber rührt' es nicht.
Doch er gieng zum ew'gen Frieden;
Jene, wie zum Hochgericht,
Treibt es in der Welt Getümmel,
Nah der Hölle, fern dem Himmel.

6. Und gebuhlet und geschwärmet
Ward es wieder lange Jahr.
Andrer Noth sie nicht gehärmet,
Keinem greiser ward das Haar.

---

[1] Anfang des bekannten Kirchengesanges zum Feste aller Seelen. In der Uebersetzung von Friedr. Kind (beiläufig gesagt, eine der besten) lautet die erste Strophe:

Tag des Zorns, du wirst erfüllen
Davids Wort und der Sibyllen,
Wirst die Welt in Asche hüllen.

[2] Nicht zu verstehen: „es waren einst" — so daß Brüder das Subjekt wäre. Das Subjekt ist ausgelassen: „Diese die hier sitzen." — [3] Dieser Gebrauch des Plusquamperfekts, das hier gar keinen Sinn hat, läßt sich nur so erklären, daß im ersten Entwurfe des Gedichts sich an Str. 3 sogleich Str. 7 (natürlich mit anderem Anfange) anschloß, und der Dichter nach späterer Einschiebung von Str. 4—6 vergessen hat, die nothwendige Aenderung vorzunehmen. Ist diese Vermuthung falsch: so müßte man eben eine Unbeholfenheit oder Sorglosigkeit ohne Gleichen voraussetzen. — [4] Die Christnacht? — [5] Die Stellung des Zahlwortes soll vielleicht altertümlich sein; sie ist aber bloß unerhört und wäre nicht einmal dem komischen Dichter erlaubt.

Luſt'ge Brüder, habt nicht Zweifel:
Eine Mähr'[6] iſt Gott und Teufel!

7. Einſt als Mitternacht gekommen,
Kehrten taumelnd ſie vom Schmaus:
Horch! da tönt Geſang der Frommen
Aus dem nahen Gotteshaus.
Laſſet euer Bell'n, ihr Hunde!
Schreien ſie aus Satans Munde.[7]

8. Stürzen, die verruchten Wichte,
Brüllend durch das heil'ge Thor.
Aber wie zum Weltgerichte
Tönet hier der ernſte Chor:
Dies irae, dies illa
Solvet secla in favilla.

9. Und ihr Mund — weit ſteht er offen,
Doch kein Wörtlein aus ihm geht.
Gottes Zorn hat ſie getroffen;
Jeder wie ein Steinbild ſteht.
Grau die Haare, bleich die Wangen,
Wahnſinn hat ihr Haupt befangen.

10. Ausgetrocknet zu Gerippen,
Sitzen in des Wahnſinns Haus
Nun die vier: — von ihren Lippen
Gehet keine Rede aus;
Sitzen ſtarr ſich gegenüber,
Blickend immer hohler, trüber.

11. Doch ſchlägt Mitternacht die Stunde
Sträubet ſich ihr Haar empor,
Und dann tönt aus ihrem Munde
Jedesmal in dumpfem Chor:
Dies irae, dies illa
Solvet secla in favilla.

---

[6] Der Dichter irrt ſich. Mähre hat niemals den Sinn von Lüge; es bedeutet immer: Nachricht, Erzählung. Der Irrthum iſt durch die Verkleinerungsform Märchen entſtanden; denn damit verbinden wir allerdings immer den Begriff einer erdichteten Nachricht oder Geſchichte. — [7] Eigentlich wohl: Schreit der Satan aus ihrem Munde.

Woher dieſe Legende ſtammt, weiß ich nicht. Ganz vortrefflich erzählt ſie Heinrich von Kleiſt unter dem Titel: Die heilige Cäcilia oder die Gewalt der Muſik,[1] eine Novelle, die jeden-

---

[1] Erzählungen von H. v. Kleiſt (Berl. 810) Bd. 2. Geſammelte

falls zu dem Gediegensten in erzählender Prosa[1] gehört. Stellt man Kleists reinliche, sichere und meisterhafte Sprache dem unreinen, umhertappenden und krankhaften Ausdrucke Kerners gegenüber: so giebt dies zu sonderbaren Betrachtungen über die Romantik Anlaß. Der Dichter soll die Zunge seines Volkes am reinsten und frischesten sprechen; hier aber haben wir einen Dichter vor uns, welcher die Sprache als seine Magd betrachtet, die Alles von ihm erdulden müsse. Der Sprache neue Schönheit zu leihen und sie durch kühnen vom Gangbaren abweichenden Gebrauch neu zu gebären: dazu hat Kerner offenbar nicht den geringsten Beruf; er hätte also jedenfalls besser gethan, die deutsche Sprache zu nehmen, wie sie ist. Abweichung vom Gangbaren, Gewöhnlichen ist nie ein Fehler beim Dichter; Abweichung aber von der Natur, von dem Genius einer Sprache, Zurückdrängen ihres Wachsthums und ihrer Kraft: ist nicht nur Fehler, sondern ein Verrath an der Sprache. Dichtkunst ist allerdings nicht Sprachkunst, aber sie besteht hoffentlich auch nicht im Radebrechen einer gegebenen Sprache.[2] Allein Kerner scheint überhaupt, wie aus vielen seiner Lieder hervorgeht, das Krankhafte zum Wesen der Poesie, wenigstens der romantischen, zu rechnen, und somit geht er auch nicht darauf aus, in der Sprache etwas Gesundes aufzustellen.

Abgesehen von der Unreinheit der Sprache, hat Kerners Styl etwas Festes, Tüchtiges, und Poesie läßt sich der vorliegenden Ballade nicht absprechen, was nicht nur in dem Gegenstande liegt, welcher den Dichter freilich gehoben hat, sondern ein poetisches Leben des letztern voraussetzt. Kerner hat viel poetisches Gefühl, aber keinen Sinn für Kunst, und gar keine literarische Befähigung; er ist nichts als Dichter und zwar in einem sehr beschränkten Kreise. Er erscheint wie ein Tonkünstler, der seelenvolle Melodien schaffen kann, aber nicht einmal versteht, sein Instrument zu stimmen, oder wie ein Maler, der allen seinen Gesichtern Ausdruck zu geben weiß, aber mit der Zubereitung der Farben und der Behandlung des Papieres oder der Leinwand ganz unbekannt ist. Ein solcher Musiker würde nun gewiß das Instrument sich von einem andern stimmen lassen, der Maler einen andern anstellen, welcher ihm die nöthigen Mittel, Werkzeuge und Unterlagen zubereitete, und so wäre es bei einem Dichter, der poetische Begabung, aber keine Sprachbefähigung hätte, nicht übel, wenn er einen Gehülfen annähme. Verfuhren doch mehrere unserer bedeutendsten Dichter in der frühern, bescheidenern Zeit auf diese Weise; allein das ist eben das Sonderbare des romantischen Geschlechtes: es sieht

---

Schriften. Bd. 3. Cäcilia ist wieder abgedruckt in Götzingers Deutschem Lesebuche (Schaffhausen 1852), Bd. 2. I. 3. — [1] Denn die meisten unserer sogenannten Erzählungen haben eher eine dramatische Haltung und Anordnung als eine reinerzählende. — [2] In den Anmerkungen sind die schlimmsten Stellen gar nicht hervorgehoben; Str. 6 gäbe zu einem langen Sündenregister Anlaß.

eine reinliche und richtige Behandlung der Sprache für etwas ganz Unwesentliches an, würde es aber doch sehr übel nehmen, wenn sich jemand die Mühe gäbe, dieser Reinheit und Richtigkeit nachzuhelfen.

---

11. Die heilige Regiswind von Lauffen.

1. Herr Ritter Ernst der war ergrimmt zu einer bösen Stund,
Er schlug die falsche Dienerin mit seinen Fäusten wund.

2. Er schlug die falsche Dienerin, er stieß sie mit dem Fuß.
„Herr Ritter Ernst! und wißt fürwahr, daß euch dies reuen muß.“

3. Es war die falsche Dienerin, die eilte durch den Saal,
Sie eilte durch den weiten Hof, hinab in's grüne Thal.

4. Da saß Herrn Ernsts sein Töchterlein,[1] ein Fräulein fromm und zart.
Es spielt mit bunten Blümelein nach andrer Kinder Art.

5. Da pflückt die falsche Dienerin drei Röslein auf dem Plan,
Zu locken dieses stille Kind zum wilden Strom hinan.

6. „Komm, liebes Kind; komm, süßes Kind! da blühen Röslein rund!“
Sie faßt es an dem goldnen Haar; sie schleudert's in den Grund.

7. Eine Weil das Kind die Tiefe barg, eine Weil es oben schwamm;
Auflacht die falsche Dienerin, doch bald ihr Reue kam.

8. Sie flieht von dem unsel'gen Strom, flieht über Berg und Thal;
Sie irrt so viele hundert Jahr, kann ruh'n kein einzigmal.

9. Es sah Herr Ernst von hoher Burg, sah in den grünen Grund,
Sie brachten todt sein süßes Kind, auf Rosen man es fund.

10. Es blüht wie eine Rose roth, wie eine Lilie weiß.
Er legt's in einen goldnen Sarg, bestattet es mit Fleiß.

11. Manch Mutter kniet' mit ihrem Kind auf Regiswindens Gruft;
Doch wenn Herr Ernst, der Vater kam, entstieg ihr Rosenduft.

12. Seitdem erscheint zur Todesnacht gar manchem frommen Kind,
Bekränzt mit duft'gen Röslein roth, die heil'ge Regiswind.

---

[1] Allerdings Form des Volksausdrucks, da keine Mundart den reinen Genitiv setzt; aber welche Idee eines Dichters, aus der lebendigen Sprache gerade das Mangelhafte zu nehmen!

13. Auch liegt seitdem manch frommes Kind, das Nachts erlitt den Tod,
Am Morgen in der Wieg' umkränzt mit jungen Röslein roth.

Martin Crusius erzählt die Legende von der heil. Regiswind sehr ausführlich in seiner schwäbischen Chronik. II. Theil 2. Buch, 4. Kap. Wir geben dieselbe nach der Uebersetzung von J. J. Moser: [1]

„Um das Jahr 830 hatte Kaiser Ludwig unter vielen andern tapfern und getreuen Ministern einen streitbaren Ritter, Namens Ernst oder Hernast, einen Baier, der ihm überaus lieb war und in sonderbaren Gnaden bei ihm stand. In einem gewissen Buch wird er ein Landgraf genannt. Es begab sich aber einsmals, daß Ludwig zu Lauffen war, welches jetzo eine Stadt im Herzogthum Würtemberg ist, damals aber August am Neckar hieß und zu dem Bisthum Würzburg gehörte. Der gemeine Pöbel nannte es, weil der Neckar daselbst so stark, reißend und schnell ist, Decursum, welches in unserer Muttersprache Laufen heißt. Als nun der Kaiser daselbst eine Jagd hielt, begehrte der Ritter, Ihre Majestät möchten ihm diese Stadt als ein Lehngut geben, und wurde auch alsbald seiner Bitte gewähret. Darauf zog er mit seiner Gemahlin, so Friedeburga hieß, und mit seinem ganzen Haus und Vermögen aus Baiern weg, und wohnte zu Lauffen in einem Schloß bei dem Neckar, welches auf sehr hohen Felsen lag; davon man noch unterschiedliche Merkmale, besonders aber einen überaus hohen hölzernen Thurm, findet. Der Ort war ihm sehr bequem, reich zu werden, wie er denn auch in kurzer Zeit an Vermögen und Ehre sehr zunahm. Er hatte mit seiner Eheliebsten eine Tochter erzeugt, welche in der heil. Taufe den Namen Regiswindis überkam, welches auf einer sehr alten deutschen Schrift, daraus ich diese Historie genommen habe, mit folgenden Worten stehet: „Sie ward geheißen in dem Toff Regiswindis, insgemein Resis oder Rähnsen." Die Eltern übergaben solch ihr Töchterlein, um es fleißig und getreu zu erziehen, einer ihrer Bedienten, welche man für sehr klug und gottesfürchtig hielt; diese erzog es auch ganzer sieben Jahr zu allseitigem Vergnügen. Es begab sich aber nachgehends, daß dieser Wärterin Bruder (andere meinen, Sohn) vor seinen Herrn, Ernst, gefordert wurde. Denn er hatte es übersehen, daß er die Pferde, die er hüten und weiden mußte, nicht recht nach seiner Pflicht versorgt, weßwegen ihn, als er auf geschehene Anklage keine Entschuldigung wußte, sein Herr peitschen ließ, nicht sowohl um ihn wegen seiner Versäumnis zu strafen, als viel-

---

[1] Martin Crusii schwäbische Chronik, aus dem Lateinischen erstmals übersetzt und mit einer Continuation vom Jahr 1596 bis 1733 u. s. w. versehen. Ausgefertigt von Johann Jakob Moser. Frankfurt 1733.

mehr in der Absicht, daß die andern Bedienten dadurch witzig werden und vorsichtiger sein möchten. Allein was geschieht? Als die Wärterin solches erfahren, ergrimmte sie und fieng an zu wüthen (so steht es in selbiger Schrift) und gieng beständig mit diesem Gedanken um, wie sie ihrem Herrn einen Tuck thun und sich an ihm rächen möchte. Diese ihre Wuth nun und das Gift ihrer heftigen Bitterkeit (o Grausamkeit der alten Schlangen, die von Anfang ein Mörder war!) goß sie über das zarte Kind, über das unschuldige Mägdlein, so man ihr anvertraut hatte, aus. „Es stund die böse Dienerin und Mörderin auf und ersahe eine bequeme Zeit, und tobender erwischt sie das Jungfräulich Kind und eilet schnelliglich zu dem Neckar und erwischt das zart Jungfräulein bei der Gurgel, mit gekrümptem Hals, und beraubt es seines Lebens, und warf es tobiglich mitten in des Neckars Fluß. Was geschah darauf? Als sich das Wasser würblet und sie erkannt das Elend und Uebel, das sie vollbracht hat, da verzweifelt sie und eilet sich selber auch williglichen zu ertödten." In solcher Absicht stieg sie auf einen hohen Felsen und wollte sich herunter in den Neckar stürzen; weil aber etliche Leute aus der Stadt dazu kamen, konnte sie ihr Vorhaben nicht zu Stand bringen. Man schrie sie an: Was willt du, thörichtes Weib, thun? Warum willt du dich so eilends selbst umbringen? Darauf antwortete sie: Wehe mir elendestem Menschen! ich habe die Tochter meines Herrn leichtfertigerweise umgebracht; ich habe die zarte Seele, die mir sonst so sehr lieb war, grausamerweise ermordet. Daß dich also Gott strafe, du verfluchtes Weib! sagten die Bürger, wo ist denn das zarte Körperlein? Sie riß sich von ihnen eilends hinweg, als wenn sie ein Windwirbel eilends hinwegführte, und weiß man weiter nichts von ihrem Ende; wiewohl ich eben diese Schrift auch an einem andern Ort gesehen, darinnen stehet, daß ihre Frau sie sammt ihrem Sohne habe greifen, in das Gefängnis legen und hinrichten lassen. Die Bürger waren über dem kläglichen Fall sehr betrübt, weinten aus Mitleiden, und suchten das Mägdlein allenthalben, welches auch die Diener des Herrn thaten. Es war kein Plätzlein, da sie nicht suchten. Allein man fand es doch erst am dritten Tag in einem schlammichten Wasserstrudel stecken, sein Angesicht schneeweiß und rosenroth, und seine Aermlein kreuzweis über die Brust geschlagen. Darauf zog man das Körperlein heraus; man berief die Priester und viele andere Leute zusammen; es vergoß jedermann bittere Thränen, und so wurde es mit großen Ehrenbezeigungen in dem Todtengarten neben der Kirche den 6. Mai begraben. Ach aber! als die lieben Eltern der Regiswinda, so bei diesem kläglichen Fall verreist waren, nach Haus kamen, kann man nicht beschreiben, wie betrübt und bekümmert sie über diesen höchst schmerzlichen und jämmerlichen Verlust ihres einzigen Töchterleins gewesen seien. Sie konnten sich nicht darein schicken, und wollten den Ort nimmer ansehen, und zogen deswegen wieder in Baiern zurück, wohin sie auch den zarten Leib ihres Töchterleins würden mitgenommen haben, wann

es ihnen nicht fromme und kluge Leute misrathen hätten. Nach etlichen Jahren neigte sich die Kirche, neben welcher das Kind begraben lag, weil sie nur von Holz war, gegen desselben Grab, und als die Zimmerleute helfen wollten, fiel sie gar über den Haufen. Es war damals Hunibert oder Hubert Bischof zu Würzburg und regierte daselbst von dem Jahr Christi 832 bis auf 841. Dieser wurde im Schlaf und Traum erinnert, daß er Lauffen am Neckar aussöhnen und daselbst eine Kirche bauen sollte. Er achtete anfänglich nicht auf dieses Gesicht, sondern hielt es für eine Einbildung oder Traum; als er aber zum andern und drittenmal erinnert und bestraft wurde, that er eine Reise mit unterschiedlichen ehrbaren Leuten dahin. Es wurde eine Kirche aufgerichtet, und den 15. Juli von dem Bischof eingeweihet. Da wurde denn auch die Leiche der Regiswindis unter prächtigen Ceremonien derer Aeltesten und schönen Gesang der Schüler hinein begraben. Wie nun die Mönche im Gebrauch hatten, aus Liebe zu denen H. Märtyrern allerhand zu ihrem Lob zu erdenken, so erhuben sie auch aus Liebe dieses Mägdlein über die Maßen, und gaben vor, sie haben ein Gesang der Engel gehört, welche gesprochen, dieses Kind sei selig, und sei darauf ein höchst angenehmer rosengleicher Geruch entstanden. Hingegen habe ich an einer andern Stelle gefunden, daß man den Leib dieses Kindes mit Weihwasser besprenget, mit wohlriechendem Oel gesalbet, und so bei dem Altar in der Kirche beigesetzt habe. Das Grab sei mit Silber überzogen gewesen, und, nachdem solche Leichen-Ceremonien vorbei, sei ein jeder nach Haus gegangen. Ja, es geben einige vor, diese Heilige habe auch Wunder gethan, und seien viele Kranke bei ihrem Grab gesund geworden. Und als einige Baiern dieses Heiligthum und Ueberbleibsel haben heimlich aus Geiz wegstehlen wollen, habe sich die Kirche bewegt und gedonnert, dadurch sie von ihrem Vorhaben abgehalten worden. So viel von der Regiswinda. Daher kommt der Aberglaube, daß die Bauern ihre Knechte und Mägde an dem Tage dieser Heiligen, nämlich den 15. Juli, dingen. Die ganze Historie ist in der Kirche abgemalt gewesen. Die Kirche wurde nachmals im Jahr 1564 vom Wetter getroffen und gieng in Rauch auf."

---

12. Der reichste Fürst.

1. Preisend mit viel schönen Reden
Ihrer Länder Werth und Zahl,
Saßen viele deutsche Fürsten
Einst zu Worms im Kaisersaal.

2. „Herrlich, sprach der Fürst von Sachsen,
Ist mein Land und seine Macht:
Silber hegen seine Berge
Wohl in manchem tiefen Schacht."

3. „Seht mein Land in üpp'ger Fülle,
Sprach der Kurfürst von dem Rhein,
Goldne Saaten in den Thälern,
Auf den Bergen edler Wein."

4. „Große Städte, reiche Klöster,
Ludwig, Herr zu Baiern, sprach,
Schaffen, daß mein Land den Euren
Wohl nicht steht an Schätzen nach."

5. Eberhard, der mit dem Barte,
Würtembergs geliebter Herr,
Sprach: „Mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge, silberschwer;

6. Doch ein Kleinod hält's verborgen:
Daß in Wäldern, noch so groß,
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Unterthan in Schoß."

7. Und es rief der Herr von Sachsen,
Der von Baiern, der vom Rhein:
„Graf im Bart, Ihr seid der Reichste,
Euer Land trägt Edelstein."

Graf Eberhard im Bart, geb. 1445, trat 1457 als Knabe von 11 Jahren unter der Vormundschaft Kaiser Maximilians die Regierung über Würtemberg an. Er versprach anfangs nicht viel und soll seine Jugend sehr unordentlich zugebracht haben. Später ward er einer der trefflichsten Regenten, so daß in Würtemberg das Sprichwort galt: „Wäre unser Herrgott nicht, so wäre niemand billiger als unser Graf." Gewöhnlich rechnet man die Umkehr seines Lebens von seiner Wiederkunft aus Palästina her, wohin er im Jahr 1468 gezogen war. Er beschützte auch Künste und Wissenschaften sehr und stiftete 1477 die Universität Tübingen. Der 24. Februar des Jahrs 1496 ist sein Todestag.

Eberhard ist der erste Herzog von Würtemberg; denn Kaiser Maximilian, sein großer Gönner, erhob auf dem Reichstage zu Worms den 21. Juli 1495 die verschiedenen Herrschaften des würtembergischen Grafen zum Herzogthum und ertheilte dem neuen Herzog des heiligen römischen Reichs Sturmfahne. Auf diesem Reichstag nun soll das vorgefallen sein, was unser Dichter erzählt. Soviel ich weiß, erzählt Joachim Camerarius in seinem Leben Melanchthons[1] dieses Wort

[1] De Philippi Melanchthonis ortu, totius vitae curriculo et morte, implicata rerum memorabilium temporis illius hominumque mentione atque indicio, eum expositionis serie cohaerentium narratio diligens et accurata Joachimi Camerarii. Lps. 1566. (Zuletzt Halle 1777, von G. Thdr. Strobel.)

unsers Eberhard zuerst. Es ist aber oft bezweifelt worden, ob wirklich Eberhard dasselbe gesprochen habe, und den größten Zweifel erregt der Umstand, daß Nauclerus in seiner Chronik nichts davon erwähnt, da er doch sonst sehr viel von Eberharden erzählt, dessen Lehrer er früher gewesen war, und der später sein Wohlthäter wurde. Julius Zinkgräf in seinem bekannten Buche: Teutsche Apophthegmata, erzählt die Anekdote, setzt aber hinzu: „Dieses wollen etliche Herzog Ulrichen von Wirtemberg, andre auch Herzog Stephano aus Baiern zuschreiben.“ Er meint auf jeden Fall Graf Ulrich XI. den Vielgeliebten, welcher der Oheim Eberhards war und 1480 starb.

Diese Anekdote scheint in Kerners Bearbeitung spätern schwäbischen Dichtern nicht genügt zu haben; denn zwei andere haben dieselbe wieder vorgenommen: Karl Grüneisen (Lieder: 1823) und W. Zimmermann (Gedichte: 1832). Das erstere Gedicht stehe zur Vergleichung hier.

Eberhard im Bart.

Es saßen einst zu Worms am Rhein
Der Kaiser Max bei frohem Mahl
Und um ihn her in bunten Reih'n
Die deutschen Fürsten ohne Zahl.
Da dufteten rings die Braten frisch,
Da perlt der Wein zum Becherklang,
Und um den reichbesetzten Tisch
Erschallt Trompet und Festgesang.

Schon labte sich der heitre Muth
An mancher Rede froh und traut,
Und von dem edlen Rebenblut
Alsbald ward jede Zunge laut.
Und wie sie nun, ein Bruderbund,
Umjauchzt den kaiserlichen Hort,
Da that mit Lächeln seinen Mund
Der Pfälzer auf und sprach das Wort:

„Ihr Herrn! wer rühmt ein Erbe sein
Gleich mir? Von meinen Höh'n ergießt
Aus vollem Borne sich der Wein,
Der Allen heut zur Labe fließt.
Wie herrlich ist's, von diesen Höh'n
Hinunter nach dem alten Rhein
Aufs fruchtgeschwellte Land zu sehn
Bei einem solchen Glase Wein!“ —

Drauf sprach der Sachse streng und schlicht:
„Hat Euch allein das Glück gelacht?
Wohl auf den Bergen sind' ich's nicht,
Doch unten tief im Erdenschacht.
Ich nenn' euch gültigen Ersatz:
Seht nur mein liebes Sachsen an!
Ist nicht das Eisen auch ein Schatz,
Das ich im Schweiße mir gewann?“

Dann hub der Baiern Kurfürst an:
„Nicht Wein, noch Eisen ist mein Glanz;
Doch steh' ich auch nicht hintenan
In deutscher Fürsten stolzem Kranz.
Seht der Paläste kühnen Bau,
Der Gotteshäuser Kuppelreih'n,
Die Burgen seht in jedem Gau —
Und dieses Alles nenn' ich mein!" —

So rühmte, wie's begonnen ward,
Ein jeder nach der Reihe fort,
Und kam zuletzt an Eberhard,
Den Grafen Würtembergs, das Wort:
„Fast sollt' ich schämen mich, ihr Herrn,
Vor eurer Länder prunkem Schein!
Doch wollt ihr hören, prüf' ich gern
Auch meines Landes Edelstein.

Verirr' ich mich in einem Wald,
In einem dichten, finstern Tann,
Und kommt des Weges alsobald
Ein Würtemberger mir heran:
So leg' ich mich in seinem Schoß
Und schlafe sanft und sicher ein;
Und sel'ger als im Fürstenschloß
Muß mein erquickt Erwachen sein." —

Da blickten sie den frommen Herrn
Mit großen Augen staunend an,
Und reichten ihm den Preis so gern.
Und schämten sich vor solchem Mann.
Er aber strahlte licht und hehr
Und so von Lust und Liebe warm,
Als ob er just entschlafen wär'
In eines Würtembergers Arm.

XVI.

Adalbert von Chamisso.

Geboren den 27. Januar 1781 auf dem Schlosse Boucourt in der Champagne; gestorben den 21. August 1838 zu Berlin.

Dieser Dichter ist schon deshalb merkwürdig, weil er als geborener Franzose sich einen Namen in deutscher Dichtung geschaffen hat. Als Knabe schon kam Chamisso mit seinen Eltern, welche die Revolution vertrieben hatte, nach Deutschland und fand in Berlin eine Anstellung als Page, später als Offizier. Als Jüngling stand er im Dienste der romantischen Schule und gab 1804 mit andern Jugendfreunden einen Musenalmanach heraus. Die meisten Gedichte jener frühern Zeit hat er später selbst unterdrückt und dachte so bescheiden, daß er sich sogar das Dichtertalent absprach. Von 1815 — 1818 begleitete er den russischen Kapitän Kotzebue auf einer Reise um die Welt als Naturforscher und ließ sich nach seiner Rückkehr ganz in Berlin nieder, wo er eine Anstellung bei den botanischen Sammlungen erhielt. Er verzichtete nicht nur auf die Rückkehr nach Frankreich, sondern auch auf seinen Rang, der ihm durch Geburt zukam, und ward ein deutscher Bürger. Erst spät, gegen Ende der zwanziger Jahre, widmete er sich wieder mehr der Poesie, und der große Beifall, den seine kecken Zeichnungen erhielten, machten ihm immer mehr Muth.

Chamisso bietet als Dichter viele Vergleichungspunkte mit Gellert dar und andern frühern Fabulisten. Vorerst ist es der redliche, ehrenwerthe, tüchtige Charakter, welcher aus den Gedichten beider Männer spricht; dann eine Lust zu Darstellung der Wirklichkeit, nebst einer Neigung zur Satyre; endlich ein geflissentliches Hinstreben auf Wirksamkeit vermittelst Anregung starker Empfindung. Dagegen hat Chamisso für unsere Zeit nicht die Bedeutung, welche Gellert für die seine hatte; auch ist Form und äußere Gestalt der Dichtung bei beiden sehr verschieden; denn die Zeit war eben eine durchaus andere

geworden, und die Mittel, welche Gellerten einen so großen und wohlbegründeten Ruf verschafften, hätten im neunzehnten Jahrhunderte nicht mehr ausgereicht. Ohne Zweifel wäre Chamisso ein ausgezeichneter Fabeldichter geworden, wenn er sich diese Gattung gewählt hätte; allein die Fabel war in den Kreisen der Dichtung ganz zurück- und an ihre Stelle die Ballade getreten; auch in der Ballade aber läßt Chamisso Thiere handelnd auftreten (die Löwenbraut, der Bettler und der Hund), und liebt eine satyrische, bald launige bald beißende und bittere Behandlungsweise. Und wie bei Gellert die wahre Fabel oft in die bloße Anekdote übergeht: so bei Chamisso die Ballade in die bloße Schnurre ohne höhere Bedeutung, als die, welche der lebendige Vortrag ihr giebt. Wie aber an dem Beifalle, den Gellert einärntete, den meisten Antheil seine komischen und rührenden Erzählungen hatten, so wiederholt sich dies bei Chamisso; er brachte eigentlich die Erzählung im Gegensatz zur Ballade wieder in Umlauf, und im Wesentlichen verfuhr er dabei wie Gellert: er nimmt Stoffe der unmittelbaren Gegenwart entweder aus dem täglichen Leben oder aus Zeitungen und ähnlichen Quellen, sucht nach ergreifenden, gewaltsam wirkenden Vorfällen, und verschmäht es eben so wenig wie Gellert, mitten in die Darstellung hineinzureden, mit dem Leser zu sprechen und über den Gegenstand seine Meinung abzugeben. Stoffe, wie die Misgeburt, die Bauern und der Amtmann, das Unglück der Weiber, Yakle und Yariko, Rhynsolt und Lucia, das neue Ehepaar a. m. wären ganz nach Chamisso's Sinne gewesen.

Als Bildner steht Chamisso über Gellert, und es wäre, um die Vergleichung unmittelbar vor sich zu haben, sehr anziehend, wenn er wirklich einen Gellert'schen Stoff behandelt hätte. Chamisso hat eine feste, oft scharfe Zeichnung, weiß seinen Gegenstand in lebendiger Unmittelbarkeit vor uns hinzustellen, und versteht es zugleich, das Gemüth für die Natur desselben zu stimmen; allein gerade durch die lebendige wahre Darstellung tritt die unglückselige Wahl der Stoffe und der sonderbare Geschmack des Dichters grell hervor. Chamisso hatte große Vorliebe zu Gegenständen ungewöhnlicher, bedeutender, ergreifender Art; er suchte im Leben wie in der Poesie gewaltige Naturen und gesunde Kraft; und wer wollte alles dieses tadeln? Allein er fehlt ganz in Auswahl und Behandlung, und anstatt des Ungewöhnlichen tritt uns das Unerhörte entgegen, anstatt des Bedeutenden das Unheimliche, anstatt des Ergreifenden das Schreckliche, anstatt gewaltiger Natur finstere Leidenschaft, anstatt gesunder Kraft wilde Rohheit. Manchem seiner Gegenstände würde schwerlich abzuhelfen sein; bei den meisten aber liegt der peinliche Eindruck in der Behandlung, schon darin, daß der Dichter, anstatt die Natur des Stoffes zu mildern und das Abstoßende in den Hintergrund zu stellen, dieselbe noch steigert und seine Grellheit recht hervorhebt; besonders aber darin, daß der milde und schöne Gegenschein fehlt, wodurch das Häßliche als nothwendig gerechtfertigt

wäre; darin, daß dieses Häßliche als für sich berechtigt auftritt und nicht als Mittel, um das wirklich Schöne erst recht ins Licht zu stellen. Viele dieser Dichtungen voll Grauens und Schreckens würden als Glieder größerer Gedichte vortreffliche Wirkung machen; vereinzelt können sie das nimmermehr thun.

Der Zwiespalt zwischen wirklicher Natur und Idee der Schönheit zeigt sich in Chamisso recht deutlich, aber nicht so, daß er sich bestimmt auf die eine Seite neigte. In den meisten seiner spätern und beliebtern Dichtungen hält er sich an die Wirklichkeit, unbekümmert darum, wie diese beschaffen sei, und stellt sie lebendig und ergreifend dar; er glaubt die Natur des Gegenstandes wiederzugeben, beleidigt aber die Natur unserer höhern Empfindungen und wird auch in so fern unwahr, als das Einzelne, sei es auch wirklich so geschehen, von einem hohen Standpunkte aus betrachtet, oft das Unwahre, Lügenhafte, Verzerrte ist. Oft geht er aber auch von einem idealen Standpunkte aus und will gewisse immer wiederkehrende, allgemeinmenschliche Zustände vergegenwärtigen, und hier fällt er nie ins Naturwidrige, sondern wirkt wohlthuend, bringt es aber selten zu einer festen anschaulichen Gestaltung, sondern führt allgemeine ansprechende Bilder vor. So unterscheiden sich denn zwei Gattungen von Gedichten ganz bestimmt bei ihm; in den einen ist die Zeichnung scharf und begrenzt, in den andern unvollkommen und allgemeiner: Jene aber haben ein düsteres, verworrenes Colorit, wie sie denn auch düstere verworrene Verhältnisse darstellen, und entlassen uns in peinlicher Stimmung; diese haben eine reine, bestimmte Färbung und erwecken in uns eine reine und darum wohlthuende Stimmung. Mit Uhland hat Chamisso gar nichts gemein; denn bei Uhland ist die Zeichnung stets klar, rein, durchsichtig, aber nie *scharf*, eher noch *trocken*; aber so ist die Färbung und Stimmung immer rein und klar, wie denn Uhland es auch nicht liebt, verworrene und krause Verhältnisse darzustellen.

Derselbe Unterschied findet sich auch in der Sprache. Es war Chamisso darum zu thun, nicht nur *lebendig*, sondern auch *klar* und *deutlich* darzustellen; allein er mußte außerordentlich mit der Sprache ringen, so daß diese weder immer correkt, noch überhaupt immer der erstrebten Auffassung angemessen ist, am allerwenigsten aber in rhythmischer Schönheit und Anmuth dahinfließt. In seinen Liedern und Balladen tritt dies weniger hervor, einmal weil er sich hier mit kurzen Wendungen und Kraftausdrücken, die ihm gern zu Gebot standen, helfen konnte; dann weil in diesen Gattungen überhaupt die rein-künstlerische Gestaltung nicht so verlangt wird und die Raschheit der Darstellung über manches hinwegsehen läßt; in seinen ruhig gehaltenen Erzählungen hingegen, die keine so kühnen Ellipsen und raschen Sprünge erlauben, tritt die Sprödigkeit und das Ungefüge seines Ausdrucks und der Mißklang im Versbau oft schneidend hervor. Alles dies mag mit davon herrühren, daß er geborner Franzose

war; aber doch nur zum Theil; es mangelte ihm überhaupt die Gabe fertiger, sich von selbst gestaltender Mittheilung, und desto höher muß man daher anschlagen, was er durch Fleiß und Beharrlichkeit wirklich geleistet hat. Wie spröd aber diese Sprache ist, davon kann jeder die Probe machen, der einzelne Gedichte auswendig lernen will; sie prägen sich größtentheils schwer dem Gedächtnis ein.

Chamisso's Gedichte erschienen in vollständiger Sammlung zuerst: Leipzig 1831; seine sämmtlichen Werke: Leipzig 1839. 4 Bände. 8. Beide Sammlungen haben mehrere Auflagen erlebt, namentlich die Gedichte; auch verdient es der wackere Dichter trotz seiner Sonderbarkeiten, daß ihn die deutsche Nation in gutem Andenken behält, und bei einer so bedeutenden Kraft sind auch die Fehler des Dichters sehr lehrreich. Von seinen Gedichten eigentlich gräßlichen Eindrucks haben wir hier keine aufgenommen; leider konnten aber anderer Ursachen wegen auch einige seiner besten nicht aufgenommen werden. [1]

[1] Z. B. das Urtheil des Schemjaka — die Verbannten.

1. Die Sonne bringt es an den Tag.

(1828.)

1. Gemächlich in der Werkstatt saß
Zum Frühtrunk Meister Nikolas.
Die junge Hausfrau schenkt ihm ein,
Es war im heitern Sonnenschein. —
Die Sonne bringt es an den Tag.

2. Die Sonne blinkt von der Schale Rand,
Malt zitternde Kringeln [1] an die Wand;
Und wie den Schein er in's Auge faßt,
So spricht er für sich, indem er erblaßt:
Du bringst es doch nicht an den Tag! —

3. Wer nicht? Was nicht? die Frau fragt gleich;
Was stierst du so an? Was wirst du so bleich?

[1] Dies Wort hat der Dichter in seiner Quelle gefunden, und braucht es, ohne es zu kennen; denn es ist männlich und hat in der Mehrzahl wieder Kringel, während Chamisso es für weiblich hält und daher Kringeln setzt. Kringel ist in Norddeutschland sehr gewöhnlich und bezeichnet vorzugsweise dasjenige Gebäck, welches man anderswo Präzel oder auch schlechtweg Ring, Semmelring nennt; dann überhaupt Kreis, Ring. Es ist natürlich nichts als Ring, der Vorschlag aber wohl nicht die Vorsilbe ge, sondern ein Festhalten des ältern H, indem Ring im Altdeutschen Hring lautet.

Und er darauf: Sei still, nur still!
Ich's doch nicht sagen kann, noch will!
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

4. Die Frau nur dringender forscht und fragt,
Mit Schmeicheln ihn und Hadern plagt,
Mit süßem und mit bitterm Wort:
Sie fragt und plagt ihn fort und fort:
Was bringt die Sonne nicht an den Tag?

5. Nein, nimmermehr! — Du sagst es mir noch. —
Ich sag' es nicht. — Du sagst es mir doch. —
Da ward zuletzt er müd' und schwach,
Und gab der Ungestümen nach. —
Die Sonne bringt es an den Tag.

6. Auf der Wanderschaft, 's sind zwanzig Jahr',
Da traf es mich einst gar sonderbar,
Ich hatt' nicht Geld, nicht Ranzen, noch Schuh',
War hungrig und durstig und zornig dazu. —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

7. Da kam mir just ein Jud' in die Quer',
Ringsher war's still und menschenleer:
Du hilfst mir, Hund, aus meiner Noth;
Den Beutel her, sonst schlag' ich dich todt!
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

8. Und er: Vergieße nicht mein Blut!
Acht Pfennige sind mein ganzes Gut!
Ich glaubt' ihm nicht, und fiel ihn an;
Er war ein alter, schwacher Mann. —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

9. So rücklings lag er blutend da,
Sein brechendes Aug' in die Sonne sah;
Noch hob er zuckend die Hand empor;
Noch schrie er röchelnd[2] mir in's Ohr:
Die Sonne bringt es an den Tag!

10. Ich macht' ihn schnell noch vollends stumm,
Und kehrt' ihm die Taschen um und um:
Acht Pfenn'ge, das war das ganze Geld.
Ich scharrt' ihn ein auf selbigem Feld —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

---

[2] Besagt eigentlich etwas Unmögliches; denn es kann kein röchelndes Schreien geben. Man muß also röchelnd als einen besondern Satz auffassen: „Schon röchelnd, schrie mir noch ins Ohr."

11. Dann zog ich weit und weiter hinaus,
Kam hier in's Land, bin jetzt zu Haus. —
Du weißt nun meine Heimlichkeit,
So halte den Mund[3] und sei gescheid!
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

12. Wann aber sie so flimmernd scheint,
Ich merk' es wohl, was sie da meint,
Wie sie sich müht und sich erbost —
Du, schau' nicht hin, und sei getrost:
Sie bringt es doch nicht an den Tag!

13. So hatte die Sonn' eine Zunge nun,
Der Frauen Zungen ja nimmer ruh'n. —
Gevatterin, um Jesus Christ!
Laßt euch nicht merken, was ihr nun wißt! —
Nun bringt's die Sonne an den Tag.

14. Die Raben ziehen krächzend zumal
Nach dem Hochgericht, zu halten ihr Mahl.
Wen flechten sie auf's Rad zur Stund'?
Was hat er gethan? Wie ward es kund? —
Die Sonne bracht' es an den Tag.

---

[3] Man sagt: „reinen Mund halten", und: „das Maul halten". Es giebt eine Menge Redensarten mit Mund und Maul, und nicht in allen kann man das eine Wort mit dem andern vertauschen. Eine Ballade in reinem Volkston, wie die vorliegende ist, müßte aber den wirklichen Volksausdruck (den hier also der Dichter nicht genau kannte) durchaus festhalten.

Bearbeitet nach dem Märchen aus Grimms Sammlung, welches bei Schillers Ibykus angeführt wurde. Aechte, reine Ballade, in der alle Grundarten der Poesie spielen und die Vortragsweise das Geheimnisvolle hat, welches die Gattung so liebt. Durch Anwendung des Kehrreims ist der lyrische Charakter in diesem Gedichte vorwiegend. Der Kehrreim ist besonders den alten nordischen Balladen (die schottischen mit eingeschlossen) eigenthümlich. Er war nicht bloß ein Ruhepunkt für den Sänger oder die Sängerin, um dem Gedächtnis zu Hülfe zu kommen, sondern ist als das eigentlich lyrische Element dieser nordischen Dichtung zu betrachten. Bald bildet er den Hintergrund oder die Landschaft des Gemäldes, indem er die Hauptperson, die Hauptbegebenheit oder einen der Hauptumstände in der Erzählung in's Gedächtnis ruft, wie dies alles in unserer Ballade, sowie in desselben Dichters Hans im Glücke[1] der Fall ist, oder

---

[1] Vergl. auch Rückerts Riesen und die Zwerge und bestrafte Ungenügsamkeit von demselben.

ertönt auch als aus der Tiefe des Gedichtes hervorgegangener sinnvoller Ruf, als warnende und strafende, oft auch als beruhigende Stimme des Schicksals, wie dies wieder bei Chamisso der Fall ist. Oft bezeichnet er auch bloß im Allgemeinen eine poetische Gemüthsstimmung auf eine andeutende Weise durch Sinnbilder, und steht dann eigentlich in gar keinem unmittelbaren Zusammenhange mit dem Inhalte der Geschichte; oft wieder drückt er aber nicht nur aus, daß der Sänger im Allgemeinen ein poetisches Gemüth hat, sondern bestimmt er die besondere Gemüthsstimmung, welche an dem Liede die vorherrschende ist, wie in Herders Edward. Chamisso ist offenbar durch Bérangers Lieder auf den Kehrreim aufmerksam gemacht worden; Béranger hat diesen Reim zuerst in seinen Chansons populär gemacht, und wie aufmerksam Chamisso auf den französischen Dichter war, beweisen die vier von ihm übersetzten Lieder Bérangers.

Neuere Dichter sollten den Kehrreim nie anders anbringen als in inniger Verbindung mit dem Inhalte des Gedichtes. In Göthe's Ballade vom wiederkehrenden Grafen, sowie in Uhlands Glück von Edenhall hat der Kehrreim eine ganz eigenthümliche Stellung, da er in den Strophenbau eingreift und als wirkliche Reimzeile Geltung besitzt.

Unser Märchen habe ich noch auf zwei andere Arten erzählen hören. Nach der einen Erzählung ruft der Ermordete nicht die Sonne selbst, sondern die herumfliegenden Sonnenstäubchen als Zeugen. Den Tag nach der Hochzeit liegt der Mörder im Bette, und die Sonne scheint durchs Fenster; die Frau macht die Stube rein, und die Sonnenstäubchen wirbeln in langen Reihen. Da denkt er jenes Wortes, erschrickt und brummt vor sich hin: „Dummer Kerl mit seinen Sonnenstäubchen!“ Die Frau will wissen, was er habe; er sagt es ihr endlich; sie entdeckt sich ihrem Beichtvater, und dieser zeigt den Vorfall dem Gericht an.

Nach der andern Erzählung liegt der Mörder, ein Fleischer, mit seiner Frau im Bette; der Mond scheint aber so hell, daß Beide nicht schlafen können. Bei dieser Gelegenheit sagt der Mann, er denke jetzt an etwas, das er niemanden sagen dürfe. Die Frau dringt in ihn; er sagt ihr, daß er vor dreißig Jahren des Nachts bei Mondschein einen reichen Reisenden erschlagen habe, der den Mond zum Zeugen angerufen. Die Frau verräth nichts. Aber bis jetzt hatte der Fleischer in Frieden mit derselben gelebt; von da an wird er mistrauisch gegen sie, weil sie sein Geheimnis weiß, und behandelt sie schlechter als früher; es entstehen Händel, und nun im Zorne verräth ihn die Frau.

---

2. Abdallah.

(1828.)

1. Abdallah liegt behaglich am Quell der Wüste und ruht;
Es weiden um ihn die Kameele, die achtzig, sein ganzes Gut;
Er hat mit Kaufmannswaaren Balsora glücklich erreicht;
Bagdad zurück zu gewinnen, wird ledig die Reise ihm leicht.[1]

2. Da kommt zur selbigen Quelle, zu Fuß am Wanderstab,
Ein Derwisch ihm entgegen den Weg von Bagdad herab.
Sie grüßen einander, sie setzen beisammen sich zum Mahl,
Und loben den Trunk der Quelle, und loben Allah zumal.

3. Sie haben um ihre Reise theilnehmend einander befragt,
Was jeder verlangt zu wissen, willfährig einander gesagt.
Sie haben einander erzählet von dem und jenem Ort;
Da spricht zuletzt der Derwisch ein gar bedächtig Wort:

4. „Ich weiß in dieser Gegend, und kenne wohl den Platz,
Und könnte dahin dich führen, den unermeßlichsten Schatz.
Man möchte daraus belasten mit Gold und Edelgestein
Wohl achtzig, wohl tausend Kameele, es würde zu merken nicht sein.“ —

5. Abdallah lauscht betroffen, ihn blendet des Goldes Glanz;
Es rieselt ihm kalt durch die Adern, und Gier erfüllt ihn ganz:
„Mein Bruder, hör', mein Bruder, o führe dahin mich gleich!
Dir kann der Schatz nicht nützen, du machst mich glücklich und reich.[2]

6. Laß dort mit Gold uns beladen die achtzig Kameele mein!
Nur achtzig Kameeleslasten, es wird zu merken nicht sein!
Und dir, mein Bruder, verheiß' ich, zu deines Dienstes Sold,
Das beste von allen, das stärkste, mit seiner Last von Gold.“ —

7. Darauf der Derwisch: „Mein Bruder, ich hab' es anders gemeint!
Dir vierzig Kameele, mir vierzig, das ist, was billig mir scheint!
Den Werth der vierzig Thiere empfängst du millionenfach,
Und hätt' ich geschwiegen — mein Bruder, o denke, mein Bruder, doch nach!“ —

8. „Wohlan, wohlan, mein Bruder, laß gleich uns ziehen dahin!
Wir theilen gleich die Kameele, wir theilen gleich den Gewinn!“ —
Er sprach's, doch thaten ihm heimlich die vierzig Lasten leid;
Dem Geiz in seinem Herzen gesellte sich der Neid.

---

[1] Der erste Satz dieser Zeile (Bagdad zurück zu gewinnen) muß auf Reise bezogen werden: „Die Reise, um B. zu gewinnen, wird ihm leicht.“ Das Ganze ist etwas wunderlich ausgedrückt anst.: die Rückfahrt nach Bagdad; zu ledig fehlt in der vorhergehenden Zeile der Ausdruck des Gegensatzes: beladen. — [2] anst.: mich machst du ꝛc.

9. Und so erhoben die beiden vom Lager sich ohne Verzug;
Abdallah treibt die Kamerke, der Derwisch leitet den Zug.
Sie kommen zu den Hügeln; dort öffnet, eng und schmal,
Sich eine Schlucht zum Eingang in ein geräumig Thal.

10. Schroff, überhangend umschließet die Felswand rings den Raum;
Noch drang in diese Wildnis des Menschen Fuß wohl kaum.
Sie halten; bei den Thieren Abdallah sich verweilt,
Der sie, der Last gewärtig, in zwei Gefolge vertheilt.

11. Indessen häuft der Derwisch am Fuß der Felsenwand
Verdorrtes Gras und Reisig und steckt den Haufen in Brand;
Er wirft, sowie die Flamme sich prasselnd erhebt, hinein
Mit seltsamem Thun und Reden viel kräftige Spezerei'n.

12. In Wirbeln wallt der Rauch auf,[3] verfinsternd schier den Tag;
Die Erde bebt; es dröhnet ein starker Donnerschlag;
Die Finsternis entweichet, der Tag bricht neu hervor,
Es zeigt sich in dem Felsen ein weitgeöffnet Thor.

13. Es führt in prächtige Hallen, wie nimmer ein Aug' sie geschaut,
Aus Edelgesteinen und Metallen von Geistern der Tiefen erbaut.
Es tragen gold'ne Pilaster[4] ein hohes Gewölb' von Krystall,
Hellfunkelnde Karfunkeln[5] verbreiten Licht überall.

14. Es lieget zwischen den gold'nen Pilastern, unerhört,
Das Gold hoch aufgespeichert, dess Glanz den Menschen bethört;
Es wechseln mit den Haufen des Goldes, die Hallen entlang,
Demanten, Smaragden, Rubinen, dazwischen nur schmal der Gang.

15. Abdallah schaut's betroffen, ihn blendet des Goldes Glanz,
Es rieselt ihm kalt durch die Adern, und Gier erfüllt ihn ganz.
Sie schreiten zum Werke; der Derwisch hat klug sich Demanten erwählt;
Abdallah wühlet im Golde, im Golde, das nur ihn beseelt.

16. Doch bald begreift er den Irrthum und wechselt die Last und tauscht
Für Edelgestein und Demanten das Gold, dess Glanz ihn berauscht;
Und was er fort zu tragen die Kraft hat, minder ihn freut,
Als was er liegen muß lassen, ihn heimlich wurmt und reut.[6]

---

[3] Mittelpausen dieser Art, also klingende, nicht weibliche, sind es eigentlich, die der Nibelungenzeile ihren alten Charakter geben, und welche unsere neuern Dichter vorherrschend anwenden sollten. — [4] Pfeiler. — [5] Schwerlich hat hier der Dichter an eine Alliteration gedacht. — [6] Die Sprache der ganzen Strophe ist unpoetisch und holperig; unpoetisch, weil wir hier wohl Kenntnis einer Thatsache erhalten, aber diese nicht selbst vor uns sehen; holperig, weil wir uns den Sinn erst selbst zusammenlesen müssen. „Er tauscht für Edelgestein und Demanten Gold" kann eben so gut das Gegentheil von dem sagen, was der Dichter sagen will. Z. 4 tritt viel zu wenig hervor und schleppt mislautend der dritten nach.

17. Geladen sind die Kameele, schier über ihre Kraft;
Abdallah sieht mit Staunen, was ferner der Derwisch schafft.
Der geht den Gang zu Ende und öffnet eine Truh',
Und nimmt daraus ein Büchschen, und schlägt den Deckel zu.

18. Es ist von schlichtem Holze und was darin verwahrt,
Gleich werthlos, scheint nur Salbe, womit man salbt den Bart;
Er hat es prüfend betrachtet, das war das rechte Geschmeid:
Er steckt es wohlgefällig in sein gefaltet Kleid.

19. D'rauf schreiten hinaus die beiden und draußen auf dem Plan
Vollbringt der Derwisch die Bräuche, wie er's beim Eintritt gethan;
Der Schatz verschließt sich donnernd, ein jeder übernimmt
Die Hälfte der Kameele, die ihm das Loos bestimmt.

20. Sie brechen auf und wallen zum Quell der Wüste vereint,
Wo sich die Straßen trennen, die jeder zu nehmen meint;
Dort scheiden sie und geben einander den Bruderkuß;
Abdallah zeigt sich erkenntlich mit tönender Worte Erguß.

21. Doch wie er abwärts treibet, schwillt Neid in seiner Brust;[7]
Des andern vierzig Lasten sie dünken ihn eig'ner Verlust:
„Ein Derwisch — solche Schätze — die eig'nen Kameele, — das kränkt!
Und was bedarf der Schätze, wer[8] nur an Allah denkt?

22. Mein Bruder, hör', mein Bruder! — so folgt er seiner Spur —
Nicht um den eig'nen Vortheil, ich denk' an deinen nur;
Du weißt nicht, welche Sorgen und weißt nicht, welche Last
Du, Guter, an vierzig Kameelen dir aufgebürdet hast.

23. Noch kennst du nicht die Tücke, die in den Thieren wohnt,
O glaub' es mir, der Mühen von Jugend auf gewohnt,
Versuch' ich's wohl mit achtzig, dir wird's mit vierzig zu schwer;
Du führst vielleicht noch dreißig, doch vierzig nimmermehr!" —

24. Darauf der Derwisch: „Ich glaube, daß recht du haben magst;
Schon dacht' ich bei mir selber, was du, mein Bruder, mir sagst.
Nimm, wie dein Herz begehret, von diesen Kameelen noch zehn;
Du sollst von deinem Bruder nicht unbefriedigt gehn!" —

25. Abdallah dankt und scheidet und denkt in seiner Gier:
Und wenn ich zwanzig begehrte, der Thor, er gäbe sie mir!
Er kehrt zurück im Laufe, es muß versuchet seyn;
Er ruft, ihn hört der Derwisch und harret gelassen ein:[9]

26. „Mein Bruder, hör', mein Bruder, o traue meinem Wort;
Du kommst, unkundig der Wartung, mit dreißig Kameelen nicht fort;

---

[7] Nicht die sinnlichste Ausdrucksweise; besser wäre: „der Neid schwellt seine Brust" oder: „von Neid schwillt seine Brust." — [8] Anst. der. — [9] Seyn — sein; der sogenannte reiche Reim, der mit Recht stets als Fehler angesehen wird, wo er nicht auf charakteristischen Worten beruht.

Die widerspenstigen Thiere sind störriger, denn du denkst;
Du machst es dir bequemer, wenn du mir zehen noch schenkst!“

27. Darauf der Derwisch: „Ich glaube, daß recht du haben magst;
Schon dacht' ich bei mir selber, was du, mein Bruder, mir sagst.
Nimm, wie dein Herz begehret, von diesen Kameelen noch zehn,
Du sollst von deinem Bruder nicht unbefriedigt gehn!“ —

28. Und wie so leicht gewähret, was kaum er sich gedacht,
Da ist in seinem Herzen erst recht die Gier erwacht;
Er hört nicht auf, er fodert, wohl ohne sich zu scheu'n,
Noch zehen von den zwanzig, und von den zehen nenn.

29. Das eine nur, das letzte, dem Derwisch übrig bleibt;
Noch dies ihm abzufodern des Herzens Gier ihn treibt;
Er wirft sich ihm zu Füßen, umfasset seine Knie:
„Du wirst nicht Nein mir sagen, noch sagtest du Nein mir nie!“ —

30. „So nimm das Thier, mein Bruder, wonach dein Herz begehrt!
Es ist, daß trauernd du scheidest von deinem Bruder, nicht werth.
Sei fromm und weis' im Reichthum, und beuge vor Allah dein Haupt,
Der, wie er Schätze spendet, auch Schätze wieder raubt!“ —

31. Abdallah dankt und scheidet und denkt in seinem Sinn:
„Wie mochte der Thor verscherzen so leicht den reichen Gewinn?“ —
Da fällt ihm ein das Büchschen: „Das ist das rechte Geschmeid!
Wie barg er's wohlgefällig in sein gefaltet Kleid!“ —

32. Er kehrt zurück: „Mein Bruder, mein Bruder! auf ein Wort!
Was nimmst du doch das Büchschen, das schlechte, mit dir noch fort?
Was soll dem frommen Derwisch der weltlich eitle Tand?“
„So nimm es!“ spricht der Derwisch, und legt es in seine Hand.

33. Ein freudiges Erschrecken den Zitternden befällt,
Wie er auch noch das Büchschen, das räthselhafte, hält;
Er spricht, kaum dankend, weiter: „So lehre mich nun auch:
Was hat denn diese Salbe für einen besondern Gebrauch?“ —[10]

34. Der Derwisch: „Groß ist Allah, die Salbe wunderbar!
Bestreichst du dein linkes Auge damit, durchschaueſt du klar
Die Schätze, die schlummernden alle, die unter der Erde sind;
Bestreichst du dein rechtes Auge, so wirst du auf beiden blind!“ —

35. Und selber zu versuchen die Tugend, die er kennt,
Der wunderbaren Salbe, Abdallah nun entbrennt:
„Mein Bruder, hör', mein Bruder, du machst es besser, traun![11]
Bestreiche mein Auge, das linke, und laß die Schätze mich schau'n!“

36. Willfährig thut's der Derwisch, da schaut er unterwärts
Das Gold in Kammern und Adern, das gleißende, schimmernde Erz;

[10] Undeutsch. — [11] Parenthese: Du verstehst es gewiß besser.

Demanten, Smaragden, Rubinen, Metall und Edelgestein,
Sie schlummern unten und leuchten mit seltsam lockendem Schein.

37. Er schaut's und starrt betroffen, ihn blendet des Goldes Glanz,
Es rieselt ihm kalt durch die Adern, und Gier erfüllt ihn ganz.
Er denkt: „Würd' auch bestrichen mein rechtes Auge zugleich,
Vielleicht besäß' ich die Schätze und würd' unermeßlich reich." —

38. „Mein Bruder, hör', mein Bruder, zum letztenmal mich an:
Bestreiche mein rechtes Auge, wie du das linke gethan! [12]
Noch diese meine Bitte, die letzte, gewähre du mir,
Dann scheiden unsre Wege, und Allah sei mit dir!"

39. Darauf der Derwisch: „Mein Bruder, nur Wahrheit sprach mein Mund:
Ich machte dir die Kräfte von deiner Salbe kund.
Ich will nach allem Guten, das ich dir schon erwies,
Die strafende Hand nicht werden, die dich ins Elend stieß." [13]

40. Nun hält er fest am Glauben und brennt vor Ungeduld;
Den Neid, die Schuld des Herzens, giebt er dem Derwisch schuld;
Daß dieser so sich weigert — das ist für ihn der Sporn;
Der Gier in seinem Herzen gesellet sich der Zorn.

41. Er spricht mit höhnischem Lachen: „Du hältst mich für ein Kind!
Was sehend auf einem Auge, macht nicht auf dem andern mich blind.
Bestreiche mein rechtes Auge, wie du das linke gethan,
Und wisse, daß — falls du mich reizest — Gewalt ich brauchen kann!" —

42. Und wie er nach der Drohung die That hinzugefügt, [14]
Da hat der Derwisch endlich stillschweigend ihm genügt;
Er nimmt zur Hand die Salbe, sein rechtes Aug' er bestreicht — —
Die Nacht ist angebrochen, die keinem Morgen weicht.

43. „O Derwisch, arger Derwisch, du doch die Wahrheit sprachst!
Nun heile, Kenntnisreicher, was selber du verbrachst!" —
„Ich habe nichts verbrochen; dir ward, was du gewollt;
Du stehst in Allahs Händen, der alle Schulden zollt." — [15]

44. Er fleht und schreit vergebens und wälzet sich im Staub;
Der Derwisch abgewendet bleibt seinen Klagen taub.
Der sammelt die achtzig Kameele und gen Balsora treibt,
Derweil Abdallah verzweifelnd am Quell der Wüste verbleibt.

---

[12] Matter und undeutscher Ausdruck. — [13] Anst. stößt oder fließe; der Indikativ des Imperfekts hat keinen Sinn. — [14] Welche That? Auch hier sieht man nichts. Er braucht Gewalt, aber wie? — [15] Abgesehen davon, daß man überhaupt nicht sagt: „Schulden zollen", so kann man es von Gott am allerwenigsten sagen. Hat der Dichter zollen mit zahlen verwechselt.

45. Die nicht er schaut, die Sonne, vollbringet ihren Lauf;
Sie gieng am andern Morgen, am dritten wieder auf;
Noch lag er da verschmachtend; ein Kaufmann endlich kam,
Der nach Bagdad aus Mitleid den blinden Bettler nahm.

Nach der bekannten Erzählung der Tausend und einen Nacht (Nacht 354—359): Geschichte des blinden Baba Abdallah. Es ist immer ein Wagestück, die Geschichten der Tausend und einen Nacht in deutsche Gedichte umzuwandeln, sobald man Gang und Sinn der alten Erzählung beibehalten will; auch Wieland ist an dieser Aufgabe gescheitert. Chamisso's Gedicht steht zwischen Ballade und Erzählung; ich kann in die Lobsprüche, welche man demselben gezollt, nicht stimmen. Man lese die Erzählung in Prosa und man wird schwerlich behaupten wollen, daß sie festere Zeichnung oder ein helleres Colorit durch die rhythmische Bearbeitung erhalten habe. Die psychologische Entwickelung in Abdallahs Habsucht ist gelungen, allein sie findet sich ganz so in der Quelle vorgezeichnet; Chamisso's Vortrag aber ist hart und holperig, vorzüglich was den Versbau betrifft. Für diese freiere Behandlung der Nibelungenzeilen hat der Dichter nicht genug Ohr; er stolpert zu oft über lange Silben und verabsäumt ganz und gar Charakter hineinzubringen. Unzweifelhaft hätte Chamisso ein besseres Gedicht geliefert, wenn er den Stoff rein als Erzählung behandelt hätte. Im erstern Falle würde er ein bestimmteres Colorit hineingebracht haben, im zweiten eine festere und klarere Zeichnung.

Auch Rückert hat dieselbe Geschichte behandelt; sie findet sich in der Erlanger Ausgabe, Band III. im dritten Buche der Jugendlieder 1809—1812, zuerst 1837 ebendaselbst gedruckt. Es ist eine langgedehnte, unbedeutende gereimte Erzählung.

---

3. Die Erscheinung.

(1828.)

Die zwölfte Stunde war bei'm Klang der Becher
Und wüstem Treiben schon herangewacht,
Als ich hinaus mich stahl, ein müder Zecher.
Und um mich lag die kalte, finst're Nacht;
Ich hörte durch die Stille wiederhallen
Den eig'nen Tritt und fernen Ruf der Wacht.
Wie aus den klangreich fest-erhellten Hallen
In Einsamkeit sich meine Schritte wandten,
Ward ich von seltsam trübem Muth befallen.

Und meinem Hause nah, dem wohlbekannten,
Gewahrt' ich, und ich stand versteinert fast,
Daß hinter meinen Fenstern Lichter brannten.
Ich prüfte zweifelnd eine lange Rast,[1]
Und fragte: macht es nur in mir der Wein?
Wie käm' zu dieser Stunde mir ein Gast?
Ich trat hinzu, und konnte bei dem Schein
Im wohlverschloss'nen Schloß den Schlüssel drehen,
Und öffnete die Thür, und trat hinein.
Und wie die Blicke nach dem Lichte spähen,
Da ward mir ein Gesicht gar schreckenreich:
Ich sah mich selbst an meinem Pulte stehen.
Ich rief: „Wer bist du, Spuk?" — er rief sogleich:
„Wer stört mich auf in später Geisterstunde?"
Und sah mich an, und ward, wie ich, auch bleich.
Und unermeßlich wollte die Sekunde
Sich dehnen, da wir starrend wechselseitig
Uns ansah'n, sprachberaubt mit off'nem Munde.
Und aus beklomm'ner Brust zuerst befreit' ich
Das schnelle Wort: „Du grause Truggestalt,
Entweiche, mache mir den Platz nicht streitig!" —
Und er, als einer, über den Gewalt
Die Furcht nur hat, erzwingend sich ein leises
Und scheues Lächeln, sprach erwiedernd: „Halt!"
Ich bin's, du willst es sein; — um dieses Kreises,
Des wahnsinn-droh'nden, Quadratur zu finden:
Bist du der rechte, wie du sagst, beweis' es!
In's Wesenlose will ich dann verschwinden.
Du Spuk, wie du mich nennst, gehst du das ein,
Und willst auch du zu Gleichem dich verbinden?"
D'rauf ich entrüstet: „Ja, so soll es sein!
Es soll mein echtes Ich sich offenbaren,
Zu Nichts verfließen dessen leerer Schein!" —
Und er: „So laß uns, wer du sei'st, erfahren!" —
Und ich: „Ein solcher bin ich, der getrachtet
Nur einzig nach dem Schönen, Guten, Wahren;
Der Opfer nie dem Götzendienst geschlachtet,
Und nie gefröhnt dem weltlich eitlen Brauch,
Verkannt, verhöhnt, der Schmerzen nie geachtet;
Der irrend zwar und träumend oft den Rauch
Für Flamme hielt, doch muthig bei'm Erwachen
Das Rechte nur verfocht: — bist du das auch?" —

[1] Hier anst. Zeit; bekanntlich bedeutet Rast soviel als Ruhezeit. —

Und er mit wildem, kreischend lautem Lachen:
„Der du dich rühmst zu sein, der bin ich nicht,
Gar anders ist's bestellt um meine Sachen.
Ich bin ein feiger, lügenhafter Wicht,
Ein Heuchler mir und andern, tief im Herzen
Nur Eigennutz, und Trug im Angesicht.
Verkannter Edler du mit deinen Schmerzen,
Wer kennt sich nun? Wer gab das rechte Zeichen?
Wer soll, ich oder du, sein Selbst verscherzen?
Tritt her, so du es wagst, ich will dir weichen!"
D'rauf mit Entsetzen ich zu jenem Graus:
„Du bist es, bleib', und laß hinweg mich schleichen!" —
Und schlich, zu weinen, in die Nacht hinaus.

Die Bedeutung dieser Allegorie liegt offen und zeugt von dem innern Sinne des Dichters; ein näheres Eingehen verlangt die Form, welche Chamisso später so oft anwandte, die Terzine.

Die italienische Terzine (Terza rima) ist eine Strophe, welche aus drei jambischen Zeilen von zehn oder elf Silben besteht, und in welcher die erste und dritte Zeile sich reimen, die mittlere Zeile den Reim für die zweite Strophe giebt, wodurch die fortlaufende Kette a b a b c b c d c d e d u. s. f. entsteht. Auf diese Art hat jeder Reim drei Arme, und das Gedicht ist allen Strophen nach so in sich verkettet, daß es einen ununterbrochenen Fluß bildet. Es schließt in der Regel mit der ersten Zeile einer neuen Strophe, welche der mittlern der vorangehenden Strophe antwortet; anders ausgedrückt: die letzte Strophe hat vier Zeilen: y z y z.

Diese Terzine wurde mit andern italienischen Formen von den Romantikern hervorgesucht: A. W. Schlegel wendete die Terzine zuerst an, doch in freierer Form, 1791—1797 in der Uebersetzung von Stücken aus Dante's göttlicher Komödie; genauer bildete er die Terzinen zuerst 1797 in dem Gedicht Prometheus nach, zuerst gedruckt in Schillers Musenalmanach für 1798. Andere folgten nach, unter ihnen Friedrich Schlegel, Tieck, auch Göthe im zweiten Theil seines Faust und in „bei Betrachtung von Schillers Schädel" vom Jahr 1826 (deutsche Dichter Bd. I, S. 707), Rückert, abgesehen von kleinern Gedichten, besonders in „Edelstein und Perle" vom Jahr 1817, gedruckt 1823. Durch Kannegießers Uebersetzung von Dante's göttlicher Komödie (1809—1824), vorzüglich aber durch die Uebersetzung von Streckfuß (1824) wurde die Terzine erst geläufiger und gangbar; ja ohne Streckfuß hätte Chamisso schwerlich sich mit solcher Vorliebe zu dieser Form hingeneigt, in welcher alle seine Erzählungen erschienen.

Man sieht leicht, daß diese strenge Form derjenigen in Gellerts Erzählungen geradezu gegenübersteht. Das Mittel, durch kürzere oder längere Zeilen, durch Schlagreime und ähnliches, das Einzelne be-

sonders hervorzuheben, war hier abgeschnitten, damit aber auch die Verführung allzugroßen Abschweifens. Zugleich zwingt sie zu großer Ruhe der Darstellung und ist als eigentliche Kunstgestaltung jenen Gellertschen Versen weit vorzuziehen, vorausgesetzt, daß sie wohlklingend durchgeführt wird und ohne allen Zwang der Sprache. Da der Charakter dieser Strophe in einer ununterbrochenen Folge von Reimverkettungen besteht, so schickt sie sich trefflich für didaktische Darstellung, deren Wesen eine durchgängige Verkettung und Verknüpfung von Ideen ist, zu ermahnenden und belehrenden Stücken, besonders aber wegen ihrer strengen und doch versteckten Regel für Gegenstände geheimnisvollen Inhaltes, und so kann man denn auch behaupten, daß sie sich trefflich zu dem Inhalte des vorliegenden Gedichtes paßt. Sehen wir aber, wie Chamisso dieselbe behandelt hat.

Es ist natürlich, daß eine fremde Form, wenn sie eingebürgert werden soll, der Natur der einheimischen Sprache sich fügen muß. Bei der Nachbildung italienischer Strophen legten viele nun den Nachdruck auf weibliche Reime, weil im Italienischen der zweisilbige rimo piano vorherrschend sei; jedenfalls an sich ein Misverstand, da der deutsche weibliche Reim ganz anderer Natur ist, als der italienische zweisilbige. A. W. Schlegel, auch hier, wie immer, feines Ohr und Geschmack zeigend, baute seine Terzinen mit regelmäßiger Abwechslung männlicher und weiblicher Reime, ebenso Streckfuß in seinem Dante. Chamisso hingegen schritt weiter; er glaubte, das Geheimnis, die Terzine völlig einzubürgern, liege darin, daß man männliche und weibliche Reime gesetzlos abwechseln lasse. Dieser Grundsatz aber, der offenbar nur aus Bequemlichkeit hervorgehen konnte, widerspricht allem Wohlklang an sich, und namentlich der Gewohnheit des deutschen Reimes. Denn unsere Sprache und Verskunst verbindet schon mit dem Begriff Strophe von vornherein eine feste Bestimmung nicht bloß der Reimstellung, sondern auch des Reimgeschlechtes; unterwirft sich also der Dichter der strengen Regel in der Reimfolge, die unserm deutschen Ohre ziemlich gleichgültig ist: so unterwerfe er sich der leichtern Regel in Bezug auf das Reimgeschlecht, da der Wechsel desselben dem deutschen Ohre nie gleichgültig ist.

Indessen hat Chamisso in dem vorliegenden Gedicht gegen den deutschen Wohlklang in dieser Beziehung nicht auffallend gesündigt; in einer andern desto mehr. In Z. 4—13 folgen sich die Reime: Nacht, hallen, Wacht, Hallen, wandten, befallen, bekannten, fast, brannten, Rast; also lauter Worte mit dem Vokal a. Die italienische Verskunst leidet eine solche Reimfolge, die deutsche nicht; jene hat ihr Recht dazu, da im rimo piano immer zwei Silben stehen, von denen die letzte keineswegs so klanglos und halbstumm ist wie in unserm weiblichen Reime; die deutsche hat ebenfalls ihr Recht, dies eintönig und unausstehlich zu finden, sofern nicht besondere Zwecke dabei vorwalten!

4. Salas y Gomez.

(1829.)

1.

Salas y Gomez raget aus den Fluten
Des stillen Meers, ein Felsen kahl und bloß,
Verbrannt von scheitelrechter Sonne Gluten,
Ein Steingestell' ohn' alles Gras und Moos,
Das sich das Volk der Vögel auserkor
Zur Ruhstatt im bewegten Meeresschooß.
So stieg vor unsern Blicken sie empor,
Als auf dem Rurik: [1] „Land im Westen! Land!"
Der Ruf vom Mastkorb drang zu unserm Ohr.
Als uns die Klippe nah vor Augen stand,
Gewahrten wir der Meeresvögel Schaaren
Und ihre Brüteplätze längs dem Strand.
Da frischer Nahrung wir bedürftig waren,
So ward beschlossen, den Versuch zu wagen,
In zweien Booten an das Land zu fahren.
Es ward dabei zu sein mir angetragen.
Das Schrecknis, das der Ort mir offenbart,
Ich werd' es jetzt mit schlichten Worten sagen.
Wir legten bei, bestiegen wohlbewahrt [2]
Die ausgesetzten Boote, stießen ab,
Und längs der Brandung rudernd, gieng die Fahrt.
Wo unter'm Wind [3] das Ufer Schutz uns gab,
Ward angelegt bei einer Felsengruppe;
Wir setzten auf das Trockne unsern Stab.
Und eine rechts und links die andre Truppe,
Vertheilten sich den Strand entlang die Mannen;
Ich aber stieg hinan die Felsenkuppe.
Vor meinen Füßen wichen kaum von dannen
Die Vögel, welche die Gefahr nicht kannten
Und mit gestreckten Hälsen sich besannen.
Der Gipfel war erreicht, die Sohlen brannten
Mir auf dem heißen Schieferstein, indessen
Die Blicke den Gesichtskreis rings umspannten.
Und wie die Wüstenei sie erst ermessen,
Und wieder erdwärts sich gesenket haben, [4]
Läßt Eines alles Andre mich vergessen.

---

[1] Name des Schiffes, auf welchem der Dichter die Reise um die Welt machte. — [2] Wohl bewahrt? — [3] Das Schiff liegt unter dem Winde eines andern heißt: es hat dieses andere Schiff zwischen sich und der Gegend, woher der Wind kömmt. Hier liegt der Rurik unter dem Winde des hohen Ufers. — [4] Offenbar falsch; in Z. 34 muß das Perfekt (oder Plumsquamp.) stehen, da

Es hat die Hand des Menschen eingegraben
Das Siegel[5] seines Geistes in den Stein,
Worauf ich steh', — Schriftzeichen sind's, Buchstaben.
Der Kreuze fünfmal zehn in gleichen Reih'n,
Es will mich dünken, daß sie lang bestehen,
Doch muß die flücht'ge Schrift hier jünger sein.
Und nicht zu lesen! — deutlich noch zu sehen
Der Tritte Spur, die sie verlöschet fast,
Es scheint ein Pfad darüber hin zu gehen.
Und dort am Abhang war ein Ort der Rast,
Dort nahm er Nahrung ein, dort Eierschaalen!
Wer war, wer ist der grausen Wildnis Gast?
Und spähend, lauschend schritt ich auf dem kahlen
Gesims einher zum andern Felsenhaupte,
Das zugewendet liegt den Morgenstrahlen.
Und wie ich, der ich ganz mich einsam glaubte,
Erklomm die letzte von den Schieferstiegen,
Die mir die Ansicht von dem Abhang raubte:
Da sah ich einen Greisen vor mir liegen,
Wohl hundert Jahre, mocht' ich schätzen, alt,
Deß Züge, schien es, wie im Tode schwiegen.
Nackt, langgestreckt die riesige Gestalt,
Von Bart und Haupthaar abwärts zu den Lenden
Den hagern Leib mit Silberglanz umwallt;
Das Haupt getragen von des Felsen Wänden,
Im starren Antlitz Ruh', die breite Brust
Bedeckt mit über's Kreuz gelegten Händen.
Und wie entsetzt, mit schauerlicher Lust,
Ich unverwandt das große Bild betrachte,
Entflossen mir die Thränen unbewußt.
Als endlich wie aus Starrkrampf ich erwachte,
Entbot ich zu der Stelle die Gefährten,
Die bald mein lauter Ruf zusammenbrachte.[6]
Sie lärmend herwärts ihre Schritte kehrten,
Und stellten, bald verstummend, sich zum Kreis,
Die fromm die Feier solchen Anblicks ehrten.
Und seht, noch reget sich, noch athmet leis,
Noch schlägt die müden Augen auf und hebt
Das Haupt empor der wundersame Greis.

---

gegen gehört dieser Zeile 35 durchaus das Präsens: „Und wie sie erst die Wüstenei ermessen haben und wieder erdwärts sich senken". — In verständiger Prosa müßte übrigens die Folge und Zusammenordnung der Sätze anders lauten, nämlich: „Und wie sie sich wieder erdwärts senken, nachdem sie die Wüstenei erst ermessen haben. — [5] Zeugniß. — [6] Verständig gezogen müßte es heißen: „Brachte bald mein lauter Ruf die Gefährten zusammen, die ich zu der Stelle entbot."

Er schaut uns zweifelnd, staunend an, bestrebt
Sich noch zu sprechen mit erstorbnem Munde, —
Umsonst! er sinkt zurück, er hat gelebt.
Es sprach der Arzt, bemüh'nd in dieser Stunde
Sich um den Leichnam noch: „Es ist vorbei!"
Wir aber standen betend in der Runde.
Es lagen da der Schiefertafeln drei
Mit eingeritzter Schrift: mir ward zu Theile
Der Nachlaß von dem Sohn der Wüstenei.
Und wie ich bei den Schriften mich verweile,
Die rein in span'scher Zunge sind geschrieben,
Gebot ein Schuß vom Schiffe her uns Eile.
Ein zweiter Schuß und bald ein dritter trieben
Von dannen uns mit Hast zu unsern Booten:
Wie dort er lag, ist liegen er geblieben.
Es dient der Stein, worauf er litt, dem Todten
Zur Ruhestätte, wie zum Monumente,
Und Friede sei dir, Schmerzenssohn, entboten!
Die Hülle giebst du hin dem Elemente!
Allnächtlich strahlend über dir entzünden
Des Kreuzes Sterne[7] sich am Firmamente,
Und, was du littest, wird dein Lied verkünden.

2. Die erste Schiefertafel.

Mir war von Freud' und Stolz die Brust geschwellt;
Ich sah bereits im Geiste hoch vor mir
Gehäuft die Schätze der gesammten Welt.
Der Edelsteine Licht, der Perlen Zier,
Und der Gewänder Indiens reichste Pracht,
Die legt' ich alle nur zu Füßen ihr.[8]
Das Gold, den Mammon, diese Erdenmacht,
An welcher sich das Alter liebt zu sonnen,
Ich hatt's dem grauen Vater dargebracht.[9]
Und selber hatt' ich Ruhe mir gewonnen,
Gekühlt der thatendurst'gen Jugend Glut,
Und war geduldig worden und besonnen.
Sie schalt nicht fürder mein zu rasches Blut;
Ich wärmte mich an ihres Herzens Schlägen,
Von ihren weichen Armen sanft umruht.
Es sprach der Vater über uns den Segen;
Ich fand den Himmel in des Hauses Schranken,

[7] Das südliche Kreuz ist das bedeutendste Sternbild des südlichen Himmels und hat dort ungefähr dieselbe Geltung und Wichtigkeit wie auf unserm nördlichen Himmel der Bär. — [8] Der Geliebten. — [9] Ihren Vater.

Und fühlte keinen Wunsch sich fürder regen. [10]
So wehten thöricht vorwärts die Gedanken;
Ich aber lag auf dem Verdeck zu Nacht,
Und sah die Sterne durch das Tauwerk schwanken.
Ich ward vom Wind mit Kühlung angefacht,
Der so die Segel spannte, daß wir kaum
Den flücht'gen Weg je schnellern Laufs gemacht.
Da schreckte mich ein Stoß aus meinem Traum,
Erdröhnend durch das schwache Bretterhaus;
Ein Wehruf hallte aus dem untern Raum.
Ein zweiter Stoß, ein dritter — krachend aus
Den Fugen riß das Plankenwerk; die Welle
Schlug schäumend ein und endete den Graus.
Verlorner Schwimmer in der Brandung Schwelle! [11]
Noch rang ich jugendkräftig mit den Wogen,
Und sah noch über mir die Sternenhelle.
Da fühlt' ich in den Abgrund mich gezogen,
Und wieder aufwärts fühlt' ich mich gehoben,
Und schaute einmal noch des Himmels Bogen.
Dann brach die Kraft in der Gewässer Toben;
Ich übergab dem Tod mich in der Tiefe,
Und sagte Lebewohl dem Tag dort oben.
Da schien mir, daß in tiefem Schlaf ich schliefe,
Und sei mir aufzuwachen nicht verliehen,
Obgleich die Stimme mir's im Innern riefe.
Ich rang, mich solchem Schlafe zu entziehen,
Und ich besann mich, schaut' umher und fand,
Es habe hier das Meer mich ausgespieen.
Und wie vom Todesschlaf ich auferstand,
Bemüht' ich mich die Höhe zu ersteigen,
Um zu erkunden dies mein Rettungsland.
Da wollten Meer und Himmel nur sich zeigen,
Die diesen einsam nackten Stein umwanden,
Dem nackt und einsam selbst ich fiel zu eigen.

---

[10] Dieser ganze Traum wird für den, der ihn zum erstenmal liest oder hört, nicht ganz verständlich sein. Der Unbekannte — das ist die Meinung des Dichters, hat als Jüngling, getrieben durch Durst nach Reichthum, ein Schiff bestiegen, um nach Indien zu fahren. In der Heimat hat er seine Geliebte zurückgelassen, welche ihm vom Vater, seiner Ungeduld und Unbesonnenheit wegen, verweigert worden war. Noch ist er nicht in Indien gelandet; aber schon träumt ihm, wie er als reicher Mann zurückgekehrt sei, den Vater versöhnt und Ruhe des Gemüthes gewonnen habe. Da wacht er auf u. s. f. — [11] Irrthümlich für Schwalle. Letzteres ist auch wirklich der deutsche Schiffsausdruck für das Steigen und Sinken des Wassers. Vergl. Anm. 13.

Wo dort mit voller Wuth die Wellen branden,
Auf fernem Riffe war das Wrack zu sehen,
Woselbst es lange Jahre noch gestanden,
Mir unerreichbar! — Und des Windes Wehen,
Der Strom, entführen seewärts weiter fort
Des Schiffsbruchs Trümmer, welcher dort geschehen.
Ich aber dachte: „nicht an solchem Ort
Wirst lange die Gefährten du beneiden,
Die früher ihr Geschick ereilte dort.“ —
Nicht also, — mich, es will nur mich vermeiden!
Der Vögel Eier reichen hin allein,
Mein Leben zu verlängern und mein Leiden.
Selbander leb' ich so mit meiner Pein,
Und kratze mit den scharfen Muschelscherben
Auf diesen mehr als ich geduld'gen Stein:
„Ich bin noch ohne Hoffnung, bald zu sterben.“ —

3. Die andere Schiefertafel.

Ich saß vor Sonnenaufgang an dem Strande;
Das Sternenkreuz verkündete den Tag,
Sich neigend zu des Horizontes Rande.
Und noch gehüllt in tiefes Dunkel lag
Vor mir der Osten; leuchtend nur entrollte
Zu meinen Füßen sich der Wellenschlag.
Mir war, als ob die Nacht nicht enden wollte;
Mein starrer Blick lag auf des Meeres Saum,
Wo bald die Sonne sich erheben sollte.
Die Vögel auf den Nestern, wie im Traum,
Erhoben ihre Stimmen; blaß und blasser
Erlosch der Schimmer in der Brandung Schaum;
Es sonderte die Luft sich von dem Wasser;
In tiefem Blau verschwand der Sterne Chor:
Ich kniet' in Andacht, und mein Aug' ward nasser.
Nun trat die Pracht der Sonne selbst hervor,
Die Freude noch in wunde Herzen senkt,
Ich richtete zu ihr den Blick empor.
Ein Schiff, ein Schiff! mit vollen Segeln lenkt
Es herwärts seinen Lauf, mit vollem Winde:
Noch lebt ein Gott, der meines Elends denkt!
O Gott der Liebe, ja du strafst gelinde!
Kaum hab' ich dir gebeichtet meine Reu':
Erbarmen übst du schon an deinem Kinde;
Du öffnest mir das Grab und führst auf's neu'
Zu Menschen mich, sie an mein Herz zu drücken,
Zu leben und zu lieben warm und treu.

Und oben, von der Klippe höchstem Rücken
Betrachtend scharf das Fahrzeug, ward ich bleich;
Noch mußte mir bemerkt zu werden glücken.
Es wuchs das hergetrag'ne Schiff, zugleich
Die Angst in meinem Busen namenlos:
Es galt des Fernrohr's möglichen Bereich. [12]
Nicht Rauch! nicht Flaggentuch! so bar und bloß,
Die Arme nur vermögend auszubreiten!
Du kennst, barmherz'ger Gott, du fühlst mein Loos!
Und ruhig sah ich her das Fahrzeug gleiten
Mit windgeschwellten Segeln auf den Wogen,
Und schwinden zwischen ihm und mir die Weiten.
Und jetzt! — es hat mein Ohr mich nicht betrogen:
Des Meisters Pfeife [13] war's, vom Wind getragen,
Die wohl ich gier'gen Durstes eingesogen.
Wie wirst du erst, den seit so langen Tagen
Entbehrt ich habe, wonnereicher Laut
Der Menschenred', an's alte Herz mir schlagen!
Sie haben mich, die Klippe doch erschaut,
Sie rücken an die Segel, im Begriff
Den Lauf zu ändern. — Gott, dem ich vertraut! —
Nach Süden? — — wohl! sie müssen ja das Riff
Umfahren, fern sich halten von der Brandung.
O gleite sicher, hoffnungschweres Schiff!
Jetzt wär' es an der Zeit! o meine Ahndung!
Blickt her! blickt her! legt bei! setzt aus das Boot!
Dort unterm Winde, dort versucht die Landung! —
Und ruhig vorwärts strebend ward das Boot [14]
Nicht ausgesetzt, nicht ließ es ab zu gleiten;

---

[12] Es kam darauf an, ob das Fernrohr des Schiffes so weit trug. So vortrefflich die Fassung von Z. 195, 196 ist: so unpoetisch ist Z. 197 ausgedrückt. „Bereich, möglich, es galt" sind jedes für sich sehr allgemeine Ausdrücke, in ihrer Verbindung verschwindet alle besondere Auffassung. Der ganzen Lage des Schauenden und Sprechenden zufolge müßte überhaupt hier ein Fragesatz stehen: „Wird auch ihr Fernrohr mich erreichen?" — [13] Dies Wort steht hier als Abstrakt für Pfeifen oder Pfiff, wie aus Z. 207 hervorgeht. Hierbei ist zu bemerken, daß man in Obersachsen (also vielleicht auch in Berlin) von jedem einfachen Verbum eine weibliche Kernform bildet mit abstrakter Bedeutung der Art und Weise. Man sagt: die Gehe, Laufe, Lache, Weine, Rieche, Sehe, Schmecke, Höre u. s. f., und so bedeutet Pfeife auch hier vorerst die Art des Pfeifens (eine lustige Pfeife), dann erst das Werkzeug. So läßt sich auch Schwelle in Z. 128 erklären. — Freilich kann man den Zusammenhang in Z. 205, 206 so denken: „Des Meisters Pfeife war's, deren Schall ich einsog," also elliptisch. — [14] Undeutsche Wendung; denn vorwärtsstrebend geht auf's Schiff: „Indem das Schiff ruhig vorwärts strebte, ward das Boot" 2c.

Es wußt' gefühllos nichts von meiner Noth.
Und ruhig sah ich hin das Fahrzeug gleiten
Mit windgeschwellten Segeln auf den Wogen,
Und wachsen zwischen ihm und mir die Weiten.
Und als es meinem Blicke sich entzogen,
Der's noch im leeren Blau vergebens sucht,
Und ich verhöhnt mich wußte und belogen:
Da hab' ich meinem Gott und mir geflucht,[15]
Und an den Felsen meine Stirne schlagend,
Gewüthet sinnverwirret und verrucht.
Drei Tag' und Nächte lag ich so verzagend,
Wie einer, den der Wahnsinn hat gebunden,
Im grimmen Zorn am eignen Herzen nagend;
Und hab' am dritten Thränen erst gefunden,
Und endlich es vermocht, mich aufzuraffen,
Vom allgewalt'gen Hunger überwunden,
Um meinem Leibe Nahrung zu verschaffen.

4. Die letzte Schiefertafel.

Geduld! Die Sonne steigt im Osten auf;
Sie sinkt im Westen zu des Meeres Plan;
Sie hat vollendet eines Tages Lauf.
Geduld! Nach Süden wirft auf ihrer Bahn
Sie jetzt bald wieder senkrecht meinen Schatten;
Ein Jahr ist um, es fängt ein andres an.
Geduld! Die Jahre ziehen ohn' Ermatten;
Nur grub für sie kein Kreuz mehr deine Hand,
Seit ihrer fünfzig sich gereihet hatten.
Geduld! Du harrest stumm am Meeresrand,
Und blickest starr in öde blaue Ferne,
Und lauschst dem Wellenschlag am Felsenstrand.
Geduld! Laß kreisen Sonne, Mond und Sterne,
Und Regenschauer mit der Sonnenglut
Abwechseln über dir, Geduld erlerne!
Ein Leichtes ist's, der Elemente Wuth
Im hellen Tagesscheine zu ertragen,
Bei regem Augenlicht und wachem Muth.
Allein der Schlaf, darin uns Träume plagen,
Und mehr die schlaflos lange bange Nacht,
Darin sie aus dem Hirn hinaus sich wagen!

---

[15] Vielleicht ist der Gebrauch des Perfekts auch hier nur Nachlässigkeit und Willkür, durch den Reim hervorgelockt; streng grammatisch genommen kann man auch gar nicht sagen: „Als ich mich belogen sah: habe ich geflucht." Allein gerade diese Abweichung vom Richtigen macht hier eine schöne, wahre Wirkung. Das Perfekt giebt die gemischte Auffassung: daß eine Handlung vergangen, ihre Wirkung aber gegenwärtig sei; und so

Sie halten grausig neben uns die Wacht
Und reden Worte, welche Wahnsinn locken —
Hinweg! hinweg! wer gab euch solche Macht?
Was schüttelst du im Winde deine Locken?
Ich kenne dich, du rascher, wilder Knabe!
Ich seh' dich an, und meine Pulse stocken.
Du bist ich selbst, wie ich gestrebet habe
In meiner Hoffnung Wahn von grauen Jahren;
Ich bin du selbst, das Bild auf deinem Grabe.
Was sprichst du noch vom Schönen, Guten, Wahren,
Von Lieb' und Haß, von Thatendurst? du Thor!
Sieh' her, ich bin, was deine Träume waren!
Und führest wiederum mir diese[16] vor?
Laß ab, o Weib, ich habe längst verzichtet!
Du hauchst aus Aschen noch die Glut empor!
Nicht so den süßen Blick auf mich gerichtet!
Das Licht der Augen und der Stimme Laut,
Es hat der Tod ja alles schon vernichtet!
Aus deinem hohlen, morschen Schädel schaut
Kein solcher Himmel mehr voll Seligkeit;
Versunken ist die Welt, der ich vertraut!
Ich habe nur die allgewalt'ge Zeit
Auf diesem öden Felsen überragt
In grausenhafter Abgeschiedenheit.
Was, Bilder ihr des Lebens, widersagt[17]
Ihr dem, der schon den Todten angehöret?
Zerfließet in das Nichts zurück, es tagt!
Steig' auf, o Sonne, deren Schein beschwöret
Zur Ruh' den Aufruhr dieser Nachtgenossen,
Und ende du den Kampf, der mich zerstöret! —
Sie bricht hervor, und jene sind zerflossen. —
Ich bin mit mir allein und halte wieder
Die Kinder meines Hirn's in mir verschlossen.
O tragt noch heut', ihr altersstarren Glieder,
Mich dort hinunter, wo die Nester liegen;
Ich lege bald zur letzten Rast euch nieder.
Verwehrt ihr, meinem Willen euch zu schmiegen,
Wo machtlos inn're Qualen sich erprobt,
Wird endlich, endlich doch der Hunger siegen
Es hat der Sturm im Herzen ausgetobt,

---

läge in dem Perfekt hier die Auffassung, daß jenes Fluchen und Wüthen ihm jetzt noch als etwas Grauenvolles gegenwärtig sei. — [16] Die Geliebte. — [17] Widersagen wird sonst eher im Sinne von versagen, widersprechen oder auch widerstehen gebraucht; hier aber bedeutet es: Fehde ankündigen, Krieg ansagen.

Und hier, wo ich gelitten und gerungen,
Hier hab' ich auszuathmen auch gelobt.
Laß, Herr, durch [16] den ich selber mich bezwungen,
Nicht Schiff und Menschen diesen Stein erreichen,
Bevor mein letzter Klagelaut erklungen.
Laß klanglos mich und friedsam hier erbleichen;
Was frommte mir annoch in später Stunde,
Zu wandeln, eine Leiche über Leichen?
Sie schlummern in der Erde kühlem Grunde,
Die meinen Eintritt in die Welt begrüßt,
Und längst verschollen ist von mir die Kunde.
Ich habe, Herr, gelitten und gebüßt, —
Doch fremd zu wallen in der Heimat — nein!
Durch Wermuth wird das Bittre nicht versüßt.
Laß weltverlassen sterben mich allein,
Und nur auf deine Gnade noch vertrauen;
Von deinem Himmel wird auf mein Gebein
Das Sternbild deines Kreuzes niederschauen!

[16] Durch dessen Hülfe.

Ueber das Eiland Salas y Gomez berichtet Chamisso selbst in seinen Bemerkungen und Ansichten [1] folgendes: „Die Insel Salas y Gomez ist eine bloße Klippe, die nackt und niedrig aus den Wellen hervortaucht; sie erhebt sich sattelförmig gegen beide Enden, wo die Gebirgsart an dem Tage liegt, indem die Mitte anscheinlich mit Geschieben überstreut ist. Sie gehört nicht zu den Korallenriffen, die nur weiter im Westen vorzukommen beginnen. Vermuthen lassen sich Zusammenhang und gleiche Natur mit dem hohen vulkanischen Lande der nahegelegenen Osterinsel. Noch sind keine Anfänge einer künftigen Vegetation darauf bemerkbar. Sie dient unzähligen Wasservögeln zum Aufenthalt, die solche kahle Felsen begrünten, obgleich unbewohnten Inseln vorzuziehen scheinen, da mit den Pflanzen sich die Insekten auch einstellen und die Ameisen, die besonders ihre Brut befährden. — Man soll bei Salas y Gomez Trümmer eines gescheiterten Schiffes wahrgenommen haben; wir späheten umsonst nach demselben. Man schaudert, sich den möglichen Fall vorzustellen, daß ein menschliches Wesen lebend darauf verschlagen werden könnte; denn die Eier der Wasservögel möchten sein verlassenes Dasein zwischen Meer und Himmel auf diesem kahlen sonnenverbrannten Steingestell nur allzusehr zu verlängern hingereicht haben." —

[1] Bemerkungen und Ansichten auf einer Reise um die Welt. Berl. 1819. Jetzt der zweite Band von Chamisso's Werken.

Obgleich also der Dichter die Begebenheit als ein Selbsterlebtes erzählt, so ist doch alles reine Erfindung; der Rurik landete nicht einmal an dem Eilande an; Chamisso hat es also nicht bestiegen, sondern bloß vom Schiffe aus gesehen. Der erste Keim des Inhaltes liegt demnach in dem obigen: „Man soll" — und in dem darauf folgenden: „Man schaudert." — Schauderte der Dichter nun selbst vor der Vorstellung eines möglichen Falles und unternahm er es später (das Gedicht entstand im Jahr 1829) doch, den Fall als einen wirklichen darzustellen, so ist der Schluß natürlich ganz gerecht: Er habe durch diese Dichtung Schauder erregen wollen. Eine solche Absicht wäre durchaus nicht unpoetisch, da das Schauderhafte so gut als das Tragische und das Possenhafte zu den dichterischen Elementen gehört; nur müßte demselben ein versöhnendes Element zur Seite stehen, wodurch es gemildert und seine Natur ganz verändert würde. Sehen wir, was einer der gründlichsten Beurtheiler Chamisso's, ein persönlicher Freund desselben, Wilhelm Neumann[2], über dieses Gedicht sagt:

„Es liegt in dem Weltlauf, vom sittlichen Standpunkte aus betrachtet, ein herbes, bitteres, Verzweiflung erregendes Element, das in einzelnen Ereignissen besonders scharf und gleichsam concentriert hervortritt. Wählt der Dichter dies zum Gegenstande seiner Darstellung, so tritt er gleichsam als Priester der Nemesis auf, was allerdings auch seines Amtes ist. In den früher von uns bezeichneten Dichtungen Chamisso's[3] zeigt sich jenes herbe Element in den Verirrungen des Menschengeistes; aber immer läßt er uns darin auch die sittliche Kraft, wenn gleich unterliegend, doch kämpfend gegen die Wirkungen des Verderbens und in den härtesten Schlägen des Schicksals noch eine Spur der göttlichen Gerechtigkeit erkennen. Sie enthalten daher, mit Ausnahme jener schrecklichen Kreuzigung[4], die wir, was den Stoff betrifft, als völlig unpoetisch verurtheilen, noch immer einige lindernde Bestandtheile; auch kann der Dichter, gegen den Tadel des allzuherben Eindrucks die Wirklichkeit als Schild gebrauchend, für sich anführen, nicht er, sondern der Weltgeist selbst habe sie so und nicht anders gedichtet. „Salas y Gomez" aber ist freies Gebilde seiner eigenen Phantasie; diesen Stoff hat er mit voller Freiheit ausgebildet, dies Gedicht also giebt um so mehr den sichersten Maßstab zu seiner Beurtheilung, als er es mit Vorliebe und in Hinsicht der technischen Ausführung mit wahrer Meisterschaft behandelt hat. In einem eigenthümlichen, selbst erfundenen Stil führt er die herzzerreißende Tragödie Schritt vor Schritt mit immer gesteigerter Wirkung an uns vorüber; ja er läßt es selbst an einem Beruhigungsmittel nicht fehlen,

---

[2] W. Neumanns Schriften. Leipzig 1835. Bd. II, S. 137. — [3] Die Löwenbraut — Die Klage des Basken Etchehon — Das Mädchen von Cadix — Die Sterbende — Der Leibeigene — Don Juanito — Mateo Falcone. — [4] Das Kruzifix.

indem er uns die Leiden schon beendet zeigt, ehe er ihr furchtbares Bild vor uns aufrollt. Dennoch finden wir auch in diesem Gedicht, einem seiner ersten in dieser Gattung, und worauf sein dichterischer Ruhm zum großen Theil sich gründete, schon dieselbe Tendenz, die wir als einen Irrweg bezeichnen müssen: die Absicht, um jeden Preis zu wirken und den Gedanken, in den erregten Schmerz das Ziel der Poesie zu setzen. So ist denn das Gedicht objektiv wahr, aber einseitig; meisterhaft ausgeführt, aber sichtbar nach dem Effekt strebend; kraftvoll und ergreifend, aber herb und peinigend; einen tiefen Eindruck erzeugend, der nicht zur Wiederholung reizt. Auch offenbart sich ein Hervorheben des Aeußerlichen, der realen körperlichen Hülle des Ereignisses, während die ideale, psychische Seite zurücktritt. Die Geschichte jenes hundertjährigen Greises, der sein Leben auf einem kahlen Felsen zubringt und aushaucht, liegt ganz in seinem Innern. Welche grenzenlose Welt von Gedanken mußte durchziehen durch das Gemüth dieses modernen Prometheus, sie waren die eigentliche Substanz seiner Leiden; aber auch wie viel Heilkräftiges, Erfrischendes, Stärkendes mußte in diese Gedankenwelt gemischt sein, wenn sein Dasein sich so weit ausdehnen sollte über die Grenzen der gewöhnlichen Lebensdauer. Solches Labsal aber schließt der Dichter sorgfältig aus von seiner Darstellung; er fürchtet seine Wirkung damit zu schwächen; nur die Folter der getäuschten Hoffnung, die Pein der nächtlichen Träume läßt er uns sichtbar werden und kaum noch am Schluß einen matten Strahl des Kreuzes herüberschimmern, gleichsam als Pflichttheil für die herrschende Ansicht. Förmlich geizig ist er auf unsern Schmerz; fünfzig durch Kreuze bezeichnete Jahre reichen noch nicht hin; diese stehen gleichsam nur als Strafminimum fest; eine unbestimmte Reihe von Jahren muß ihnen noch nachfolgen, damit der Jammer um so bitterer sei, weil er in keine bestimmte Grenzen eingeschlossen ist. Was will der Dichter? Soll der Leser ängstlich den Athem anhalten vor seiner unbeschränkten Macht? Der Erfolg ist ganz anders. Die überspannte Gewaltherrschaft endet in der poetischen wie in der wirklichen Welt mit der Enttäuschung des Beherrschten. Der Leser rettet sich durch die Vorstellung der poetischen Fiktion; er wischt sich wie im Theater bei allzugroßer Rührung die verweinten Augen, verspottet, um sich zu trösten, die eigenen Thränen über ein erdichtetes Leiden, beweist sich, daß ein so endloser Jammer zu groß sei, um für möglich zu gelten, und bricht so dem mühsam geschliffenen tragischen Dolch die allzufeine Spitze ab."

So weit Neumann. Was die meisterhafte Ausführung betrifft, so muß man diese gewiß zugeben, und durch die Wahl der Terzine, die zu einer gewissen Ruhe der Darstellung zwingt, vermag der Dichter selbst da, wo der Gegenstand in der heftigsten Bewegung auftritt, die höchste epische Ruhe zu bewahren. Allein gerade diese Wirkung,

die mit der metrischen Form des Gedichts zusammenhängt, steht offenbar mit dem, was man an Chamisso so sehr tadelt, in enger Verbindung. Sobald nämlich ein Dichter den Vers wählt, fühlt er sich auch unter einer andern Gerichtsbarkeit, als wenn er in ungebundener Rede spräche; er kann manche Motive, die in prosaischer Darstellung recht gut Platz fänden, nicht mehr gebrauchen, weil sie nur für den Verstand da sind, der Vers aber schlechterdings Beziehungen auf die Einbildungskraft und das Gemüth fordert, und je schwerer dem Dichter der Vers wird, desto lieber wird er sich in dem bloßen Bereiche der Einbildungskraft halten und alle Forderungen des Verstandes abweisen. Nun wurde, wie wir schon früher bemerkten, der Versbau, und namentlich die Terzine, dem Dichter sehr schwer, um so mehr, da eigentliches Studium und bewußte Absicht ihm fehlten, so daß Fleiß und Uebung alles ersetzen mußten; mit dem Eingehen in rhythmische Behandlung steigerte sich also auch die Thätigkeit seiner Einbildungskraft ins Gewaltsame und Heftige. In seinem bekannten Märchen von Peter Schlemihl, wo der Stoff genug Anlaß zu Uebertreibungen gäbe, bleibt er nie so fest auf einem Punkte der Empfindung stehen, weil er sich in der Darstellung hier nicht so abzumühen brauchte.

Der eigenthümliche Stil in Chamisso's Terzinen hängt einerseits mit des Dichters Wesen überhaupt zusammen, anderseits aber mit der gewählten Form. Denn jede ausgeprägte Versart erfordert ihren eigenen Stil, und mit jeder neuen Form bildet sich nach und nach von selbst ein neuer Stil. So kam mit dem Hexameter und dem antiken Maße überhaupt auch eine ganz andere Sprachweise in unsere Poesie; so haben wir bei Schiller gefunden, daß diejenigen seiner Balladen, deren Zeilen bloß nach Hebungen messen, eine ganz andere Vortragsweise haben als die jambischen; so wurde der Vortrag in der Tragödie von Grund aus umgewandelt, als an die Stelle des Alexandriners die Prosa trat, und änderte wiederum, als später der fünffüßige Jambus Sitte ward. Es ist daher offenbar nicht gut gethan, wenn Versformen zu oft geändert werden, weil sich immer der Dichter nicht nur in den neuen Vers einstudieren muß, sondern auch genöthigt ist, sich erst einen Stil zu bilden, der zu dem Verse paßt. Das Charakterlose, das in gewisser Hinsicht unsere deutsche Poesie, verglichen mit der englischen und französischen, an sich trägt, rührt offenbar mit daher, daß unsere Dichter viel zu oft die Versform ändern, und sich in den allerverschiedensten Arten versuchen wollen.

Feinerer Wohlklang und vollendete Glätte fehlt dem Vortrage in Salas y Gomez übrigens auch, sowohl nach Sprache als nach Versbau. Namentlich tritt der Fehler, den wir in dem vorigen Gedichte rügten, auch hier sehr grell hervor (man vergl. z. B. die Ausgänge v. Z. 10—22); eben so machen die oft plötzlich gehäuften männlichen Reime (Z. 4—10) einen unangenehmen Eindruck.

5. Die Mutter und das Kind.

(1830.)

1. Wie ward zu solchem Jammer der stolzen Mutter Lust?
Sie weint in öder Kammer, kein Kind an ihrer Brust;
Das Kind gebettet haben sie in den schwarzen Schrein,
Und tief den Schrein vergraben, als müßt' es also sein.

2. Wie da die Erde fallend auf den versenkten Sarg
Ihn dumpf und schaurig schallend vor ihren Augen barg:
Hat Thränen sie gefunden, die nicht zu hemmen sind;
Sie weint zu allen Stunden um ihr geliebtes Kind.

3. Wann and'rer Lust und Sorgen der laute Tag bescheint,
Weilt schweigsam sie verborgen in finst'rer Klaus' und weint;
Wann and'rer Schmerzen lindert die Nacht, und alles ruht,
Vergießt sie ungehindert der Thränen bittre Fluth.

4. Wie einst sie unter Thränen die stumme Mitternacht
In hoffnungslosem Sehnen verstört herangewacht:
Sieht wunderbarer Weise das Kindlein sie sich nah'n,
Es tritt so leise, leise, es sieht sie trauernd an.

5. O Mutter, in der Erden gewinn' ich keine Rast;
Wie sollt' ich ruhig werden, wenn du geweinet hast?
Die Thräne fühl' ich rinnen zu mir ohn' Unterlaß,
Mein Hemdlein und das Linnen, sie sind davon so naß.

6. O Mutter, laß dein Lächeln hinab ins feuchte Haus
Mir laue Lüfte fächeln, dann trocknet's wieder aus;
Und scheinet deinem Kinde dein Auge wieder klar:
Umblühn es Ros' und Winde,[1] wie sonst es oben war.

7. O weine nicht! sei munter! was helfen Thränen dir?
Komm lieber doch hinunter und lege dich zu mir!
Da magst du leise kosen mit deinem Kindelein,
Du liegst auf weichen Rosen und schläfst so ruhig ein.

8. Sie hat aus süßem Munde die Warnung wohl gehört,
Sie hat von dieser Stunde zu weinen aufgehört.
Wohl bleichten ihre Wangen, doch blieb ihr Auge klar;
Sie ist hinab gegangen, wo schon ihr Liebling war.

---

[1] Der Kranz von Rosen und Winden, den es im Leben trug, und der ihm in das Grab mitgegeben wurde.

Nach dem Märchen in der Grimm'schen Sammlung: Das Todtenhemdchen. Dieses Märchen beruht auf dem Glauben, daß Thränen, dem Todten nachgeweint, auf die Leiche im Grabe fallen und die

Ruhe des Todten stören. Das altdänische Volkslied von Ritter Aage und Jungfrau Ilse, das bei Bürgers Lenore erwähnt wurde, hat ganz denselben Inhalt. Der aus dem Grabe zurückkehrende Aage spricht:

Jedmal du dich freuest, und dir dein Muth ist froh:
Da ist mein Sarg gefüllet mit Rosenblättern roth.
Jedmal du bist voll Sorgen und dir ist schwer dein Muth:
Da ist mein Sarg gefüllet ganz mit geronnen Blut.

Damit stimmt auch eine altschwedische Ballade (Sorgens Magt) überein, welche Mohnike in den Volksliedern der Schweden (Berl. 1830) unter dem Titel „die Macht des Kummers" übersetzt hat. Auch hier trauert die Braut um den hingeschiedenen Bräutigam; dieser kehrt des Nachts zurück, und die Braut begleitet ihn dann am Morgen wieder an sein Grab:

Und sie setzte sich hin nun auf sein Grab:
„Hier sitz' ich, bis Gott mich einst rufet ab."
Des Jünglings Stimm' erscholl durch die Luft:
„Klein Christel, o gehe doch weg von der Gruft!
Denn jegliche Zähr', die dem Aug' entquillt,
Macht, daß sich mein Herz mit Blut erfüllt.
Doch jegliches Glück, das dein Herz bewegt,
Den Sarg voll duftender Rosen mir legt.

Auch einem alten deutschen Volksliede liegt dieser Glaube zu Grunde.[1] Eine Wittwe hat den zweiten Mann geheirathet, weint aber stets um den ersten. Als auf dem Grabe dieses letztern der zweite seine Rosse weidet, ruft er aus der Erde herauf:

— wenn du wirst heim kommen,
Sag' ihr, sie soll mir bringen
Ein abgetrocknetes Hemde.
Das erste ist mir geworden so naß:
Was weint sie immer? was thut sie das?

Die Frau steigt zu dem ersten Manne mit dem Rocken hinab, um ihm ein neues Hemd zu spinnen, muß aber unten bleiben. Vergl. auch das Volkslied die Macht der Thränen, Bd. 1, Seite 63.

Jedenfalls gehört dieser Stoff zu den an sich poetischen. In Chamisso's Gedichte ist der Schmerz der Mutter sehr wahr und natürlich dargestellt; allein es ist ganz elegisch gehalten und wir vermissen seine scharfe Zeichnung durchaus. Hoffmann von Fallersleben hat denselben Stoff poetisch bearbeitet (das todte Kind), und sein Gedicht trägt den zu allgemeinen Charakter in noch weit höherm Grade. Die deutschen Dichter sind offenbar von der Schönheit des Gedankens zu sehr gerührt worden und behandeln den Stoff zu sentimental, während die alten Volkslieder nur die Sage gestalten, und zwar in mehr dramatischer Haltung.

[1] Meinert: Alte deutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens. Hamb. 1817.

6. Hans im Glücke.

(1831.)

1. Willst zurück zu deiner Mutter?
Hans, du bist ein braver Sohn;
Hast gedient mir treu und redlich;
Wie die Dienste, so der Lohn.
Gebe dir zu deinem Sold
Diesen Klumpen da von Gold;
Bist du mit dem Lohn zufrieden,
Hans im Glücke? —

2. Ja, zufrieden! und die Mutter,
Ja, die gute Mutter soll
Mich beloben und sich freuen;
Alle Hände bring' ich voll;
Alles, alles trifft mir ein,
Muß ein Sonntagskind wohl sein,
Und auf Glückeshaut geboren,
Hans im Glücke!

3. Und er ziehet seine Straße
Rüstig, frisch und frohgesinnt.
Doch es sticht ihn bald die Sonne,
Die zu steigen schon beginnt.
Und der Klumpen Gold ist schwer,
Drückt die Schulter gar zu sehr;
Du erliegest unterm Golde,
Hans im Glücke!

4. Kommt ein Reiter ihm entgegen; —
Schimmel! ei, du muntres Thier!
Aber schleppen muß ich, schleppen
Den verwünschten Klumpen hier;
So ein Reiter hat es gut,
Weiß nicht, wie das Schleppen thut;
Hätt' ich diesen Schimmel, wär' ich
Hans im Glücke. —

5. Lümmel, sage mir, was ist es,
Was du da zu schleppen hast? —
Nichts als Gold, mein werther Ritter!
Gold?! Und mich erdrückt die Last! —
Nimm dafür den Schimmel! — Top!
Und so reit' ich, Hop hop hop!
Trabe, Schimmel! trabe, Schimmel!
Hans im Glücke.

6. Hop hop hop! der dumme Teufel
Schwitzt nun unter meinem Schatz!
Hop hop! Hop hop! Sachte, Schimmel!
Pfui dich! — Plautz! ein Seitensatz!
Und er lieget da zum Spott,
Danket aber seinem Gott,
Daß er nicht den Hals gebrochen,
Hans im Glücke.

7. Kommt ein Bauer, treibt gemächlich
Vor sich hin ein magres Rind. —
Halt den Schimmel! Halt den Schimmel!
Schreit ihn an das Glückeskind.
Ja, es lief sehr glücklich ab!
Aber hart ist doch der Trab,
Und ich will nicht wieder reiten,
Hans im Glücke!

8. Eine Kuh giebt Milch und Butter,
Der Besitzer hat's nicht schlecht. —
Wollt ihr mit den Thieren tauschen?
Mir ist schon der Schimmel recht. —
Mit den Thieren tauschen? Top!
Trabe, Bauer, hop hop hop!
Selig, überselig preist sich
Hans im Glücke.

9. Erst den Dienst, und dann die Bürde,
Wieder nun den Schimmel los!
Immer besser! immer besser!
Nein, mein Glück ist allzugroß;
Und im heißen Sonnenschein
Findet bald der Durst sich ein:
Hast ja deine Kuh zu melken,
Hans im Glücke! —

10. Melken also. Er versucht es;
Nicht gedeiht es ganz und gar,
Weil er melken nicht gelernt hat,
Und die Kuh ein Ochse war.
Und er stößt und wehret sich:
Prr! Prr! Ruhig! Denkst du mich,
Wilde Bestie, todt zu schlagen?
Hans im Glücke. —

11. Und des Weges zog ein Metzger,
Der ein Schwein zur Metzig trieb:
Esel, bleibe von dem Ochsen,
Hast du deine Knochen lieb!

Von dem Ochsen?! — Tritt zurück! —
Ist's ein Ochse? Welch ein Glück!
Ich erfahr' es noch bei Zeiten,
Hans im Glücke!

12. Aber ach! die Milch? die Butter?
Nun, der wird zu schlachten sein.
Aber Schweinefleisch ist besser,
Und ich lobe mir das Schwein!
Schweinebraten, Rippenspeer, [1]
Speck und Schinken; ja noch mehr,
Frische Wurst und Metzelsuppe!
Hans im Glücke!

13. Dieses alles kannst du haben,
Gieb dafür den Ochsen hin!
Willst du tauschen? — Herzlich gerne!
Ja, der Handel ist Gewinn!
Auf, mein Schweinchen! Trabe du
Lustig unserm Dorfe zu!
Ja, die Mutter wird mich loben,
Hans im Glücke!

14. Und es hat ein loser Bube
Bei dem Handel ihn belauscht,
Hätte gern auf gute Weise
Sich von ihm das Schwein ertauscht;
Kommt daher mit einer Gans,
Schaut das Schwein an, dann den Hans:
Hast du selbst das Schwein gestohlen,
Hans im Glücke? —

15. Schwein gestohlen?! — Wie denn anders!
Ja, das ist gestohlnes Gut!
Sei du mir im nächsten Dorfe
Vor dem Schulzen auf der Hut!
Auf der Inquisitenbank
Dort im Amthaus .... — Gott sei Dank!
Das erfahr' ich noch bei Zeiten,
Hans im Glücke! —

16. Nun, dir wäre schon zu helfen,
Mach' ich doch mir nichts daraus.
Gieb das Schwein und nimm den Vogel! [2]
Ich gehöre hier zu Haus,

[1] Niedersächs. Ausdruck für gebratenes Rippenstück, Schweins-Cotelet. — [2] Im Munde des Bauern nimmt es sich sonderbar aus, daß dieser die Gans einen Vogel nennt; denn vom Hausgeflügel braucht man durchaus nicht den Ausdruck Vogel.

Weiß die Schliche durch den Wald;
Man ertappt mich nicht so bald. —
Ei! Schon wieder außer Sorgen,
Hans im Glücke!

17. Freuen wird sich doch die Mutter!
Eine Gans ist gar kein Hund,
Und nach gutem Gänsebraten
Wässert lange mir der Mund.
Und das edle Gänsefett!
Und die Daunen für das Bett!
Ei, wie wirst du darauf schlafen,
Hans im Glücke!

18. Nicht das Beste zu vergessen,
Auch der Federkiele viel!
Nichts ist mächtiger auf Erden,
Als ein solcher Gänsekiel,
Wenn der Kantor Wahres spricht;
Aber schreiben kannst du nicht;
Hättest schreiben du gelernt,
Hans im Glücke! —

19. Und ein lust'ger Scherenschleifer
Kam daher die Straß' entlang,
Machte Halt mit seinem Karren,
Rieb die Hände sich und sang:
Geld im Sack und nimmer Noth!
Meine Kunst ist sichres Brot. —
Könnt' ich diese Kunst, so wär' ich
Hans im Glücke! —

20. Kerl, wo hast du diese Gans her! —
Hab' getauscht sie für mein Schwein. —
Und dein Schwein? — Für meinen Ochsen. —
Diesen? — Für den Schimmel mein. —
Und den Schimmel? — Für mein Gold. —
Gold?! — Ja, meiner Dienste Sold. —
Blitz! Du hast dich stets gebessert,
Hans im Glücke!

21. Aber Eins mußt du bedenken:
Eine Gans ist bald verzehrt.
Mußt auf eine Kunst dich legen,
Die ein sichres Brot gewährt. —
Meister, ja, das mein' ich auch:
Lehrt mich Scherenschleifer-Brauch!
Bin ich Scherenschleifer, bin ich
Hans im Glücke. —

22. Willst dafür die Gans mir geben? —
Ja! Es lohnet wohl der Kauf. —
Zwei der Steine, die da lagen,
Hebt der Schalk vom Boden auf,
Wohlgerundet, glatt und rein,
Nicht zu groß und nicht zu klein:
Wirst ein tücht'ger Scherenschleifer,
Hans im Glücke;

23. Her die Gans, und nimm die Steine!
Trage sie im Arme, so!
Auf dem klopfst du, auf dem schleifst du,
Und das ist das A und O.
Geld im Sack und nimmer Noth!
Deine Kunst ist sichres Brot;
Alles andre wird sich finden,
Hans im Glücke!

24. Und er nimmt mit Gans und Karren
Schnell den nächsten Seitensteg.
Hans mit seinen Steinen ziehet
Jubilirend seinen Weg:
Alles, alles trifft mir ein,
Muß ein Sonntagskind wohl sein,
Und auf Glückeshaut geboren,[3]
Hans im Glücke!

25. Aber späte war's geworden,
Fern das Dorf, und Essenszeit;
Nichts gegessen, nichts getrunken,
Hunger, Durst und Müdigkeit;
Und die Steine waren schwer,
Drückten, wie das Gold, auch sehr:
Holte die der Teufel, wär' ich
Hans im Glücke! —

26. Dort am Brunnen will er trinken,
Setzt, wie ein bedächt'ger Mann,
Auf den Rand die Steine nieder,
Schaut sich um und stößt daran.

---

[3] In Grimms Märchen: „Ich muß in einer Glückshaut geboren sein; alles was ich wünsche, trifft mir ein, wie einem Sonntagskind." Ueber diese Glückshaut berichten die Anmerkungen zu Nro. 29 (der Teufel mit den drei goldnen Haaren) der Grimmschen Sammlung: Kinder werden in (nicht auf) einer Glückshaut geboren; man glaubt, daß ein Geist darin wohne, der durchs ganze Leben das Kind begleite, daher die Glückshaut sorgfältig bewahrt und versteckt wird.

Plump! sie liegen in dem Grund,
Und er lacht den Bauch sich rund:
Auch der Wunsch ist eingetroffen,
Hans im Glücke!

27. Zu der Mutter, ruft er freudig,
Zu der Mutter, leicht zu Fuß!
Sollst mich loben! Sollst dich freuen!
Bringe Glücksüberfluß.
Alles, alles trifft mir ein,
Muß ein Sonntagskind wohl sein,
Und auf Glückeshaut geboren,
Hans im Glücke!

Nach dem Märchen in der Sammlung der Brüder Grimm. Die Behandlungsweise ist fast ganz dramatisch durch die glückliche Anwendung des Kehrreims, der hier dieselbe Geltung hat, wie in: Die Sonne bringt es an den Tag. Dort tritt aber das lyrische Element stark hervor.

In den Norwegischen Volksmärchen, ges. v. P. Asbjörnsen und Jörgen Moe, deutsch v. Bresemann, Berlin, 1847. 2 Bde. 8. befindet sich Bd. 1. S. 121 dasselbe Märchen unter dem Titel: Gudbrand vom Berge. Es kömmt hier aber ein ganz neues Motiv dazu. Gudbrand lebt mit seiner Frau so zufrieden und verträglich, daß alles, was der Mann thut, der Frau wohlgethan däucht. Sie haben ein Stück Ackerland, 100 Thaler in der Kiste und zwei Kühe im Stalle. Eines Tages nun sagt die Frau: „Wir sollten die eine Kuh verkaufen, einmal, damit wir doch auch wie andere Leute ein Paar Schillinge unter den Händen haben (denn die 100 Thaler müssen ja in der Kiste liegen) und dann, weil eine Kuh weniger zu thun giebt als zwei.“ — G. führt die Kuh zur Stadt, findet aber keinen Käufer. Auf dem Rückwege vertauscht er sie gegen ein Pferd, dieses gegen ein Schwein, dieses gegen eine Ziege, diese gegen ein Schaf, dieses gegen eine Gans, diese gegen einen Hahn. Jetzt ist er hungrig, verkauft den Hahn um 3 Groschen und läßt sich dafür zu essen geben. Darauf setzt er seinen Weg nach Hause fort, bis er zu dem Gehöfte seines nächsten Nachbarn kommt; da kehrt er ein. — „Nun, wie ist es dir in der Stadt gegangen?“ fragten die Leute ihn. — „O, das ist nun so so gegangen,“ sagte Gudbrand, „ich kann mein Glück eben nicht loben und auch nicht verachten!“ — Und damit erzählte er ihnen, wie sich alles zugetragen hatte, vom Anfang bis zu Ende. „Na, da wirst du aber nicht schön empfangen werden von deiner Frau, wenn du nach Hause kömmst;“ sagte der Mann von dem Gehöfte. „Gott steh dir bei! Ich möchte nicht in deiner Haut stecken.“ — „Mir däucht, es könnte weit schlimmer gegangen sein,“ sagte G.; „sei es aber nun übel oder gut gegangen,

so habe ich doch eine so gute Frau, die mir nie Vorwürfe macht, wie ich es auch immer anfange." — „Ja, das mag wahr sein," sagte der Mann; „aber ich glaub's darum doch nicht." — „Wollen wir wetten!" versetzte G.; „ich habe 100 Thlr. in der Kiste liegen. Hast du eben so viel dagegen?" — „Topp!" rief der Nachbar, und als es anfieng zu dämmern, begaben sich beide zu Gutbrands Gehöft. Hier blieb der Nachbar draußen vor der Thüre stehen, um zu horchen, während G. hineingieng zu seiner Frau und mit ihr sprach. „Guten Abend!" sagte die Frau, „na, Gottlob, bist du wieder da?" — Nun fragte die Frau, wie's ihm denn gegangen wäre in der Stadt. — „Ach, so so!" antwortete G., „ich kann mein Glück eben nicht sonderlich rühmen. Als ich zur Stadt kam, war da niemand, der mir die Kuh abkaufen wollte; darum vertauschte ich sie gegen ein Pferd." — „Ei, das muß ich dir ja Dank wissen!" sagte sie; „wir sind so brave Leute, daß wir wohl zur Kirche fahren können, eben so gut wie andere; und wenn wir Rath haben, uns ein Pferd anzuschaffen, warum sollten wir es nicht? — Geht hin, Jungens, und zieht das Pferd herein!" — „Ja," sagte G., „ich habe das Pferd doch nicht; denn als ich ein Stück Weges gegangen war, vertauschte ich es gegen ein Schwein." — „Nun," rief die Frau, „das ist doch recht, als wenn ich es selbst gethan hätte! Danke schön, lieber Mann! Nun hab' ich doch Speck im Hause, um den Leuten etwas anzubieten, die zu uns kommen. Was sollten wir auch mit dem Pferde? Die Leute würden nur sagen, wir wären so vornehm geworden, daß wir nicht mehr zur Kirche gehen könnten, wie wir sonst gethan. Geht hin, Jungens, und bringt das Schwein herein!" — „Aber ich habe das Schwein doch auch nicht," sagte G.; „denn als ich ein Ende weiter gegangen war, vertauschte ich es gegen eine Milchziege." — „Jerum, wie du alles vortrefflich machst!" rief die Frau. „Was sollte ich auch mit dem Schwein, wenn ich's recht bedenke? Die Leute würden nur sagen: Die da fressen alles auf, was sie haben. Nein, hab' ich eine Ziege, so bekomm' ich Milch und Käse, und die Ziege bleibt mir dennoch. Jungens, laßt die Ziege ein!" — „Nein, ich hab' die Ziege doch auch nicht," sagte G.; „denn als ich etwas weiter auf den Weg gekommen war, vertauschte ich die Ziege und bekam ein herrliches Schaf." — „Nein!" rief die Frau, „du hast alles gemacht, wie ich mir's nur wünschen kann, gerade als wär' ich selbst dabei gewesen. Was sollten wir auch mit der Ziege? Ich müßte dann immer hinterdrein laufen und bergan und bergab klettern. Hab' ich aber ein Schaf, so hab' ich Wolle und Kleider im Hause und Essen obendrein. Geht hin, Jungens, und bringt das Schaf herein!" — „Aber ich hab' das Schaf auch nicht mehr," sagte G.; „denn als ich etwas weiter gegangen war, vertauschte ich es gegen eine Gans." — „Ei! tausendmal schönen Dank!" — sagte die Frau — „was sollte ich wohl mit dem Schafe? Ich habe ja weder Rocken noch Spindel und frage auch nicht darnach, mich zu placken und zu

quälen und Kleider zu weben; wir können ja unsere Kleider weben, wie wir sonst gethan haben. Nun bekomm' ich doch mal Gänsefleisch zu schmausen, wonach ich schon so lange gejankt habe, und kann mir Dunen in meinen Pfülb stopfen. Geht hin, Jungens, und holt die Gans rein!" — „Ja, ich hab' die Gans aber auch nicht!" sagte G.; „denn als ich noch ein Stück Wegs gegangen, vertauschte ich sie gegen einen Hahn." — „Gott weiß, wie du auf dies verfallen bist!" rief die Frau; „es ist gerade alles, als ob ich's selbst gemacht hätte. Ein Hahn, das ist eben dasselbe, als ob du eine Wanduhr gekauft hättest; denn jeden Morgen kräht der Hahn um vier, und dann können wir zur rechten Zeit auf die Beine kommen. Was sollten wir wohl mit der Gans? Ich versteh' mich nicht darauf, Gänsefleisch zu pökeln, und meinen Pfülb kann ich mir ja mit Seegras stopfen. Geht hin, Jungens, und holt den Hahn rein!" — „Aber ich habe doch den Hahn auch nicht" — sagte G. — „denn als ich noch etwas weiter gegangen war, bekam ich einen entsetzlichen Hunger und mußte den Hahn für drei Groschen verkaufen, daß ich nur das Leben heimbrächte." — „Na, das war recht, daß du das thatest!" — rief die Frau — „wie du's auch anfängst, so machst du alles, wie ich's nur wünschen kann. Was sollten wir auch mit dem Hahn? Wir sind ja unsere eigenen Herren und können des Morgens liegen bleiben, so lange wir wollen. Na, Gott sei Lob! daß ich dich nur wieder habe; da du alles so gut machst, brauch' ich weder Hahn, noch Gans, noch Schwein, noch Kuh." — Nun machte G. die Thür auf. „Hab' ich jetzt die 100 Thlr. gewonnen?" rief er, und da mußte denn der Nachbar gestehen, daß er es hätte.

---

7. Der Szekler Landtag.

(1831.)

Ich will mich für das Factum nicht verbürgen;
Ich trag' es vor, wie ich's geschrieben fand.
Schlagt die Geschichte nach von Siebenbürgen! —
Als einst der Sichel reif der Weizen stand
In der Gespannschaft Szekl, da kam ein Regen,
Wovor des Landmanns schönste Hoffnung schwand.
Es wollte nicht der böse West sich legen;
Es regnete der Regen[1] alle Tage,
Und auf dem Feld verdarb der Gottessegen.

[1] Ausdrucksweisen wie diese erklären deutlich das Wesen des sogenannten unpersönlichen Verbums. Es ist nicht dem Begriffe nach unpersönlich, weil es kein Subjekt haben könnte, sondern es steht nur unpersönlich, weil das Subjekt immer dasselbe ist und schon im Begriff des Verbums liegt: es blitzt der Blitz, es donnert der Donner, es ereignet sich ein Ereignis u. s. f.—

Gehört des Volkes laut erhobne Klage;
Gefiel es, einen Landtag auszuschreiben,
Um Rath zu halten über diese Plage.
Die Landesboten ließen sich nicht treiben:
Sie kamen gern, entschlossen, gut zu tagen, [2]
Und Satzungen und Bräuchen treu zu bleiben.
Da wurde denn, nach bräuchlichen Gelagen,
Der Tag eröffnet, und mit Ernst und Kraft
Der Fall vom Landesmarschall vorgetragen:
„Und nun, hochmögende Genossenschaft,
Weiß einer Rath? Wer ist es, der zur Stunde
Die Ernte trocken in die Scheune schafft?“ —
Es herrschte tiefes Schweigen in der Runde;
Doch nahm zuletzt das Wort ein würd'ger Greise [3]
Und sprach gewichtig mit beredtem Munde:
„Der Fall ist ernst! Mit nichten wär' es weise,
Mit übereiltem Rathschluß einzugreifen;
Wir handeln nicht unüberlegter Weise.
Drum ist mein Antrag, ohne weit zu schweifen:
Laßt uns auf nächsten Samstag uns vertagen!
Die Zeit bringt Rath; sie wird die Sache reifen.“
Beschlossen ward, worauf er angetragen.
Die Frist verstrich bei ew'gen Regenschauern,
Hinbrüten drauf [4] und bräuchlichen Gelagen.
Der Samstag kam und sah dieselben Mauern
Umfassen noch des Landes Rath und Hort, [5]
Und sah den leid'gen Regen ewig dauern.
Der Landesmarschall sprach ein ernstes Wort:
„Hochmögende, nun thut nach eurer Pflicht!
Ihr seht, der Regen regnet ewig fort.

So sagen wir ja auch: es reitet auf der Gasse — (nämlich ein Reiter); es flimmt und flammt rund um ihn her — (die Flamme). Dem Dichter ist es nun gestattet, das, was sonst die Sprache für überflüssig hält, doch zu setzen, und er hebt dadurch den Begriff (hier das Lästige, Unbehagliche) desto schärfer hervor. — [2] Tag bedeutet: 1) Licht; 2) Zeit des Lichtes, d. h. während die Sonne scheint; 3) diese Zeit und die dazu gehörige Nacht; 4) festgesetzte Frist zu einer Verhandlung. Diese vier Bedeutungen erscheinen in den vier Verbindungen: 1) zu Tag fahren (bergmännisch), an den Tag kommen; 2) am Tage, bei Tage; 3) sieben Tage; 4) heutzutag, Tagherr, Tag geben (schweizerisch). Mit der vierten Bedeutung hängt nun das Verbum tagen zusammen: einen Tag zur Verhandlung bestimmen, verhandeln (mit dem Begriff persönlicher, mündlicher Besprechung), rathschlagen. — [3] Die beiden Formen Greis (des Greises — stark) und Greise (des Greises — schwach) erscheinen schon im Mittelalter; ursprünglich ist greis Adjektiv und bedeutet grau. — [4] Auf den Regen, wie derselbe zu bändigen. — [5] Hort bedeutet Schutz, aber in doppelter Beziehung, erstens als Objekt (das Geschützte, Verwahrte, der Schatz), zweitens als Subjekt (der Beschützer, Schutzherr).

Wer ist es, der das Wort der Weisheit spricht?
Wer bringt in unsers Sinnens düstre Nacht
Das lang erwartete, begehrte Licht?
Zur That! ihr habt erwogen und bedacht.
Ich wende mich zuerst an diesen Alten,
Deß Scharfsinn einmal schon uns Trost gebracht.
Ehrwürd'ger Greis, laß deine Weisheit walten!" —
Der stand und sprach: „Ich bin ein alter Mann;
Ich will euch meinen Rath nicht vorenthalten.
Wir sehn es vierzehn Tage noch mit an,
Und hat der Regen dann nicht aufgehört:
Gut! regn' es denn, so lang es will und kann!" —
Er schwieg; es schwiegen, die das Wort gehört,
Noch eine Weile staunend — dann erscholl
Des Beifalls Jubel-Nachklang ungestört.
„Einstimmig, heißt es in dem Protokoll,
„Einstimmig ward der Rathschluß angenommen,
„Der nun Gesetzes Kraft behalten soll." —
So schloß ein Szekler Landtag, der zum Frommen
Des Landes Weiseres vielleicht gerathen,
Als mancher, dessen Preis auf uns gekommen.
So wie die Väter, stolz auf ihre Thaten,
Nach bräuchlichen Gelagen heimgekehrt,
Erschien die Sonne, trockneten die Saaten,
Und schwankten heim die Wagen goldbeschwert.

Es thut dem Werthe dieses vortrefflich erzählten Schwankes keinen Eintrag, daß sich bedeutende geographisch-statistische Verstöße finden; doch will ich dieselben beifügen. Siebenbürgen wird in drei Länder eingetheilt, deren jedes seine eigene Verfassung und seine Vertretung durch Landstände hat: das Land der Ungarn, das Land der Sachsen, und das Land der Szekler, d. h. Grenzwächter. Das Land der Ungarn wird, wie das Königreich Ungarn, in Gespannschaften, d. i. Grafschaften getheilt, und ganz irrthümlich nimmt der Dichter eine Gespannschaft Szekl an.

---

8. Das Riesenspielzeug.

(1831.)

1. Burg Niedeck ist im Elsaß der Sage wohlbekannt,
Die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand;
Sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüst und leer,
Du fragest nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

2. Einst kam das Riesenfräulein aus jener Burg hervor,
Ergieng sich sonder Wartung und spielend vor dem Thor,
Und stieg hinab den Abhang bis in das Thal hinein,
Neugierig, zu erkunden, wie's unten möchte sein.

3. Mit wen'gen raschen Schritten durchkreuzte sie den Wald,
Erreichte gegen Haslach das Land der Menschen bald,
Und Städte dort und Dörfer und das bestellte Feld
Erschienen ihren Augen gar eine fremde Welt.

4. Wie jetzt zu ihren Füßen sie spähend niederschaut,
Bemerkt sie einen Bauer, der seinen Acker baut;
Es kriecht das kleine Wesen einher so sonderbar,
Es glitzert in der Sonne der Pflug so blank und klar.

5. „Ei! artig Spielding!" ruft sie; „das nehm' ich mit nach Haus."
Sie kniet nieder, spreitet behend ihr Tüchlein aus,
Und feget mit den Händen, was da sich alles regt,
Zu Haufen in das Tüchlein, das sie zusammen schlägt.

6. Und eilt mit freud'gen Sprüngen, man weiß, wie Kinder sind,
Zur Burg hinan und suchet den Vater auf geschwind:
„Ei! Vater, lieber Vater, ein Spielding wunderschön!
So Allerliebstes sah ich noch nie auf unsern Höh'n."

7. Der Alte saß am Tische und trank den kühlen Wein,
Er schaut sie an behaglich, er fragt das Töchterlein:
„Was Zappeliches bringst du in deinem Tuch herbei?
Du hüpfest ja vor Freuden; laß sehen, was es sei!"

8. Sie spreitet aus das Tüchlein und fängt behutsam an,
Den Bauer aufzustellen, den Pflug und das Gespann;
Wie alles auf dem Tische sie zierlich aufgebaut,
So klatscht sie in die Hände und springt und jubelt laut.

9. Der Alte wird gar ernsthaft und wiegt sein Haupt und spricht:
„Was hast du angerichtet? Das ist kein Spielzeug nicht;
Wo du es hergenommen, da trag' es wieder hin,
Der Bauer ist kein Spielzeug. Was kommt dir in den Sinn!

10. Sollst gleich und ohne Murren erfüllen mein Gebot!
Denn, wäre nicht der Bauer, so hättest du kein Brot;
Es sprießt der Stamm der Riesen aus Bauernmark hervor;
Der Bauer ist kein Spielzeug; da sei uns Gott davor!"

11. Burg Niedeck ist im Elsaß der Sage wohlbekannt,
Die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand.
Sie selbst ist nun zerfallen, die Stätte wüst und leer,
Und fragst du nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

Nach den deutschen Sagen der Brüder Grimm, Bd. 1. Nr. 17.

Es giebt Sagenstoffe, die immer und immer wieder von Dichtern bearbeitet werden, ohne daß man eigentlich einsähe, welcher poetische Gehalt, der ja ganz verschieden ist vom bloßen Sagengehalt, eigentlich in denselben läge. Hier müßte und sollte das Poetische erst durch die Behandlung hineingebracht werden. Dahin gehört auch das Riesenspielzeug. Chamisso ist hier dem Berichte seiner Quelle treu gefolgt, aber offenbar zum Nachtheil der Dichtung. Es lassen sich zwei Arten denken, wie die Sage poetisch anziehender erzählt werden könnte. Zuerst durch eine bestimmtere, individuellere Zeichnung aller vorkommenden Personen, wodurch dann von selbst eine bestimmtere Färbung hineinkäme, während die Sage von Chamisso eigentlich ganz farblos erzählt ist, weder einen satyrisch-komischen, noch einen erhabenen Charakter trägt.

Wie ich dies meine, wird am besten sich zeigen, wenn ich zwei andere Bearbeitungen derselben Sage beifüge, die erste von Karl Streckfuß, die zweite von Charlotte Engelhardt, geborne Schweighäuser (welche übrigens die eigentliche Auffinderin der Sage ist, wie wenigstens Stöber in seinen Alsabildern darthut). Das Gedicht der Frau Engelhardt erhält schon durch den Gebrauch der Elsaßer Mundart seine eigenthümliche Färbung.

1. Riesenkind.

Im Waldschloß, dort am Wasserfall
Sinn d'Ritter Risse gsinn;
A mol kummts Fräule rab ins Thal
Unn geht spaziere drinn.
Sie dut bis schier nach Haslach gehn.
Vorm Wald im Ackerfeld
Do bleibt sie voll Verwundrung stehn
Unn sieht, wie's Feld wurd bstellt.
Sie luejt dem Ding e Weil so zue,
Der Pflui, die Ros, die Lytt
Sinn ebes neus: sie geht derzue
Unn denkt: die nimm i mit.
Duo hurt[1] sie an die Bodde hin
Unn spreit ihr Fürti uß.
Fangt Alles mit der Hand, duts nün
Unn laust gar froh nach Hus.
Dort wo der Berj jetzt isch so gäh,
Daß merr nur miessam steit in d'Heh,
Springt sie da Waldwej nuff ganz frisch
Unn brucht nur eine Schritt.
Der Ritter sitzt just noch am Disch:
„Min Kind, was brinste mit?
D' Freud luejt der zu de Auje 'nuß;
Se kram nur gschwind din Fürti uß;
Was hesch so Zawelichs drin?" —
O Vatter, Spieldings gar ze nett,
I ha noch nie ebs Schöns so ghett!
Un stelltem Alles hin.
Unn uff de Disch stellt sie de Pflui,
Die Buure hin unn ihri Ros,
Lauft drum 'erum unn lacht derzu;
Ihr Freud isch gar ze groß.
„Ja Kind, diß isch ken Spieldings nitt,
Do hesch ebbs Schöns gemacht,"
Sat druff der Ritter glich unn lacht,
„Geh, nimms nur widder mit!
Die Bure sorje uns für Brot,
Sunsch wäre mir in großer Noth;
Drah Alles widder furt!" —
S' Fräule grinnt, der Vater schilt:
„E Buur mir nitt als Spieldings gilt,
I lüd nit, daß me murrt!
Pack Alles sachte wieder ün
Unn drahs ans nemli Plätzel hin,
Wo das genumme hest.
Baut nit der Buur sin Ackerfeld,
Se fehlts bi uns an Brot und Geld
In unserm Felsenneſt."

[1] Huren: kauern.

2. Das Riesenkind.

War einst ein Riesenkindlein, zwölf Jahr alt, ziemlich klein,
Vier Spannen lang das Mündlein, kaum drei die Aeuglein,
Sieben Spannen lang die Nase, sehr wohl proportioniert,
Von der Fee, ihrer alten Base, mit Schönheit hoch geziert.

Der Leib verhältnismäßig; sehr artig war's dazu.
Auch war es nicht gefräßig; zwei Schaf und eine Kuh,
Die gnügten zu einem Mahle; dazu ihr in's Becherlein
Goß aus dem großen Pokale Ihr Vater ein'n Eimer Wein.

Das Mädchen war gütig und billig, wie stets die Großen sind,
Wenn auch ein wenig muthwillig, war ja ein vornehm Kind;
Fuhr herum zu Wagen und Schlitten, gieng auch mit schwebendem Gang
Durch's Feld spazieren, mit Schritten, an fünfzehn Klafter lang.

Einst gieng die liebe Kleine weit fort mit lustigem Sinn,
Und fühlte müde die Beine und streckt am Hügel sich hin,
Bedeckt einen ganzen Morgen vom schönsten Waizenfeld
Und ruht ohne alle Sorgen, hatt' Alles wohl bestellt.

Und sieh, da kam ein Bauer herbei mit Pflug und Gaul
Und sperrte vor Graus und Schauer weit auf Nase, Aug' und Maul,
Wie er das Kindlein erblickte, das unserm armen Zwerg
Das Waizenfeld zerdrückte, hoch wie ein ziemlicher Berg.

Die Kleine horcht, was leise dort unten sich knisternd regt,
Meint erst, es wären Mäuse, lauscht still und unbewegt.
Erkennt dann die niedlichen Dinger und faßt sich vor Freuden kaum,
Legt zurecht zum Haschen die Finger, stark, wie ein mäßiger Baum.

Und fährt mit den zarten Händchen etwa zwei Klaftern lang
Hervor ein ziemliches Endchen, gleich wie zum Fliegenfang;
Den Gaul sammt seinem Herrn, ob beid' auch wiehern und schrein,
Und zappelnd sich wehren und sperren, streichts rasch in's Schürzchen ein.

Dann läuft sie, wie's Kinderchen machen, mit dem Fang frohlockend nach Haus
Und schüttelt mit Kichern und Lachen auf den Tisch die Dingerchen aus,
Daß beiden die Rippen knacken; da aber kneipt der Papa
Das Kind in die rosigen Backen und spricht: „Was bringst du da?" —

Ein Bäuerchen ist's und sein Pferdchen, versetzt die Kleine darauf.
Die Gliederchen sieh, die Geberdchen! Sieh nur, jetzt richtet sichs auf!
Jetzt hinkts, jetzt schreits, jetzt fällt es! O du kleiner, possierlicher Zwerg!
Ach! Väterchen, ach, mir gefällt es wie Spielzeug von Nürenberg.

Für solcherlei Scherz empfänglich lacht erst der Vater dazu,
Doch schüttelt den Kopf dann bedenklich und spricht: „du Närrchen, du!
Die Bauern, vernimm es, gehören mit den Rossen zur Arbeit in's Feld;
Man muß sie dabei nicht stören, bevor sie Alles bestellt.

Wir haben hungrige Magen und können beinah noch mehr
Als hundert Menschen vertragen. Wo aber nimmt man's her?
Das müssen die Bauern schaffen in unser großes Schloß.
Drum schone den armen Laffen und achte, wie ihn, sein Roß.

Drum bringe sie beide lebendig auf jenes Feld zurück!" —
Das Mädchen, sehr verständig, gehorcht' im Augenblick,
Nahm sorglich beid' in die Hände, wie man ein Vöglein hält
Und setzte sie behende auf's zerdrückte Waizenfeld.

Der Bauer, etwas hinkend, faßt gern sich in Geduld,
Gar sehr geehrt sich dünkend von des Herrn erhabner Huld,
Und rühmt sich: Ich kam zum Riesen durch die Güte seines Kinds!
Da ward mir viel Ehr' erwiesen — 's ist gar ein gnädiger Prinz.

Daß in diesen beiden Gedichten die Zeichnung, besonders des Riesenkindes, eine weit bestimmtere und individuellere ist als bei Chamisso, braucht wohl nicht erst bewiesen zu werden. Nicht nur die Personen aber betrifft diese bestimmtere Zeichnung, sondern auch die Handlung. Man braucht nur das Schreiten des Riesenkindes bei beiden Dichtern zu vergleichen, um dies sogleich einzusehen. Begreiflich wird durch diese schärfere Charakterzeichnung nicht nur alles Erzählte sinnlicher, anschaulicher und bewegter, sondern das Versenken der Dichter in Personen und Zustände bewirkt auch ein bestimmtes Colorit, ohne daß der Dichter darauf ausgeht; hier in beiden Fällen ein heiteres, humoristisches, während Chamisso's Gedicht eigentlich gar keines hat und nur durch die Lehre des alten Riesen am Schlusse zusammengehalten wird — ein Schluß, der aber das Ganze beinahe eher zur Fabel als zur Ballade stempelt.

Ein weiterer Schritt in ausführlicher Zeichnung, sowohl der Charaktere als der Handlungen, würde geschehen, wenn die Sage als Einschlag in ein größeres Gedicht behandelt wäre, wie etwa Hebel in seiner Häfnetzungfrau die Sage von einem Vorübergehenden erzählen läßt, und in diesem Falle wäre dann auch die Lehre am Schlusse ganz am Platze.

Aber nicht bloß durch schärfere und ausführlichere Zeichnung könnte dem Stoffe ein wahrhaft poetisches Leben eingehaucht werden, sondern auch durch eine ganz andere Form, die sich dann der lyrischen nähern müßte. Zwei Dichter haben versucht, den Stoff in der Art zu behandeln, einmal Fr. Rückert: die Riesen und die Zwerge, und dann Fr. Güll: das Riesentöchterlein. Beide Dichter haben mit außerordentlich guter Wirkung den Kehrreim angewandt, und zwar Rückert am Ende jeder Strophe, Güll in allen ungeraden Zeilen. Durch diese Anwendung des Kehrreims entsteht nun ein ganz eigenthümliches Colorit, während bei beiden Dichtern die Zeichnung nur leicht hingehaucht ist.

Auch Langbein hat den Stoff bearbeitet unter dem Namen: das Spielzeug; auch sein Gedicht ist aber sehr farblos und ohne bestimmte Zeichnung.

Die Sage von der jungen Riesin, die den pflügenden Bauer in ihrer Schürze zum Vater heimträgt, wird übrigens nicht nur im Elsaß erzählt, sondern auch anderwärts. In Hessen wird die Riesentochter auf den Hippersberg (zwischen Kölbe, Wehrda und Goßfelden) verlegt; der Vater schilt sie heftig aus und setzt den Pflüger mit Lobsprüchen wieder in Freiheit. Zu Dittersdorf (zwischen Rudolstadt und Saalfeld) ist es Tochter und Mutter, welcher letztern die junge Riesin den kleinen Kerl mit seinem Kätzchen heimträgt. In einer

finnischen Volkssage trägt die Riesenjungfrau Pflüger, Pflug und Thiere der Mutter hin und fragt, was für ein Käfer das sei, den sie da in der Erde wühlend gefunden habe.]

---

9. Der rechte Barbier.

(1833.)

1. Und[1] soll ich nach Philisterart
Mir Kinn und Wange putzen,
So will ich meinen langen Bart
Den letzten Tag noch nutzen!
Ja! ärgerlich wie ich nun bin:
Vor meinem Groll, vor meinem Kinn,
Soll mancher noch erzittern.

2. Holla! Herr Wirth, mein Pferd! macht fort!
Ihm wird der Hafer frommen.
Habt ihr Barbierer hier im Ort?
Laßt gleich den rechten kommen!
Waldaus, waldein, verfluchtes Land!
Ich ritt die Kreuz und Quer und fand
Doch nirgends noch den rechten.

3. Tritt her, Bartputzer, aufgeschaut!
Du sollst den Bart mir kratzen;
Doch kitzlich sehr ist meine Haut,
Ich biete hundert Batzen;
Nur, machst du nicht die Sache gut,
Und fließt ein einz'ges Tröpflein Blut, —
Fährt dir mein Dolch in's Herze.

4. Das spitze, kalte Eisen sah
Man auf dem Tische blitzen,
Und dem verwünschten Ding gar nah
Auf seinem Schemmel[2] sitzen
Den grimm'gen, schwarzbehaarten Mann
Im schwarzen, kurzen Wams, woran
Noch schwärz're Troddeln hiengen.

---

[1] Dieser elliptische Anfang knüpft die Worte sehr gut an Vorhergegangnes, was wir uns nach Belieben ausmalen können. Menschen oder Umstände zwingen den Helden, seinen geliebten Bart aufzuopfern; dies macht ihm großes Grämen, und nach langem Kämpfen bricht denn der Zorn aus: Und soll ich — Ein solches und schließt immer ein also oder denn mit in sich: „Soll ich denn also" ꝛc. — [2] Schemmel bezeichnet in Norddeutschland den einfachen hölzernen, ungepolsterten Stuhl, den man in Oberdeutschland schlechtweg als Stuhl (im Gegensatz zum Sessel) bezeichnet.

5. Dem Meister wird's zu grausig fast,
Er will die Messer wetzen:
Er sieht den Dolch, er sieht den Gast,
Es packt ihn das Entsetzen;
Er zittert wie das Espenlaub,
Er macht sich plötzlich aus dem Staub,
Und sendet den Gesellen.

6. Ein hundert Batzen mein Gebot,
Falls du die Kunst besitzest!
Doch, merk' es dir, dich stech' ich todt,
So du die Haut mir ritzest.
Und der Gesell: Den Teufel auch!
Das ist des Landes nicht der Brauch!
Er läuft und schickt den Jungen.

7. Bist du der rechte, kleiner Molch?
Frisch auf! fang' an zu schaben!
Hier ist das Geld, hier ist der Dolch,
Das beides ist zu haben;
Und schneidest, ritzest du mich bloß,
So geb' ich dir den Gnadenstoß;
Du wärest nicht der Erste.

8. Der Junge denkt der Batzen, druckst [3]
Nicht lang' und ruft verwegen:
Nur still gesessen! nicht gemuckst! [4]
Gott geb' euch seinen Segen!
Er seift ihn ein ganz unverdutzt,
Er wetzt, er stutzt, er kratzt, er putzt:
Gottlob! nun seid ihr fertig!

9. Nimm, kleiner Knirps, dein Geld nur hin!
Du bist ein wahrer Teufel!
Kein And'rer mochte den Gewinn,
Du hegtest keinen Zweifel!
Es kam das Zittern dich nicht an,
Und wenn ein Tröpflein Blutes rann,
So stach ich doch dich nieder.

10. Ei! guter Herr, so stand es nicht!
Ich hielt euch an der Kehle;
Verzucktet ihr nur das Gesicht,
Und gieng der Schnitt mir fehle,

[3] Druckſen: zaudern; die Verstärkungsform von drücken. — [4] Muckſen oder muchzen: einen stillen oder heimlichen Laut von sich geben; Verstärkungsform von mucken und dieses letztere abgeleitet aus dem alten mauchen, d. i. heimlich etwas thun oder reden.

So ließ ich euch dazu nicht Zeit,
Entschlossen war ich und bereit,
Die Kehl' euch abzuschneiden. —

So so! ein ganz verwünschter Spaß!
Dem Herrn ward's unbehäglich;
Er wurd' auf einmal leichenblaß
Und zitterte nachträglich:
So so! das hatt' ich nicht bedacht,
Doch hat es Gott noch gut gemacht;
Ich will's mir aber merken.

Nach der Erzählung in Hebels Schatzkästlein Abtheilung 1.: Der Barbierjunge von Segringen. Da Hebels Sammlung nicht jedem meiner Leser zur Hand ist, setzen wir den Schwank her.

Man muß Gott nicht versuchen, aber auch die Menschen nicht. Denn im vorigen Spätjahr kam in dem Wirthshaus zu Segringen ein Fremder von der Armee an, der einen starken Bart hatte und fast wunderlich aussah, also daß ihm nicht recht zu trauen war. Der sagt zum Wirth, eh' er etwas zu essen oder zu trinken fordert: „Habt ihr keinen Barbier im Ort, der mich rasieren kann?" — Der Wirth sagt Ja, und holt den Barbierer. Zu dem sagt der Fremde: „Ihr sollt mir den Bart abnehmen, aber ich habe eine kitzliche Haut. Wenn ihr mich nicht ins Gesicht schneidet, so bezahl' ich euch 4 Kronenthaler. Wenn ihr mich aber schneidet, so stech' ich euch todt. Ihr wäret nicht der Erste." — Wie der erschrockene Mann das hörte, (denn der fremde Mann machte ein Gesicht, als wenn es nicht pariert wäre, und das spitzige, kalte Eisen lag auf dem Tisch,) so springt er fort und schickt den Gesellen. Zu dem sagt der Herr das Nämliche. Wie der Gesell das Nämliche hört, springt er ebenfalls fort, und schickt den Lehrjungen. Der Lehrjunge läßt sich blenden von dem Geld, und denkt: „Ich wag's. Gerathet es, und ich schneide ihn nicht, so kann ich mir für 4 Kronenthaler einen neuen Rock auf die Kirchweihe kaufen, und einen Schnepper. Gerathet's nicht, so weiß ich, was ich thue! und rasiert den Herrn. Der Herr hält ruhig still, weiß nicht, in welcher entsetzlichen Todesgefahr er ist, und der verwegene Lehrjunge spaziert ihm auch ganz kaltblütig mit dem Messer im Gesicht und um die Nase herum, als wenn's nur um einen Sechser, oder im Fall eines Schnittes um ein Stücklein Zunder oder Fließpapier darauf zu thun wäre, und nicht um 4 Kronenthaler und um ein Leben, und bringt ihm glücklich den Bart aus dem Gesicht ohne Schnitt und ohne Blut, und dachte doch, als er fertig war: „Gottlob!"

Als aber der Herr aufgestanden war, und sich im Spiegel beschaut und abgetrocknet hatte, und giebt dem Jungen die 4 Kronenthaler, sagt er zu ihm: „Aber junger Mensch, wer hat dir den Muth

gegeben, mich zu rasieren, so doch der Herr und der Gesell sind fortgesprungen? denn wenn du mich geschnitten hättest, so hätt' ich dich erstochen." Der Lehrling aber bedankte sich lächelnd für das schöne Stück Geld und sagte: „Gnädiger Herr, ihr hättet mich nicht erstochen, sondern, wenn ihr gezuckt hättet, und ich hätt' euch in's Gesicht geschnitten, so wär' ich euch zuvor gekommen, hätt' euch augenblicklich die Gurgel abgehauen und wäre auf und davon gesprungen." Als aber der fremde Herr das hörte, und an die Gefahr dachte, in der er gesessen war, ward er erst blaß vor Schrecken und Todesangst, schenkte dem Burschen noch einen Kronenthaler extra, und hat seitdem zu keinem Barbier mehr gesagt: „Ich steche dich todt, wenn du mich schneidest." —

Man sieht, Chamisso ist Hebeln vieles, ja fast alles schuldig. Wird sein Verdienst dadurch geringer? Gewiß nicht, wenigstens nicht in den Augen derer, welche behaupten, die wahre Volkspoesie bestehe eben darin, daß sie dem, was schon poetisch im Volke lebe und erzählt werde, bloß die poetische, d. h. die rhythmische Form gebe. Hebel kann nun wohl für den Volksmund gelten, und Chamisso hat diesem Volksmunde rhythmische Sprache geliehen. Und dies jedenfalls auf die rechte Art; namentlich ist die Wirksamkeit des Strophenbaues zu loben, indem immer auf die letzte reimlose Zeile der rechte Nachdruck fällt. Uebrigens gehört manches doch Chamisso an, namentlich das köstliche Gemälde von der Schwärze des fremden Gastes in Str. 4. Freilich scheint das Ganze nur Anekdote; was hindert uns aber, einen tiefern Sinn hineinzulegen, den auch Hebel mit den Anfangsworten ausspricht?

---

10. Die Kreuzschau.

(1834.)

Der Pilger, der die Höhen überstiegen,
Sah jenseits schon das ausgespannte Thal
In Abendglut vor seinen Füßen liegen.
Auf duft'ges Gras, im milden Sonnenstrahl
Streckt' er ermattet sich zur Ruhe nieder,
Indem er seinem Schöpfer sich befahl.
Ihm fielen zu die matten Augenlider;
Doch seinen wachen Geist enthob ein Traum
Der ird'schen Hülle seiner trägen Glieder.
Der Schild der Sonne ward im Himmelsraum
Zu Gottes Angesicht, das Firmament
Zu seinem Kleid, das Land zu dessen Saum.
„Du wirst dem, dessen Herz dich Vater nennt,
Nicht, Herr, im Zorn entziehen deinen Frieden,
Wenn seine Schwächen er vor dir bekennt.

Daß, wen ein Weib gebar, sein Kreuz hienieden
Auch duldend tragen muß: ich weiß es lange;
Doch sind der Menschen Last und Leid verschieden.
Mein Kreuz ist allzuschwer; sieh, ich verlange
Die Last nur angemessen meiner Kraft;
Ich unterliege, Herr, zu hartem Zwange." —
Wie er so sprach zum Höchsten kinderhaft,
Kam brausend her der Sturm, und es geschah,[1]
Daß aufwärts er sich fühlte hingerafft.
Und wie er Boden faßte, fand er da
Sich einsam in der Mitte räum'ger Hallen,
Wo ringsum sonder Zahl er Kreuze sah.
Und eine Stimme hört' er dröhnend hallen:
Hier aufgespeichert ist das Leid; du hast
Zu wählen unter diesen Kreuzen allen.
Versuchend gieng er da, unschlüssig fast,
Von einem Kreuz zum anderen umher,
Sich auszuprüfen die bequemre Last.
Dies Kreuz war ihm zu groß, und das zu schwer;
So schwer und groß war jenes andre nicht,
Doch scharf von Kanten drückt' es desto mehr.
Das dort, das warf wie Gold ein gleißend Licht,
Das lockt ihn, unversucht es nicht zu lassen;
Dem goldnen Glanz entsprach auch das Gewicht.
Er mochte dieses heben, jenes fassen;
Zu keinem neigte noch sich seine Wahl;
Es wollte keines, keines für ihn passen.
Durchmustert hat er schon die ganze Zahl —
Verlorne Müh'! Vergebens war's geschehen!
Durchmustern mußt' er sie zum andernmal.
Und nun gewahrt' er, früher übersehen,
Ein Kreuz, das leidlicher ihm schien zu sein,
Und bei dem einen blieb er endlich stehen.
Ein schlichtes Marterholz, nicht leicht, allein
Ihm paßlich und gerecht nach Kraft und Maß;[2]
„Herr," rief er, „so du willst, dies Kreuz sei mein!" —
Und wie er's prüfend mit den Augen maß —
Es war dasselbe, das er sonst getragen,
Wogegen er zu murren sich vermaß.
Er lud' es auf und trug's nun sonder Klagen.

[1] Hebräisch-biblische Wendung, und als solche hier an ihrer Stelle, aber nicht in gutem Zusammenhange angebracht; denn man kann wohl sagen: „Es geschah, daß er hinweggerafft wurde"; aber nicht: „Es geschah, daß er sich hinweggerafft fühlte", weil nach sprachlicher Auffassung dieses Fühlen kein Geschehen ist. — [2] Seiner Stärke und seiner Leibesgröße angemessen.

Allegorie im Sinne Gellerts und Pfeffels; fest und gedrängt erzählt. Die Erfindung gehört Chamisso nicht an. Der französische Dichter Houdart de la Motte hat den gleichen Stoff bearbeitet, nur daß hier Jupiter den unzufriedenen Kläger durch Merkur selbst zum Himmel tragen läßt in das olympische Magazin, wo Millionen zugesiegelter Säcke aufgestapelt stehen, die ungleich an Gewichte sind und von denen jeder ein Schicksal, einen Stand enthält. Dem la Motte hat zu seiner Fabel offenbar die bekannte Stelle in der Ilias (XXIV. 526) Veranlassung gegeben, in welcher gesagt ist, daß in der Halle Jupiters zwei Fässer stehen, das eine voll Segnungen, das andere voll Uebel, und daß der glücklichste sei, dessen Gabe er am meisten von dem Gefäß des Guten beigemischt. F. H. v. Nikolay hat nach de la Motte denselben Stoff bearbeitet. Offenbar aber ist das Kreuz ein würdigeres Sinnbild menschlicher Plagen und Sorgen als ein Sack. Nur wäre zu wünschen, daß wir einen Grund erführen, weshalb denn eigentlich dem Pilger der bedeutungsvolle Traum zugeschickt wurde. Jedenfalls hat er sich nicht erst im Traum über sein schweres Kreuz beklagt, sondern schon im Wachen. Der Stoff würde sich sehr gut zu einer Idylle in der Art schicken, wie Hebel diese Gattung behandelt hat, so daß also die Legende nur Einschlag in das größere Gedicht wäre, worin ein Anlaß herbeigeführt würde, dieselbe zu erzählen.

Anhang.

Den ursprünglichen, selbständigen Geistern stehen solche Dichter gegenüber, die sich in Anderer Formen und Anschauungsweisen hineinlebten; Dichter, die oft vortrefflicher sind, als ihre Muster, weil sie mehr Geschick und Fleiß, mehr Geschmack und Sicherheit besitzen. So fußt Hebel in seinen Erzählungen des rheinischen Hausfreundes auf den Vorgang Jean Pauls und Math. Claudius; er hat bei weitem nicht so viel Reichthum poetischer Gesinnung als der erstere; allein er steht als Erzähler auf einer höhern Stufe; er weiß, was er soll und was er will, und gestaltet Stoffe, worin sein Vorgänger sich berauschte, mit Sicherheit und feinem Maß. Hebel trat erst in seinem vierzigsten Lebensjahre als Dichter auf und würde es vielleicht nie gethan haben ohne Anregung durch andre; er folgte in der Idylle Voſſen, im Liede Bürgern und Claudius. Er hat seine Vorgänger weit übertroffen, weil er das, was bei diesen störend einwirkt, weislich zu vermeiden, hingegen alles Gute der romantischen Schule mit klarem Blicke zu benutzen wußte. Er war kein Dichter einer Schule, hatte aber viel Schule; ja er ist geradezu ein Dichter durch Schule und Beobachtung; er wußte wohl, daß das Pochen auf die bloße Naturgabe kaum den größten Geistern zusteht, bei mittlern Talenten zur Plattheit, Ungeschlachtheit oder Unnatur führt.

Hebels Gedichte [1] haben nicht nur weit größern Beifall gefunden als Vossens, sondern haben wirklich mehr poetischen Werth und sind überdies von aller Einseitigkeit frei; geschichtlich betrachtet, hat aber Hebel weit geringere Bedeutung, als Voß. Geschichtlichen Werth hat nämlich das Folgenreiche, und so hat auch ein Dichter geschichtliche Bedeutung, sobald sein Auftreten für die Weiterentwicklung der Poesie und Literatur Folgen hatte; ob diese Bedeutung eine wohlthätige oder schädliche oder überhaupt nur eine fördernde war, ob sie mit der ganzen Wirksamkeit des Mannes zusammenhängt oder auf einzelnen Werken beruht, kömmt hier nicht in Betracht; genug, sobald ein Dichter neue Bahnen bricht oder brechen hilft, ist ihm geschichtliche Bedeutung

[1] Hebels Alemannische Gedichte, herausgegeben und erläutert von Ernst Götzinger. Aarau, H. R. Sauerländer. 1873.

nicht abzusprechen. Bei Geistern wie Goethe und Schiller steht diese mit den poetischen Leistungen im völligen Gleichgewicht, bei andern, wie Klopstock, Wieland, Schlegel, muß man zwischen poetischem Gehalte und geschichtlichem Werthe scharf unterscheiden, indem der letztere größer ist als der erstere. So gibt es umgekehrt auch Dichter, welche gar keine geschichtliche Bedeutung haben, da sie die Geschichte der Poesie nicht mitmachen halfen; welche aber durch Wahrheit, Gesundheit oder Anmuth sich vor manchen andern auszeichnen. Ihre Namen werden vergessen, nicht so einzelne ihrer Leistungen, die wenigstens in gewissen Kreisen immer beliebt bleiben. Zu solchen Dichtern gehören Martin Usteri, Ulrich Hegner, Karl Lappe, Friedrich Kind u. a. Sie fußen gewöhnlich auf andere, gehören aber nicht einer Schule an weder als Meister noch als Schüler; sie sind frei von den Einseitigkeiten einer Schule, entbehren aber auch aller Vortheile, welche aus der entschiedenen Verbindung mit einer Schule hervorgehen, und stehen ziemlich einsam da; denn es gilt auch im poetischen Leben der Spruch:

Verbunden werden auch die Schwachen mächtig;
Der Starke steht am mächtigsten allein.

Haben wir nun Schwab und Kerner als Vertreter bestimmter Richtungen näher betrachtet, als Dichter, welche durchaus von zahlreichen Verbündeten getragen und gehoben werden: so wollen wir auch einzelne Gedichte solcher Männer erwähnen, die von gar keiner geschichtlichen Bedeutung sind. Wir wählen dazu die vier Dichter Langbein, Kind, Collin und Ebert.

1) August Friedrich Ernst Langbein (geb. 1757 zu Radeberg bei Dresden, gest. 1835 zu Berlin); eine merkwürdige Erscheinung in der neuern Literatur, ein Mann ohne alle poetische Gesinnung und tiefere Bedeutung, aber voll beneidenswerther Leichtigkeit in Anwendung aller äußern Kunstmittel. Langbein bildete sich nach Gellert, Wieland und Bürger und mit diesen hat er die leichte, fließende und ungezwungene Sprache gemein; daher auch die vortreffliche Eigenheit seiner Stücke, daß sie sich dem Ohre und Gedächtnisse leicht einprägen, eine Eigenheit, die zwar nicht eine Dichtergröße begründet, deren Mangel jedoch stets ein großer Fehler ist. Langbein war ein geselliges Talent, und wollte nie mehr sein als die Natur ihm verliehen. Er ist Erzähler; erzählte aber oft, dem Geschmacke der Zeit gemäß, in Balladenform; seine Balladen tragen jedoch den wahren Charakter der Gattung so wenig, als die der meisten neuern Dichter. In der Wahl der Gegenstände war er nicht ekel; man findet bei ihm die vortrefflichsten und unanständigsten. Die Lust aber, welche viele Menschen an manchen Gedichten Langbeins haben, soll man ihnen nicht verargen; denn diese Lust beruht eben auf etwas wirklich Gesundem, und bietet uns dieser Dichter keine höhere Schönheit, so ist er auch durch und durch frei von allem Gemachten, Ueberschwenglichen, Unnatürlichen und Verschrobenen.

2) Friedrich Kind (geb. 1768 zu Leipzig, gest. 1843 zu Dresden). Kinds Poesie beruht auf einer klaren Auffassung der Außenwelt und auf dem Talente, das Aufgefaßte treu darzustellen. Dazu gesellt sich eine zarte und sanfte Empfindung, ein reines Gemüth, welches sich gegen alles Unsittliche und Rohe sträubt, und viel Anmuth und Zierlichkeit der Erfindung und der Sprache. Sein Talent wies ihn auf die Idylle hin, und er würde weit mehr geleistet haben, wenn er sich bloß auf diese Gattung beschränkt hätte. In seinen Balladen folgte er entweder der Schillerschen Weise oder dem Vorgange der Romantiker. Auch Kinds Dichtungen prägen sich dem Ohre und Gedächtnisse leicht ein und sind für den lebendigen Vortrag sehr geeignet.

3) Heinrich Joseph von Collin (geb. 1772, gest. 1811 zu Wien), machte sich besonders durch Tragödien in Schillerschem Styl bekannt. Das Beste von ihm sind wohl die beiden hier mitgetheilten Balladen. Zu diesen feuerte ihn der noch lebende Geschichtschreiber Joseph von Hormayr, sein Freund, an, und Collin hatte sich vorgenommen, noch mehr Gegenstände der Habsburgischen Geschichte als Ballade zu geben; sein früher Tod vereitelte dies aber.

4) Karl Egon Ebert (geb. 1801 zu Prag) hat viel Aehnliches mit Collin; sein Talent, von welchem man sich früher viel versprach, scheint in der kräftigen Entwickelung gehemmt worden zu sein.

---

1. Das blinde Roß.

Von Langbein.

1. „Was ragt dort für ein Glockenhaus im Ring des Markts hervor?
Den Flug des Windes ein und aus hemmt weder Thür noch Thor.
Tritt Volksluft oder Schrecken ein, wann diese Glocke schallt?
Und was besagt das Bild von Stein in hoher Roßgestalt?“ —

2. „Ihr seid der erste Fremdling nicht, der nach den Dingen fragt.
Was unsre Chronik davon spricht, sei willig euch gesagt.
Des Undanks Rügenglocke heißt das edle Alterthum,
Und unsrer wackern Väter Geist umschwebt es noch mit Ruhm.

3. Undank war schon zu ihrer Zeit der schnöde Lohn der Welt;
Drum hat der Alten Biederkeit dies Schreckniß aufgestellt.
Wer jener Schlange Stich empfand, dem war die Macht verliehn,
Er konnte straks mit eigner Hand die Rügenglocke ziehn.

4. Da kam, wenn's auch bei Nacht geschah, die Obrigkeit herbei,
Und fragt' und forschte, hört' und sah, was hier zu schlichten sei.
Da galt nicht Rang, da galt nicht Gold, mocht's Herr sein oder Knecht:
Die Richter sprachen, ohne Sold, für jeden gleiches Recht.

5. Es sind wohl hundert Jahre her; da lebte hier ein Mann,
Der durch geschäftigen Verkehr viel Hab' und Gut gewann.
Von Reichthum zeugte seine Tracht, sein Keller und sein Herd;
Auch hielt er sich zur Lust und Pracht ein wunderschönes Pferd.

6. Einst ritt er in der Dämmerung, da stürzten aus dem Hain,
Mit Mordgeschrei und Tigersprung, sechs Räuber auf ihn ein.
Sein Leben, um und um bedräut, hing nur an einem Haar;
Doch seines Rosses Schnelligkeit entriß ihn der Gefahr.

7. Es brachte, hoch mit Schaum bedeckt, ihn wundenfrei nach Haus.
Er breitete, zum Dank erweckt, des Pferdes Tugend aus.
Er that ein heiliges Gelübd: Mein Schimmel soll fortan
Den besten Hafer, den es gibt, bis an den Tod empfahn.

8. Allein das gute Thier ward krank, ward steif und lahm und blind;
Und den ihm angelobten Dank vergaß sein Herr geschwind.
Er bot es feil, und ward nicht roth, und jagt' es Knall und Fall,
Weil Niemand einen Heller bot, mit Schlägen aus dem Stall.

9. Es harrte sieben Stunden lang, gesenkten Haupt's, am Thor,
Und wenn ein Tritt im Hause klang, so spitzt es froh das Ohr.
Doch glänzte schon der Sterne Pracht, und niemand rief's hinein,
Und es durchschlief die kalte Nacht auf frostigem Gestein.

10. Und noch am andern Tage blieb der arme Gaul dort stehn,
Bis ihn des Hungers Stachel trieb, nach Nahrung fort zu gehn.
Die Sonne strahlte hell, doch ihn umhüllte Finsternis,
Und er, der sonst geflügelt schien, gieng sacht und ungewiß.

11. Er hob und schob vor jedem Tritt den rechten Fuß voran,
Und prüfte tastend, Schritt vor Schritt, die Sicherheit der Bahn.
Durch alle Gassen streifte so am Boden hin sein Mund,
Und ein verstreutes Hälmchen Stroh war ihm ein werther Fund.

12. Schon von des Hungers wilder Macht verzehrt bis auf's Gebein.
Gerieth er einst um Mitternacht in's Glockenhaus hinein.
Er suchte gierig Sättigung, ergriff der Glocke Strang,
Und setzte nagend sie in Schwung, daß sie die Stadt durchklang. —

13. Den Richtern scholl der Ruf ins Ohr, sie kamen eilig an,
Und hoben ihre Händ' empor, als sie den Kläger sahn.
Sie kehrten nicht mit Scherz und Spott zurück in ihr Gemach;
Sie riefen staunend: Es war Gott, der durch die Glocke sprach!

14. Und auf den Markt geladen ward der reiche Mann sofort.
Geweckt vom Boten, sprach er hart: Ihr träumt! Was soll ich dort?
So ging er trotzig, doch er stand zur Demuth schnell bekehrt,
Als er den Kreis der Richter fand, und mittendrin sein Pferd.

15. Kennt Ihr dies Wesen? — hob das Haupt der edeln Richter an.
Des Lebens wär't Ihr längst beraubt, hätt's nicht so brav gethan!
Und was ist seiner Tugend Lohn? Ihr gebt's, o Mann von Eis!
Dem Wettersturm, dem Bubenhohn, dem Hungertode Preis!

16. Die Rügenglocke hat getönt, der Kläger stehet hier,
Durch nichts wird Eure That beschönt, und so gebieten wir:
Daß Ihr sogleich das treue Pferd in Euern Hausstall führt,
Und bis ans Ende pflegt und nährt, wie Euch, als Christ, gebührt!

17. Der Reiche sah nicht wenig scheel, weil ihn der Spruch verdroß;
Doch fühlt' er seines Undanks Fehl, und führte heim das Roß. —
So meldet ehrlich, kurz und plan die Chronik den Verlauf,
Und zum Gedächtnis stellte man nachher das Steinbild auf."

Joachim Camerarius erzählt diese Geschichte in seinen *Horis subcisivis*. Cent. I. Kapitel XXI und verlegt die Scene nach Neapel. Er führt den Sabbas Castilioneus als Gewährsmann an. Ebenso Simon Majolus in seinen Hundstagserzählungen (Dies caniculares. Tom. V). Hammer im Rosenöl (Bd. 2. XXX) erzählt sie vom persischen Könige Nuschirwan. „Nuschirwan ließ am Thore seines „Palastes eine Glocke aufhängen, an deren Stricke jeder, der zu klagen „hatte, zog. Einmal schallte die Glocke, und niemand kam. Nuschir„wan sah zum Fenster hinaus; ein alter abgezehrter Esel hatte den „Strick gezogen. Der Eigenthümer ward vorgefordert, und Nuschirwan „befahl ihm, den alten, abgelebten Diener zu nähren. So erstreckte „sich seine Gerechtigkeitsliebe bis auf die Thiere." Auch Abraham a St. Clara kennt die Geschichte, Judas Ischariot, II, 121.

A. Kopisch hat denselben Gegenstand behandelt,[1] unter dem Titel: die Nothglocke; er verlegt die Scene nach Atri unter den König Johann von Neapel.

So wie das blinde Roß sind fast alle Balladen von Langbein gehalten, deren Inhalt ernster Natur ist; mehr Erzählung als Handlung, mehr Begebenheit als Charakter. Der gutgewählte Stoff, die schickliche Einkleidung und der leichte Vortrag werden dem Gedichte immer Werth verleihen.

---

2. Der Vatermörder.

1. Graf Eulenfels war reich an Gold, doch arm an Lebensfreuden.
So wie der Uhu lichtscheu grollt, sah mak ihn Menschen meiden.
Ihn nagt ein Wurm, der nimmer wich und doppelt hart ihn quälte;
Als seine Tochter Anna sich mit Ritter Horst vermählte.

---

[1] Ebenso K. Simrock: Das Pferd als Kläger.

2. Sein Tiefsinn lähmte Spiel und Tanz bei ihrem Hochzeitfeste,
Und seiner hundert Kerzen Glanz bestrahlte stumme Gäste.
Der brave Ritter Karl von Sturm befand sich unter diesen;
Ihm ward ein Zimmer nah am Thurm des Schlosses angewiesen.

3. Nach Mitternacht entschlief er kaum im weichen Schwanenbette,
Da weckt' ihn aus dem ersten Traum das Klirren einer Kette.
Er horcht und wähnet, daß sein Ohr, vom Schlaf betäubt, ihn trüge;
Doch klirrt's bald näher, als zuvor, und klirrt schon auf der Stiege.

4. Es tappt im Vorsaal her und hin, tritt in's Gemach und rasselt
Am Bett vorüber zum Kamin, wo noch die Flamme prasselt.
Hier stöhnt es dumpf und schauerlich, wie aus dem tiefsten Grabe:
„Huhu! wie lange, seit ich mich nicht mehr gewärmet habe!"

5. Der Ritter, dem ein wenig graut, schiebt seine Bettgardine
Mit leiser Hand zurück und schaut zum flammenden Kamine.
Hier saß des Todes Bild, ein Greis, mit Lumpen nur behangen,
Sein langer Bart floß silberweiß von leichenfahlen Wangen.

6. Bald sah er irr und wirr umher, bald starrt' er nach den Dielen. [1]
Es schien, als wogt' in ihm ein Meer von marternden Gefühlen:
Denn, wie zerrüttet im Gehirn, rang er die Knochenhände,
Und stieß verzweifelnd seine Stirn an des Kamines Wände.

7. „„Unglücklicher!"" rief Karl, „„halt ein! was drückt dich für ein Jammer?
Sprich! — Oder ruhte dein Gebein schon in des Todes Kammer?""
Der Greis schrickt auf und schwankt zu ihm: „Laßt, Fremdling, euch nicht bangen!
Ich bin ein Mensch, kein Ungethüm! und sitz' im Thurn gefangen." —

8. „„Mensch oder Geist, endecke mir aufrichtig deine Leiden!
Bei Ritterwort, ich helfe dir, so du's verdienst, mit Freuden!"" —
„Ja, Ritter, ich will euch mein Leid aus offnem Herzen klagen;
Doch sagt erst, warum rollten heut durch's Schloß so viele Wagen?"

9. „„Du Armer! Stirbt dein Lebensrest in so ganz ödem Banne?
Erfuhrst du nichts vom Hochzeitfest der jungen Gräfin Anne?""
„Kein Wort! — Heil meiner Enkelin, und Gott sei ihr Berather!
Ihr glaubt, ich rase; nein; ich bin — ich bin des Grafen Vater. —

10. „Ja, Herr, ich sag' es noch einmal: mein Sohn ist der verruchte
Graf Eulenfels, den ich zur Qual des Abgrunds oft verfluchte.
Er hat, der seltne Bösewicht, mit Ketten mich beladen;
Denn seiner Habsucht fraßen nicht mich früh genug die Maden.

---

[1] Nach dem Fußboden.

11. „Der Unmensch zeigte sich schon klar, da noch die Kinderstube
Der Schauplatz seiner Thaten war, als ungerathner Bube.
Er wuchs und seine Bosheit mit; ja, kaum so zeitig machte
Sein Körper den Vollendungsschritt, als sie ihn schon vollbrachte.

12. „Bei einem jungen Edelmann, deß Vater wenig Wochen
Vorher gestorben war, begann die Höll' in ihm zu kochen.
Als jenen er umgeben fand von Reichthum und Vasallen,
Da fiel er von der Menschheit Rand dem Teufel in die Krallen.

13. „Er kam mit finstrem Geist zurück; das Schloß war ihm zu enge;
Er rühmte laut des Erben Glück und seines Goldes Menge.
Mir aber warf er Blicke hin, vor denen ich erbebte;
Mit Schrecken las ich hell darin, daß ich zu lang ihm lebte.

14. „So sah ich einen Monat lang auf mich sein Auge blitzen;
Dann überwältigt' ihn der Drang, mein Alles zu besitzen.
Vermummte brachen bei mir ein, entrissen mich dem Bette,
Und legten, taub bei meinem Schrei'n, im Thurm mich an die Kette.

15. „Bald hört' ich Nachts, der Welt zum Trug, die Todtenglocke schallen,
Und einen blinden Leichenzug zur Gruft der Väter wallen.
Vollführt war nun die Scheidewand, die von der Welt mich trennte.
O daß ich euch, was ich empfand, recht klar beschreiben könnte!

16. „Vegebens fleht' ich: Lasset doch, eh' meine Augen brechen,
Mich nur zwei Augenblicke noch mein Kind, den Grafen, sprechen!
An jedem Morgen kommt und bringt ein Stallknecht des Tyrannen
Mir Brot und Wasser, pfeift und singt und gehet kalt von dannen.

17. „So sind schon zwanzig Jahre mir im Burgverließ verflossen.
Mein Wärter hatte heut die Thür in Eile nicht geschlossen:
Drum hat mein Anblick euch erschreckt. — Der Hahn beginnt zu krähen;
Ich will, eh' man mich hier entdeckt, in mein Gefängnis gehen." —

18. „„O hartes Schicksal, das euch traf!"" rief Karl gerührt; „„ich schwöre
Euch Rach' und Freiheit, armer Graf, bei Gott und Ritterehre!
Kommt, eh' die Ungeheuer hier vom Schlummer noch erwachen,
Kommt eilend fort, dann könnet ihr des Tigers Wuth verlachen!"" —

19. „Nein, Ritter, meine Einsamkeit ist mir nun lieb geworden.
Ich höre nichts von Krieg und Streit, von Rauben und von Morden.
Die Stelle meines Kerkers mag ich nicht um Lärm vertauschen:
Drum laßt mich gehn! Schon graut der Tag; man möcht' uns hier belauschen!"

20. „„Mag lauschen Mordgier und Verrath, folgt mir nur mit Vertrauen!
Mein Rachschwert soll euch einen Pfad durch eure Feinde hauen!
Wollt ihr in heißer Thränenflut hier euer Leben enden?
Nein, geht mit mir, und Gut und Blut will ich für euch verspenden!

21. „„Ihr zaudert, Graf? Soll ich sofort hin nach der Hofburg jagen,
Und den entmenschten Unhold dort am Fürstenthron verklagen?““ —
„O nein! o nein! Gewissenspein ist drückender als Ketten;
Von ihr kann mich kein Gott befrei'n, wie sollt' ein Fürst mich retten!

22. „Seht ihr das Blut dort an der Wand? dies Blut hier, wo wir stehen?
Und flöh' ich an des Meeres Strand, so würd' ich's dort auch sehen!
Dies Blut — ach, meines Vaters Blut! — wird mich bei Gott verklagen!
Voll Gier nach seinem Geld und Gut hab' ich ihn hier erschlagen!

23. „Fort, fort, der Boden glühet hier! ach, Ritter, helft mir beten!
Seht ihr den Mann voll Wunden mir den Ausweg dort vertreten?
Hinab, hinab, erzürnter Geist, hinab in deine Höhle!
Ich folge dir; mein Herz zerreißt, — Gott gnade meiner Seele!“ —

24. Hinsinkend in des Todes Traum, mit wilder Kampfgeberde,
Fiel, wie ein umgehau'ner Baum, der Mörder jetzt zur Erde.
Ein Eisstrom des Entsetzens goß sich durch des Ritters Glieder;
Er floh das grauenvolle Schloß, und sah's hinfort nicht wieder.

Die hier zu Grunde liegende Begebenheit wird als wahr erzählt und soll sich zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich zugetragen haben. Der böse Sohn war ein Herr von Bildac. Langbein scheint die Erzählung in der Gestalt vor sich gehabt zu haben, wie sie in der «Gazette litteraire» von 1775 erscheint; denn er folgt diesem Bericht oft wörtlich. Damit man sieht, wie Langbein seine Quellen benutzt, und wie viel er ihnen zu verdanken hat, setzen wir das Schreiben aus der «Gazette litteraire» her.

„Gestern ward die Vermählung des Fräuleins Bildac mit dem jungen Saintville vollzogen, und als Nachbar war ich mit dazu eingeladen. Sie kennen den alten Bildac; er hat eine widerliche Gesichtsbildung, die schon längst Mißbehagen bei mir erregt hat. Wer hätte nun nicht denken sollen, daß doch wenigstens dieser festliche Tag ihn aufheitern werde? Aber nein; das Entzücken seines Schwiegersohns, die sanfte Rührung seiner Tochter, das Wohlbehagen seiner Gäste, alles schien ihm lästig zu sein und sein finstres Wesen noch zu vermehren. Als man sich zur Ruhe begab, wurde mir das Zimmer unter dem Schloßthurme angewiesen. Kaum war ich eingeschlummert,

als ein Geräusch von oben mich aufweckte. Ich horchte und hörte jemanden, der eine Kette nachschleppte und langsam einige Stufen herunterstieg. Mit einemmale gieng die Thüre auf; die Ketten rasselten dicht vor meinem Bette vorüber, und der, welcher sie trug, näherte sich dem Kamine. Hier legte er einige halberloschene Brände zurecht, fachte sie an und sagte dabei mit einer dumpfen und hohlen Stimme: „Ach, wie lange habe ich mich nicht gewärmt!“ Ein kalter Schauer lief mir durch alle Glieder; ich ergriff auf jeden Fall meinen Degen und schob dann leise die Bettvorhänge zurück. Da sah ich nun bei dem Schimmer der Feuerbrände einen hagern halbnackten Greis mit kahlem Haupte und weißem Barte. Er hielt seine abgezehrten, zitternden Hände gegen das Kohlfeuer, blickte von Zeit zu Zeit scheu nach der Thüre hin, zu welcher er hereingekommen war, sah dann wieder starr und unverwandt nach dem Fußboden, warf sich endlich in wildem, unbändigem Schmerze nieder, und stieß mit der Stirne so heftig auf den Fußboden, als wollte er sich den Kopf zerschmettern; dabei hörte ich ihn schluchzend ausrufen: „Mein Gott! Mein Gott!“ Jetzt schob ich meine Vorhänge mit Geräusch vollends zurück. Er hörte es, sah sich erschrocken um und fragte: „Ist jemand in diesem Bette!“ Ja, armer, alter Mann! aber wer seid ihr? Er seufzte, und winkte mit der Hand und gab zu verstehen, daß er vor Thränen nicht reden könne. Endlich ward er etwas ruhiger. „Edler Mann, sagte er, ich bin der elendeste Mensch auf Erden. Aber stillen Sie zuvor meine Neugierde; sagen Sie mir, warum schlafen Sie in diesem Zimmer, das sonst nicht bewohnt wird? Und was war das diesen Morgen für ein Geraffel von Wagen und für ein Lärm hier im Schlosse, wo es sonst immer so still hergeht?“ — Ich machte ihm die Vermählung des Fräuleins Bildac bekannt, da hob er die Hände gen Himmel und rief aus: „Also hat Bildac eine Tochter und schon verheirathet? Großer Gott, halte sie rein von Verbrechen und Laster, und gieb, daß sie glücklich sei! Vernehmen Sie nun, fuhr er fort, wer ich bin! Sie reden mit dem Großvater dieser Neuvermählten. Ja, mein Herr, ich bin Bildacs Vater; der grausame Bildac ist mein leiblicher Sohn.“ — Was, rief ich aus, Bildac Ihr Sohn? Und das Ungeheuer hält Sie hier gefangen, hat Ihnen diese Ketten angelegt? — „Ja ja, antwortete er, das vermochte die schändliche Habsucht. Schon lange mochte es ihn gepeinigt haben, daß ich nicht sterben wollte. Nun besucht er eines Tages einen benachbarten reichen Edelmann, der kurz zuvor seinen Vater verloren hat, und findet ihn mit der Einnahme seiner Renten beschäftigt. Dieser Anblick muß in seinem Gemüthe die Sehnsucht nach dem väterlichen Erbe noch mehr anreizen und ihm den schrecklichen Gedanken eingeben, mich aus dem Wege zu schaffen. Ich bemerkte gleich nach seiner Zurückkunft, was in seiner Seele vorgehen müsse; denn er schlich von Stund an düstrer als jemals umher. Etwa vierzehn Tage darauf traten drei vermummte Leute des Nachts in mein Zimmer, zogen mich halb nackt aus und schleppten

mich in diesen Thurm. Wie der Barbar meinen Tod hat glaubhaft machen können, weiß ich nicht; an dem Geläute der Glocken aber und dem fernen Klange einiger Gesänge merkte ich, daß mein Begräbniß gefeiert wurde. Ich bat und flehte um die einzige Gnade, mit Bildac nur einen Augenblick reden zu dürfen, aber umsonst; und so sitze ich nun seit zwanzig Jahren hier in diesem Thurme. Die, welche mir Brot und Wasser bringen, mein elendes Leben zu fristen, halten mich vermuthlich für einen Verbrecher, der hier zu sterben verurtheilt ist. Diesen Morgen fand ich, daß man die Thüre nicht fest zugemacht hatte und erwartete die Nacht, um mir dies zu Nutz zu machen. Entwischen mag ich nicht; aber einmal einige Schritte weiter gehen zu können, ist nichts geringes für einen Gefangenen." — Nein, rief ich aus, Sie sollen und müssen diesen schändlichen Aufenthalt verlassen. Gott hat mich zu Ihrem Befreier hergesandt. Im Schlosse liegt alles im tiefen Schlafe. Folgen Sie mir! Ich will Ihr Führer und Beschützer sein. — „Ach nein!" sagte er, nachdem er einen Augenblick in tiefes Nachdenken versunken war; „die lange Einsamkeit hat meine Grundsätze verändert; ich sehe jetzt ein, daß das Glück der Welt in der Einbildung besteht. An das Herbe und Schreckliche meiner Lage habe ich mich gewöhnt; warum sollte ich sie nun gegen eine neue und ungewisse vertauschen? Was sollte ich nun noch in der großen Welt anfangen, der ich entwöhnt bin? Die Freiheit hat keinen Reiz mehr für mich. Mein Entschluß ist gefaßt; ich lebe und sterbe in diesem Thurme." — Bedenken Sie sich wohl, sprach ich, lassen Sie die Gelegenheit nicht vorbei, sie möchte sich nicht wieder finden. Die Nacht vergeht, lassen Sie uns eilen! — „Ihr edler Diensteifer rührt mich, erwiederte er; aber für die wenigen Tage, die ich noch zu leben habe, wozu sollte ich meinen Sohn entehren? Jedoch, er hat sich selbst entehrt. Aber was hat mir seine unschuldige Tochter gethan? Sollte sie in den Armen ihres jungen Gemahls eine Schande tragen, die sie nicht verdient hat? Leben Sie wohl! Es wird Tag; man könnte uns behorchen. Ich gehe in meinen Kerker zurück." — Nein, rief ich, indem ich ihn aufhielt, nimmermehr kann ich das zugeben. Die lange Abgeschiedenheit hat Ihre Seelenkräfte geschwächt. Ich will Ihren gesunkenen Muth wieder beleben. Kommen Sie! Mein Haus und mein Vermögen steht zu Ihren Diensten. Und wollen Sie, so soll kein Mensch erfahren, wer Sie sind, und Bildacs Verbrechen ein ewiges Geheimniß bleiben. Wohlauf! Was zögern Sie noch! — „Nein, antwortete er mit gesetztem Tone, alles Zureden ist vergebens. Ich bin von Dank, von Verehrung, von Verwunderung gegen Sie durchdrungen; aber ich kann und darf Ihnen nicht folgen; in diesem Thurme muß ich leben und sterben." — Nun wohl, versetzte ich, so gehe ich zum Gouverneur der Provinz, und erzähle ihm Ihr gräßliches Schicksal, und wir werden Sie mit gewaffneter Hand der Gewalt Ihres unnatürlichen Sohnes entreißen. „Nein," sagte er, „um alles in der Welt machen Sie keinen Mißbrauch von meinem traurigen

Geheimnisse! Lassen Sie mich hier unerkannt sterben! Ich bin ein Ungeheuer, das des Tageslichtes nicht würdig ist. Ich muß hier ein Verbrechen büßen, das schändlichste, das abscheulichste Verbrechen. Sehen Sie nicht das Blut hier auf dem Boden und dort an der Wand? Das ist meines Vaters Blut, und ich habe ihn ermordet, weil ich eben so wie Bildac ..... O, da steht er vor mir, streckt seine blutigen Arme nach mir aus und will mich zurückhalten, sinkt nun zu Boden —" — Hier warf sich der Greis auf die Erde, schlug sich wüthend ins Gesicht, raufte sich seine dünnen grauen Haare aus dem Schädel, und zuckte gräßlich an allen Gliedern. Nun wagte er nicht weiter mich anzublicken, und ich stand da wie versteinert. Der Tag brach an, und man hörte unten schon einiges Geräusch. Langsam und ganz erschöpft richtete sich der Alte nun auf. — „Sie sind von Abscheu gegen mich erfüllt," sagte er. „Leben Sie wohl, und vergessen Sie wo möglich, daß Sie mich Scheusal gesehen haben! Ich steige in meinen Thurm zurück und werde ihn nun nie wieder verlassen." — Ich blieb ohne Stimme und Bewegung stehen; alles in diesem Schlosse erregte nun Grausen in mir, und mit Tagesanbruch reiste ich ab. — Jetzt mache ich Anstalt, ein anderes von meinen Landgütern zu beziehen; denn es ist mir unmöglich den Bildac wiederzusehen, oder auch nur in seiner Nachbarschaft zu wohnen."

Diese Darstellung ist schon sehr ausgeschmückt; muß auch auf verschiedene Weise erzählt worden sein; denn wir finden andere Bearbeiter, bei denen der Gang des Ereignisses von dem obigen Berichte abweicht. Der bekannte Jugendfreund Goethe's, Reinhold Lenz, brachte den Stoff in ein Drama unter dem Titel: „Die beiden Alten;[1] ein unbedeutendes Stück, welches aber wohl zu der bekannten Thurmscene in Schillers Räubern mit Anlaß gab. Der Gast ist ein alter Freund des Todtgeglaubten; das Triebrad von allem ein schurkischer Diener; der alte erscheint durchaus nicht als Mörder seines eignen Vaters. In ähnlichem Sinne behandelt L. Haken[2] den Stoff als Novelle; bei ihm hat sich der unnatürliche Sohn nie verehelichen wollen, aus Angst, sein Sohn werde ihm wieder vergelten.

Schon Aristoteles (in seiner Ethik) erwähnt eines Sohnes, der seinen Vater schlägt und an den Haaren zur Stube hinaus zerrt. Auf der Schwelle spricht der Vater: Nicht weiter, mein Sohn, denn bis hieher habe ich auch nur meinen Vater an den Haaren gezogen. — In den Kreis dieser Ueberlieferungen, welche die Idee der Vergeltung versinnlichen sollen, gehört auch das bekannte Märchen von der Roßdecke, das Langbein auch bearbeitet hat. Der Sohn hält seinen Vater hart und grausam, dieser bittet um eine Roßdecke, um sich vor der Kälte zu schützen und sich Nachts zudecken zu können. Der

[1] Flüchtige Aufsätze von R. Lenz. Zürich 776. Jetzt in Bd. 2 der gesammelten Schriften.

[2] In s. Amaranthen.

Sohn verwilligt sie, und der kleine Enkel schneidet dieselbe erst entzwei: „Die andere Hälfte wolle er aufbewahren, wenn er seinen Vater einst auch verstieße.“

Langbein ist seiner Quelle ziemlich treu gefolgt; ja er hat dieselbe eigentlich nur in Verse gebracht. Was er verändert, verdient Lob, besonders der Tod des Greises; dieser schließt und versöhnt, und ohne diesen Tod würde das Ganze nur peinliche Empfindungen erwecken. Langbeins Gedicht ist aber eigentlich nichts als Erzählung und hat wenig oder nichts von dem Charakter der Ballade. Der Gegenstand selbst ist zur wahren Ballade ganz gemacht, und es ist zu bedauern, daß sich nicht größere Dichter an denselben wagten. Als Ballade hat ihn übrigens schon der bekannte Christian Daniel Schubart nach seiner Weise behandelt unter dem Titel: Fluch des Vatermörders. Bei ihm spielt die Scene in Baiern, und anstatt eines Ritters schläft die Brautführerin, Fräulein Kunigunde, in dem einsamen Zimmer. Nach seiner Art aber hat Schubart an dem Entsetzlichen der That noch nicht genug gehabt, sondern es noch zu überbieten gesucht. Nämlich der ermordete Vater des Mörders erscheint zuletzt in eigner Person als Todtengerippe (anstatt daß bei Langbein nur bloße verwirrte Einbildung erfolgt) und kanzelt seinen Sohn herunter. Das Fräulein entdeckt die Sache bei den Gerichten, der Graf wird gefangen genommen und gerädert, und sein Geist spukt noch jetzt an dem Ort der Hinrichtung. Vergleicht man Langbeins Darstellung mit Schubarts, so erscheint auf einmal jener als ein großer Dichter, und man muß ihn auf jeden Fall deßhalb lieb gewinnen, daß er nichts manieriertes an sich hat, sondern schlicht und natürlich erzählt. Zur Probe einige Strophen von Schubart. Der Alte sagt:

Der Ritter, der heut Hochzeit hat,
Ich bin — ich bin sein Vater;
Er legt mir diese Ketten an,
Ich alter, ich verfluchter Mann,
Ich zeugte diese Natter.

Schon fünfzehn Jahre hat er mich
In diesen Thurn verschlossen;
Ich schlief auf fauler, kalter Streu;
Nur schimmlig Brot hab ich dabei
Und Wasser nur genossen.

Schau', Mädel, diese Lumpen sind
Verfault um meine Hüfte.
Sieh' Läus' in diesem grauen Bart,
Und rieche, bist du nicht zu zart,
Des eignen Unraths Düfte.

Die Woche dreimal läßt er mich
Mit einer Peitsche geißeln;
Ihn rühret nicht mein Zeterach;
Er sieht die Thränen tausendfach
In meinem Haar sich kräuseln.

Heut schnellt' ich meine Ketten ab:
Es war ein Hochzeitlärmen,
Mein Hüter, heut besoffen sehr,
Vergaß mich ganz; ich schlich hieher,
Mich einmal zu erwärmen.“ —

„Genug! genug! sprach blaß wie Wand,
Das edle Fräulein Gundel:
Dein Sohn ist dieses Ungeheur?
O Greis, du hast mein Herz mit Feu'r
Entbrannt wie weichen Zundel.

u. s. w.

3. Der Kirschbaum, oder die Schule der Duldung.

Vor alten Zeiten ritt einmal
Ein Pfarrer auf sein Filial;
Doch denkt nicht, daß Herr Nikolas
Auf einem stolzen Gaule saß;
Sein Aemtchen brachte wenig ein
Und nährte nur ein Eselein,
Das folgsam, ohne daß er's schlug,
Ihn über Stock und Steine trug.
Seit Jahren galt der Ruf: „Hetz! hetz!"
Dem grauen als ein Marschgesetz,
Und eine Lust war's, wie er lief,
So bald sein Herr dies Wörtchen rief.

Er ritt denn mit Apostelsinn
Zur kleinen Tochterkirche hin,
Die weit von ihrer Mutter lag.
Der Hundsstern herrschte diesen Tag;
Daher dem runden Ehrenmann
Der Schweiß vom Angesichte rann,
Und ihn, noch fern von seinem Ziel,
Ein ungeheurer Durst befiel.
Traun! theuer war jetzt guter Rath,
Denn hier in seinem Kirchenstaat
Umgab ihn ringsher ödes Land,
Wo nirgends sich ein Wirthshaus fand,
Und weder Bach noch Quelle bot
Ihm einen Trunk in dieser Noth;
Mit reifen Früchten prangte nur
Ein Kirschbaum auf der nächsten Flur.
Das sah der Pfarrer wohlgemuth,
Und lechzte nach der Kirschen Blut;
Doch, ihnen beizukommen, war
Ein Unternehmen voll Gefahr;
Denn um den Baumstamm zog zur Wehr
Ein Dornverhack sich breit umher.

Der Reiter trabte hin zum Hag,
Hielt seinen Esel an, und sprach,
Wie er gewohnt war, laut zu sich:
„Was ist zu thun? Wie nehm' ich mich
In diesem Falle recht gescheid?
Durst und Moral sind hier im Streit.

Sagt jener: Lange freudig zu!
Ruft diese: Nein, das meide du! —
Sie spricht fürwahr ein kluges Wort,
Und warnend fährt sie weiter fort:
Denk, wie von dir oft Adam hart
In Predigten gescholten ward,
Dieweil er sich im Paradies
Ein Aepfelchen gelüsten ließ:
Und du, der Eifrer, wolltest nun
Mit Kirschen hier ein Gleiches thun?
Auch dies ist ein verbotner Baum!
Das zeigt der breite Dornensaum,
Womit, zur Abwehr fremder Hand,
Der Eigenthümer ihn umwand."

Drob sann der Pfarrer schweigend nach,
Ward bald dann wieder laut, und sprach:
„Sie hat gut reden, Frau Moral,
Sie fühlet nicht des Durstes Qual!
Auf, schreite du, mein Eselein,
Frisch in den Dornenhag hinein!"

Das treue Thierlein zagte schier,
Doch that es seine Dienstgebühr,
Durchschritt die Dornen lobesam,
Und drang bis an des Baumes Stamm.
Hier aber war's ein schlimmes Ding,
Daß allzu hoch der Fruchtschatz hieng,
Und leider nicht Herr Nikolas
Der Fürsten langen Arm besaß.
Er reckte sich fast ungesund,
Und doch kam nichts in seinen Mnnd.
Da er nun so vergebens rang,
Er schnell sich aus dem Sattel schwang,
Und trat mit beiden Füßen drauf,
So reicht' er zum Gezweig hinauf,
Ergriff geschwind den reichsten Ast,
Und plündert' ihn mit froher Hast.

„O süße Labung!" sprach er laut,
„Wenn nur kein Lauscher hier mich schaut!
Mein Thier steht einem Felsen gleich;
Doch wär' es ein verdammter Streich,
Käm' jetzt mit Lärmen und Geschwätz
Ein Narr daher, und rief: Hetz! hetz!" —

Und kaum entfuhr ihm dieses Wort,
Da sprang hopp! hopp! der Esel fort,
Und schnellte, wie ein Wetterschlag,
Den guten Pfarrer in den Hag.

„Au weh! so war ich selbst der Narr,
Vor dem mir vorhin bange war!"
Erseufzt' er tief, nnd wollte fliehn,
Die Dornen aber faßten ihn.
Sie hackten sich in sein Gewand,
Sie stachen ihn in Fuß und Hand,
Und hielten ihn so häscherhaft
In blutiger Gefangenschaft.

Indessen lief der Esel frei
Zurück zur heimischen Pfarrei.
Die Schaffnerin, Frau Kordula,
Erstarrte ganz, als sie ihn sah.
Im Schreckenswahn, ihr Herr sei todt,
Erließ sie schnell ein Aufgebot
An Knecht und Magd, zog selbst voran,
Und wählte klug die rechte Bahn.
Noch lag ihr Brotherr fest bestrickt,
Und hatte kaum sein Volk erblickt,
So rief er froh mit aller Kraft:
„Hier, Leutchen, hier bin ich in Haft!"
Aufhorchend flog die Schaffnerin
Mit ihren zwei Trabanten hin,
Riß weit die Augen auf und schrie:
„Herr Jemini, Herr Jemini!
Ich wundre mich beinah' zum Stein:
Wie kamt Ihr in dies Kreuz hinein?"
So, mit der Neugier Ungestüm,
Erheischte sie Bericht von ihm;
Er aber forderte mit Grund:
„Braucht erst die Hand, hernach den Mund!"
Und ward mit treuer Thätigkeit
Von seinen Fesseln nun befreit.

„Ein Bett der Hölle!" sprach er jetzt;
„Rock und Perücke sind zerfetzt;
Doch fand ich auf dem Folterplatz
Der Duldung goldeswerthen Schatz.
Man tadelt im Gewühl der Welt
Oft manchen, der uns nicht gefällt,
Und, wann der Prüfung Stunde naht,
Thut man wohl selbst, was jener that.

So schalt ich oft den Apfelbiß,
Der uns das Paradies entriß,
Und griff, von Lüsternheit versucht,
Doch selbst hier nach verbotner Frucht.
Die Dornen straften mich dafür,
Und nun hat Adam Ruh vor mir."

Findet sich in den Fabliaux et Contes etc. publiés par Barbazan (Bd. 1. pag. 95—99), die bei den Anmerkungen zu Schillers Fridolin genannt sind. In der ebenfalls dort genannten Bearbeitung von Le Grand steht es im zweiten Theile: „Von einem Pfarrherrn, der Maulbeeren speiste", denn es sind im Französischen Maulbeeren. Der Priester reitet hier zu Markte; von seinen Adamspredigten und dem guten Vorsatze am Ende kommt nichts vor; die Erzählung hat daher keinen didaktischen Bezug, sondern ist ein Schwank, wie die Franzosen viele von den Bearnern erzählen. Im Französischen steht übrigens wirklich: hez! hez! dies wäre im Deutschen aber wohl besser durch hü! oder hüt! gegeben worden, als durch Hetz! Hetz!

---

4. Die neue Eva.

1. „Lieber Gott, man muß sich placken [1] wie ein Lastthier auf der Welt,
Klötze sägen, Stöcke hacken, daß der Schweiß zur Erde fällt!
Wir und alle fromme Christen lebten hoch im Paradies,
Wenn sich Eva nicht gelüsten den verbotnen Apfel ließ.

2. Lieb' ich, wie die Weiber alle, wohl auch Obst und Näscherein,
Würd' ich doch im gleichen Falle nicht so schwach, wie Eva, sein." —
Liese sprach, voll Misbehagen, dieß zu Walthern, ihrem Mann;
Doch ein Reicher hört sie klagen; und er redet schnell sie an:

3. „Mutter, prüft euch, eh' ihr schmälet! ach, verblendet, hättet ihr
Wohl den Irrpfad selbst erwählet! Mutter, das befürcht' ich schier!
Glaubt ihr, solch ein Abenteuer ritterlicher zu bestehn,
So werft Säg' und Axt ins Feuer, und dann kommt, wir wollen sehn!"

4. Sie versprach, sich gut zu halten, und so froh, wie Fisch' im Bach,
Trippelten die beiden Alten nun dem reichen Manne nach.
Dieser gab das schönste Zimmer seines Hauses ihnen ein:
„Leutchen, seht, hier soll euch nimmer Evens Fehltritt merklich sein.

---

[1] Verstärkungsform von plagen, wie tropfen von triefen.

5. Ihr sollt täglich aufgetragen sieben Schüsseln vor euch sehn.
Sechs genießet mit Behagen, aber laßt die letzte stehn!
Man wird sie verdeckt euch bringen; zähmt und fesselt Hand und Blick!
Denn euch flieht auf schnellen Schwingen, wenn ihr sie berührt, das Glück!" —

6. In dem neuen Paradiese war den Leuten trefflich wohl;
Doch am achten Tag sprach Liese: „Fast werd' ich vor Neugier toll!
Väterchen, gewaltig jucken mir die Finger, das Gericht
Unterm Deckel zu begucken; Väterchen, he! meinst du nicht?" —

7. „Hast du," schmählt' er, „schon vergessen, daß du all' dein Glück verlierst,
Wenn du, Thörin, dieses Essen mit dem Finger nur berührst?
Willst du dich denn wieder placken wie ein Lastthier auf der Welt,
Klötze sägen, Stöcke hacken, daß dein Schweiß zur Erde fällt?"

8. Aber seine gute Lehre fand der Gattin Ohren taub;
Denn sie war schon der Megäre Neugier rettungsloser Raub.
Neugier spielte hier die Schlange; Liese hob die Deck' empor,
Und ein Mäuschen, das schon lange darauf harrte, sprang hervor.

9. Welch' Geschrei, welch' Händeringen! Doch dies konnte nicht zurück
Das entflohne Thierchen bringen, und das mit entflohne Glück.
Bald bekam der Hausherr Kunde von der Flucht der Prüfungsmaus,
Und er trieb in dieser Stunde seine Gäste spottend aus.

10. Ach! sie schlichen jetzt, voll Reue, durch des Paradieses Thor,
Um mit Thränen nun aufs neue Holz zu spalten, wie zuvor.
Walther rieb sich hinter'n Ohren und schalt Liesen ins Gesicht:
„Tadeln können zwar die Thoren, aber klüger handeln nicht!"

Diese Fabel oder Parabel (denn das ist es doch wohl) liest man unter sehr verschiedener Form. Sie gehört mit in denjenigen Kreis, wohin auch der Kirschbaum gesetzt werden muß, und kömmt, wenn ich nicht irre, ebenfalls in alten französischen Fabliaux vor. Die bekannte Madame Beaumont erzählt die Geschichte in ihrem Magazin für Kinder [1] (viertes Gespräch), aber weit besser. Die Frau klagt nicht nur über Evens Naschhaftigkeit, sondern auch über deren Ungehorsam gegen Gott, und ihr Mann steht ihr bei und klagt eben so sehr über Adam: „Adam war ein rechter Narr, ihr zu folgen. Wäre ich an seiner Stelle gewesen, ich hätte ihr eine tüchtige Ohrfeige gegeben, und sie nicht mehr angehört." Der König, der sich auf der

[1] Magazin des enfans, par Mad. le Prince de Beaumont. — Deutsche Uebersetzungen sind da von Schwabe und von Kerndörfer.

Jagd verirrt hat, hört dieses Gespräch mit an. Er sagt ihnen aber nichts davon, sondern bedauert nur ihr mühseliges Leben und lädt sie ein, mit ihm auf sein Schloß zu kommen. Hier haben sie alles in Fülle. Nach einem Monate erst erscheint die verdeckte Schüssel auf dem Tische; die Frau will sogleich darüber herfallen und sie öffnen; ein Beamter meldet ihr, daß der König befehle, diese Schüssel sollte verschlossen bleiben. Die Frau wird traurig; es schmeckt ihr kein Bissen; der Mann fragt nach der Ursache; sie entdeckt ihm ihre Begierde, zu wissen, was in der Schüssel sei. Er antwortet, sie solle doch bedenken, daß der König die Oeffnung derselben verboten habe; sie entgegnet: das sei eine Ungerechtigkeit von dem König; warum habe er erst die Schüssel hergeschickt, wenn sie verschlossen bleiben solle; kurz sie könne sich nicht zufrieden geben und werde sich ein Leid anthun, wenn er nicht nachsähe. Hierauf weint sie heftig. Dies kann der Herr Ehegemahl nicht aushalten; er geht und öffnet, und die Maus springt heraus. Sogleich erscheint der König, nennt sie Undankbare und jagt sie fort. [2]

Diese Erzählung ist in zweifacher Hinsicht derjenigen vorzuziehen, welcher Langbein folgte. Erstens ist alles besser motivirt und paßt genau zu dem Hinblick auf Adam und Eva. Die beiden Leute wissen gar nicht, daß sie geprüft werden sollen, und tappen um so blinder und plumper hinein. Bei Langbein wird ihnen alles voraus gesagt, und die Predigermiene Walthers steht ihm schlecht an, da er die Katastrophe nicht verhindert. Zweitens ist alles komischer, folglich an und für sich poetischer; und besonders komisch ist das Betragen des Herrn Ehegemahls. Man muß sich wirklich wundern, daß Langbein nicht lieber diese Erzählung benutzt hat, da doch das Buch der Frau Beaumont so allgemein bekannt ist. Langbeins Darstellung ist aber außerdem nicht sehr zu loben; die an und für sich selbst komische Begebenheit ist ziemlich trocken erzählt, anstatt daß sie lebendig und dramatisch vorgeführt würde. Als bloße Fabel könnte die Behandlung genügen; das Gedicht tritt aber in der Form der Ballade auf, und somit macht man auch mehr Forderungen. In der Form der Ballade konnte die Sache nur als Schwank behandelt werden, aber dazu geht dem Gedicht eben alle Komik ab; die Personen sind bloße Abstrakte, anstatt daß sie in lebendiger Individualität vor uns träten.

Die Vertheidigung unsrer Stammmutter Eva ist übrigens auch noch in andrer Gestalt versucht worden. Eine sehr gewöhnliche Erzählung ist folgende: Eine Frau schmählt auf Even und ihre Naschhaftigkeit. Ihr Mann behauptet, nicht das Gelüsten nach dem Apfel habe sie verführt, sondern das Verbot, von dem Baume zu essen; er meint, seine Frau würde sich in ähnlichem Falle eben so vergehen; ein Verbot würde ihre Lüsternheit ebenfalls eher reizen als dämpfen.

[2] Auch in Aurbachers Volksbüchlein, Bd. I. Historie 60 ist die Schnurre recht gut erzählt.

5. Ihr sollt täglich aufgetragen sieben Schüsseln vor euch sehn.
Sechs genießet mit Behagen, aber laßt die letzte stehn!
Man wird sie verdeckt euch bringen; zähmt und fesselt Hand und Blick!
Denn euch flieht auf schnellen Schwingen, wenn ihr sie berührt, das Glück!" —

6. In dem neuen Paradiese war den Leuten trefflich wohl;
Doch am achten Tag sprach Liese: „Fast werd' ich vor Neugier toll!
Väterchen, gewaltig jucken mir die Finger, das Gericht
Unterm Deckel zu begucken; Väterchen, he! meinst du nicht?" —

7. „Hast du," schmählt' er, „schon vergessen, daß du all' dein Glück verlierst,
Wenn du, Thörin, dieses Essen mit dem Finger nur berührst?
Willst du dich denn wieder placken wie ein Lastthier auf der Welt,
Klötze sägen, Stöcke hacken, daß dein Schweiß zur Erde fällt?"

8. Aber seine gute Lehre fand der Gattin Ohren taub;
Denn sie war schon der Megäre Neugier rettungsloser Raub.
Neugier spielte hier die Schlange; Liese hob die Deck' empor,
Und ein Mäuschen, das schon lange darauf harrte, sprang hervor.

9. Welch' Geschrei, welch' Händeringen! Doch dies konnte nicht zurück
Das entflohne Thierchen bringen, und das mit entflohne Glück.
Bald bekam der Hausherr Kunde von der Flucht der Prüfungsmaus,
Und er trieb in dieser Stunde seine Gäste spottend aus.

10. Ach! sie schlichen jetzt, voll Reue, durch des Paradieses Thor,
Um mit Thränen nun aufs neue Holz zu spalten, wie zuvor.
Walther rieb sich hinter'n Ohren und schalt Liesen ins Gesicht:
„Tadeln können zwar die Thoren, aber klüger handeln nicht!"

Diese Fabel oder Parabel (denn das ist es doch wohl) liest man unter sehr verschiedener Form. Sie gehört mit in denjenigen Kreis, wohin auch der Kirschbaum gesetzt werden muß, und kömmt, wenn ich nicht irre, ebenfalls in alten französischen Fabliaux vor. Die bekannte Madame Beaumont erzählt die Geschichte in ihrem Magazin für Kinder [1] (viertes Gespräch), aber weit besser. Die Frau klagt nicht nur über Evens Naschhaftigkeit, sondern auch über deren Ungehorsam gegen Gott, und ihr Mann steht ihr bei und klagt eben so sehr über Adam: „Adam war ein rechter Narr, ihr zu folgen. Wäre ich an seiner Stelle gewesen, ich hätte ihr eine tüchtige Ohrfeige gegeben, und sie nicht mehr angehört." Der König, der sich auf der

[1] Magazin des enfans, par Mad. le Prince de Beaumont. — Deutsche Uebersetzungen sind da von Schwabe und von Kerndörfer.

Jagd verirrt hat, hört dieses Gespräch mit an. Er sagt ihnen aber nichts davon, sondern bedauert nur ihr mühseliges Leben und lädt sie ein, mit ihm auf sein Schloß zu kommen. Hier haben sie alles in Fülle. Nach einem Monate erst erscheint die verdeckte Schüssel auf dem Tische; die Frau will sogleich darüber herfallen und sie öffnen; ein Beamter meldet ihr, daß der König befehle, diese Schüssel sollte verschlossen bleiben. Die Frau wird traurig; es schmeckt ihr kein Bissen; der Mann fragt nach der Ursache; sie entdeckt ihm ihre Begierde, zu wissen, was in der Schüssel sei. Er antwortet, sie solle doch bedenken, daß der König die Oeffnung derselben verboten habe; sie entgegnet: das sei eine Ungerechtigkeit von dem König; warum habe er erst die Schüssel hergeschickt, wenn sie verschlossen bleiben solle; kurz sie könne sich nicht zufrieden geben und werde sich ein Leid anthun, wenn er nicht nachsähe. Hierauf weint sie heftig. Dies kann der Herr Ehegemahl nicht aushalten; er geht und öffnet, und die Maus springt heraus. Sogleich erscheint der König, nennt sie Undankbare und jagt sie fort.[2]

Diese Erzählung ist in zweifacher Hinsicht derjenigen vorzuziehen, welcher Langbein folgte. Erstens ist alles besser motivirt und paßt genau zu dem Hinblick auf Adam und Eva. Die beiden Leute wissen gar nicht, daß sie geprüft werden sollen, und tappen um so blinder und plumper hinein. Bei Langbein wird ihnen alles voraus gesagt, und die Predigermiene Walthers steht ihm schlecht an, da er die Katastrophe nicht verhindert. Zweitens ist alles komischer, folglich an und für sich poetischer; und besonders komisch ist das Betragen des Herrn Ehegemahls. Man muß sich wirklich wundern, daß Langbein nicht lieber diese Erzählung benutzt hat, da doch das Buch der Frau Beaumont so allgemein bekannt ist. Langbeins Darstellung ist aber außerdem nicht sehr zu loben; die an und für sich selbst komische Begebenheit ist ziemlich trocken *erzählt*, anstatt daß sie lebendig und dramatisch vorgeführt würde. Als bloße Fabel könnte die Behandlung genügen; das Gedicht tritt aber in der Form der Ballade auf, und somit macht man auch mehr Forderungen. In der Form der Ballade konnte die Sache nur als *Schwank* behandelt werden, aber dazu geht dem Gedicht eben alle Komik ab; die Personen sind bloße Abstrakte, anstatt daß sie in lebendiger Individualität vor uns träten.

Die Vertheidigung unsrer Stammmutter Eva ist übrigens auch noch in andrer Gestalt versucht worden. Eine sehr gewöhnliche Erzählung ist folgende: Eine Frau schmählt auf Even und ihre Naschhaftigkeit. Ihr Mann behauptet, nicht das Gelüsten nach dem Apfel habe sie verführt, sondern das Verbot, von dem Baume zu essen; er meint, seine Frau würde sich in ähnlichem Falle eben so vergehen; ein Verbot würde ihre Lüsternheit ebenfalls eher reizen als dämpfen.

[2] Auch in Aurbachers Volksbüchlein, Bd. I. Historie 60 ist die Schnurre recht gut erzählt.

Die Frau wird darüber böse, und endlich machen beide eine Art Wette; der Mann verbietet nämlich seiner Frau, mit bloßen Füßen in dem Entenpfuhle zu wühlen, vor welchem sie vorüber muß, wenn sie ins Bad geht. Der bis jetzt ihr verhaßte Entenpfuhl wird nun plötzlich der Frau interessant; da sie die Enten darin sich so lustig machen sieht, so denkt sie, es müsse doch eine besondere Bewandtnis mit dieser Pfütze haben. Derselben Meinung ist die Magd (hier die Schlange), welche das Verbot ganz abgeschmackt findet. Endlich kann die Frau es nicht länger aushalten; sie taucht erst bloß die Spitze der großen Zehe in das Wasser, dann den ganzen Fuß, und endlich watet sie hinein. Dabei ertappt sie der Mann. — Diesen Gegenstand hat Hagedorn in seinen Fabeln und Erzählungen (zweites Buch) behandelt unter dem Titel: Adelheid und Heinrich, aber etwas weitschweifig und gedehnt. Er beruft sich auf die Poesies diverses des P. du Cerceau. [3]

Hier spielt also der Mann selbst die Rolle des Prüfenden. Dasselbe ist der Fall in der Erzählung, welche Triller in seinen äsopischen Fabeln (Fabel 66) behandelt hat, unter dem Titel: die vorwitzige Kunigunde. Kunigunde hat mit ihrem Manne denselben Streit gehabt, wie Adelheid mit Heinrich. Nach einigen Wochen verreist der Mann. Beim Abschiede bittet er die Frau, doch während seiner Abwesenheit nicht auf dem großen Kettenhunde zu reiten. Sie hält dies für einen Scherz, um so mehr, da sie dem häßlichen Hunde gar nicht besonders gewogen ist. Aber bald argwohnt sie, es müsse ein Geheimnis dahinter stecken; ihre Lust zum Reiten wächst, ebenso die Liebe zu dem Hunde. Sie giebt ihm jetzt selbst zu fressen und sucht ihn an sich zu gewöhnen, und endlich setzt sie sich auf denselben. Der Hund versteht aber keinen Spaß und beißt sie. Sie muß das Bett hüten, und als der Mann zurückkehrt, kömmt die Sache heraus. Triller sagt, daß diese Fabel sich in den Poesies diverses par M. Baraton, Paris 1705, finde, unter dem Titel: La morsure du Dogue. [4]

Diese Erzählung hat wohl unter allen den meisten Werth, so elend auch die Trillersche Bearbeitung ist. Vor der vorhergenannten zeichnet sie sich in mehrfacher Hinsicht aus. Anstatt des widrigen stinkenden Entenpfuhls ist das Reiten auf dem Hunde gesetzt, welches gar nichts widriges, dafür aber an und für sich etwas höchst komisches hat und zu gleicher Zeit doch etwas gefährlich ist, wodurch das

[3] Jean Antoine du Cerceau, geb. zu Paris 1670, gest. 1730. Seine Gedichte sind zuletzt erschienen 1733. 2 Bde.

[4] Doch hat weder dieser Dichter noch der vorhin genannte Cerceau den Stoff erfunden; denn unter der Gesammtüberschrift: „Wann man vns ein Ding verbeut, so liebet es uns erst“ wird schon in Pauli Schimpf und Ernst eine Reihe solcher Geschichtchen erzählt, darunter auch die vom Ritt auf dem Hunde; und hinter dieser finden sich Anspielungen auf andere Anekdoten, nahmentlich auch auf die, „wo die Frau in den Mistlachen gieng.“

Gebot des Mannes scheinbar gerechtfertigt wird. Die Frau weiß ferner gar nicht, daß der Mann sie prüfen will, denn die Bitte kömmt erst einige Wochen nach dem Streite, und die Strafe endlich folgt auf dem Fuße nach, während die Geschichte vom Entenpfuhle eigentlich keinen Schluß hat. Dadurch aber, daß die Strafe ganz natürlich aus der Uebertretung des Gebots hervorgeht und daß nicht der Verlust alles Glückes mit darauf steht, unterscheidet sich die letzte Erzählung wieder von der mit der Maus, in welcher das Komische, durchaus nicht recht hervortreten kann, weil die Leute all' ihr Glück verlieren.

Die Erfahrung, daß Verbote am stärksten zum Handeln reizen, hat sich am kräftigsten in dem alten Volksmärchen: Der Blaubart: ausgesprochen, zu gleicher Zeit aber ganz tragisch gestaltet. Man kann sich nicht genug wundern, daß noch kein Balladendichter diesen Stoff zum Gegenstand genommen hat, der ganz zur Ballade gemacht ist.

---

5. Der Gastfreund.

I.

1. Zur Zeit, als der Held, den Maria gebar,
Der edelste Bürger der Erde war,
Da lebt' auch ein Kernmann von ehrbarem Stande,
Mit Namen Philemon, im heiligen Lande.

2. Er wohnte gemächlich im herrlichsten Gau,
Betrieb des Ackers und Gartens Bau,
Und mehrte durch Fleiß die Fülle der Güter,
Doch war er kein ängstlicher Mammonshüter.

3. Er reichte den Armen mit williger Hand
Erquickende Nahrung und warmes Gewand,
Und immer behagt ihm sein Wein am besten
Im traulichen Kreise von lachenden Gästen.

4. Auch wildfremde Pilger, vom Wege verirrt,
Erfanden an ihm den gefälligsten Wirth.
Gastfreundlich beherbergt' er alle die kamen,
Und forschte nicht nach Geschäften und Namen.

5. Einst, als er am Thore des Landhauses saß,
Und froh mit den Seinen das Abendbrot aß,
Erschien ein Fremdling mit eilenden Schritten,
Um Obdach bis folgenden Tag zu erbitten.

6. Willfährig lud ihn Philemon ins Haus.
„Wie gut Ihr seid!" rief der Wanderer aus.

„Nun bitt' ich, auch meinen Gefährten zu helfen:
Es folgt mir noch eine Gesellschaft von Zwölfen."

7. „Was thut das?" versetzte der gastfreie Mann.
„Und wären es doppelt so viel, nur heran!
Ich bin nicht gewohnt, in meinen vier Pfählen
Mit schielenden Augen die Gäste zu zählen."

8. Der Nachtrab der Reisenden nahte sich bald.
Ein blühender Mann von erhabner Gestalt
War unter ihnen, der Rose zu gleichen,
Der andere Blumen an Lieblichkeit weichen.

9. Und ohne zu fragen: woher und wohin?
Empfieng sie Philemon mit herzigem Sinn.
Er leerte gesellig mit ihnen den Becher,
Und lagerte sie in bequeme Gemächer.

10. Als drauf sich der Morgen zu röthen begann,
Da sagte der Vorläufer: „Trefflicher Mann,
Ihr nahmet uns auf, ohn' uns zu kennen,
Doch wollen wir uns nicht fremd von euch trennen.

11. Verzeichnet in Euer Gedächtnisbuch
Mit goldener Schrift diesen Nachtbesuch!
Es lief ein Glücksschiff in Euren Hafen:
Der Gottmensch hat hier im Hause geschlafen." —

12. Philemon erschrak, und klagte sich an,
Er hab' im Bewirthen zu wenig gethan.
„Der Herr," sprach Petrus, „ist huldvoll zufrieden,
Und hat Euch zum Dank eine Gnade beschieden.

13. Entdecket mir traulich: was möchtet Ihr gern?
Ich melde dann Euer Verlangen dem Herrn,
Und was es auch sei, das Euch lüstet zu haben,
Die göttliche Macht wird Euch damit begaben."

14. „Ei nun," sprach jener, „es lauschen in mir
Der heimlichen Wünsche wohl drei oder vier.
Mich zupft schon der Tod am greisenden Haare.
Und gern lebt' ich wahrlich noch fünfhundert Jahre.

15. Dann wünscht' ich: ein Birnbaum, der hoch mich erfreut,
Durchblühte mit mir dies Räumchen der Zeit,
Und wer ihn bestiege, mich ausgenommen,
Der müßte, wie magisch bestrickt, nicht entkommen.

16. Auch keiner vom Armstuhl, auf welchem Ihr sitzt.
Er ist nicht künstlich gebaut und geschnitzt,
Doch wollt' ich, es möchte die Kraft in ihm walten,
Die auf ihm Ruhenden fest zu halten." —

17. Rasch fuhr zum Scherz der Apostel empor,
Als stände Verhaftung im Stuhl ihm bevor.
„Mein werther Philemon," rief mit Lachen,
„Was redet und heischt Ihr für drollige Sachen!

18. Ihr liegt, wie ein Kind, an des Glückes Brust,
Und sauget unendlichen Lebensgelust;
Das leuchtet mir ein: doch die magische Fessel,
Was soll sie Euch fruchten am Baum und am Sessel?"

19. „Sie scheint," sprach jener, „ein nichtiges Spiel,
Und nützte mir dennoch am Baume sehr viel,
Er ist mir des Gartens verehrtester König,
Doch seiner Gaben genieß' ich nur wenig.

20. Kaum schimmert ihr Gold durch das herbstliche Laub,
So werden sie nächtlicher Gaudiebe Raub,
Und niemals ertapp' ich die listigen Näscher;
Drum wollt' ich, der Baum würde selbst ihr Häscher.

21. Die Rede vom Stuhl war so ernst nicht gemeint.
Im Winter besucht mich oft Abends ein Freund;
Sein Herz ist bieder, sein Witz ist munter;
Wir plaudern am Feuer und spielen mitunter.

22. Nun fallen die Würfel mir wunderbar hold,
Und steht bei uns gleich auf dem Spiele kein Gold,
Zerreißt er doch manchmal sich drob fast die Krause,
Und läuft vor Verdruß unaufhaltsam nach Hause.

23. Dann wird mir die Zeit bis zur Nachtruhe lang;
Drum wäre des Zauberstuhls fesselnder Zwang,
Gleich einem Nothstall [1] bei störrigen Rossen,
Sehr brauchbar für meinen Abendgenossen."

24. Stark schüttelte jetzt der Apostel sein Haupt:
„Mein guter Philemon, ich hätte geglaubt,
Ihr würdet, statt so was zur Sprache zu bringen,
Euch lieber ein Plätzchen im Himmel bedingen."

25. Fast mürrisch verließ er hiemit das Gemach;
Doch freundlicher kam er zurück, und sprach:
„Es ist geschehen, und was Ihr begehret,
Hat Euch der himmlische Gastfreund gewähret.

26. Noch fünfhundert Jahre bewohnt Ihr gesund,
Sammt Euerm Birnbaum, das Erdenrund,

---

[1] Ein starkes Gerüst mit einem Dache, um unbändige Pferde zu zwingen still zu halten, wenn sie sich nicht wollen beschlagen oder Arznei eingießen lassen.

Und er und der Seſſel ergreifen und fahen
Hinfort alle Fremden, ſo ihnen ſich nahen.“

27. „O herrlich,“ fiel jener mit Luftſprüngen ein.
„Ich aber kann doch die Gefangnen befrein?“ —
„Ei das,“ ſprach Petrus, „verſteht ſich am Rande!
Ihr ſaget ein Wort, und es weichen die Bande.“

28. Voll Dankbegier eilte Philemon zur Thür.
„Bleibt,“ rief der Apoſtel, „ich rathe, bleibt hier!
Der Göttliche will nicht, nach menſchlicher Weiſe,
Daß man ihn geſchwätzig für Wohlthaten preiſe.“

29. Jetzt kamen die Waller, den Stab in der Hand,
Um weiter zu reiſen durch's jüdiſche Land.
Sie dankten dem Hauswirth für gaſtliche Pflege,
Und wanderten fort auf bethauetem Wege.

II.

30. Philemon ſah in behaglicher Ruh
Dem Fluthengedränge des Zeitſtroms zu.
Die Welt ſtarb ſiebenmal aus, und er lebte,
Und mit ihm ſein Glück, das ihn treulich umſchwebte.

31. So ſchwanden ihm fünf Jahrhunderte hin.
„Seht!“ ſprach er oft luſtig, „wie raſch ich noch bin!
Ich werde den letzten der Menſchen begraben,
Denn mich wird der Tod wohl vergeſſen haben.“

32. Verſenkt in dieſen anmuthigen Traum,
Beſucht er einſt ſeinen geliebten Baum,
Und trachtend, ein Birnlein zum Munde zu führen,
Empfand er von hinten ein leiſes Berühren.

33. Und als er ſich umſah, erblickt er den Tod,
Der grüßend die Hand, wie ein Freund, ihm bot.
Bleich bebt' er zurück vor dem nackten Gerippe,
Und wandte den Blick von der gräßlichen Hippe.

34. „Ei!“ ſagte der Tod, „komm' ich dir noch zu ſchnell?
Schier ſechshundert Jahr' lebt der alte Geſell,
Und trägt, wie es ſcheinet, noch kein Gefallen,
Mit mir in mein ruhiges Hüttchen zu wallen.“

35. „Das muß ich geſteh'n!“ ſprach Philemon beherzt:
„Mein Antheil am Leben iſt aber verſcherzt;
Ich folge dir denn mit entſchloſſenem Schritte,
Doch hab' ich noch eine gehorſamſte Bitte.

36. Geh, hole mir, Trauter, zur Zehrung ins Grab,
Von diesem Baume zwei Birnen herab!
Mir Alten ist leider die Kraft nicht mehr eigen
Empor zu dem Wohnsitz der Früchte zu steigen."

37. Der Tod, sonst gewöhnt an ein eisernes Nein,
War eben bei Laune, gefällig zu sein.
Er schwang auf den Baum die rasselnden Glieder,
Und reichte zwei goldene Birnen hernieder.

38. Doch als er den Rückweg zu klimmen begann,
Ergriff ihn des Baumes bestrickender Bann.
Er sah sich ringsum, wie von lebenden Schlangen,
Von zahllosen Aesten und Zweigen umfangen.

39. „Sieh! Wütherich!" jauchzte Philemon hinauf,
„Nun bist du gefesselt, nun endet dein Lauf!
Zwar will ich dir Freiheit in Gnaden gewähren,
Doch mußt du mich erst für unsterblich erklären."

40. „Nein!" schnaubte der Tod, „deine Hoffnung geht irr!
Ich löse mich selbst aus dem Zaubergewirr.
Du Nimmersatt des erbärmlichen Lebens,
Du rechnest auf weitre Gestundung [2] vergebens!"

41. Philemon, gedeckt durch des Baumes Schutz,
Belächelte kalt des Gefangenen Trutz,
Und gieng, mit der Waffe des Feinds, aus dem Garten,
Um ruhig des Ausgangs der Fehde zu warten.

42. Der Knöchler zappelt' und rappelte wild:
Und als es nun Nacht ward, erscholl durchs Gefild,
Zum Schrecken der horchenden Nachbargemeine,
Das Mühlengeklapper der dürren Gebeine.

43. Denn er, der eherne Mauern durchdringt,
Der alle Götter der Erde bezwingt,
Wand sich, wie ein Wurm, in den hölzernen Ketten,
Und hatte nicht Macht, sich daraus zu erretten.

44. Am Morgen rief er mit Zetergeschrei
Den sorglosen Schläfer Philemon herbei.
„Was giebt's? sprach dieser: „Hast du dich besonnen,
Und hab' ich ein ewiges Leben gewonnen?"

---

[2] Gestunden ist ein in der Rechtssprache gebräuchliches Wort und heißt so viel als Frist zur Bezahlung einer Schuld geben; hieher schickt es sich recht gut, denn es ist wirklich ein Prozeß, den der Tod mit Philemon führt; der Tod ist der Gläubiger, Philemon der Schuldner. — Recht schön ist es, daß der Tod das Leben etwas erbärmliches nennt; denn er muß kraft seines Amtes das Leben natürlich für die allerelendeste Sache ansehen.

45. „Ein Jahr noch schenk' ich dir!" brummte der Tod.
„Ha, Geizhals!" rief jener, „welch ein Lumpengebot!
Du mußt mir mein Leben auf ewig verschreiben,
Sonst wirst du mein ewig Gefangener bleiben!"

46. Er rückte die Nachtmütze tiefer auf's Ohr,
Gieng eilends zurück durch des Gartens Thor,
Und rastlos erklang, immer stärker und stärker,
Drei Tage das Toben im laubigen Kerker.

47. Indeß ward auf Erden kein Leben verkürzt.
„Was heißt das?" sagte der Teufel bestürzt:
„Kein Seelchen erscheint! Ist der Tod denn gestorben?
Wer hat mir den fleißigen Kundmann verdorben?"

48. Jetzt zog, nach jener drei Tage Verlauf,
Der Trotzer gelindere Saiten auf,
Und bot für der Freiheit köstliche Waare
Dem Meister des Bannes fünfhundert Jahre.

49. „Gut!" sagte Philemon, „ich knausere nicht,
Doch trau' ich nicht bloß auf dein ehrlich Gesicht;
Du mußt, bevor wir in Frieden uns trennen,
Dich schriftlich zu unserm Vergleiche bekennen."

50. Er reicht' ihm ein Täflein, sammt Griffel, hinan,
Und eilfertig schrieb der Herr Urian
Den Lösevertrag, gesetzlich und bieder,
Mit kurzen, doch kräftigen Ausdrücken nieder.

51. Und als er das Täflein herunter gab,
Las jener den Freibrief, und sagte: „Zieh ab!"
Da wichen die Fesseln von allen Seiten,
Und ließen das Schreckbild dem Garten entschreiten.

III.

52. Unalternd genoß der glückliche Mann
Mit Frohsinn der Zeit, die er listig gewann,
Und bis ans Ende der Laufbahn blühte
Die Lust an der Welt in seinem Gemüthe.

53. Das Täflein, auf welchem der Freibrief stand,
Mit Schaudern nahm er es jetzt[3] in die Hand,
Und fragte sich ängstlich: wie soll ichs beginnen,
Den Faden des Lebens mir weiter zu spinnen?

[3] Dieses jetzt ist nicht vorbereitet; denn der Dichter hat nirgends gesagt, daß die fünfhundert Jahre schon wieder verflossen sind; in den Worten: „bis ans Ende der Laufbahn blühte die Lust an der Welt in seinem Gemüthe" liegt dies wenigstens nicht.

54. Schon raubte der Herbst, der ihm fürchterlich war,[4]
Den Bäumen des Gartens ihr gelbrothes Haar,
Und stündlich besorgte der ält'ste der Alten,
Der Tod werde kommen, sein Amt zu verwalten.

55. Doch hatte man längst schon gekeltert den Wein,
Da mahnt' er die Schuld der Natur noch nicht ein.
Die Winterstürme begannen zu brausen;
Er ließ den Schuldner auf Erden noch hausen.

56. Erst gegen der heil'gen drei Könige Tag[5]
Besann er sich auf den erlosch'nen Vertrag,
Und plötzlich erschien, ungemeldet wie immer,
Der gräßliche Storch in Philemons Zimmer.

57. „Was kommst du so spät?" rief dieser mit Hast;
„Ich hab' auf dich lange mit Sehnsucht gepaßt!
Mir ekelt die Welt seit geraumen Jahren;
Ich wäre gern längst schon zur Grube gefahren.

58. Drum geh' ich freudig mit dir im Nu;
Ich siegle nur noch mein Vermächtnis zu.
Laß dich indessen am Feuer dort nieder,
Und thaue dir auf die starrenden Glieder."

59. Gelassen und beifällig nickte Freund Hain,
Warf sich in den fährlichen Fangstuhl hinein,
Und fühlte sogleich durch des Zaubers Walten
Sein Knochengefäß wie von Nägeln gehalten.

60. „Ha!" rief er, „du schändlicher Sklave der Welt,
Hast abermal mir eine Falle gestellt!
Doch will ich hier lieber Jahrtausende sitzen,
Als gegen mich selbst dich aufs neue beschützen."

61. Er hieb mit der Sense gewaltig umher,
Philemon aber entwich dem Gewehr,
Und nährte die Glut des Kamines von weiten
Mit Harz und Schwefel und trockenen Scheiten.

62. „Halt ein!" schrie der Tod: „du gebarst[6] dich wie toll!
Willst du, daß ich braten und brennen soll?

---

[4] Denn im Herbste mußte der Tod eigentlich kommen, weil der Vertrag in dieser Jahreszeit geschlossen worden war.

[5] Den 6. Januar.

[6] Alterthümlich für das neuere gebärden. Früher galt auch für Gebärde das Hauptwort Gebar (der).

Beim Himmel! ich fange schon an zu glimmen!
Hilf! Hilf! — Was soll ich zur Lösung bestimmen?"

63. „Je nun," sprach lächelnd der blühende Greis,
„Du kennst unsern alten sehr billigen Preis:
Laß fünfhundert Jahre mich fürder hier weilen,
Und gib mir zur Sicherheit einige Zeilen!"

64. Gedrängt von der wachsenden Feuersnoth
Schrieb rasch den verlangten Gewährschein der Tod,
Sprang auf, vom Brande gefleckt, wie ein Tiger,
Und rief: „Komm ich wieder, so nehm' ich mich klüger!"

IV.

65. Und als die Vertragszeit vorüber war,
Begab er sich nicht in neue Gefahr.
Er sandte den Ruf in das Reich der Todten
Durch einen ehrnen, gefiederten Boten. [7]

66. „Leb wohl, du liebe, du herrliche Welt!"
Erseufzte Philemon, vom Pfeile gefällt.
„Du warst mir ein wonniglich blühender Garten;
Wie droben es aussieht, das muß ich erwarten."

67. Sein Wandel auf Erden war rechtlich und gut,
Das stählte jetzt wacker des Sterbenden Muth;
Und daß er den Pförtner des Himmels kannte,
War vollends ein Trost, der die Furcht verbannte.

68. Indem er nun frisch sich erhob durch die Luft,
Erblickt' er tief unten in einer Kluft
Die feurige Burg des Fürsten der Hölle.
Und stehend ihn selbst an des Hauses Schwelle.

69. Philemon, noch nicht von Neugier befreit,
Schwang sich mit des Vogels Geschwindigkeit,
Hinab in den Felsgrund, daß er in der Nähe
Die schaurige Pracht des Hoflagers sehe.

70. Und als er lugend am Thore stand,
Rief Satan: „Herein, du Höllenbrand!"
„Schön Dank!" sagte jener: „Ich ziehe vorüber,
Mein Weg geht gen Himmel, denn dort bin ich lieber."

---

[7] Durch einen Pfeil; was man aber schwerlich errathen würde, wenn es nicht die folgende Strophe ausdrücklich sagte.

71. Jetzt kamen mit grauvollem, wüstem Geschrei
Die Bürger des Abgrunds in Schaaren herbei,
Und stöhnten kläglich von allen Seiten:
„O, könnten wir, seliger Geist, dich begleiten!“

72. Es war unter ihnen manch zartes Gebild,
Und Vater Philemon, von Mitleid erfüllt,
Erglühte vor Lust, aus den Klauen des Bösen
Ein paar der unglücklichen Seelen zu lösen.

73. Ihm kam ins Gedächtnis, wie vormals im Spiel
Der Würfel ihm wunderſam günstig fiel.
Wer Glück hat, sagt er zu sich, darf es wagen,
Sogar dem Teufel ein Spiel anzutragen.

74. „Hört!“ sprach er zum König der Flammenwelt,
„Dort oben ist zwar mein bestimmtes Feld,
Doch, da ich so gute Gesellschaft hier finde,
Entsag' ich vielleicht der himmlischen Pfründe.

75. Beliebt's Euch, so würfelt mit mir um mein Ich!
Gewinnt Ihr, Herr, nun dann habt Ihr mich!
Allein wenn Ihr, wie nicht glaubhaft, verlieret,
So wird Euch von mir ein Seelchen entführet.“

76. „Es gilt!“ schrie der Teufel: „Was wag' ich beim Spiel?
Ich habe ja schier des Gesindels zu viel!“
Er rief nach Würfeln hinein in den Haufen,
Und schnell kam ein Spieler damit gelaufen.

77. Die Würfel rollten; der Satan verlor:
Zwölf Seelen [8] verlor er, da sprang er empor:
„Nun packe dich!“ brüllt' er, „du schlimmer Geselle!
Dein Schalksglück entvölkert mir sonst die Hölle!“

78. Der Sieger entführte nach eigener Wahl
Zwölf freundliche Seelen dem Schauerthal,
Durcheilte mit ihnen unendliche Fernen
Und brachte sie glücklich hinauf zu den Sternen.

79. „Willkommen!“ rief Petrus herzinniglich;
„Wir warten seit tausend Jahren auf dich!
Geneuß, nach Ermüdung vom Erdenwallen,
Der ew'gen Ruh' in den himmlischen Hallen!“

---

[8] Ein Widerspruch mit Str. 75; denn dort soll der Teufel nur eine Seele hergeben, wenn er verliert. Vermuthlich aber haben Sie zwölfmal gewürfelt.

80. „Wohl mir!“ sprach Philemon, „doch wirst du verzeihn,
Hochheiliger Pförtner, ich bin nicht allein.
O, möchten auch diese, beladen mit Sünden,
Nach Leiden und Buße hier Aufnahme finden.“

81. „Sie sollen's!“ versetzte der Heilige mild,
„Dein Fürsprech ist ihnen ein kräftiger Schild.
Die Gastfreundschaft, die du übtest auf Erden,
Mag so dir im Himmel vergolten werden.“

Der Dichter hat hier ein Volksmärchen bearbeitet, das in den mannigfaltigsten Gestalten sich durch das Volk verbreitet hat und bisweilen zur örtlichen Sage geworden ist. Eigentlich findet es sich schon bei den Alten, aber in verkümmerter Gestalt, in den Sagen vom Sisyphus. Dieser soll den Tod gefesselt haben. Da nun kein Mensch mehr starb, so verödete die Unterwelt ganz. Darum bat Pluto den Mars, den Tod zu erlösen, was auch geschah. Andere erzählen, Sisyphus habe vor seinem Tode seiner Frau befohlen, seinen Leichnam unbegraben unter freiem Himmel hinzuwerfen. Als er nun in die Unterwelt kam, stellte er sich zornig über seine Frau und bat den Pluto um Erlaubniß, diesen Schimpf an seiner Frau rächen und noch einmal auf die Oberfläche zurückkehren zu dürfen. Pluto erlaubte es; aber er kam nicht wieder, bis ihn Merkur gewaltsam holte. Zur Strafe seiner Treulosigkeit mußte er in der Hölle einen schweren Stein bergauf wälzen, der immer wieder bergab wälzt. — Die Br. Grimm theilen in den Anmerkungen zu ihren Kinder- und Hausmärchen die verschiedenen Gestaltungen der Sage im Deutschen mit (zu Nr. 82). Wir wollen hier den Inhalt der wichtigsten Abänderungen kurz mittheilen, da wir dann ein festeres Urtheil über Langbeins Gedicht fällen können.

1. Der Spielhansl hat all' sein Hab und Gut verspielt; der Heiland und der heilige Petrus kehren bei ihm ein, und jener läßt ihn drei Wünsche thun. Er bittet um eine Karte, die alles gewinnt; um eben solche Würfel, und um einen Baum, der jeden festhält. Nun gewinnt Hans die halbe Welt zusammen. Endlich schickt unser Herrgott den Tod; dieser trifft ihn beim Spiel, läßt sich bereden, ein wenig zu warten, und unterdeß auf den Baum zu steigen und muß sieben Jahre darauf bleiben, während welcher Zeit niemand stirbt. Endlich muß Hans den Tod auf Befehl seiner vormaligen Gäste loslassen und stirbt nun. Weder im Himmel noch im Fegfeuer will man ihn aufnehmen; endlich läßt ihn Lucifer in die Hölle; er gewinnt ihm aber mit seinen Karten alle krummen Teufel ab und stürmt nun mit diesen den Himmel. Der heilige Petrus läßt ihn ein; er fängt aber gleich wieder an zu spielen; da wird er herab

vom Himmel geworfen; seine Seele zertheilt sich und fährt in die Spiellumpen, wo sie noch lebt.

2. Hans Lustig erhält auf eben diese Art Karten und Würfel mit besagten Eigenschaften, und eine Geige, deren Ton alles fest macht. Als der Tod kömmt, lockt er ihn auf einen Birnbaum und fängt an zu geigen, worauf der Tod fest sitzt. Bei dem Begräbnis eines Verwandten betet Hans Lustig ein Vaterunser, und dadurch wird der Tod frei. Hans Lustig stirbt und kommt vor den Himmel; man läßt ihn nicht ein; er geht in die Hölle, spielt und gewinnt dem Teufel 200 Seelen ab. Mit diesen kömmt er wieder vor den Himmel, wirft durch die ein wenig offne Pforte seine Karten hinein, bittet dann um Erlaubnis, sie wieder holen zu dürfen, setzt sich darauf und sitzt noch dort auf seinem Eigenthum, von dem ihn niemand vertreiben darf.

In andern Märchen ist immer ein Schmied die Hauptperson, und die Sage wird hier meist zur örtlichen. Man erzählt sie vom Schmied von Jüterbogk (im preußischen Herzogthum Sachsen), Apolda (Thüringen), Bielefeld (Westphalen), Mitterbach (Baiern) u. a. Der Schmied zu Jüterbogk wünscht sich erstlich, daß sein Lehnstuhl die Kraft bekäme, jeden ungebetenen Gast festzuhalten, ebenso der Birnbaum, und endlich, daß aus seinem Kohlsacke keiner herauskäme, den er nicht selbst befreie. Der Tod kommt, setzt sich auf den Sessel und muß dem Schmied zehn Jahre schenken; das zweitemal geräth er auf den Apfelbaum und muß nun versprechen, nie wieder zu kommen. Jetzt kömmt aber der Teufel; der Schmied verschließt ihm das Haus und Lucifer muß durch das Schlüsselloch fahren; vor diesem aber hat der Schmied seinen Kohlsack aufgespannt; der Teufel fährt hinein und ist nun gefangen. Jetzt hämmert der Schmied mit seinen Gesellen auf den Kohlensack wacker zu, bis sie müde sind; endlich darf Lucifer fort, muß aber wieder durch das Schlüsselloch fahren.

Die Sage vom Schmied von Apolda hat Joh. Falk meisterhaft dramatisch bearbeitet. Sie erschien zuerst in Falks Grotesken von 1806; dann wieder abgedruckt im dritten Theil von Falks auserlesenen Werken, Lpzg. 1819. Schmied Adam von Apolda ist gegen die Armen, besonders gegen Wandernde, sehr mildthätig und hegt dabei felsenfestes Vertrauen auf Gottes und des Heilands Gnade. Nur flucht er immer entsetzlich, und entschuldigt sich damit, ein Schmied könne nicht anders. Unser Herr und St. Petrus kehren als arme Pilger bei ihm ein; er nimmt sie auf, speist und kleidet sie. Unser Herr stellt ihm drei Wünsche frei, in der Hoffnung, Adam werde sich die ewige Seligkeit ausbitten. Allein dieser wünscht: erstlich, daß dem, der in seine über der Thür hängende Nageltasche fahre, die Hand stecken bleibe, bis die Tasche zerfalle, dann:

Es steht in meines Gärtchens Raum
Ein wunderschöner Apfelbaum;

TAYLOR INST. OXFORD

Durch seine Früchte, seine Blüthe
Ergötzt er Sommers mein Gemüthe.
Nur ist mein einziger Verdruß,
Den ich euch hiermit melden muß,
Daß mir ein böser Dieb im Haus
Darüber geht und pflückt sie aus:
So, komm' ich, trifft sich oft der Fall,
Sind meine schönen Aepfel all. —
Nichts hilft mein Reden und Verbot;
Ich ärgre drob mich fast zu todt.
So will ich denn. ihn zu verieren,
Anjetzt den zweiten Wunsch probieren:
Ich wünsche diesem bösen Knechte —
Läuft es nicht wider Menschenrechte,
Wofern es ohne Teufelskunst
Geschehen kann, ihr Herrn, mit Gunst —
Wenn er sein Handwerk wieder treibt,
Daß er auf dem Baum stecken bleibt,
Und daß er schwitzt in dieser Falle,
Bis daß der Apfelbaum zerfalle.

Drittens: daß jeder ungebetene Gast, der sich auf seinen Armstuhl setzt, nicht wieder aufstehen könne. Der Schmied flucht aber nun fort und fort; es erscheint ein böser Engel; er verführt ihn, einen Nagel aus der Tasche ihm zu langen; den zweiten Engel lockt er auf den Apfelbaum; den Lucifer selbst endlich auf den Stuhl. Jetzt erscheint der Tod, und er muß mit, läßt sich jedoch seinen Hammer in den Sarg legen. Im Himmel will man ihn nicht aufnehmen, weil er so geflucht hat; in der Hölle auch nicht, weil sich die Teufel vor ihm fürchten. Endlich schmiedet er sich selbst einen Schlüssel zum Himmel, und auf vieles Bitten erhält er zuletzt Einlaß.

Fast in allen Gestalten der Sage erscheint die Hauptperson als gut und böse zugleich; er ist ein Flucher, Spieler oder sonst etwas ähnliches; dabei aber ist er mildthätig und vertraut auf Gott. Nur in dem gedruckten Volksbuche: „das bis an den jüngsten Tag währende Elend" ist der Held ein armer, guter Mann, der sich aber nur die eine Gnade mit dem Birnbaum ausbittet, den Tod hinauflockt, von diesem das Versprechen des ewigen Lebens erhält, und daher noch lebt.

Langbein scheint mehrere Gestaltungen der Sage gekannt zu haben, hat sie vermischen und so ein neues Ganzes bilden wollen. Aus diesem Verfahren kann aber selten etwas Gutes entstehen, und so finden wir dann auch in diesem Gedichte eine Menge anstößiger Widersprüche.

Der Dichter hat den Philemon zu einem durch und durch braven, frommen Mann gemacht; wie kömmt denn nun aber dieser dazu, dem Teufel ein Spiel anzubieten? Wenn Spielhansel und Hans Lustig es thun, ist dies ganz in der Natur der Sache; sie waren Spieler und sind im Voraus gewiß, zu gewinnen; bei Philemon ist es eine durchaus nicht in seiner Natur begründete Verruchtheit.

Verwunderlich ist der Grund, welchen Philemon wegen des Stuhles angiebt; denn natürlich konnte er den Nachbar nur einmal darauf fest-

halten; kennt dieser die Wunderkraft, so wird er sich wohl nicht mehr darauf setzen. Wie ganz anders sind hier die Wünsche der Schmiede begründet. Jeder ungebetene Gast soll festgehalten werden.

Sonderbar erscheint ferner das 1600 Jahre lange Leben des Philemon; in der Sage ist entweder von einem kurzen Zeitraum die Rede oder vom ewigen Leben. Daß aber Philemon bis vor 200 Jahren gelebt habe, erscheint sonderbar; das Märchen spielt nun bis in die neuere Zeit herüber, und Philemon kann sich doch unmöglich dabei wohlbefunden haben, da er auf der Welt nichts bestimmtes zu thun hat. Dies bringt uns auf den Hauptmangel des Gedichts. In allen Märchen hat der Held einen bestimmten Charakter, aus dem alle seine Wünsche hervorgehen, und der ihn uns anziehend macht; nicht so Philemon; dieser hat durchaus gar keinen Charakter, und wir interessiren uns eigentlich nicht für ihn. Wie ganz anders erscheint hier Falks Schmied Adam.

Uebrigens halten wir dies Gedicht für eines der besten von Langbein. Alle Vorzüge, welche diesem Dichter eigen sind, finden sich hier; Gewandtheit in der Sprache, einzelne drollige Züge und ein strenges Maßhalten innerhalb der Grenzen, welche dem leichten Talent dieses Dichters angewiesen sind.

Nach eigenthümlicher Quelle und recht wacker hat Ludwig Wiese den Stoff bearbeitet in zwei Gedichten: Ralph Poltermann und Peter Poltermann und der Tod.

---

6. Das Abenteuer des Pfarrers Schmolke und Schulmeisters Bakel.

1. „Ja, ja, wir gehen fehl! Das Ei
War klüger als die Henne.
Ich warnt Ihn, Doch Er blieb dabei,
Daß Er die Straße kenne.
O weh, die Nacht ist schauerlich!
Nun, Bakel, rett' Er mich und sich!" —

2. „Hic haeret aqua, mein Herr Pfarr!
Ich weiß nicht mehr zu helfen.
Doch zittr' ich gar nicht wie ein Narr
Vor Räubern und vor Wölfen.
Horaz sagt: Purus sceleris
Non eget Mauri jaculis!" —[1]

[1] Horat. Lib. I. Ode 22.

Integer vitae scelerisque purus
Non eget Mauri jaculis neque arcu
Nec venenatis gravida sagittis,
Fusce, pharetra.

3. „O wär' doch Er und Sein Latein
Beim Styx, und ich im Bette!
Er treibt wohl gar noch obendrein
Mit meiner Angst Gespötte?
Doch halt! in jenes Thales Schoß
Winkt uns ein Licht! Gehn wir drauf los?“ —

4. „Cur non, mi Domine? Es muß
Ja wohl ein Mensch dort wohnen.
Der Fürst mit Schwanz und Pferdefuß
Wird da gewiß nicht thronen.
Hin, cito hin! Schon wittr' ich schier
Ein Gläschen gutes Magenbier.“

5. Dem Dorfschulmeister folgt nun dreist
Sein Pfarr zum Lichtgefunkel.
Doch welcher schadenfrohe Geist
Hetzt sie durch Nacht und Dunkel?
Sie machten mit dem Neckgeist Wein
Bei einem Schmauß sich zu gemein.

6. Erreicht war bald die Hütt' im Thal.
Ein Mann in brauner Weste
Empfieng ein wenig kalt und kahl
Die späten schwarzen Gäste.
„Den Herren fehlt ein Nachtquartier?
Das findet allenfalls sich hier.

7. An Federbetten nur gebricht's.
Was helfen saure Mienen?
Ja oder nein! Ich kann mit nichts
Als Stroh die Herrn bedienen.
Das soll im obern Kämmerlein
Sogleich für sie bereitet sein.“

8. Der Pfarr sah still auf seinen Bauch,
Als wollt' er ihn befragen:
Wird dir, du fettes Schneckchen, auch
Das harte Stroh behagen?
Doch Bakel sprach: „Perfectum est
Sub sole nil! Mach' Er das Nest!“

9. Er sagte so, und es geschah.
Der arme Pastor Schmolke
Hieng, weil er keinen Stutzbock sah,
Ans Fenster seine Wolke;
Warf sich auf die verhaßte Streu,
Und sein Gefährte nebenbei.

10. Nur eine dünne Bretwand schied
Die Pilger von dem Wirthe,
Der jetzt ein langes frommes Lied
Nebst seinem Weibe schwirrte,
Den Abendsegen las und dann
Noch dieses Bettgespräch begann:

11. Ja, Frau, sobald der Morgen graut,
Will ich die Schwarzen schlachten;
Sie sind, wenn man sie recht beschaut,
Viel fetter, als wir dachten.
Der eine Bursch ist kugelrund,
Mir wässert schon nach ihm der Mund."

12. Der Wirth, ein roher Fleischer, sprach,
Mit Ehren zu vermelden,
Von seinen Schweinen; aber ach!
Wie zagten unsre Helden!
Sie standen in dem tollen Wahn,
Die Rede geh' ihr Leben an.[2]

13. „He, Bakel! schläft Er? Hört er nicht,
Was in der Nebenstube
Der Menschenfresser von uns spricht? —
Uh, eine Mördergrube
Ist dies vermaledeite Haus.
Wär' ich lebendig nur heraus."

14. „Proh dolor! Doch wir stehen ja
Noch nicht in Charons Nachen,
Noch können viel Convivia
Ihr Bäuchlein runder machen.
Sperr' oculos! Sehn Sie nicht hier
Ein Fenster? durch das springen wir."

15. „Ja, so ein leichter Flederwisch,
Wie Er, kann das wohl wagen,
Und dennoch seinen Leichnam frisch
Und heil nach Hause tragen.
Ich aber stürzte, Gott erbarm!
Straks in des Todes offnen Arm." —

---

[2] Diese ganze Strophe ist unnöthig und unzweckmäßig. Was der Fleischer eigentlich meinte, gehört gar nicht zur Darstellung des Dichters, sondern nur, was er sagte, und der komische Eindruck würde natürlich noch verstärkt, wenn der Leser zugleich mit den beiden Helden im Irrthum wäre. Die Bemerkung, daß letztere die Rede des Fleischers auf sich deuten, ist ganz überflüssig, da ja gleich die ersten Worte des Pfarrers diesen Wahn andeuten.

16. Die Bakelsche Beredsamkeit
Gab sich noch nicht gefangen,
Und bombardierte lange Zeit
Mit Gründen auf den bangen,
Verzagten Seelenhirten los,
Bis er zum Sprunge sich entschloß.

17. Nun war nur noch die Frage, wer
Den Vortanz wagen sollte.
Sie stritten hin, sie stritten her,
Weil lange keiner wollte,
Bis endlich rasch der Pädagog
Voran hinab ins Höfchen flog.

18. Er stürzte, salva venia!
Auf einen Berg von Dünger,
Es lag sich gar nicht unsanft da,
Auch schmerzt' ihn nicht ein Finger.
Doch jetzt fiel wie ein Felsenstück
Sein schwerer Freund ihm aufs Genick.

19. Nach Felsensitte wich er auch
Kein Haar, trotz Bakels Fluchen,
Der mußte durch des Hügels Bauch[3]
Sich einen Ausweg suchen.
Zum Stehen brachte Schmolken kaum
Ein aufgefundner Hebebaum.

20. Stockfinster war's; in Strömen schoß
Der Regen von dem Dache,
Und vor der Hofthür lag ein Schloß;
Traun, eine schlimme Sache!
Denn fruchtlos war nun ihr Bemühn,
Dem Kannibalen zu entfliehn.

21. Sie machten sich schon ganz bereit,
Der Welt Valet zu singen,
Und wünschten nur, ihr Restchen Zeit
Im Trocknen hinzubringen.
Wer mäßig wünscht, der wird erhört,
Wie täglich die Erfahrung lehrt.[4]

22. Drum konnten auch die Herren bald
Sich eines Obdachs freuen.
Es war des Thieres Aufenthalt,
Das Moses Kinder scheuen.

[3] Bakel mußte sich durch den Düngerhaufen durchwühlen; hier ist der Dichter aus dem Komischen ins Ekelhafte gefallen.

[4] Diese Zeile hat wohl nur die Noth herbei geführt, weil die Strophe doch voll sein mußte.

Nun weiß wohl jeder auf ein Haar,
Daß es das Haus der Schweine war.[5]

23. Hurr! floh das wilde Rüsselvieh
Durchs aufgemachte Pförtchen.
An seiner statt bezogen sie
Sein warmes Lagerörtchen,
Umarmten sich wie Brüder fein
Und sprachen Muth und Trost sich ein:

24. „Bedenk' Er, Freund, was ist das Grab? —
Ein Thor zu bessern Zonen,
Wo ruhen wird der Bettelstab
Vertraut bei Kaiserkronen;
Dann bleibt Er nicht mehr Famulus,
Der die Agende[6] tragen muß." —

25. „Ja, schön sagt der Lateiner so:
Si hora mortis ruit,
Tunc is fit Irus[7] subito,
Qui modo Croesus fuit!" —
So sprachen sie die Nacht entlang,
Bis Morgenlicht ins Höfchen drang.

26. Jetzt knarrte plötzlich eine Thür.
Der braune Menschenfresser
Erschien mir rascher Mordbegier
Und wetzte seine Messer.
„Heraus, ihr Schwarzen! Frisch heraus!
Mit euerm Leben ist es aus!"

27. Er greift hinein mit rascher Hand,
Um eine Sau zu holen;
Doch schnell, als hätt' er sich verbrannt
An Bakels dicken Sohlen,
Fuhr er zurück, wie toll im Sinn,
Und schrie: „Der Teufel steckt darin!"

28. Den Leidensbrüdern ward nun so
Des Irrthums Staar gestochen.
Ihr Hauswirth war nicht minder froh,
Als sie dem Stall entkrochen.

---

[5] Diese Umschreibung des Schweinstalles ist etwas matt und hier nicht in ihrer Stelle; denn anstatt das Lächerliche zu vermehren, schwächt sie nur die komische Kraft. Sie ist aber ganz im Geiste des Gellert-Wielandischen Styls.

[6] Im lutherischen Nord-Deutschland ist der Schulmeister stets zugleich Küster und muß als solcher dem Pfarrer auf die Kanzel und besonders bei Hauscommunionen und ähnlichen Fällen die Agende nachtragen, d. i. das Buch, worin Ordnung und Inhalt aller gottesdienstlichen Handlungen verzeichnet ist.

[7] Irus, eigentlich einer der Freier der Penelope, ein Bettler, des stets als Stellvertreter der Armuth und daher als Gegensatz des Crösus gilt.

Das Abenteuer dieser Nacht
Ward jetzt aus Herzensgrund belacht.

29. Beim Abschied schwor das Kleeblatt zwar,
Den Spaß nicht zu verrathen;
Doch bat ich jüngst den leckern Pfarr
Auf einen Wildbretsbraten;
Drob freute so sich sein Gemüth,
Daß er die Schnurre mir verrieth.

Diese drollige Geschichte wird verschieden erzählt und muß schon sehr alt sein, denn wir finden sie bereits in den Novellen der Königin Margarethe v. Navarra. Der Dichter scheint diese Novellensammlung nicht gekannt und überhaupt bloß nach mündlicher Anekdoten-Ueberlieferung erzählt zu haben; sonst hätte er gewiß die lächerlichen Züge am Schluß der französischen Novelle nicht verschmäht. Da letztere nicht lang ist, so geben wir sie zur Vergleichung mit dem Langbein'schen Gedichte. Sie ist die vierte Novelle des vierten Tages und hat den Titel:

Zwei neugierige Barfüßer gerathen so in Angst, daß es ihnen beinahe das Leben kostet.

Zwischen Niort und Fors liegt ein Dorf, Namens Grip, das dem Herrn von Fors zugehörte. Zwei Barfüßer von Niort kamen eines Abends spät in dieses Dorf und nahmen Herberge bei einem Fleischer. Da ihr Zimmer von dem des Fleischers nur durch eine schlecht zusammengefügte Breterwand geschieden war, so kam sie die Lust an, zu hören, was der Mann mit seiner Frau im Bette spräche, und sie horchten also an der Stelle, wo der Mann mit dem Kopfe lag. Dieser, ohne etwas Arges von seinen Gästen zu denken, redete mit der Frau über Wirthschaftssachen und sagte: „Ich muß früh aufstehen und nach unsern Barfüßern sehen. Der eine ist recht fett; wir wollen ihn schlachten und einsalzen." Der Fleischer redete von seinen Schweinen, die er Barfüßer nannte; die beiden armen Brüder aber, als sie dies hörten, schrieben alles auf ihre Rechnung und erwarteten den Tag mit Ungeduld und Angst. Der eine war sehr fett, der andere ziemlich mager. Der Fette wollte seinem Mitbruder Beichte ablegen und sagte: ein Fleischer habe alle Barmherzigkeit und Gottesfurcht abgeschworen, und es komme ihm nicht schwerer an, ihn totzuschlagen, als etwa einen Ochsen oder ein andres Stück Vieh. Da sie in ihre Kammer eingeschlossen waren und nicht heraus konnten, ohne durch das Zimmer des Wirths zu kommen, so hielten sie ihren Tod für unvermeidlich und empfahlen ihre Seele Gott. Der Jüngere, weniger erschrocken als der Aeltere, sagte: wenn sie nicht durch die Thüre hinauskönnten, müßten sie einen Sprung aus dem Fenster versuchen; so oder so umkommen, es sei doch eins. Der Dicke stimmte

bei. Der Jüngere öffnete das Fenster; er sah, daß es nicht sehr hoch war, sprang leicht hinab und lief, ohne auf seinen Gefährten zu warten, so schnell und so weit er konnte, davon. Der andere war nicht so glücklich; denn vermöge seiner Schwere fiel er so derb nieder, daß er sich stark am Beine beschädigte und auf dem Platze liegen blieb. Als er sich von seinem Gefährten verlassen und außer Stande sah, ihm zu folgen, so schaute er nach einem Zufluchtsorte um, wo er sich verbergen könne. Er erblickte nichts als einen Schweinestall und schleppte sich dahin, so gut er konnte. Als er die Thür öffnete, um hinein zu kriechen, rannten zwei große Schweine, die sich darin befunden, heraus und machten ihm Platz. Er schloß die Thüre hinter sich und hoffte, es würden Leute vorübergehen, die er zu Hilfe rufen könnte.

Kaum erschien der Tag, so wetzte der Fleischer seine großen Messer und sagte der Frau, sie solle ihm helfen die Schweine schlachten. Er kam an den Stall, wo der Barfüßer versteckt war, öffnete die Thür und rief mit lauter Stimme: „Heraus, ihr Barfüßer! heraus! Heute noch muß ich Wurst von euch essen!“ Der Barfüßer, der sich nicht auf sein Bein erheben konnte, kroch auf allen vieren aus dem Stalle und schrie aus allen Kräften um Barmherzigkeit. Hatte nun der Barfüßer große Angst, so hatte der Fleischer und dessen Frau nicht weniger. Der erste Gedanke, der ihnen in den Sinn kam, war: der heilige Franziscus sei erzürnt über sie, weil sie die Schweine Barfüßer genannt hätten. In diesem Wahne stürzten sie dem armen Mönche zu Füßen und baten um Gnade bei dem heiligen Franziscus und seinem Ordensmann. Auf der einen Seite rief nun der Barfüßer den Fleischer um Barmherzigkeit an, auf der andern der Fleischer den Barfüßer, und das alles in solcher Verwirrung und Angst, daß es wohl eine Viertelstunde dauerte, ehe sie sich erholten. Als endlich der Barfüßer sah, daß der Fleischer gar keine Absichten auf sein Leben hatte, so sagte er, warum er sich in den Schweinstall verkrochen. Jetzt folgte Lachen auf den Schrecken; nur nicht bei dem armen Barfüßer, der so große Schmerzen in seinem Beine empfand, daß ihm das Lachen vergieng. Um ihn zu trösten, führte ihn der Fleischer ins Haus und ließ ihn gut verpflegen. Sein Gefährte, der ihn in der Noth verlassen hatte, lief die ganze Nacht durch, kam am Morgen zum Herrn von Fors und erhob großes Geschrei gegen den Fleischer, von dem er glaubte, er habe seinen Gefährten umgebracht, da dieser ihm nicht nachgekommen war. Herr von Fors schickte sogleich nach Grip, um Nachricht zu erhalten. Die Geschichte gab viel Stoff zum Lachen, und er unterließ nicht, sie der Herzogin von Angouleme, der Mutter Franz des Ersten, mitzutheilen.“

In einigen Gegenden ist die Geschichte zum Kindermärchen geworden; zwei Knaben sind die Helden, und der Fleischer bezeichnet seine Schweine: „Die zwei Bürschchen aus der Stadt.“

Das Langbein'sche Gedicht ist eines der bekanntesten von ihm, und da die komischen Balladen bei uns sehr selten sind, und Heiterkeit und

Laune ohne Bitterkeit immer mehr auszusterben scheinen, so ist dies Stück ein Lieblingsstück derer geworden, die es nicht unter ihrer Würde halten, herzlich zu lachen. Auszustellen wäre freilich mancherlei an diesem Pfarrer Schmolke, sobald man den strengen Maßstab der Ballade daran legt. Daß die Charaktere in den Vordergrund treten, ist ganz recht; das Gedicht unterscheidet sich dadurch ganz von der Novelle, die nur die Begebenheit erzählt, ohne die Helden derselben näher zu charakterisieren. Allein Langbein erzählt zu viel, redet ohne alle Noth hinein, wo er nur die Sache ihren Gang gehen lassen sollte. Auch könnte und sollte das Ganze rascher und gewandter auftreten; mit Bürgers komischen Balladen hält es in dieser Hinsicht gar keinen Vergleich aus.

Wie viele seiner Balladen und Erzählungen, so hat auch Langbein diesen Pfarrer Schmolke mehrmals verändert und umgearbeitet. Er erschien zuerst i. J. 1784 in der Quartalschrift von Canzler und Meißner: Für ältere Literatur und neuere Lectüre, und hier hatte er 33 Strophen, enthielt also noch einiges Unnöthige mehr als in den spätern Bearbeitungen. Der Gegenstand gab Anstoß, schon deshalb, weil ein Pfarrer der Held des Schwankes war; noch mehr aber, weil dieser Schmolke hieß, also einen Namen trug, den ein bekanntes Gebetbuch auf dem Titel hatte. Der Dichter sah sich daher genöthigt, in einem folgenden Stücke der genannten Zeitschrift sich zu rechtfertigen. Offenbar hat aber Langbein wirklich die Landpfarrer lächerlich machen wollen; denn solche Sticheleien waren damals an der Tagesordnung.

---

7. Ankäos.

Von Fr. Kind.

1802.

Der König von Samos, Ankäos genannt,
Zog Gräben die Hügel hinan,
Und pflanzte die Reben mit ämsiger Hand;
Ein Sklave trat sinnig[1] ihn an:

„Laß ruhen, Anäos, die ämsige Hand,
Und raste im kühlichen Saal!
Nie füllet der Saft, diesen Reben entwandt,
Dir, König, den goldnen Pokal.“

Deß lachte der König mit heiterem Sinn;
Er raunte dem Alten in's Ohr:
„Und gäb' auch der Herbst noch so kargen Gewinn,
Du füllst mir den Becher, o Thor!“

[1] In der Bedeutung von nachdenklich, sorglich.

„Traue nicht dem falschen Glücke,
Nicht der Hoffnung eitlem Spiel,
Und errangst du schon das Ziel,[2]
Fürchte noch des Schicksals Tücke!
Zwischen Traubenstock und Most
Schwebet drohend Sturm und Frost."

Bald schoßten die Reben gar lustig empor;
Bald grünte und blühte der Wein;
Bald drängten sich schwellende Beeren hervor,
Geröthet von sonnigem Schein.

Und als nun der König beim fröhlichen Fest
Der Lese den Alten ersah,
Da rief er: „Schon werden die Trauben gepreßt;
Ist Becher und Mundschenk auch da?"

Doch düsteren Auges erwiedert der Greis:
„Wohl schäumt in der Kelter der Most;
Doch hast du, der ämsigen Mühe zum Preis,
Noch keinen der Tropfen gekost't."

„Traue nicht dem falschen Glücke,
Nicht der Hoffnung eitlem Spiel,
Und errangst du schon das Ziel,
Fürchte noch des Schicksals Tücke!
Zwischen Kelch und Kelterbaum[3]
Dehnet sich ein weiter Raum."

Und als nun der Sklave beim schimmernden Mahl,
In finsteres Schweigen gehüllt,
Dem König credenzte den goldnen Pokal,
Mit heimlichem Grauen gefüllt;

Da rief ihm der König mit fröhlichem Sinn:
„Willkommen, du sinniger Thor!
Wohl bringt mir die Mühe gar süßen Gewinn —
Was hältst du so zagend empor?"

Doch düsteren Auges erwiedert der Greis,
Mit Thränen im bleichen Gesicht:
„Wohl bring' ich den Becher auf Königs Geheiß,
Doch trank er des Mostes noch nicht!"

---

[2] Diese immerwiederkehrende Formel scheint sonderbar. Wenn man das Ziel errungen hat, was hat man denn noch zu fürchten? Mehr Sinn läge darin, wenn es hieße: ein Ziel, im Gegensatz des letzten Zieles, hier des Trinkens. Die Worte dieser Zwischenstrophe sollen übrigens Worte des Sklaven sein; dazu aber sind sie doch zu künstlich.

[3] Nicht der Wirklichkeit angemessen, der zufolge es heißen müßte: Kelterbaum und Kelch.

„Traue nicht dem falschen Glücke,
Nicht der Hoffnung eitlem Spiel,
Und errangst du schon das Ziel,
Fürchte noch des Schicksals Tücke!
Zwischen Lipp' und Kelchesrand
Schwebt der finstern Mächte Hand!"

Schon fasset der König den goldnen Pokal,
Und hebet ihn lächelnd empor;
Da stürzen die Winzer durch's hohe Portal;
Ein Diener tritt zitternd hervor:

„Herr König! ein Eber verwüstet mit Wuth
Den Weinberg, so ämsig gepflegt.
Schon röcheln die rüstigen Jäger im Blut,
Vom schnaubenden Keiler [4] erlegt!"

Auf reißt sich der König, und fordert den Stahl,
Und schwinget die Lanze mit Muth.
Doch trank er wohl nie mehr aus goldnen Pokal —
Es saugte die Erde sein Blut.

„Traue nicht dem falschen Glücke,
Nicht der Hoffnung eitlem Spiel,
Und errangst du schon das Ziel,
Fürchte noch des Schicksals Tücke!
Zwischen Eins und noch einmal
Niederflammt des Blitzes Strahl!"

---

[4] Name des wilden Schweines, das man bekanntlich auch den Hauer nennt, beides von keilen, hauen, da es mit seinen Zähnen in die Erde bohrt.

Bei den Alten, so weit wir ihre Schriften noch haben, wird dieser Geschichte nicht erwähnt, sondern nur bei den Scholiasten und Commentatoren. Anstatt alle hierher gehörigen Stellen zu sammeln, begnügen wir uns damit, das wieder zu geben, was Erasmus in seinen Adagiis, Chilias 1. Centur. V. sagt.

πολλὰ μεταξὺ πέλει κύλικος καὶ χείλεος ἄκρου.
Multa cadunt inter calicem supremaque labra.

„Den Ursprung dieses Sprichworts führen manche auf folgende Sage zurück: Ankäos, Sohn des Neptun und der Astypaela, der Tochter des Phönix, pflanzte Reben und trieb und drängte seine Sklaven sehr hart zur Arbeit. Da sagte einer, den der Widerwille am Werke gegen den Herrn selbst aufbrachte: der König solle von diesem Weinstocke niemals Wein zu kosten bekommen. Als nun aber diese Rebe sehr gut gedieh, und die Trauben gereift waren, so rief der Herr scherzend und neckend jenen Sklaven zu sich und befahl demselben, ihm den

Wein einzuschenken. Schon den Becher in der Hand, erinnerte er noch den Sklaven an dessen Worte und verspottete dieselben als eine eitle Weissagung. Er aber antwortete dem Herrn: Zwischen Becher und Lippe kann noch vieles geschehen. Und der Erfolg bestätigte diesen Ausspruch. Denn während des Gesprächs, ehe noch der König getrunken, trat ein andrer Diener herein und meldete, der Weinberg werde von einem ungeheuern Eber verwüstet. Sogleich setzte Ankäos den Becher nieder, gieng auf den Eber los, wurde von diesem aber durchbohrt und getödtet.

Lykophron braucht dieses Sprichwort in den Versen:

Der Unglückliche erfuhr es zu seinem Schaden:
Vieles zwischen die Lipp' und den weingefüllten Becher
Habe die Parze gefügt, der Sterblichen Herrscherin.
Cass. Vers. 488—490.

Der Ausleger [1] beruft sich dabei auf den Aristoteles, der die Sage vom Ankäos auch erwähne. Er weicht aber darin ab: Als nämlich Ankäos die Pflanzung des Weinstocks angeordnet, habe ein herbeigerufener Wahrsager verkündet, der König werde niemals Wein von demselben kosten. Da nun der Most im Kelche gewesen, habe der König den Seher als einen Lügenpropheten verspottet. Das Uebrige stimmt mit dem überein, was wir aus andern Commentaren beigebracht haben. Lykophron aber bezieht alles auf den Ankäos, Sohn des Aktor und der Eurythemistis und auf den kalydonischen Eber. [2] Andere wollen jenes Sprichwort vom Antinous herleiten, von welchem Homer in der Odyssee singt. Dieser Antinous war einer von den Freiern der Penelope. Als er schon den Becher in der Hand hatte und trinken wollte, durchbohrte Ulysses Speer ihm den Hals, so daß ihm der Becher aus der Hand und er selbst todt hinfiel.

Antinous traf er mit bitterm Todesgeschosse.
Dieser wollte vom Tisch das zweigehenkelte schöne
Goldne Geschirr aufheben, und faßt' es schon mit den Händen,
Daß er tränke des Weins; allein von seiner Ermordung
Ahndet' ihm nichts, und wer in der schmaußenden Männer Gesellschaft
Hätte geglaubt, daß einer, und wenn er der tapferste wäre,
Unter so vielen es wagte, ihm Mord und Tod zu bereiten!
Aber Odysseus traf mit dem Pfeil ihm grad in die Gurgel,
Daß im zarten Genick die Spitze wieder hervordrang.
Und er sank zur Seite hinab; der Becher voll Weines
Stürzte dahin aus der Hand des Erschossenen, und aus der Nase
Sprang ihm ein Strahl dickströmenden Bluts. Es wälzte sich zuckend,
Stieß mit dem Fuß an den Tisch, und die Speisen fielen zur Erde.
Odyssee XII. V. 8—20.

[1] Johann Tzetzes.

[2] Diesen nennt Pausanias (Arcad. Kap. 4) einen Sohn des Lykurg, Königs von Arkadien, und erwähnt seines Todes durch den kalydonischen Eber. Des Ankäos unsrer Ballade erwähnt er auch, aber nicht seines Todes; er nennt ihn nur (Achaja, Kap. 4) einen Sohn des Neptun und macht ihn zu einem König der Lelejer. Als einen König von Samos habe ich unsern Ankäos nirgends angeführt gefunden.

Kinds Ballade ist unter den in der genannten Sammlung befindlichen Gedichten das früheste. Vergleicht man die Sage mit dem Gedicht, so vermißt man natürlich in letzterm etwas sehr wichtiges und wesentliches, nämlich den Grund jener Vorherverkündigung, oder jenes Fluches, was es doch eigentlich ist. Warum legt der Dichter nicht mehr Gewicht auf Ankäos Härte gegen die Diener, die erst einen derselben zur Verfluchung hinreißt? Dafür hat nun der Dichter eine Menge Stationen angelegt, und der Sklave wiederholt seine Weissagung und Drohung immer, ohne daß man einsieht, warum, da dieselbe wirklich völlig sinnlos ist. Gewiß hätte das Gedicht mehr Rundung, wenn es bei der Weinlese begänne und nicht schon bei der Pflanzung, der König den Becher in der Hand hätte und dem Sklaven spottend alles in's Gedächtniß zurückriefe, was dieser ihm drohend einst vorausgesagt hatte.

---

8. Der große Christoph.

Von Fr. Kind.

1. Offerus war ein Lanzenknecht,
Ein Heid' von Kanaans Geschlecht;
Hätt' einen Leichnam von zwölf Ehlen;[1]
Thät nicht gern gehorchen, lieber befehlen.

2. Er kümmert' sich nicht sehr darum,
Was andre schelten gerad und krumm,
Dacht' nur an Balgen, Stechen und Raufen,
Wollt' nur dem Größten die Haut verkaufen.

3. Und als er vernahm, in dieser Zeit
Sei der Kaiser das Haupt der Christenheit,
Sprach er: „Herr Kaiser! wollt Ihr mich haben?
Keinem Kleinern mag ich das Herz drum laben!"

4. Der Kaiser sah an die Simsonsgestalt,
Die Hünen-Brust und der Fäuste Gewalt,
Und sprach: „Willst du zu ewigen Zeiten
Mir dienen, Offere, so kann ich's leiden."

5. Alsbald erwiedert der grobe Gesell:
„Mit ewigem Dienen geht's nicht so schnell;
Doch so lange ich bin unter Euern Hatschieren,
Soll Euch keiner in Ost und West turbieren!"

6. Drauf zog er mit dem Kaiser durchs ganze Land,
Welcher an ihm ein groß Gefallen fand;
Alle Kriegsleut' beim Handgemeng, wie beim Becher,
Gegen Offerum waren nur arme Schächer.

---

[1] Oberdeutsche Form für Elle.

7. Und der Kaiser auch einen Harfner hätt,
Der sang von früh Morgens bis zu Bett,
Und war der Kaiser matt vom Marschieren,
So mußte der Spielmann die Saiten rühren.

8. Und einst gieng die Sonne zu Rüste bald,
Da schlug man die Zelte vor einem Wald;
Der Kaiser thät wacker trinken und schlingen,
Einen lustigen Schwank mußte der Spielmann singen.

9. Und dieweil der Spielmann des Bösen gedacht,
Hat der Kaiser vor die Stirn ein Kreuzlein gemacht;
Spricht laut Offerus zu seinen Genossen:
„Ei sagt, was treibt heut der Herr für Possen!“

10. Da spricht der Kaiser: „Offere, hör' an,
Ich hab's wegen des bösen Feindes gethan;
Der soll mit mächtigem Wüthen und Brausen
In diesem verzauberten Wald oft hausen!“

11. Das bedünket Offero wunderbar;
Spricht zu dem Kaiser trotzig: „Fürwahr,
Ich hab' ein Gelüst nach Keilern und Hirschen,
Ei, lasset in diesem Walde uns pürschen!“

12. Der Kaiser spricht sänftlich: „Offere! nein,
Das Jagen in diesem Walde laß sein;
Denn wenn du suchtest für den Wanst 'n Braten,
Könnte der Feind deiner Seele schaden.“

13. Da ziehet Offerus ein schiefes Maul,
Und spricht: „Herr Kaiser, die Fische sind faul;
Thut Eure Hoheit vorm Teufel erbeben,
So will ich dem größern Herrn mich ergeben.“

14. Fordert gelassen drauf seinen Zehrpfennig und Lohn,
Und wandert ohne langes Valet davon;
Zieht lustig fort und ohn' alles Säumen
Mitten in den Wald nach den dicksten Bäumen.

15. Im Walde, auf wilder Haide, war
Von schwarzen Schlacken ein Teufelsaltar.
Drauf schimmerten bleiche Menschengebeine
Und Pferdegerippe im Mondenscheine.

16. Doch läßt Offerus sich drob nicht grau'n,
Thut gemächlich die Schädel und Knochen beschau'n,
Ruft dreimal mit lauter Stimme den Argen,
Und setzt sich dann nieder und fängt an zu schnarchen.

17. Doch als nun erschienen die Mitternacht,
Bedünkt's ihm, als ob die Erd' erkracht;
Er sieht auf einem kohlpechschwarzen Rosse
Einen mohrischen Ritter mit großem Trosse;

18. Der gebeut den andern, fürder zu zieh'n,
Und reit't mit großer Gewalt auf ihn,
Will ihn durch große Verheißung verbinden;
Doch Offerus spricht: „Das wird sich finden!"

19. Und ziehet mit ihm durch die Reiche der Welt,
Sich bei ihm besser, als beim Kaiser, gefällt;
Braucht selten den Helm und den Harnisch zu polieren,[2]
Kann spielen, saufen und bankettieren.

20. Doch als sie einst auf dem Heerweg zieh'n,
Steh'n aufgericht't drei alte Kreuze vor ihn'n;
Da kriegt der Mohrenprinz plötzlich den Schnupfen
Und spricht: „Laß uns durch den Hohlweg schlupfen."

21. „Ich glaube, ihr weichet dem Galgenholz" —
Spricht Offerus, und nimmt die Armbrust und Bolz,
Zielt frech nach dem Kreuze in der Mitten;
Da ruft Satan leise: „Welch grobe Sitten?"

22. „Weist nicht, der in armer Knechtesgestalt
Ist Maria's Sohn; übt große Gewalt?" —
„Wenn's so ist — ich kam zu euch ungeheißen" —
Spricht Offerus — „jetzt will ich weiter reisen!"

23. Fort eilt er von Satan mit Lachen, fragt dann
Nach Maria's Sohn jeden Wandersmann;
Doch weil ihn wenig im Herzen tragen,
Weiß auch keiner die Wohnung des Herrn zu sagen;

24. Bis Offerus einst zur Abendstund'
Einen alten frommen Einsiedel fund;
Der giebt ihm ein Lager in seiner Klause
Und schickt ihn am Morgen nach der Karthause.

25. Dort hört der Herr Prior Offerum an,
Und zeiget ihm klärlich des Glaubens Bahn,
Sagt, daß er fasten und beten müßte,
Wie Johannes Baptista einst in der Wüste.

26. Drauf dieser: „Heuschrecken und Honig pur,
Alter Herr! sind gänzlich wider meine Natur;
Kann man nicht anders im Himmel bekleiben,[3]
So will ich am End' lieber außen bleiben!"

---

[2] Bedeutende unnöthige Härte. Es brauchte ja nur zu heißen: „Braucht selten nur Harnisch und Helm zu polieren." — [3] Altes Wort; so viel als: fest wachsen, Wurzel fassen.

27. Der Prior spricht warnend: „Du ruchloser Mann!
So fang' es auf andere Weise an,
Und schick' dich zu einem guten Werke!"
„Hm! das läßt sich hören, dazu hab' ich Stärke!" —

28. „Schau, dort fließt ein gewaltiger Strom,
Versperrt frommen Pilgern den Weg nach Rom;
Nicht leidet die Flut weder Steg noch Brücken;
Drum leihe den Gläubigen deinen Rücken!" —

29. „Wenn also dem Heiland gefällig ich bin,
Gern trag' ich die Wandersleut' her und hin!" —
Drauf baut er ein Hüttlein von Schilfesmatten,
Und lebt bei Bibern und Wasserratten;

30. Trägt von Stund an von einem zum andern Strand
Getrost, wie ein Kameel und Elephant,
Und wollen die Leute ihm Fährgeld geben,
So spricht er: „Ich trage für's ew'ge Leben!"

31. Und als nun nach manchem langen Jahr
Das Alter Offero gebleicht das Haar,
Ruft's einst bei Sturmnacht kläglich: „Du lieber,
Du guter, großer Offere, hol' über!"

32. Offerus zwar müd' und schläfrig ist,
Denkt aber treulich an Jesum Christ,
Greift gähnend nach dem Tannenstamme,
Seinem Stäblein in hohem Wasser und Schlamme;

33. Wadet durch's Wasser, kommt dem Ufer nah;
Doch sieht er keinen Wandrer da,
Denkt: Hab' einmal geträumet wieder!
Legt sich auf's neu zum Schnarchen nieder.

34. Und als er kaum entschlafen ist,
Ruft's abermals nach kurzer Frist
Gar kläglich, beweglich: „Du guter, lieber,
Du großer, langer Offere, hol' über!"

35. Offerus steht zwieer geduldig auf,
Beginnt auf's neue den Wasserlauf;
Doch, so weit des Flusses Ufer gehen,
Ist weder Mann noch Maus zu sehen.

36. Er legt sich auf's Ohr, schläft brummend ein;
Da hört er's zum drittenmale schrein,
Gar klar und bittend: „Du guter, lieber,
Du großer, langer Offere, hol' über!"

37. Zum dritten nimmt er den Tannenstab,
Steigt in den kalten Strom hinab,
Spricht unwirsch: „Nun endlich muß ich's finden,
Mich soll der Donner — verzeih mir die Sünden!“

38. Findt auch ein zartes Junkerlein,
Mit goldnem Kraushaar und lichtem Schein;
Ein Lammesfähnlein in der Linken,
Ein Welt-Küglein in der Rechten blinken. [4]

39. Das Knäblein schaut gar sanft herauf;
Er hebt es mit zwei Fingern auf,
Setzt's auf den Kopf, und brummt: „Der Kleine
Könnt wohl spazieren bei Tagesscheine!“

40. Doch als er nun kommen in die Flut,
Wird's centnerschwer auf seinem Hut;
Er zieht den Junker herab an den Beinen,
Und denkt: wer sollt's von dem Büblein meinen?

41. Und immer schwerer ward die Last;
Das Wasser wuchs ihm zu Häupten fast;
Große Tropfen ihm von der Stirne troffen;
Bald wär' er mit dem Junker ersoffen.

42. Als er ihn endlich bracht an's Land,
Setzt er sich keuchend an den Strand,
Spricht: „Herrlein, ich bitte nicht wieder zu kommen,
Denn diesmal hab' ich Schaden genommen.“

43. Da taufet der holdselige Knabe ihn,
Spricht: „Wisse, dir sind alle Sünden verzieh'n;
Und ob auch deine Glieder zerschellten,
Sei fröhlich, du trugest den Heiland der Welten!“

44. „Zum Zeichen pflanz' in die Erd' deinen Stab,
Der, lange verdorrt, keine Blätter mehr gab,
Am Morgen wird er sich grünend weisen;
Und du sollst nun Christophorus heißen.“

45. Da faltet Christophorus seine Händ',
Spricht betend: „Ich fühl's, es nahet mein End';
Meine Gebeine zittern, die Kräfte schwinden,
Und Gott hat vergeben all' meine Sünden.“

46. Der Junker verschwand in helles Licht;
Christophorus fiel auf's Angesicht,
Steckt' dann sein Stäblein in die Erde,
Und schaute, ob es grünen werde.

[4] Man weiß nicht, ob dies blinken das Präsens sein soll, oder der Infinitiv, der dann von findt abhängig wäre.

47. Und sieh! am Morgen war es grün,
Fieng an, wie Mandeln, roth zu blühn;
Drauf haben die Engel in dreien Tagen
Den Christoph in Abrahams Schoß getragen.

Der Dichter ist hier ganz der Legende gefolgt. Da diese Legende überhaupt eine der trefflichsten dem Sinne nach und wirkliche alte Poesie, überdies sehr gut in den alten Legendensammlungen erzählt ist, so setze ich die ganze Erzählung her, wie sie aus der Aurea legenda Cap. 95 übersetzt steht in den ältesten deutschen Legendenbüchern,[1] doch mit veränderter Schreibweise, die hier nichts zur Sache thut.

„Christoferus war ein Heide und war geboren von Cananea, und war zwölf Ellen lang, und hatte einen starken Leichnam, und hatte große Glieder und ein großes Antlitz, und war gar fröhlicher Gestalt, und eh' er getauft ward, hieß er Offerus. Da er gewuchs zu voller Kraft, gedachte er ihm: ich will fern wandern und will fragen nach dem größten Herrn, dem will ich dienen. Und fraget überall nach dem größten Herrn. Da wies man ihn zu einem großen König, der war gewaltig über viel Land und Leute. Zu dem kam er und gelobet ihm zu dienen treulich. Da empfieng ihn der König schön und war seiner Stärke froh. Und da er etliche Zeit bei ihm war, da hatte der König einsmals einen Spielmann, der sang vor ihm, und unterweil nannte der Spielmann je den Teufel unter dem Singen. So segnet sich der König und machet ein Kreuz für sich, denn er war ein Christ. Da wußte Christoferus nichts um das Zeichen nnd wundert' ihn sehr, was er damit meinete, und sprach: Herr, was meinest du damit, daß du zween Strich für dich thuest? Das wollt' er ihm nicht sagen. Da sprach Christoferus wiederum zu dem Herrn: Herr, sag' mir es, oder ich bleib nicht länger mehr bei dir. Da sprach der König: So will ich dir die Wahrheit sagen; wenn man den Teufel vor mir nennet, so gesegne ich mich mit dem Zeichen; so fleucht er. Das thue ich darum, daß er nicht Gewalt über mich gewinne. Da sprach Christoferus: Fürchtest du dich vor ihm, und ist seine Kraft also groß, daß sie dir geschaden mag? Nun hab ich dir so lang gedienet und wollte meinen, es wäre keiner größer noch mächtiger denn du. So du denn ihn fürchtest und seine Kraft also groß ist, so will ich ihn allezeit suchen, bis ich ihn finde, und will dem dienen, der gewaltig ist über dich. Darnach gieng Christoferus überall und suchet den Feind, und wen er darum fragte, der konnte ihm den Feind nicht zeigen. Und eines Tages gieng er über eine große Wildnis und sahe eine große Ritterschaft reiten, und unter denen sahe er gar

---

[1] Der Heiligen Leben. Augsburg 1473. Der Heyligen Leben. Straßburg 1510.

einen schwarzen, grenlichen Ritter, der ritt mit großer Gewalt einher und brach sich von den andern los und ritt zu Christofero und sprach zu ihm: Wen suchest du? Da sprach er: Ich suche den Teufel, denn ich wäre gern sein Knecht. Da sprach der Feind: Das bin ich. Da gelobet' ihm Christoferus seinen Dienst, und der Feind führete seinen Knecht mit ihm. Nun kamen sie einsmals auf eine Straße an eine Statt, da stund ein Kreuz bei einem breiten Wege. Da sahe der Feind das Kreuz und fuhr einhalb bei der Seiten ab und durfte (wollte) den Weg nicht reiten. Und das sahe Christoferus wohl und wundert' sich fast (sehr) darüber und sprach zu dem Feind: Herr, sage mir, warum du den krummen Weg reitest? Da hätt' es ihm der Feind gern verschwiegen. Christoferus sprach: Du sollst mir die Wahrheit sagen, oder ich diene dir keinen Tag nimmermehr. Da sprach der Feind: Dort stund des Kreuzes Zeichen an dem Weg, daran Christus erhangen ward. Das Zeichen fürcht' ich sehr und muß es allzeit fliehen. Da sprach Christoferus: so du sein Zeichen fliehen must, so ist er auch größer denn du. So will ich Urlaub nehmen und will Christum suchen, so du nicht aller Dinge gewaltig bist. Und kam von dem Feind und wollt' ihm nicht mehr dienen. Darnach fraget' er überall, wo der Herr Jesus Christus wäre, und kam durch den Willen Gottes zu einem guten Einsiedel, der hörete, daß er Christo wollte dienen. Da sagte er ihm, wie ein großer, mächtiger König er wäre und ein Herr über alle Dinge, und wie großen Lohn er seinen Freunden gäbe, und lehrete ihn den Christenglauben also viel mit weiser Lehre, daß er ihn dazu brachte, daß er sprach: Ich wollte fürbaß Christo dienen mit großem Fleiß. Da sprach der Einsiedel: Der König ist sündlichem Leben feind, und wer tugendlich und rein lebt, dem thut er seine Gnaden. Darum sollst du gern fasten und wachen durch seinen Willen; mit dem Dienst gefällst du dem König wohl. Da sprach Christoferus: Ich mag weder beten, noch fasten, noch wachen. Da sprach der Einsiedel: Es stehet ein Wasser da, darüber ist weder Brücke noch Steg. Willst du die Menschen darüber tragen um Gottes willen, so gefällst du deinem Herrn mit dem Dienst gar wohl; denn du bist lang und stark und magst es wohl thun. Da sprach Christoferus: Das will ich gern thun, durch Gott, und bauet ihm selber ein Gemach bei dem Wasser. Da kamen viel Menschen zu ihm, die trug er alle durch Gott über das Wasser, und hatte einen großen Stab in der Hand, und pflog der Arbeit Tag und Nacht. Eines Nachts war der liebe Herr Sankt Christoferus gar müde, da legt' er sich nieder und schlief. Da ruft ihm ein Kind. Da stund er alsobald auf und suchte das Kind überall bei dem Wasser, und da er niemand fand, da leget er sich wieder nieder und schlief. Da schrie abermals ein Kind: Christofere! da lief er abermals heraus und fand niemand, und legt sich abermals nieder. Und zum drittenmal hört er das Kind rufen. Da gieng er heraus und fand das Kind und nahm es auf seinen Arm, und nahm seinen Stab in die

Hand und gieng in das Wasser. Da wuchs das Wasser sehr über sich, und ward das kleine Kind so schwer, als ob es von Blei wäre, und ward je länger je schwerer, und ward das Wasser also groß, daß er fürchtete, er werde ertrinken. Und da er mitten in das Wasser kam, sprach er: Ei, Kind, wie gar schwer bist du? Mir ist, als ob ich alle diese Welt auf mir trüge. Da sprach das Kind: Du trägst nicht allein alle diese Welt, du trägst auch den, der Himmel und Erden geschaffen hat. Und das Kind drückte Offerum unter das Wasser und sprach zu ihm: Ich bin Jesus Christus, dein König und dein Gott, durch den du arbeitest, und sprach zu ihm: Ich taufe dich in meinem Vater, und in seinem Sohn, in mir, und in dem heiligen Geist. Vorher hießest du Offerus, nun sollst du Christoferus heißen nach mir, und sollst deinen Stab in die Erde pflanzen; daran wirst du meine Gewalt erkennen; denn der Stab wird morgen blühen und bringt Frucht. Damit verschwand der Herr. Da ward Christoferus froh und dankete unserm Herrn seiner Gnade, die er ihm gethan hätte, und pflanzete den dürren Stab in die Erde, und er ward in einer Nacht zu einem Baume und blühete und brachte alsbald Frucht. Und da Christoferus das große Wunder sahe, da gewann er gar große Reu und Liebe zu dem allmächtigen Gott und dankete ihm der Gnaden, die er ihm gethan hatte, und ließ sein Amt fürbaß unterwegen um besseres und nützlicheres.

Darnach führte ihn der Geist Gottes in eine Stadt, da litten die Christen gar viel um Christo Glauben, und er verstund ihre Sprache nicht, das war ihm gar leid, und bat Gott mit Ernst, daß er ihm hülfe, daß er ihre Sprache vernähme. Da erhörte ihn unser Herr und that ihm die Gnade, daß er die Sprache wohl vernahm und sie auch wohl konnte reden. Der liebe Herr Sankt Christoferus trug einen dürren Stab in der Hand, und gieng zu den Christen, die man tödtete und marterte, und tröstete sie gütlich und bat sie, daß sie geduldiglich litten um das ewige Leben. Das erweckte der Heiden Zorn, und es war einer also kühn und trat so hoch, daß er Sankt Christoferum an seinen Backen schlug. Da sprach er: Glaubest du nicht, daß ich also stark bin, daß ich dich wohl unter meine Füße möchte treten, wenn ich es um Gottes willen nicht ließe? und steckete seinen Stab in die Erde und bat Gott mit Ernst, daß er den Stab ließe Frucht bringen, darum daß er das Volk mit dem Zeichen bekehrete. Da erhörte ihn Gott, und ward der Stab grün und brachte schöne Frucht. Da bekehrten sich viel Heiden zum Christenglauben, die das Zeichen sahen. Das sagte man dem Könige, der ward gar zornig und sandte zweihundert Mann nach ihm, die fanden ihn in seinem Gebet. Da sie ihn ansahen, da fürchteten sie sich also sehr, daß sie sich nicht getrauten ihn anzurühren, und sagten es dem König. Der ward zornig und sandte andre zweihundert Mann nach ihm, die fanden ihn abermals an seinem Gebet, und es war keiner so kühn, daß er ihm zu nahen oder ihn zu fahen sich getraute. Und da

Christoferus die Männer sahe, da sprach er zu ihnen: Was wollt ihr? Da sprachen sie: Der König hat uns nach dir gesandt; da sprach er: Lustet es mich, so komm ich; will ich es aber nicht thun, so mögt ihr mich gebunden und ungebunden nirgends hinbringen. Da erschraken sie alle und sprachen: Willst du nicht mit uns gehen, so gehe, wo du hin willst; so wollen wir zu dem Könige sprechen, wir wissen nicht, wo du seiest. Darnach sprach Sankt Christoferus: Ich will fast gern mit euch gehen; bindet mir die Hände auf den Rücken, und ich will gern um Gott leiden. Das thaten sie. Da sagte er ihnen also viel vom Christenglauben, daß er viel bekehrete, und sie brachten ihn also gebunden zu dem König. Und da ihn der König ersahe, da war er also greulich gestaltet, daß er vor ihm erschrak und sprach zu ihm: Willst du Ehre und Gemach (Gemächlichkeit) haben, so opfere unsern Göttern, und thust du das nicht, so must du große Noth und Marter leiden. Da sprach Sankt Christoferus: Dein Gott ist der böse Geist; ich glaube an unsern Herrn Jesum Christum. Da ward der König zornig und hieß ihn in den Kerker legen, und hieß alle die enthaupten, die Sankt Christoferus bekehret hatte auf dem Wege. Darnach that der König zwo Frauen zu Sankt Christofero in den Kerker, die sollten ihn von dem Glauben bringen. Da sagte er ihnen so viel vom Christenglauben, daß er sie bekehrte. Da das der König inne ward, ward er gar zornig und sprach zu den Frauen: Betet ihr meine Götter nicht an, so müßt ihr große Marter leiden. Die Frauen sprachen: Heißt das Volk alles in den Tempel gehen, daß sie unser Opfer sehen. Da kam viel Volks in den Tempel. Die zwo Frauen giengen kühnlich zu dem Abgott und warfen ihn auf die Erde und traten ihn und schlugen ihn also gar mit ungefügen Schlägen, daß sie ihn zerbrachen, und sprachen zu dem Volke: Bringt her Arzt und Salben, daß sie eure Götter gesund machen. Das machte den König zornig, und er gebot, daß man die Frauen todtschlüge. Das litten sie gern um Gott und fuhren ihre Seelen zu den ewigen Freuden. Darnach zog man Christoferum nackend aus und schlug ihn gar sehr mit Gerten, und setzten ihm einen glühenden Helm auf sein Haupt und legten ihn auf große Eisen und banden ihn der Länge nach darauf, und goßen siedendes Pech überall auf ihn. Da half ihm Gott, daß die Bande zersprungen und die Bank zerbrach. Darnach band man ihn an eine große Säule und schoß viel Pfeile auf ihn. Da geschahe ein groß Wunder, denn Gott war mit ihm, daß die Pfeile alle in den Lüften behiengen. Der König wähnte, man habe ihn so sehr geschossen, daß er schier würde sterben, und sprach zu ihm: Du verliereſt dein Leben um den Glauben. Da fuhr der Pfeile einer dem König in ein Auge, daß er daran verblindete. Sankt Christoferus sprach zu ihm: Wenn ich morgen sterbe, so nimm mein Blut und Erde untereinander und bestreiche deine Augen damit, so wirst du gesund und sehend. Das hielt der König für einen Spott. Und an dem andern Tage enthauptete man Sankt Christoferum, da fuhr

seine Seele zu den ewigen Freuden, und gab ihm Gott der Martyrer Krone zum Lohn. Da nahm der König Sankt Christoferus Blut und die Erde untereinander und bestrich sein Auge damit. Da ward er zuhand sehend, wie ihm Christoferus vorhergesagt hatte, und ward er gläubig und getauft."

Der zweite Theil paßt nicht recht zum ersten; jener enthält vermuthlich die eigentliche Legende oder Märtyrergeschichte, dieser eine sehr sinnreiche Allegorie, vermuthlich durch den Namen Christophorus (Christusträger) veranlaßt. Die Schreibart Christofferus, wie sie in den alten Legendenbüchern vorkommt, ist vermuthlich die richtigere; daraus machte man Christophorus, und aus der schönen Bedeutung dieses Namens entwickelte sich die herrliche Sage, er habe den Herrn getragen. Vermuthlich hat Jacobus de Voragine, der Herausgeber der Legenda Aurea im dreizehnten Jahrhundert, das Tragen durch das Wasser zuerst mit der eigentlichen Märtyrergeschichte verbunden; in frühern Martyrologien findet sich nichts davon. Auch spätere Legendenbücher lassen jene erste Hälfte stets weg und geben nur die zweite, aber ausführlicher; z. B. Chorus Sanctorum omnium, Zwölff Bücher Historien aller Heiligen Gottes ꝛc. durch Georgium Wicelium. Cöln 1562. Hiernach soll Christophorus früher Adocimus (der Verworfene) geheißen haben, ist nach Lycien gekommen zur Zeit des Kaisers Diocletian, hat daselbst das Evangelium gepredigt und ist von dem Landpfleger Dagnus hingerichtet worden. Der 25. Juli ist der Tag seines Festes.

Ueber die Existenz dieses Heiligen ist viel gestritten worden; es ist aber wohl außer Zweifel gesetzt, daß er wirklich gelebt habe; denn die ältesten griechischen Martyrologien, so wie auch mehrere Kirchenväter (Ambrosius und Ignatius) erwähnen ihn. Wenn und wie aber die vielen Sagen über ihn in Umlauf gekommen sind, bleibt unausgemittelt. Wir verweisen darüber auf das Journal: Curiositäten der physisch-litterarisch-artistisch-historischen Vor- und Mitwelt. Bd. I., Stück IV. Weimar 1811. Baronius in seinem Martyrologium hat viel über Christoph gesammelt; das Ergebnis ist: er sei früher Soldat gewesen. Baronius erwähnt einer alten lateinischen Hymne auf den Heiligen, die in einem Kloster aufbewahrt werde, und wo zuerst das Tragen Christi durchs Meer erwähnt sei. Er führt daraus die Worte an:

Elegansque statura, mente elegantior,
Visu fulgens, corde vibrans, et capillis rutilans.
Ore Christum, corde Christum Christophorus insonat.

Der Merkwürdigkeit wegen fügen wir hier einige alte lateinische Knittelverse bei, die das Glück des Heiligen verherrlichen:

Ave, magne Christophore,
Qui portasti Jesu Christe
Per mare rubrum,
Nec tamen franxisti crurum!
Sed hoc non erat mirum,
Quia tu eras magnum virum.

Ueber den großen Christoph haben zwei andre große Männer sehr vortrefflich gesprochen: Hieronymus Vida und Luther. Unter den Hymnen des erstern befindet sich auch eine auf unsern Heiligen, welche wir nach der Uebersetzung von Karl Lappe (in dessen vermischten Schriften, Berl. 829. Bd. 2) hier geben:

Weil du den Heiland der Welt treuliebend im Herzen getragen,
Hat dir der Pinsel den Christ gar auf die Schultern gehockt.
Weil du im Dienste des Herrn viel bittre Leiden erduldet,
Läßt man durch Wirbel und Strom waten den rüstigen Fuß.
Weil du nicht solches vermocht, wenn nicht dir die Glieder des Leibes
Ragten gigantisch an Wuchs, giebt man dir Riesengestalt,
Daß, wie hoch auch die Zinne sich streckt, kein Tempel dich aufnimmt,
Sondern in Regen und Frost wölbt dir der Himmel das Dach. [2]
Weil du als Sieger hervor aus jeglicher Drangsal geschritten,
Fehlt auch der mächtigen Hand nimmer die Palme des Siegs. —
Was sie vermag, thut strebend die Kunst; mehr kann sie nicht leisten.
Dulde, duldender Mann! duld' auch die Mängel der Kunst.

In Luthers Tischreden, Kap. 53, 6 heißt es: „Doktor Martin Luther predigte von St. Christoph auf seinem Tage, und sagte, daß es keine Historie wäre, sondern die Griechen, als weise, gelehrte und sinnreiche Leute, hätten solches erdichtet, anzuzeigen, wie ein Christ sein sollte, und wie es ihm gienge; nämlich ein sehr großer, langer, starker Mann, der ein kleines Kindlein, das Jesulein, auf der Achsel oder Schulter trägt, ist aber so schwer, daß er sich unter ihm bücken und biegen muß, durch das wüthende, wilde Meer, die Welt, die die Wellen und Bulgen, die Tyrannen und Rotten, sammt allen Teufeln zu ihm einschlagen, wollten ihn gern um Leib und Leben, Gut und Ehre bringen; er aber hält sich an einen großen Baum, wie an einen Stecken, das ist: an Gottes Wort. Jenseit dem Meere stehet ein altes Männlein mit einer Laterne, darinnen ein brennend Licht ist, das sind der Propheten Schriften; darnach richtet er sich und kömmt also unversehrt an's Ufer, da er sicher ist, das ist, in das ewige Leben; hät aber einen Wetzschker [3] an der Seiten, darinnen Fische und Brot stecken, anzuzeigen, daß Gott seine Christen auch hie auf Erden in solcher Verfolgung, Kreuz und Unglück, so sie leiden müssen, ernähren und den Leib versorgen will, und sie nicht lassen Hungers sterben, wie doch die Welt gerne wollte. Ist ein schön, (christlich) Gedichte."

Jetzt zu unserm Gedicht. Kind hat mehrere Legenden bearbeitet; jedenfalls ist Christoph die gelungenste darunter. Sehr kräftig und

---

[2] Das Bildnis des Heiligen hat natürlich, wenn es in Lebensgröße sein soll, nie in einer Kirche Platz. Er wurde daher gewöhnlich an die Kirchen und an Häuser gemalt; auch wohl darum, damit er immer gesehen werden könne, weil sein Anblick gegen schnellen Tod schützt. Solche kolossale Gemälde sind unter andern in Erfurt und in Bern zu sehen; in Erfurt am Dome, in Bern an einem Thore. — [3] Eine Tasche. Luther denkt hier an das Bild des Heiligen von Albrecht Dürer, das jetzt in der Herzoglichen Bibliothek zu Weimar sich befindet.

deutlich treten alle Gestalten hervor; nur möchte zu rügen sein, daß die Darstellung aus dem Heitern, welches hier herrschen muß, bisweilen an's eigentliche Komische streift. Denselben Gegenstand hat E. M. Arndt bearbeitet; Arndt hat unläugbar mehr Dichterkraft als Kind; allein er ist mehr lyrischer Dichter als epischer; die Gabe der treuen Gestaltung des Aeußern fehlt ihm. Dies zeigt sich auch hier. Offenbar spricht sich in Arndts Gedichte der Sinn der Legende weit deutlicher aus als in Kinds, allein er spricht sich nicht durch den Helden selbst aus, sondern der Dichter redet immer davon. In Kinds Gedicht herrscht doch mehr Poesie der Gestaltung. Uebrigens erinnert Ton, Versmaß und Sprache des großen Christoph an Uhlands Taillefer, der aber später entstanden ist.

9. Der dankbare Sohn.

Von Fr. Kind.
1816.

1. Wo flammenträchtig der Berg sich hebt,
Von Donnern oftmals der Boden bebt,
Da wohnten am grünenden Strande
Zwei Fischer einsam seit Jahren schon;
Es wand um den Vater und blühenden Sohn
Die Treue noch heil'gere Bande. [1]

2. Denn einst, als der Knabe mit raschem Muth,
Die Netze zu füllen, der offnen Flut
Den morschen Nachen vertraute,
Da riß ihn gewaltig die Strömung fort,
Daß nirgend er einen rettenden Port,
Nur dräuende Klippen erschaute.

3. Er steuert kämpfend auf fährlicher Bahn;
Bald schleudert die schäumende Brandung den Kahn,
Bald stauchen zurück ihn die Wellen,
Bis endlich die Wirbel das schwankende Schiff,
Es bebend und senkend, am scharfen Riff
Durchbohren und gänzlich zerschellen.

4. Schon sinkt Pietro im Antlitz der Bucht;
Es schwinden die Kräfte; vergeblich sucht
Er Rettung des Lebens im Schwimmen;
Da winkt durch dämmernden Abendschein
Weit ragend ein zackig Korallengestein;
Es glückt ihm, das Riff [2] zu umklimmen.

[1] Als die der Natur. — [2] Riff steht hier als Einzelname in der Bedeutung von Klippe. Eigentlich versteht man aber darunter eine Bank von Klippen.

5. „Wo weilt doch heute der Knabe so lang?“
Ruft ahnend der harrende Vater, und bang
Verläßt er die Hütte von Schilfe;
Da tragen die kühlen Lüfte vom Meer
Durch's Rauschen der Wogen Töne her,
Als rief' dort jemand um Hülfe.

6. Und, schnell zu helfen mit rüstiger Hand,[3]
Entathmet, läuft er hinab zum Strand:
Trüb, düster fluten die Wellen;
Doch jetzt in stillem, erhabenem Lauf
Steigt mild der leuchtende Vollmond auf,
Daß silberfunkelnd sie schwellen.

7. Und als den geschärften Blicken nun weit
Die duftige Meeresfläche sich beut,
Von schattenden Ufern umfangen,
Da hallt auf's neue der jammernde Ton,
Und Marco gewahret den einzigen Sohn
Am jähen Korallenriff hangen.

8. Da bebt ihm das Herz, es stockt sein Hauch,
Es starrt mit Entsetzen gen Himmel das Aug',
Verzweiflung will grimmig ihn fassen;
Ach, nirgends am Strande erblickt er ein Boot —
Doch kann er den Knaben in Todesnoth,
Den Sohn, den Geliebten, verlassen?

9. Ob rauscht die Brandung so dumpf und schwer,
Und landwärts wehen die Winde her,
Hier gilt nur keckes Ermuthen;
Er hebt zu Gott nur einmal die Hand,
Und wirft sich dann von Ufers Rand[4]
Hinab in die schäumenden Fluten,

10. Zertheilt die Wogen mit nerviger Faust,
Das Aug' zur Klippe, ob's Herz auch graust,
Mit schwindelnden Blicken erhoben,
Ob nicht den Knaben die Kraft verläßt —
Er hängt ja, gleich der Meerschwalb' Nest,
Den Felsen umklammernd, dort oben!

11. Jesus Maria! jetzt stürzt er herab
In's schwarze, rauschende Wassergrab;
Sein Haar nur sieht man noch blinken.

---

[3] Schnell gehört zu helfen, nicht zu laufen. — [4] Wenn dies kein Druckfehler ist, so spukt hier sonderbar genug Schiller in der Bürgschaft: „Und weinend sinkt er an Ufers Rand.“

Da stärkt die Liebe des Schwimmenden Kraft,
Die Hand des verzweifelnden Vaters errafft
Die Locken des Knaben im Sinken.

12. Und als er den bebenden Liebling umfaßt,
Da dünkt ihm gering nur die theure Last
Und nahe der Raum bis zum Lande;
Er bringt ihn, rudernd mit einem Arm,
Doch ach! zu neuem unsäglichem Harm,
Als Leiche zum dämmernden Strande.

13. Das Aug' ist gebrochen, der Athem entflohn,
Er ruft ihn vergebens mit zärtlichem Ton,
Hält eng' ihn erwärmend umfangen;
Und siehe! der Schimmer Selene's bricht
Auf's neu' durch die Wolken; in ihrem Licht
Kehrt Roth auf die schneeigen Wangen,

14. Kehrt Lächeln und Feuer dem starrenden Blick
Und Leben den stockenden Pulsen zurück;
Sie richten die Herzen nach oben,
Und heben die Hände zum Sternenlicht,
Den einzigen Retter, wenn Hülfe gebricht,
Mit brünstiger Seele zu loben. —

15. Nun wand um den Vater und blühenden Sohn —
Er dankt ihm ja zwiefach das Leben schon —
Die Treue noch heil'gere Bande;
Sie wohnten, wo gährend der Berg sich hebt,
Von innern Donnern der Boden oft bebt,
Still glücklich am grünenden Strande.

16. Und als nun das Alter silberweiß
Die Locken gefärbt dem welkenden Greis,
Als Krankheit ihm nahet und Schwäche:
Fühlt er sie minder; es leitet und hebt
Der Jüngling den Kranken, oder schwebt
Nach Nahrung auf spiegelnder Fläche.

17. Als sanfter Schlummer einst Marco erquickt,
Stand freudig Pietro zum Lager gebückt
Bei frühem, heiterem Morgen;
Da wankte die schilfene Hütte, es scholl
Tief unter den Füßen ein dumpfes Geroll,
Daß beide sich anschau'n und horchen.

TAYLOR INST. OXFORD

18. Und immer dumpfer erdröhnet der Ton,
Der Vater, erblassend, spricht: „Eile, o Sohn,
Und schaue hinaus vor die Hütte!“

Ihm dringet entgegen sulphurischer Duft,
Er eilt durch die schwere, versinsterte Luft
Zum Hügel mit flüchtigem Schritte.

19. Es braust in den Wolken, der Boden braust,
Und durch die wankenden Wälder saust
Dumpf grollend ein furchtbar Geheule.
O Jammer! des Bergs rothglimmender Bauch
Dampft schwarzen sonnenverdunkelnden Rauch
In himmelan steigender Säule.

20. Schwer ruht auf der Landschaft verderbliche Nacht,
Durchzüngelt von Blitzen, und schrecklicher kracht
Es nun in den Tiefen, und Flammen
Durchbrechen die Mitte, entwallen dem Mund;
Es spaltet sich plötzlich der glühende Schlund,
Und Felsen stürzen zusammen.

21. Roth wölben sich Wolken, es flammt das Meer,
Es schäumt durch den Bergriß furchtbar ein Wehr
Der feurigen, rauchenden Masse;
Hilf, Himmel! jetzt bahnt sich die wogende Glut
In langsamer, feurigverzehrender Flut
Zum Strande die schreckliche Gasse;

22. Zum Strande, wo einsam, von Binsen umweht,
Das niedrige, schilfene Hüttchen steht,
Wohl fern von dem rettenden Hügel;
Doch eilt auch der Jüngling zum Tode zurück,[5]
Es leiht ihm, zu theilen des Vaters Geschick
Die Angst und die Dankbarkeit Flügel.

23. Und als er den bebenden Alten erfaßt,
Da dünket nur leicht ihm die theure Last,
Und fern nicht vom Hügel die Hütte;
Voll Hoffnung schauet er himmelauf —
Doch ach! kaum hat er begonnen den Lauf,
Da hemmt die Last ihm die Schritte.

24. Er muß es vollenden! Er ringet nach Luft,
Doch mehr beklemmt ihn der Schwefelduft,
Es brechen die Knie ihm zusammen;
Es breitet die Lava sich weiter umher,
Es wälzen sich schneller hinab nach dem Meer
Die Bäche von schäumenden Flammen.

---

[5] Einräumender Vordersatz: „Obgleich er weiß, daß er zum Tode zurückeilt."

25. Und ob er sich sinkend noch einmal errafft,
Dahin ist die letzte, gesammelte Kraft,
Er sinkt mit dem Alten zur Erde.
„O Vater, mein Vater! nur kurz sei die Rast" —
Er schaut, indem er ihn zärtlich umfaßt,
Zum Himmel mit fleh'nder Geberde.

26. Auch Marco starrt finster wolkenan,
Und dann nach der rauchenden Feuerbahn,
Und spricht: „Was willst du hier sterben?
Wohl morgen ereilt ja mich Alten der Tod;
Drum fliehe! Dies sei dir mein letztes Gebot!
Du sollst nicht um Marco verderben!"

27. Doch ob auch durch die schreckliche Nacht
Auf's neu jetzt und dumpfer der Donner kracht,
Und feuriger züngeln die Blitze;
Ob schneller und immer näher daher
Nach beiden schäumet das feurige Wehr,
Das Gras schon versenget vor Hitze:

28. Der fromme Pietro verweigert das Flieh'n,
Er liegt vor dem finstern Greis auf den Knie'n,
Ruft feurig mit heißerm Umfassen:
„Verließest du auf der Korallenbank
Mich auch, mein Vater? ich soll zum Dank
Im Flammentode dich lassen?"

29. Noch einmal erhebt er liebeheiß
Mit beiden Armen den wehrenden Greis,
Ob Rettung noch wolle gelingen;
Jetzt sinkt wie sterbend des Vaters Haupt;
Er selbst, durch die Schwere der Kraft beraubt,
Vermag nicht das Ziel zu erringen.

30. Wo, mild von Cypressen und Pinjen[6] umweht,
An altem Gemäuer ein Heil'genbild steht,
Ergreift ihn ein tödtlich Ermatten;
Verschmähend des eigenen Lebens Gewinn,
Legt sanft er auf's Moos den Vater hin
In feurig durchschimmerten Schatten;

31. Schaut nieder mit liebendem, flehendem Aug',
Forscht sorglich in ihm nach Lebenshauch,
Preßt an sich des Greises Hände,

[6] Pinie, die italienische Fichte.

Und betet: „Gieb schnellen vereinigten Tod,
O Heil'ger! vermag nicht dein mächtig Gebot,
Daß von uns das Glutmeer sich wende!“ [7]

32. Ein furchtbarer, knallender Donner erschallt,
Laut brüllend regt sich die Riesengewalt,
Daß Berge und Wälder erzittern;
Auflammt das Meer und brauset und zischt,
Aufsprützt zu den Wolken rauchender Gischt,
Der Erdball scheint zu zersplittern.

33. Nach Kurzem erwacht wie vom Traume das Paar,
Sich fest noch umarmend, und sieh! es war
Der Boden nicht ferne gesprungen,
Und, wo sich abwärts das Ufer gesenkt,
Da war, durch die furchtbare Schluft gelenkt,
Zum Meere die Lava gedrungen.

34. Sie knie'n vor dem Heil'gen mit stillem Flehn,
Und wähnen, durch ihn sei das Wunder geschehn:
Verderben ergriff ja die Runde,
Und wo sonst das schilfene Hüttchen stand,
Peitscht grausend die Meereswoge den Strand,
Das Hüttchen versank mit dem Grunde.

35. Und als nun beruhigt das bebende Land,
Da legt auf Pietro der Vater die Hand,
Daß Gott nach Verheißung ihm lohne,
Weil treu er verharrt in der Flammennoth. —
Der Herr hat den Segen vom vierten Gebot
Erfüllt an dem dankbaren Sohne! [8]

36. Denn ihm ist entstammt ein blühend Geschlecht,
Stets übend die Tugend, die Treue, das Recht!
Noch führt in der bräutlichen Krone
Die Enkel zum Spalt, wo der Heilige steht,
Der Priester, [9] erneut dort, von Pinjen umweht,
Die Kunde vom dankbaren Sohne!

---

[7] Ausnehmender Satz: „es sei denn, daß ꝛc.“ — [8] Für Reformirte die Bemerkung, daß das Gebot: „Du sollst deinen Vater und Mutter ehren!“ in der lutherischen und katholischen Kirche das vierte ist. — [9] Fatale Wortfolge, wo das Subjekt so weit hinten steht.

Kind bemerkt bei diesem Gedicht: Nach einer Zeichnung von Tischbein. Dieser Maler hat wahrscheinlich die bei den Alten so berühmte That der sogenannten Brüder von Catanea vor Augen gehabt.

Bei einem gewaltigen Ausbruche des Aetna wurde Catanea und die umliegende Gegend ganz verheert, und alles war mit Flammenströmen von Lava überdeckt. Zwei Brüder aus Catanea, Amphinomus und Anapus, verließen alles das Ihrige und wollten nur ihre alten Eltern retten. Der eine nahm den Vater, der andre die Mutter auf seine Schultern. Allein sie waren nicht weit gekommen, so versperrte ihnen der Lavastrom den Weg; plötzlich aber theilte er sich [1] (er zerriß) und ließ den frommen Brüdern freien Durchgang, und sie retteten sich glücklich mit ihrer Last.

So erzählen Seneca (Von Wohlthaten, Buch 3. Kap. 37) und Pausanias (Phocis 28) die Sache. Letzterer setzt hinzu, daß das Andenken der Brüder noch jährlich zu Catanea gefeiert werde und sagt, daß unter allen Beispielen kindlicher Liebe im Alterthum dies das berühmteste sei und man die Brüder nur die Frommen genannt habe. Beide setzen die Namen als bekannt voraus und nennen sie daher nicht. Valerius Maximus (Dicta et facta. Buch 5. Kap. 5) nennt sie Amphinomus und Anapus; Jul. Solinus in seinem Polyhistor (Kap. 5) sagt, daß Catanea und Syracus sich um ihren Besitz stritten; die Catanenser nennten sie Anapus und Amphinomus; die Syrakuser Emanthias und Crito. Er setzt hinzu, daß der Ort ihres Grabmals das Feld der kindlichen Liebe (Campus piorum) heiße.

Schon bei den Alten wurde diese That oft von Dichtern (z. B. Claudian) verherrlicht, in späterer Zeit ist sie noch weiter ausgesponnen worden, vorzüglich durch Theander Bugnotius, den Fortsetzer von Barclay's Argenis. [2]

Wie die Alten die Begebenheit erzählen, ist sie ein Wunder, und im natürlichen Laufe der Dinge unmöglich; wie unser Dichter sie erzählt, ist sie wunderbar, aber möglich, und deßhalb erschütternder. Bei Kinds Ballade ist der Einfluß Schillers unverkennbar.

Die Schilderung vom Ausbruche des Aetna hat der Dichter oft wörtlich entlehnt dem Berichte des jüngern Plinius, [3] vom Ausbruche des Vesuvs, den dieser in seinem Briefe an Tacitus giebt über den

---

[1] Ich weiß nicht, wie Pausanias und Seneca sich die Sache gedacht haben; da die Sache allgemein bekannt war und als ein Wunder erzählt ward, so fassen sie sich sehr kurz. Vermuthlich denken sie es sich so: Der Lavastrom theilt sich plötzlich in zwei Arme, der Hauptarm fließt allein fort, und nun entsteht ein Zwischenraum. Kaum sind die Brüder durch und eine Strecke weit geflohen, so nehmen die Seitenarme die alte Richtung wieder an und vereinigen sich wieder. So erzählt es weitläufig der Fortsetzer der Argenis. — [2] Die Argenis ist ein lateinischer Roman des Johann Barclay, der gegen das Ende des 16. Jahrhunderts starb. — [3] Epist. Lib. VI. 16.

Tod seines Oheims, des ältern Plinius. Es wird dies hier keineswegs als Tadel erwähnt, sondern eher als Lob; denn kann ein Dichter eine Schilderung nicht aus eigener Anschauung geben, so muß er sie natürlich von andern entlehnen, welche die eigene Anschauung hatten.

10. Der Stieglitz.

Wenn ich so auf mein Leben schau',
Erwägend, wie's doch sei gekommen,
Daß Waldesgrün und Himmelsblau,
Und Morgenroth und Abendthau
Mir mehr als Rang und Mammon frommen, [1]
Der Wachtelschlag die Brust erregt,
Der Blumen Schmelz mich süß bewegt,
Kurz, alles, was sich sonnt im Licht,
So eng' befreundet zu mir spricht:
Da zeigt sich auch ein Vogelheerd
Vor anderm meinem Herzen werth,
Zu dem ich oft, der Hut entronnen,
Mit Morgengrau'n den Lauf begonnen;
Da stellt sich mir ein Hüttchen dar,
Das ganz am End' des Dörfchens war,
Geschmückt an seinen armen Mauern
Mit Tannenreis und Vogelbauern;
Rothkehlchen fliegt, es schnarrt der Staar;
Der Rabe heißt mich schön willkommen,
Dem man der Zunge Band genommen.

Dort wohnt' ein alter Vogelfänger,
Ein Diogen in Wort und That,
Der tief im Wald die muntern Sänger
Zu reichbesetzter Tafel bat;
Doch heut' verzehrten sie die Beeren,
Und ließen morgen sich verzehren.

Der Greis mit rauhem Rock und Bart
War etwas gröblich-finstrer Art,
Und just kein Freund von Knabenfragen;
Ja, wenn vor noch geglücktem Fang
Ich oft schon jubelte und sprang,
Erfaßt er unsanft mich beim Kragen.

[1] Gelten. Eigentlich heißt frommen so viel als nützen.

Doch schnitzt' er Käfige daheim,
Dann sprach er wohl bei guter Stunde,
Den schwarzen Pfeifenstumpf im Munde,
Manch Waidsprüchlein, manch alten Reim,
Und thät mir Kriegs- und Mordgeschichten
Mit unverdroßner Müh' berichten.

Einst, da's zum Glück noch Mutterheller
In den oft leeren Taschen gab,
Kauft' ich dem alten Vogelsteller
Fast bettelnd einen Stieglitz ab.
„Da nimm ihn," — sprach er — „'s ist nicht theuer,
Ich kriegte wohl noch ein'ge Dreier;
Sieh ihn nur an! o welche Pracht!
Ja, die hat Gott im Spaß gemacht."

„Was heißt das?" frug ich, und der Alte
Versetzte schmunzelnd: „Setz' dich her!
So unser einer lebt im Walde,
Und hört von Jägern manche Mähr;
So will ich dir's denn wieder sagen,
Wie sich das Ding hat zugetragen.

„Als Gott der Herr die Vöglein schuf,
Ich denk', am fünften Schöpfungstag,
Da standen sie so Stuf' zu Stuf',
Wie man sie jetzt noch sehen mag,
Der Dompfaff', Rothschwanz, Meis' und Fink,
Gnug, Adler bis zum Zitscherling,[2]
Doch all' noch erdfahl, todt und stumm,
Um seinen Arbeitsstuhl herum,
Wie wohl ein Gypsmann sie zum Kauf
Jetzt stellt in seiner Werkstatt auf.

„Da nahm der Schöpfer Scherb' und Topf,
Und mengte bunte Farben ein,
Bemahlte dem den Hals und Kropf,
Und jenem Brust und Flügelein;
Die Tauben mahlt' er weiß und blau,
Setzt' Augen in den Schweif dem Pfau;
Den Gimpel und den Goldfasan
Strich er fein roth und goldgelb an;
Bald waren all' die Töpfe leer,
Und nichts gab's für den Stieglitz mehr.

[2] Der Sperling.

„Drauf blies der Herr den Vögelein
Alsbald lebend'gen Odem ein,
Und sieh! mit fein und grobem Sang
Purrt' alles auf zum Bergeshang,
Wie wohl, wenn deine Hand es scheucht,
Das Spatzenvolk vom Futter fleugt.

„Der Stieglitz nur blieb still zurück,
Erhob zum Herrn gar trüb' den Blick,
Reckt' auf das Hälslein und die Zeh'n,
In jede leere Scherb' zu seh'n,
Und sprach: „Ja, die sind grün und blau,
Ich armes Thier ganz aschengrau;
Soviel, als noth zu meiner Zier,
Wär' wohl noch in den Töpfen hier:
Schau, Herr! hier ist noch Roth im Topf'" —
Gleich gab ihm Gott ein'n Klecks auf'n Kopf —
„Hier giebt's noch etwas weiß vom Schwan" —
Gleich strich's ihm Gott am Flügel an —
„Auch was Citrongelb ist noch hier" —
„„Du Bettler, nun so nimm es dir!""
„Da giebt's auch Ruß noch, schwarz wie Nacht,
Womit du Raben hast gemacht" —
„„Du närr'scher Kerl!"" spricht Gott[3] und lacht,
„„Nun, wenn du nußt von allem ha'n,
So kleb' ich dir auch das noch an!""

„So, Kleiner, hat der liebe Gott —
's ist wirklich wahr, kein Waidmannsspott —[4]
Mit Farb den Stieglitz aufgefrischt,
An ihm die Pinsel ausgewischt.
Drum denk' ich jeden Morgen dran:
Bin ich gleich nur ein armer Mann,
Bin zu gering selbst für den Spittel,
Sink' ich nur schlecht und recht in's Grab," —
Hier zog er fromm sein Käpplein ab —
„So zieht mir Gott dort für den Kittel, —
Er hat's dem Stieglitz ja gethan —
Wohl auch das Kleid der Ehren an."

---

[3] Niemand, der das Märchen und die Poesie kennt, wird etwas dawider haben, daß der Herrgott hier so eingeführt wird. Allein der Ausdruck: „spricht Gott und lacht," ist gegen alles Kindliche. Im Kindermärchen würde es durchaus heißen: „Da lachte unser Herrgott und sprach: Du Närrlein" ꝛc. — [4] Jägerspäßchen.

11. Der Regenbogen.

1. Siehst halt den Bogen in der Luft
Von siebenfachem Licht?
's heißt wohl, 's sei nichts als Dunst und Duft,
Doch ich, ich glaub' es nicht.

2. Ich hab' wohl oft in Baches Grund
Den Mond sich spiegeln seh'n;
Ich sah wohl oft der Sonne Rund
Im Ellernteiche steh'n;

3. Doch solch gewalt'ger Strahlenring,
Wie Edelsteine klar,
Das ist dir doch ein ander Ding —
Und mir ward's offenbar.

4. Als unser alter Pfarrherr starb —
Ja, Hinz, das war ein Mann,
Der nicht um Schein vor Menschen warb,
Doch Ruhm vor Gott gewann —

5. Nun, als ihn sein Erlöser rief
In's schöne Himmelsland —
Er lag im Sarg, als wenn er schlief,
Die Bibel in der Hand.

6. Uns allen kam es gänzlich für,
Wär' nur sein Auge frei,
Als gieng er durch die Kirchenthür
Wie sonst zur Sacristei.[1]

7. Doch blieb das fromme Auge zu,
Vom Sohn ihm zugedrückt;
Es war ja für die lange Ruh'
Sein Bettlein schon beschickt.

8. Des Dorfes Aelt'sten[2] trugen ihn
Zur grünen Ruhestatt;
Man sah ein Wetter sich verzieh'n,
Das schwer gedräuet hatt'.

9. Und schön und sanft sprach der Adjunkt
Von des Gerechten Lohn,
Erklärt' uns alles Punkt für Punkt —
Es war sein eigner Sohn.

---

[1] Uns allen kam es vor, als gieng er zur Kirche; nur daß sein Auge geschlossen war. — [2] Die Vorgesetzten.

10. Mir schien die Erde zu vergeh'n,
Ich sah zum Himmel auf;
Da sah ich auch den Bogen steh'n,
Und Englein saßen drauf.

11. Er schien dir recht ein Friedensthor
Von Aehren und von Laub,
Ganz oben sah der Kelch hervor
Mit Purpurblum' und Traub'.

12. Und eh' ich noch das Aug' gewandt
Vom Thor der Himmelsburg,
Da schritt, die Bibel in der Hand,
Der alte Pfarrer durch.

13. Er gieng recht mit gedücktem Schritt,
Wie wir zuletzt ihn sah'n;
Es glänzte hell der goldne Schnitt
Am schwarzen Corduan.

14. Und andre Pfarrherrn traten vor,
So ganz, wie zum Empfang;
Weit hinten war das Engelchor
Mit Harf und Psalterklang.

15. Gar lieblich musicierten sie,
All', all' in weißem Kleid;
Es rief: Geh' ein nach langer Müh'
Zu deines Gottes Freud'!

16. Drum mein' ich: geht zur bessern Welt
Ein wahrer Frommer ein,
Dann wird das Himmelsthor erhellt
Mit Sternenlampen-Schein.

17. Und — wär's nun auch der Bogen nicht,
Das Himmelsthor bleibt steh'n;
Hinz! laß uns üben Recht und Pflicht,
Daß wir hindurch einst geh'n!

Haben wir in Nr. 7—9 erzählende Gedichte vor uns, deren höchste Aufgabe es ist, Handlungen zu vergegenwärtigen, welche auf bestimmten Ueberlieferungen beruhen: so tritt uns im **Stieglitz** und im **Regenbogen** mythische Dichtung entgegen, welche uns Erscheinungen deuten und erklären will, und zwar nicht in philosophischer, sondern in poetischer Art. Tragen jene drei das Gepräge der **Ballade**: so treten 10 und 11 bestimmt in das Gebiet der **Idylle**. Ob die Deutung von den Farben des Stieglitzes dem Dichter angehört oder auf wirklichem Kinder- und Volksglauben beruht, thut

hier nichts zur Sache; die poetische Ausführung ist Kinds Verdienst. Die ganze Art der Behandlung erinnert an Hebel, nur daß Kind sentimental wird, wo Hebel immer unbefangen bleibt. In Arndts Märchen und Jugenderinnerungen wird die Entstehung des Rothkehlchens, der Meise, des Wiedehopfes, des Zaunkönigs erzählt; hier liegen aber Vergehungen von Menschen zu Grunde, welche zur Strafe in Vögel verwandelt werden. Auf ähnliche Weise erzählt Kopisch die Entstehung des Maulwurfs, Bechstein die des Kukuks und Arndt die des Zaunkönigs.

12. Der alte Jäger.

Wandrer.

Sprich, lieber Schäfersmann! — Mir ward so wundersam,
Als ich im Abendroth durch jene Haseln kam:
Was klingt wie Geisterhall dort aus dem tiefen Wald,
Bald hoch, bald wieder tief, wie Bien' und Windharf' bald?

Schäfer.

So ruht ein wenig hier! der Klee beut weichen Sitz;
Die Heerde geht zur Rast; mein Amt versieht der Spitz.
Wohl mancher hat mich schon mit meiner Mähr' verlacht;
Doch mir krümmt das kein Haar; drum setzt euch und gebt Acht!
Zu meines Vaters Zeit war hier ein Jägersmann,
Der sich auf viel verstand, was jetzt nicht jeder kann.
Doch als der Wetterstrahl ihm einst den Arm verwandt, [1]
Legt' er die Büchse ab, und nahm das Horn zur Hand.
Er strich nach Spielmanns Art durch Stadt und Dorf daher,
Das Waldhorn unterm Arm; sein Ränzel war nicht schwer.
Den Fink, die Nachtigall, weß Zweig und Furche voll, [2]
Ahmt' mit dem Mund er nach, daß oft ihm Antwort scholl.
Frug wo die Obrigkeit ihn nach Verlaub und Paß,
Stieß lachend er in's Horn, und sprach: Was thut mir das?
Und von des Waldhorns Klang ward jedes Herz erfreut;
So Schulz, als Amtmann, rief: Zieht hin mit Gott's Geleit!
Sah wo ein Pfarrherr 'raus des Morgens guter Ding',
Blies er die Melodei: Wach' auf, mein Herz, und sing'!
Fuhr wo ein hübsches Kind 'an's Fenster aus dem Bett,
Blies Franz, halb hinterm Zaun: Wenn ich zwei Flüglein hätt'!
Gieng wo ein glücklich Paar bei Mondenlicht im Hain,
Scholl oft ein Abendlied voll Friedens hinterdrein.

[1] In diesem Sinne ist mir verwenden noch nie vorgekommen. — [2] Alle Vögel, die in den Wäldern und Feldern (z. B. Lerche und Wachtel) wohnen.

Bei Bettlern sah man oft ihn musicierend steh'n,
Vom stolzen reichen Kauz, der Geld bot, trotzig geh'n.
Dem seel'gen Vater auch, saß neben dem sein Hund,
That er oft mancherlei geheime Sprüche kund.
Doch wenn ein Dieb, ein Schelm, ein Lamm, ein Mädchen stahl,[3]
Gab oft der alte Franz unsichtbar ein Signal.
Bald war der Grünrock nun beliebt in Stadt und Land,
Und wer ihn kommen sah, bot freundlich ihm die Hand;
Rief ihn, zu Speis' und Trank, in Hütt' und Hufengut;[4]
Manch blankes Kreuzerstück flog in den fahlen Hut.
Einst trat bei später Zeit er hier zum Wald heran,
Und fühlt', indem er blies, sein letztes Stündlein nah'n.
Es stand am Krückenstock ein Bettelmann am Rain;
Den rief er an und sprach: „Du sollst mein Erbe sein!
Da, nimm dies Säckchen Geld, und auch den Jesusring,
Den einst die Braut mir gab, doch nur mit dem Beding:
Ich hab' im Wald gelebt; drum, bin ich starr und kalt,
Nicht an die Kirchhofswand, scharr' hier mich in den Wald!
Mein Bruder Trarara klang oft, mich zu erfreu'n;
Darum, bei meinem Fluch! du scharrst ihn mit mir ein!
Kann ich im Tode noch mit Blasen etwas thun,
So soll, will's Gott, mein Horn im Grab nicht müßig ruh'n."
Der alte Jäger starb; der Stelzfuß grub ihn ein,
Und nun, von Zeit zu Zeit, erklang das Horn im Hain.
Es klingt, bald leis, bald dumpf, dort aus dem tiefsten Wald,
Jetzt, wie die Biene summt, jetzt, wie die Orgel schallt.
Oft tönt's von ferne ganz, nur wie ein Widerhall,
Bald rechts, bald links, und dort, und hier und überall.
Es klingt bei Morgenroth, in heller Sternennacht,
Wenn tiefe Stille herrscht, wenn Sturm und Donner kracht.
Es flieht der Gartendieb, es stürzt der Trunkenbold,
Spricht fern das Waldhorn an, das keinem Buben hold.
Ich hab's gar oft gehört, und blas ich die Schalmei,
So bläst's, als müss' es sein, dieselbe Melodei.
Auch Kinder hören's oft, wenn sie nach Blumen geh'n,
Nach Beer und Haselnuß, nach Nest und Sprenkeln seh'n.
Den Bräuten bringt es Glück; stillhorchend sitzt im Grün,
Wer reines Herzens ist, und nur die Bösen flieh'n.
So hab' ich's dann erzählt aus treuer deutscher Brust;
Wenn euch's beliebt, fahrt wohl, und lacht nach Herzenslust!

---

[3] Die natürliche Ordnung wäre hier: „Wenn ein Dieb ein Lamm, ein Schelm ein Mädchen stahl." Dichter und Redner ordnen aber gern so, daß von Theilen des Satzes oder der Periode einer dem andern entspricht, so daß ein Parallelismus entsteht. — [4] Hufengut, ein ordentliches Bauerngut.

Wandrer.

Hab' Dank für den Bescheid; solch Waldhorn gleicht auf's Haar
Der edlen Dichter Sarg' — gewiß, die Mähr' ist wahr!

Auch dies Gedicht gehört der mythischen Gattung an, nur daß hier keine Naturerscheinung gedeutet wird, sondern das geheime Wesen der Poesie. Die Dichtung wandelt frei durch die Welt; sie gibt jedem Menschen, jedem Stande etwas; sie deutet Geheimnisse, tröstet den Betrübten, straft den Bösen; sie stirbt nicht mit dem Dichter, sondern wird oft erst nach dessen Tode recht lebendig.

Der Form und Einkleidung nach ist der alte Jäger eine entschiedene Idylle, und wie mich dünkt, eine sehr gute; anstatt auf Fr. Kind mit Geringschätzung herabzublicken, stände es neuern Dichtern besser an, uns auch solche anmuthige Bilder zu geben. Sehr glücklich ist der Alexandriner hier angewandt, der überhaupt für die Idylle nicht ohne Werth ist.

---

13. Rath und That.

Zur strohernen Hütte, wo die Noth
Mit sieben nackenden Kindern,
Ach! jedem dämmernden Morgenroth
Die blasse Wange voll Thränen bot,
Kam oft in warmgefüttertem Kleid
Ein rundes Männchen, das bittre Leid
Durch Worte des Trostes zu lindern.

Er sprach gar sänftlich: „Ihr gute Frau,
Euch maß das Glück auch zu genau;
Was machen die Kinder für Sorgen!
Bleich, wie Gespenster! In der Stadt
Wohnt ein berühmter Arzt, der hat
Schon tausend Kranke schnell curiert —
Wird auch für's Armuth salariert[1] —
Korn — wird euch der Edelmann borgen!"

Da nahte blühend, keck und schlank,
Doch ohne Schuh', eine Dirne.
Sie ruhte vorm Hause auf der Bank,
Flocht auf das Haar, das nieder sank,
Und strich den Schweiß von der Stirne.
Die lugte durch's Fenster, sah die Noth,
Und reicht' einem Kinde ihr trocknes Brot.

---

[1] Armuth braucht man sächlich in collektivem Sinne, wo es entweder (wie hier) die armen Leute bezeichnet, oder das geringe Vermögen, z. B. „das bewog ihn, sein Bißchen Armuth mit mir zu theilen." Lessing.

Und als die Magd den Weidenstab,
Das Bündlein wieder genommen,
Da sah das Männlein bedächtig herab,
Sprach: „Wird's auch der Kleinen bekommen?
Seht, ohne Butter, schwarz und hart,
Als wär's auf der Tenne zusammengescharrt,
Von Trespe, Wicken und Raden [2] —
Sonst schenkt man Kindern wohl Fladen!“ [3]

Da herzte Frau Noth ihr Töchterlein
Und rief: „Sie las wohl die Aehren
Mit bloßen Füßen, im Sonnenschein,
Sich kümmerlich selber zu nähren:
Leicht war ihr letztes Reisebrot,
Was sie dem verschmachtenden Kinde bot —
Gott schaut auf der Leidenden Zähren,
Und wird ihr Segen gewähren! —
Ihr aber — wer seid ihr in prunkendem Staat,
Und kennt ihr die helfende Fremde?“ —
„Ich, Frauchen! ich bin der Herr gute Rath,
Und That hieß die Wand'rin im Hemde!“

Hat sich uns der Dichter als reiner Erzähler, dann als mythischer Deuter gezeigt, so tritt er hier als allegorischer Dichter auf. Die Allegorie beschränkt sich aber auf die Personifikation der drei Begriffe Noth, Rath und That; des Rathes, der die eigene Mitwirkung und Aufopferung scheut, und der That, die ohne Worte geschäftig ist und mit eigener Aufopferung hilft. Ihr Geschlecht stimmt mit dem grammatischen Geschlechte der Begriffe zusammen. Das, was sie thun, ist aber hier nicht, gleich andern rein allegorischen Darstellungen, wie Schillers Mädchen aus der Fremde, selbst wieder allegorisch zu deuten, z. B. die nackten Kinder der Noth. Alle Beilegungen sind aber wohl gewählt, um die personifizierten Begriffe in ihren Gegensätzen durchzuführen: „warm gefüttertes Kleid, rundes Männchen, sänftlich, bedächtig; dagegen: „blühend, rasch, schlank, ohne Schuhe, Schweiß.“ Ebenso bildet nun ihre Handlungsweise, die wieder nicht allegorisch ist, einen den Begriffen entsprechenden Gegensatz, und auf diesen Zweck allein, obwohl wir die Mildthätigkeit der schönen That mit Theilnahme und Wohlgefallen betrachten, ist die einfache Erzählung ohne alle Verwicklung und Lösung eines Knotens, welche hier zweckwidrig und fehlerhaft wäre, beschränkt.

---

[2] Unkräuter, die gern im Korn wachsen. Der Raden trägt die schönen weißen oder purpurrothen Blumen. Seine Körner sollen, wie die der Trespe, sehr schädlich sein. — [3] Hier so viel als Kuchen.

14. Kaiser Albrechts Hund.

Von Collin.

Voll Unmuths und ergriffen von finsterm Menschenhaß,
Zu Wien in seiner Hofburg der Kaiser Albrecht saß;
Ihm durfte niemand nahen, er wollte niemand seh'n,
Er ließ die Weltgeschäfte, so wie sie rollten, geh'n.

Die nahmen für ihn freilich wohl ärgerlichen Lauf;
Unruhig war der Deutsche,[1] der Schweizer stand schon auf,[2]
Der Schwabe wollte Hansen,[3] doch Hansens Uebermuth
Der machte ja vor allem dem Kaiser böses Blut.

Oft rief er seinem Hunde — der Hund war ihm getreu —:
„Steh du mir, treuer Packan, vor falschen Menschen bei!"
Da kroch der Bullenbeißer sogleich an seinen Ort,
Hielt an der Thüre Wache und jagte jeden fort.

Die Schranzen nahten leise, da hob er nur den Kopf,
Und knurrte — hei! sie flohen, als hielt er sie am Schopf.
Der Marschalk einstolzieret, den springt er grimmig an,
Und schnell hinaus zur Pforte treibt er den kecken Mann.

Nur Herzog Leupold nahet, mit leichtem Jünglingsschritt,
Es kennt der Hund von weitem des Kaisersohnes Tritt,
Und eilet ihm entgegen, und wedelt mit dem Schwanz,
Umhüpft ihn auf zwei Beinen in freundelichem Tanz.

Die Tatzen auf den Schultern giebt er ihm manchen Kuß,
Der Herzog sanft erwiedert durch Streicheln seinen Gruß;
Jetzt schiebt er ihn zur Seite, rasch wandelnd hin zur Schwell;
Da springt der Hund inzwischen mit Winseln und Gebell.

Und faßt mit Kraft den Mantel und zerrt den Herrn zurück,
Und schmeichelt ihm nun wieder mit flehentlichem Blick;
Doch war der Herr unwillig, und gab ihm einen Stoß,
Und gieng im Doppelschritte rasch auf die Thüre los.

Der Hund kennt seine Pflichten, und setzet nach in Hast,
Am Halse schnell den Kragen er fest dem Herzog faßt;
Da ballt die Faust Herr Leupold, und giebt ihm einen Schlag;
Der Hund hielt nie mehr Wache. Wohl wars sein letzter Tag!

---

[1] Besonders unruhig waren die Oesterreicher, am allermeisten die Wiener, die den Kaiser sogar einmal in seiner Burg belagerten. Unter den norddeutschen Reichsständen hatte der Kaiser durchaus nur Feinde und Gegner. — [2] Der bekannte Aufstand der Waldstätte gegen Albrechts Reichsvögte. — [3] Johannes von Schwaben, Sohn Herzog Rudolfs von Schwaben, Neffe des Kaisers. Albrecht verweigerte ihm die Belehnung mit Schwaben, und dies brachte Hansen so auf, daß er bekanntlich später den Kaiser ermordete, daher sein Name Johannes Parricida (Vatermörder).

Wie klug nun auch der Herzog die Flucht in Eile nahm![4]
Denn allzubald die Mähre vor Albrechts Ohren kam:
Man habe vor der Thüre den Hund gefunden todt,
Erschlagen ohne Zweifel — der Boden sei noch roth.

Der Herr, unmaßen grimmig, berief den ganzen Hof,
Den Ritter und die Frauen, den Knappen und die Zof',[5]
Die Söhne mit Herrn Hansen, dem war er nimmer gut,
Ihm zieh er schon im Stillen des treuen Packans Blut.[6]

Der Hof war nun versammelt, der Herr im Thronstuhl sitzt,
Sein vorgetretnes Auge ganz blutdurchströmet blitzt,
Es bebet ihm die Lippe, ha! furchtbar anzuschaun,
Darob wohl fasset Leupold ein heimlich schauernd Graun.[7]

Nun donnert Kaiser Albrecht: „Der Hund war meine Lust,
Das war von euch wohl jedem seit Jahren her bewußt,
Recht mich ins Herz zu kränken, traf ihn der Todesschlag.
Doch zittern mag der Mörder. Die That muß mir an Tag."

„Wer mir den Thäter kündet, und sei's ein schlechter Knecht,
Belohn' ich reich mit Gütern aus vollem Kaiserrecht.
Doch weh dem falschen Mörder! Er soll von meinem Thron
Entfliehen als ein Aechter,[8] und wär's — mein eigner Sohn!"[9]

Da siehet Leupold beben der schöne Friederich;
Schnell zu des Vaters Füßen wirft er flehend sich,
Und ruft: „Verzeihung, Vater! ich schlug den Packan todt,
Er fiel mich an so wüthend — es that mir wahrlich Noth."

Und Albrecht, sich vergessend, die Hand empor nun schwingt,
Doch schneller aus den Schaaren vorfliegend Leupold dringt,
Und fängt die Hand des Kaisers, und rufet: „Vater! halt!
Mich trifft ja nur nach Rechten nun deines Zorns Gewalt."

---

[4] Eine sonderbare Satzform. Der Dichter will sagen: Sehr klug war es, daß Leupold floh; denn ꝛc. Man hält diesen Satz aber auf den ersten Anblick für einen einräumenden, und erwartet nun das doch. — [5] Frauen soll die Einzahl sein und steht der Zof' entgegen. Die Härte der letztern Form ergiebt sich von selbst. Begreiflich steht die Einzahl hier collektiv. — [6] Ich weiß nicht, wie man im Österreichischen zeihen braucht; im Hochdeutschen ist es hier doppelt falsch. Erstens setzt man bekanntlich den Akkusativ der Person und den Genitiv der Sache dazu; folglich müßte es heißen: Ihn zieh er des Blutes; zweitens aber bezieht man es nur aufs Abstrakte; d. h. man sagt nur: ich zeihe dich des Mordes, aber nicht des Blutes. — [7] Was ist hier Subjekt, Leupold oder Grauen? — [8] Aechter, soviel als Geächteter, in die Acht Erklärter, ein altes Wort; es kommt natürlich nicht von ächten her, denn sonst bedeutete es einen Aechtenden, sondern von Acht und verhält sich zu Acht, wie Bürger zu Burg. — [9] Dieser Zusatz drückt des Kaisers Argwohn und bösen Sinn aus; auf Hansen ist sein Verdacht gefallen, auf den Neffen, den er gern verderben möchte.

„Mein Friederich, nicht lüge! Wie bist du gar so gut!
Für mich zu sterben, wahrlich, deß hättest du wohl Muth!
Doch solchen Hund zu tödten, hast du wohl nicht die Kraft;
Hab' ich doch selbst zum Schlage mich ganz zusamm gerafft."

Doch Friederich entgegnet: „Nicht traue seinem Wort!
Er will mich retten, Vater, will in die Welt nun fort.
Stets strebt zum heil'gen Lande sein ehrbegier'ger Sinn,
Doch hätt' wohl Oestreich nimmer von diesem Zug Gewinn."

„Durch Gott!" [10] — aufbrauset Leupold — „Wohl zeugt es meine Hand,
Noch ist vom Schlag sie blutig, und auch des Wamses Rand.
Jetzt magst du, Herr, mich bannen aus deinem Angesicht,
Es sei! Nur, Herr, entziehe mir deinen Segen nicht!" —

Dem guten Friedrich das Aug' in Thränen schwellt. [11]
Schnell um den Hals des Bruders er nun laut schluchzend fällt.
Der Kaiser beide Augen sich mit den Händen drückt,
Doch schnell zu seinen Söhnen sich liebvoll niederbückt.

Und leget ihre Häupter wohl sanft an seine Brust,
Sie küssend und sie herzend mit wahrer Vaterlust.
Es sieht der Hof mit Staunen: der strenge Kaiser — weint;
Das hätten sie von Albrecht wohl nimmermehr vermeint.

Anjetzt der Kaiser saget zum edeln Brüderpaar:
„Zwei Dinge werden plötzlich nun meinem Geiste klar:
Der Mensch ist doch nicht böse, kommt gut aus Gottes Hand;
Gelobet sei der Höchste, daß ich euch gut erfand!

Und Habsburg kann nicht sinken, wenn seine Söhne sich
So brüderlich stets lieben, so fest, so inniglich.
Und wie die Feinde drängen, und wie der Meuter bellt;
Ihr Brüder stellt euch siegend entgegen einer Welt!"

Die Mähr hat überliefert ein glaubenswerther Mann,
Der Hortenburger Hormayr, [12] und lag mir dringend an,
Sie ohne Schmuck zu bringen in Reime deutscher Art; [13]
Ich that es recht von Herzen. Es fiel mir gar nicht hart.

---

[10] Nämlich: durch Gottes Hilfe würde Oesterreich Gewinn davon haben. — [11] Sollte heißen: Von Thränen schwillt. — [12] Joseph von Hormayr, geb. zu Innsbruck, den 20. Jenner 1781, erzählt die Geschichte im Leben Friedrichs des Schönen. Kaiser Leopold I. vermehrte dem Hofkammerrath von Hormayr sein Wappen und ertheilte ihm von seinem bei Innsbruck gelegenen Gute das Prädikat von Hortenburg; daher: der Hortenburger Hormayr. — [13] In die Weise des Nibelungenliedes.

Wohl würd' es daß mich freuen, hätt' euch die Mähr ergötzt,
Hätt' ich mit süßen Thränen die Augen euch genetzt.
Landsmänner, auf nun rüstig! Erzählt's von Ort zu Ort,
Von Grätz bis Prag und Olmütz, von Linz bis Ofen fort!

Hormayr erzählt im ersten Theil seines österreichischen Plutarchs folgendes: „Sehr wenig ist es, was von Friedrichs ersten Jugendtagen auf uns gekommen, aber selbst dieses wenige darum wichtig, weil sich damals schon die zarten Blüten eines Gefühles in des Knaben Brust entfalteten, welche den Mann und König auf der dornbesäeten Bahn seines Lebens über sich selbst und über sein Schicksal erhoben. Dieses Gefühl war die innige bis in den Tod unverbrüchliche Liebe zwischen Friedrich und seinem jüngern Bruder Leopold. Allbekannt ist die Sage, einst habe Leopold einen großen schönen Hund erschlagen, der seines Vaters Albrechts Schlafgemach bewachte und, stolz auf seines Herren Gunst, dem Prinzen nicht gehorchen wollte; Albrecht, höchst erzürnt, habe sogleich anbefohlen, dem Verwegenen nachzuspüren und ohne Schonung, wer es immer sei, an ihm des nie gewagten Frevels Strafe zu vollziehen. Friedrich, der seinen geliebten Bruder vor des Vaters Grimm beben sah, wirft sich zu Albrechts Füßen und giebt sich selbst als den Thäter an. Leopold, unfähig, dieses Opfer anzunehmen, erschüttert und beschämt, umfasset gleichfalls Albrechts Knie, entdeckt die edle Lüge seines Bruders und bittet um die Strafe, die sein gehöre. Der strenge, kalte, stolze Albrecht — weint (vielleicht zum erstenmale seit der Wiege) — und schließt die beiden Söhne in die Arme. In der That hatten beide nur einen, den nämlichen Sinn im Wollen und Erkennen, aber sehr verschiedene Weisen, ihn auszudrücken, festzuhalten und hindurchzuführen, und wie ohne jene innere Uebereinstimmung ein Bund der Gemüther auf Zeit und Ewigkeit unmöglich ist, so sichert diese Verschiedenheit die Dauer desselben; denn wo die Bande des Blutes, der Liebe, der Freundschaft, des Zufalls ganz gleiche Eindrücke, Kräfte, Mittel und Zwecke im engen Raum an einander gedrängt haben, ist kein Verein, sondern Zerstörung; zu groß ist die Verwicklnng, die Bahnen des Wirkens verwirren sich."

Unläugbar hat Collin die kurzen Andeutungen der Sage zu einem herrlichen Bilde geformt, das uns anspricht wie ein Gemälde der altdeutschen Meister; wie er selbst sagt, schmucklos, aber desto frischer und kräftiger. Es ist bei Collin aber nicht bloß ein Gemälde brüderlicher Liebe und Aufopferung; alles hat an Bedeutung dadurch gewonnen, daß auf die damalige für Habsburg so gefährliche Zeit hingedeutet und zugleich die Mitwelt auf jene große Vergangenheit hingewiesen wird. Wir haben hier ein patriotisches Gedicht im edelsten Sinne des Worts, nicht entsprungen aus Lobsucht oder unsinniger Vaterlandsraserei, aber aus dem innigen Wunsche, das gedrängte, bedrückte Vaterland zu ermuntern, zur Freiheit aufzurufen. Ein

Deutschland gab es in jener Zeit (1809) nicht, daher kann auch der Dichter nur die Bewohner der österreichischen Monarchie anrufen.

Albrechts Hund ist der völlige Gegensatz zu Schlegels Arion. Die Sprache ist etwas rauh, und ermangelt aller Glätte; allein welches Leben spricht aus dieser rauhen Gestalt! Wie lebhaft treten alle Charaktere hier hervor! Vorzüglich meisterhaft ist Albrecht gehalten; wir erblicken überall den finstern, argwöhnischen Mann, können ihn aber doch nicht hassen und verachten, sondern nur bedauern. Wie klar steht das Wesen der beiden Brüder vor uns, einander so ähnlich und doch so unähnlich! Was Hormayr, der Geschichtschreiber, lehrend ausspricht, das hat Collin, der Dichter, in einem lebendigen Bilde uns gezeigt.

Wie die beiden Brüder bis in den Tod fest zusammenhiengen; wie edelmüthig sich Friedrich gegen seinen Feind, Ludwig den Baier, benahm und lieber in's Gefängniß zurückkehrte, als das gegebene Wort brach — alles das ist bekannt. Friedrich war geboren 1291, und starb 1330 auf dem Schlosse Guttenstein; sein jüngerer Bruder Leopold starb den 13. Februar 1326 im Wahnsinn, worein ihn der Ingrimm über die vereitelten Plane zur Vergrößerung seines Hauses gestürzt hatte. Er ist derselbe Leopold, der am 15. November 1315 so unglücklich bei Morgarten gegen die Schweizer focht.

---

15. Kaiser Max auf der Martinswand.

1. „Hinauf, hinauf!
In Sprung und Lauf!
Wo die Luft so leicht, wo die Sonne so klar,
Nur die Gemse springt, nur horstet der Aar;
Wo das Menschengewühl zu Füßen mir rollt,
Wo das Donnergebrüll tief unten grollt:
Das ist der Ort, wo die Majestät
Sich herrlich den Herrscherthron erhöht!
Die steile Bahn
Hinan, hinan!
Dort pfeifet die Gemse! — Ha! springe nur vor!
Nach setzt der Jäger und fliegt empor!

2. Gähnt auch die Kluft
Schwarz wie die Gruft;
Nur hinüber, hinüber im leichten Schwung!
Wer setzet mir nach? 's war ein Kaisersprung!
Klimm', Gemse, nur auf die Felsenwand!
In die luftige Höh', an des Abgrunds Rand
Mach' ich mit Eisen mir doch die Bahn. [1]

---

[1] Die Gemsjäger hauen sich mit ihren Eisen Stufen in die Felsen.

Nur muthig hinauf und muthig hinan!
Jetzt ohne Rast
Den Strauch erfaßt!
Wenn tückisch der Zweig vom Gesteine läßt,
So hält mich im Fall die Klippe noch fest."

3. Der Stein nicht hält,
Der Kaiser fällt
In die Tiefe hinab zwei Klafter lang;
Da ward Herrn Maxen doch gleichsam bang.
Ein Felsen hervor ein wenig ragt,
Das nennt er Glück — Gott sei's geklagt!
Einbrachen die Knie', doch blieb er steh'n
Und taumelt sich aus; da mußt' er nun sehn:
Hier half kein Sprung,
Kein Adlerschwung;
Denn unter ihm senkt sich die Martinswand,
Der steilste Felsen im ganzen Land.

4. Er starrt hinab
In's Wolkengrab,
Und starrt hinauf in's Wolkenmeer,
Und schaut zurück und schaut umher.
Da zeigt sich kein Fleck zum Sprung handbreit,
Kein Strauch, der den Zweig dem Klimmer beut;
Aus hartem Felsen wölbt sich ein Loch [2]
Schroff hinter ihm, wie ein Dom so hoch!
Der Kaiser ruft
In taube Luft:
„Ei doch, wie hat mich die Gemse verführt!
Kein Weg zu den Lebenden niederführt." —

5. Er war's gewillt,
Es ist erfüllt!
Wo die Luft so leicht, wo die Sonne so klar,
Wo die Gemse nur springt, nur horstet der Aar,
Wo das Menschengewühl zu Füßen ihm rollt,
Wo das Donnergebrüll tief unten grollt:
Da steht des Kaisers Majestät,
Doch nicht zur Wonne hoch erhöht.
Ein Jammersohn
Auf luft'gem Thron,
Findet sich Max nun plötzlich allein,
Und fühlt sich, schaudernd, verlassen und klein.

---

[2] Loch ist nun wohl hier nicht der rechte Ausdruck; denn man denkt sich darunter eine Oeffnung, durch welche man sehen kann. Es ist aber hier nur eine Blende, eine Vertiefung gemeint. In diese Blende wurde später ein Crucifix gesetzt.

6. Im Thalesgrund
Ein Hirte stund,
Und sieht's auf der Platte sich regen,
Und bücken und heben und schreitend bewegen.
„Den bannt wohl hinauf des Satans Gewalt?
Das ist bei Gott eine Menschengestalt!"
So ruft er, und winkt die Hirten herbei,
Daß jeder ihm staunend das Wunder zeih'! [3]
Gott sei mit ihm!
Ist's eine Stimm:
Der steht dort oben in großer Noth.
Muß arg wohl erleiden den Hungertod.

7. Auf leichtem Roß
Ein Jägertroß
Kommt nun das Thal hereingesprengt,
Wo sich die Menge schon gaffend drängt.
Und rufet den nächsten Hirten an:
„Nahm wohl der Kaiser anher die Bahn?
Hoch auf der Alp klomm er empor,
Daß ihn des Jägers Blick verlor."
Der Hirte blickt
Auf die Wand, erschrickt;
Hindeutend sagt er zum Jägerschwarm:
„Dann schaut ihn dort oben! daß Gott erbarm!"

8. Der Jäger blickt
Auf die Wand, erschrickt,
Und hebet nun schnell sein Sprecherrohr,
Und ruft, was Menschenbrust mag, empor:
„Herr Kaiser, seid ihr's, der steht in der Blend',
So werft herab einen Stein behend!"
Und vorwärts nun woget das Menschengewühl,
Und plötzlich ward es nun todtenstill.
Da fällt der Stein
Senkrecht hinein,
Wo unter dem Felsen ein Hüter wacht,
Daß zerschmettert das Dach zusammenkracht.

9. Des Volks Geheul,
Auf eine Meil'
Im ganzen Umkreis zu hören,
Macht rings das Echo empören.

---

[3] Zeihen ist hier in einer gar nicht mehr gangbaren Bedeutung gebraucht, nämlich für erklären, aufhellen. Das Gegentheil davon war verzeihen, d. h. versagen. Davon Verzicht.

Und zum Kaiser auf dringet der Jammerlaut,
Der kaum mehr menschlicher Hülfe vertraut.
Er spannet das Aug', er strecket das Ohr:
„Was wühlet dort unten? Was rauscht empor?"
Er sieht und lauscht;
Fort wühlt's und rauscht —
So harret er aus, ohn' Murren und Klag',
Der edle Herr, bis zu Mittag.

10. Doch Sonnenbrand
Die Felsenwand [4]
Zurück mit glühenden Strahlen prallt,
Da wird unleidlich der Hitze Gewalt.
Erschöpft von der mattenden Gemsenjagd,
Von Durst gequält, von dem Hunger geplagt,
Fühlet sich Max ganz matt und schwach; —
War's Wunder, daß endlich die Kraft ihm brach?
Das wünscht' er allein,
Gewiß zu sein,
Eh' die Besinnung ihm verfließt,
Ob Hülfe bei Menschen noch möglich ist?

11. Bald wußt' er Rath
Und schritt zur That,
Und schrieb mit Stiften auf Pergament
Die Frag' an's Volk und wickelt behend
Mit goldenem Bande das Täfelein
Auf einen gewicht'gen Marmorstein,
Ließ fallen die Last in die Tiefe hinab, —
Und horcht' — kein Laut, der ihm Antwort gab.
Ach Gott und Herr!
Man liebt ihn so sehr,
Drum findet vom Volke sich niemand ein,
Dem Herren ein Bote des Todes zu sein. —

12. Der Kaiser, wie hart
Auf Antwort harrt,
Und sendet den dritten und vierten Stein,
Doch immer wollt' es vergeblich sein:
Bis schon am Himmel die Sonne sich senkt,
Und nun erseufzend der Herr sich denkt:
„Wär' Hülfe möglich, sie riefen es mir,
So harr' ich nun sichrer des Todes allhier."

---

[4] Was soll hier Subjekt sein? Entweder Sonnenbrand oder Felsenwand. Im ersten Falle stünde Felsenwand adverbialisch anstatt von der Felsenwand; im zweiten Falle wäre Sonnenbrand Objekt und zurückprallen stände transitiv.

Da hob sein Sinn
Zu Gott sich hin;
Ihm entflammet das Herz der heilige Geist,
Daß er sich schnell von dem Irdischen reißt;

13. Wegstößt die Welt,[5]
Zum Ewigen hält!
Jetzt wieder ein Täflein nimmt er zur Hand,
Beschreibt es eifrig. — Weil fehlte das Band,
So band er's am Stein mit dem goldnen Blies,[6]
Was soll's ihm? er war ja des Todes gewiß!
Und aus dem erhöheten luftigen Grab
Wirft er den Stein in das Leben hinab.
Wohl peinlicher Schmerz
Durchwühlet das Herz
Jedem, der nun, was der Kaiser begehrt,
Weinend vom weinenden Leser hört.

14. Der Leser rief:
„So heißt der Brief:
„Viel Dank, Tyrol, für deine Lieb',
„Die treu in jeder Noth mir blieb.
„Doch Gott versucht' ich mit Uebermuth,
„Das soll ich nun büßen mit Leib und Blut.
„Bei Menschen ist keine Rettung mehr;
„Gott's Wille geschehe! Gerecht ist der Herr!
„Will büßen die Schuld
„Mit Muth und Geduld.
„Mit einem wohl könnt ihr mein Herz erfreu'n,
„Ich will euch den Dank im Tode noch weih'n.

15. „Nach Zierlein eilt[7]
„Nun unverweilt
„Ein Bot' um das heilige Sakrament,
„Nach dem mir dürstend die Seele brennt.
„Und wenn der Priester steht am Fluß,
„So kündet's mir, Schützen, durch einen Schuß!
„Und wenn ich den Segen nun soll empfahn,
„So deut' es ein zweiter mir wieder an!

---

[5] Dieser Anfang der Strophe ist widerlich, da wir kein Fügewort und kein Subjekt haben; er könnte beginnen: Daß er wegstößt die Welt. Besser stände aber überhaupt ein Hauptsatz. — [6] Nämlich mit der Kette, woran der Orden des goldenen Vlieses hieng. Dieser Orden wurde bekanntlich an einer goldenen Kette um den Hals herum getragen. Daß der Kaiser mit dem goldenen Vlies auf die Gemsenjagd geht, ist freilich sonderbar. — [7] Sollte natürlich heißen entweder: eile, oder: schickt einen Boten.

„Sehr bitt' ich euch,
„Fleht dann zugleich
„Mit mir zum Helfer in aller Noth,
„Daß er mich stärk' in dem Hungertod!"

16. Der Bote fleucht.
Der Priester keucht
Nun schon herbei, nun steht er am Fluß,
Schnell kündet's dem Kaiser der Schützen Schuß.
Der schauet hinab, erblickt die Monstranz,
Denn blitzend erglänzt der Demantkranz.
Und wirft sich vor ihr auf die Kniee hin,
Mit zerknirschtem Herzen, mit gläubigem Sinn.
Die Menschheit ringt
Und siegt, und schwingt
Auf entfesselten Flügeln empor sich schnell
Zu der ewigen Liebe hochheiligem Quell.

17. Und o, wie fleht
Sein heißes Gebet:[8]
„O Gott, du Vater, allmächtig am Himmelsthron,
Du Lieb aus Lieb' entquollener Gottessohn,
Und du, hochheiliger Gottesgeist,
Der beide vereint, das Heil uns weist;
O Gott, deß Liebe auf jeder Spur
Verkündet laut die weite Natur!
O tauchte sich schnell
Im Lebensquell
Mein liebender Geist, umfaßte die Welt,
Die liebend am Herzen dein Arm erhält.

18. Vor meinem Tod
Dein Himmelsbrod
Wünsch' ich Unwürdiger, o wie sehr!
O, sieh auf mich erbarmend her!

[8] Das Gebet des Kaisers ist in jeder Hinsicht verfehlt. Erstens ist die Sprache eigentlich darin geradebrecht, und man braucht sich zum Beweis dessen nicht erst auf das Nähere einzulassen; zweitens ist sehr wenig Sinn in einem Schwall von Worten gegeben; drittens ist es weder im Geiste des Kaisers noch im Sinne der Lage, in welcher er sich befindet, noch überhaupt im Sinne und Geist jener Zeit; es ist ein Mischmasch von dogmatischen und rationalen Ideen; wie schlecht paßt zusammen die Anrufung der Dreieinigkeit und dann der modern-poetische Zusatz: „O Gott, deß Liebe auf jeder Spur verkündet laut die weite Natur!" Und wie kommt der Kaiser gerade darauf? Er hat nichts zu thun, als Gott um Vergebung seiner Tollkühnheit, um einen sanften Tod, und um Segen fürs Volk zu bitten. Hier kann man wohl den Ausdruck anwenden: Mit Worten geklingelt! Lange Gebete scheinen mir überhaupt für das Drama und die Ballade unschicklich. Immer ist es rathsamer, den Inhalt des Gebets in ungerader Rede zu geben, wenn dessen Inhalt wichtig ist.

O Christus Lieb', tritt bei mir ein,
Und führ' mich zurück in der Gläub'gen Verein,
Die deine Lieb' so feurig beseelt,
Daß eines sie werden mit Gott und Welt.
Und weil ich nicht werth,
Was ich begehrt,
Ein einzig Wort aus deinem Mund
Macht deinen Knecht auch wieder gesund."

19. So will er im Fleh'n
Vor Liebe vergeh'n.
Da kündet ein zweiter Schuß ihm an,
Daß er den Segen nun soll empfahn.
Der Herr sogleich auf Felsengrund
Wirft sich die Stirn' und Hände wund.
Und der Jäger mit lautem Sprecherrohr
Sagt ihm des Priesters Worte vor:
„Dich segnet Gott
In deiner Noth!
Der Vater, der Sohn und der heilige Geist,
Den Himmel und Erd' ohn' Ende preist!"

20. Nun allzumal
Im ganzen Thal
Das Volk auf den Knieen harrt im Gebet
Und laut für das Heil des Herren fleht.
Den Kaiser rührt's, der Betenden Schall
Bringt ihm zu Ohren der Widerhall.
Auch er bleibt knieen im Gebet,
Und Gott für das Wohl der Völker fleht; — —
Schon flammt der Mond
Am Horizont,
Und herrlich das grünliche Firmament
Von funkelnden Sternenheeren brennt. —

21. Des Himmels Pracht
Erweckt mit Macht
Die Sehnsucht zum himmlischen Vaterland,
Ihm löset sich jedes irdische Band.
Wo der Seraphim Harfe Jubel erklingt,
Der Seligen Chor das Heilig singt,
Wo das Leiden schweigt, die Begierde sich bricht,
Zur ewigen Liebe, zum ewigen Licht,
Dahin, dahin
Schwingt sich sein Sinn,
Und mit hoch empor gehobenen Händen
Denkt er entfliehend sein Elend zu enden:

22. Als schlank und fein
Ein Bäuerlein,
Wie der Blitz ihn blendend, nun vor ihm stund,
Und grüßt ihn mit lieblich ertönendem Mund!
„„Herr Max, zum Sterben hat's wohl noch Zeit,
Doch folgt mir schnell! Der Weg ist weit.““ —
Der Kaiser entsetzt sich ob dem Gesicht,
Und trauet den Augen und Ohren nicht.'
Und wie er schaut,
Ihm heimlich graut;
Denn es wallt um den Knaben gar sonderlich
Ein dämmernder Schein, der nichts Irdischem glich.

23. Doch der Kaiser in Hast
Sich wieder faßt,
Und fraget das Knäblein: „Wer bist du? — Sprich!“
„„Ein Bote, gesandt, um zu retten dich!““
„Wer zeigte dir an zur Klippe den Weg?“
„„Wohl kenn' ich den Berg und jeglichen Steg.““
„So hat dich der Himmel zu mir geschickt?“
„„Wohl hat er dein reuiges Herz erblickt!““
Drauf es sich dreht,
Zur Höhlung geht,
Und gleitet nun leicht durch den Riß in die Wand,
Den vorher sein forschendes Auge nicht fand.

24. Durch den Riß gebückt
Der Kaiser sich drückt;
Sieh! da hüpfet das Knäblein leuchtend voran,
Durch steile Schluchten tief ab die Bahn.
Wo funkelnd das Erz an den Wänden glimmt,
In der Tiefe der Schwaden[9] aufblitzend schwimmt,
Am Gewölb' ertönt der Schritte Hall,
Fern donnert des Bergstroms brausender Fall
Tiefer noch ab
Meilen hinab;
Da gleitet das Knäblein in eine Schlucht,
Die Fackel erlosch. — Mit den Händen bange nun sucht

25. Max sich den Weg hinvor,
Und dringt empor;
Und schaut aufathmend der Sterne Licht,
Und sucht den Knaben — und findet ihn nicht.
Da faßt ihn ein Schauer. Nicht hat er geirrt.
Wohl war es ein Engel, der ihn geführt.

[9] Die bösen Wetter der Bergleute, aus entzündbarer Luft bestehend, die sich als Kugel oder in andrer Form zusammengiebt und leuchtet.

Und schon erkennt er Zierleins Thal,
Hört brausen der Menge verworrenen Schall.
Mit bebendem Tritt
Er weiter schritt;
Wie oft ermattet er weilen muß,
Bis er naht dem weit glänzenden Fluß!

26. Noch stand er weit, —
Doch hoch erfreut
Schaut er den Priester bei Fackelglanz
Stehn unermüdlich mit der Monstranz,
Und noch die treuen Gemeinden knie'n, [10]
Und heiß im Gebete für ihn glühn.
Sein Auge war naß, sein Herz hoch schwoll,
's war ja von tausend Gefühlen voll.
Schnell tritt er vor,
Ruft laut empor:
„Lobet den Herrn und seine Macht!
Seht, mich hat sein Engel zurückgebracht!"

[10] Dieses knie'n und das folgende glühn sind noch als Infinitive auf das vorhergehende schaut zu beziehen.

Der Dichter ist hier ganz gefolgt der Darstellung in „Fuggers Spiegel der Ehren des Hauses Oesterreich", woraus wir sie zur Vergleichung und zum bessern Verständniß mittheilen. (Aus Kap. XX im Leben Maximilians.)

„Kaiser Maximilian, gleich wie er zu allen Gefährden, doch „selbige ohne seinen Schaden zu überstehen, schien gebohren zu seyn, „also hat er auch die gefärlichste unter allen Jägereien, nämlich das „Gemsemgejäide, am meisten geliebet, und dabey soviel Todesgefärden „glücklich überstanden: daß daraus ein sonst unerhörtes hohes Bey„spiel zu nehmen ist, wie das Himmlische Engelgeleite einen Gott„geliebten und Gottliebenden Fürsten auf den Händen zu tragen und „zu schützen vermöge. Von der größten unter diesen Gefärden am „ersten zu sagen, so gipfelt sich an der Landstraße von Augsburg „nach Insbruck ein gäher überhoher Felse an die Wolken hinauf; „welcher von dem anliegenden Dorf Zirle der Zirlberg, auch von der „nächsten Kirche und altem Schloß zu St. Martin, und weil er „gleich einer gemaurten Wand emporstarret, St. Martins Wand ge„nannt wird. Auf diese Wand verstiege sich Maximilianus in seiner „Jugend, [1] als er den Gemsen nachklätterte: also daß er weder furter, „noch wieder zurücke, steigen konde. Wie ihm dazumal müsse zu muht

[1] In seinem 34. Jahr; denn er war geboren 1459. Den Kaiserthron bestieg er erst 1508. Unsre Begebenheit fällt in's Jahr 1493.

„worden seyn, ist leichtlich zu vermuten. Wo er sich hinwendete, da „hatte er den Tod vor augen. Sahe er über sich, so droheten ihm „die überhangenden Felsen, welche sich abreissen und sein Leichenstein „werden konden. Sahe er unter sich, so erschreckte ihn eine grausame „Tiefe von mehr als hundert klaftern, die ihm sein Grab vorbildete. „Sahe er um sich, so ware er mit Felsen umgeben, welche viel zu „hart waren, sich seiner erbarmen zu können. Mit einem Seil und „andern Werkzeug ihme zuzukommen, verbote aller Welt die grau„same höhe des orts. Einen Weg, zu ihm zu kommen, hätten alle „Steinbrecher in monatsfrist nit öffnen können. Er sahe zwar seine „Hofdiener, unten im grunde, in neugeborner Kinder größe, sich über „seinem Unglücke krümmen und winden: aber Menschen konden hier „nit helfen. Er hoffete zwey ganzer tage und nächte und sahe sich „augenblicklich um, ob irgend woher hülfe kommen möchte: aber er „konde nichts erhoffen. Endlich erkennte er, daß dieser ungeheure „Fels ein Rachen des Todes wäre, ihn zu verschlingen, und sahe, „gleich dem Propheten Jonas, sich in einem steinernen Wallfisch be„graben. Der Rückweg zur Erde ware zwar seinem Leibe verschlossen, „aber nicht seiner Seele das Seufzen gen Himmel, dem er auch da„mals sich näher befande, und der über ihm offen stunde. Er konde „sich trösten, daß er wie Moses auf einen hohen Berg gestiegen, um „in den Schoß des Allerhöchsten begraben zu werden. Und weil vor „seinen Leib keine Speise vorhanden war, das irdische Leben zu fristen, „als begunte er nach Speise vor seine Seele zu trachten, damit er „mit Reisezehrung zum Himmlischen Leben versehen seyn möchte. „Demnach rufte er, so stark er konde, und befahle den seinen, daß „man die Priester mit dem H. Sakrament kommen lassen und ihm „dasselbe zeigen sollte: da er dann, die sein Mund nit erlangen konde, „seinen Geist mit der allerheiligsten Speise der Unsterblichkeit sättigte „und hierauf zum Sterben rüstete. Inzwischen erscholle die betrübte „Zeitung von diesem Unfall durch das ganze Land, und ward in „allen Kirchen Göttliche Allmacht um rettung angeflehet: welche auch „das Gebet erhörte und nicht zuliesse, daß die höchstlöblichste Erz„Fürstliche Familie, in diesem ihren allerfürtrefflichsten letzten Stamm„zweig also erbärmlich verderben sollte.

„Demnach am dritten Tag, als der fromme Herr nun allein „mit Sterbegedanken umgienge, hörte er in der nähe ein geräusche; „und als er nach selbiger seite sich gewendet, sahe er einen Jüngling „in Bauernkleidern daherkriechen und einen Weg im Felsen machen. „Dieser, als er zu ihm gelanget, bote ihm die hand und sagte: Seit „getrost, gnädiger Herr! Gott lebet noch, der euch retten kann und „will. Folget mir und fürchtet euch nicht! ich will euch dem Tod „entführen. Also trate Maximilianus seinem Führer nach und kame „in kurzem auf einem Steig, der ihn wieder zu den seinen brachte. „Mit was freuden er, als gleichsam aus dem Grab wieder hervor„kommend, empfangen worden, ist leichtlich zu ermessen: und in solchem

„gedränge verlohre sich der Jüngling sein Führer, den man nachmals „nirgend finden konde, und dannerhero vor einen Engel und Hülf„boten Gottes achten muste. Man labte ihn erstlich in etwas mit „Speis und Trank, hube ihn folgends ganz matt und blaß auf ein „Pferd, und brachte ihn also wieder nach Insbruck; daselbst sein „Vetter Erzherzog Sigmund ihn fröhlich gewillkommet und ein großes „Dankfest angestellet. K. Maximilian liesse nach der Zeit diesen ort „in vierung aushauen, und zum gedächtnis Göttlicher Gnadhülfe ein „hölzernes Crucifix bey 40 schuh lang (welches unten wegen der „höhe etwa 2 schuh länge zu haben scheinet) samt den Bildnissen der „Mutter Gottes und S. Johannes dahinsetzen."

Weiter unten heißt es: „Er hat auch sonsten, an diesem und „andern Gebirgen oftmals mehr Gefärden als Gemsen erstiegen: „indem er, bald mit dem Fus oder Fuseisen bestekend, bald dieselbe „brechend, bald an dem Schafte von einer Wand zur andern sprin„gend, bald von Steinen überfallen, bald einen mürben Felsen an„treffend, hergefallen, oder fallfärtig und also in Todesgefahr gewesen. „Also fiele er im Lande ob der Ens, als die Fuseisen vom Schnee „durchballet nit haften wollten, und ein andermal, als ihm an der „mürben Wand der Fus entwüschte: da er im Fallen an einer dicken „Staude sich erhielte; das erstemal aber einen spitzigen Stein so fäst „umgriffe, daß ihm das blut zu den nägeln aussprange, bis daß „man ihm zu hülf gekommen."

Sonderbar scheint es, daß weder im Theuerdank noch im Weißkunig diese Begebenheit erwähnt wird. Dagegen berichten sie fast alle Geschichtschreiber Oesterreichs; unter den ältern besonders Pontus Heuterus zum Schlusse von Maximilians Leben (Rerum Austriacarum Lib. VII. Cap. XVIII), wo er von des Kaisers unbändiger Jagdlust redet. Er setzt hinzu, daß ihn kühne Bergleute an langen Seilen herabgelassen hätten, da er von Hunger ganz geschwächt gewesen sey. Hormayr hat mit großem Fleiß alle auf diese Begebenheit sich beziehenden Nachrichten gesammelt und theils in seinem Taschenbuche für vaterländische Geschichte, theils in seinem Archiv für Geschichte, Statistik u. s. w. bekannt gemacht. Der Kaiser soll die Familie seines Retters geadelt und so die Familie der Freiherren von Hollauer gegründet haben. Als nämlich der kühne Bergmann den ermatteten Kaiser angetroffen, habe er ihm zugerufen: „Hollal was machst?" und der Kaiser habe geantwortet: „Ich lauer." Etwas unwahrscheinlich. Ueberhaupt beruht hier fast alles auf Sagen; diplomatische Nachrichten fehlen; gewiß ist aber die Begebenheit, denn der Kaiser hat jährlich den Tag seiner Rettung in tiefer Einsamkeit, mit Gebet und Fasten, gefeiert. Es scheint, er habe sich seiner damaligen Tollkühnheit selbst geschämt, und so ließe sich der Wegfall dieses Abenteuers im Theuerdank und im Weißkunig erklären.

Ob Collin gut gethan hat, mit Fugger den Retter zu einem wirklichen Engel zu machen, ist sehr zu bezweifeln. In dieser Hand-

greiflichkeit des Wunders besteht doch das Poetische, ja überhaupt das Wunderbare nicht; wie viel wunderbarer ist es nicht vielmehr, wenn kühne Bergknappen aus Liebe zum Herrn ihr eignes Leben daran wagen, um denselben zu retten. Die Umgebungen, in welchen der Kaiser im Gedicht steht, sind überhaupt nicht phantastisch genug, als daß sich der Engel hinein schickte. Dagegen scheint mir die Aenderung, daß Max einen Brief schreibt, anstatt herunter zu rufen, eine sehr glückliche; denn in diesen Brief läßt sich besser die Seele des Kaisers aussprechen, als in einem Rufe, der unmöglich so lange dauern könnte. — Die Mängel, welche das Gedicht, besonders hinsichtlich der Sprache, hat, legen sich selbst dar, und wir haben es nicht nöthig befunden, alle Sprachfehler in den Anmerkungen aufzuzählen. Auch der Strophenbau ist ganz verfehlt, und man sieht oft gar nicht ein, warum erst Strophen da sind, da der Dichter gar keine Rücksicht darauf nimmt und bisweilen aus einer in die andere springt, ohne daß man ausruhen kann, besonders Str. 24. Wie ganz anders stellen sich Schillers lange Strophen im Kampf mit dem Drachen dar. Die Form der gewählten Strophen selbst ist dagegen gewiß sehr passend und schickt sich gut zu dem Gegenstande; gewiß besser als die Nibelungenstrophen, welche Anastasius Grün gewählt hat.

Trotz dieser unverkennbaren Mängel bleibt Collins Kaiser Max immer ein großartiges Gedicht, wenn es auch kein Kunstwerk im schönsten Sinn heißen kann, da ihm alle Anmuth der Form mangelt. Alle Gestalten der Erzählung haben Leben, wahres, poetisches Leben, und es ist sehr zu bedauern, daß der Dichter seine poetische Kraft nicht vorzüglich der Ballade zuwandte, sondern sie an der Tragödie zersplitterte, für welche seine Kraft nicht ausreichte. Vorzüglich treffend ist in unserm Gedichte Max gegeben. Sein rascher Leichtsinn, sein tollkühner Muth, seine felsenfeste Frömmigkeit — alles dies, was die Geschichte ihm beilegt, erscheint auch deutlich in diesem dem Umfange nach kleinen Gedichte. So viel ich weiß, ist Kaiser Max früher entstanden als Albrechts Hund, und so möchte denn auch die Unsicherheit in der Sprache zu erklären sein. Manche Ausdrücke sind so verfehlt, und die Fehler derselben liegen so offen da, daß man eigentlich nicht einsieht, warum der Dichter sie nicht verbessert hat, da doch seine Freunde ihn darauf aufmerksam machen mußten, und die meisten wirklich mit leichter Mühe zu verbessern sind.

Derselbe Gegenstand ist übrigens noch zweimal poetisch behandelt worden. Zuerst von Amalie Hellwig im Taschenbuche der Sagen und Legenden. Diese Martinswand ist aber durchaus verfehlt, so wie denn schwerlich eine Dichterin eine vortreffliche epische Ballade liefern wird. Gelungener ist die Martinswand von Anastasius Grün. Sie befindet sich in dessen größerm Cyclus von Gedichten: Der letzte Ritter (die wichtigsten Momente aus Maxens Leben.) München 1829. Allein die Martinswand scheint mir doch eines der am wenigsten gelungenen Gedichte in diesem Ritter zu sein.

16. Schwerting der Sachsenherzog.

Von K. E. Ebert.

Der Schwerting, Sachsenherzog, der saß bei Festesmahl,
Da schäumten Weine perlend in eisernem Pokal,
Da rauchten Speisen köstlich in eisernem Geschirr,
Da war von Eisenpanzern ein wild und rauh Geklirr.

Der Dänenkönig Frotho genüber Schwerting saß,
Mit staunender Geberde die Eisenketten maß,
So diesem niederhiengen von Hals und Brust und Hand,
Und dann die Eisenspangen am schwarzen Trau'rgewand.

„Sagt an, was soll das deuten? Herr Bruder, gebt mir kund,
Warum ihr mich geladen zu solcher Tafelrund?
Als ich herabgezogen aus meinem Dänenland,
Da hofft' ich euch zu finden in güldenem Gewand."

„Herr König, Gold dem Freien, und Eisen für den Knecht!
Das ist der Sachsen Sitte, und so allein ist's recht.
Ihr habt in Eisenbande der Sachsen Arm gezwängt;
Wär' eure Kette gülden, sie wäre längst zersprengt.

Doch, mein' ich, giebt's noch Mittel, zu lösen solches Erz;
Ein biedrer Sinn und Glaube, ein hoch und muthig Herz.
Das muß den Arm befreien, gefesselt hundertfach,
Das muß den Eidschwur löschen[1] und tilgen niedre Schmach!"

Als so der Fürst gesprochen, da traten in den Saal
Zwölf schwarze Sachsenritter, mit Fackeln allzumal.
Die harrten stumm und ruhig auf Schwertings leises Wort,
Und sprangen dann in Eile, die Brände schwingend, fort.

Nicht lang, da scholl von unten zu Herrn und Gastes Ohr
Ein Knistern und ein Prasseln von Feuerswuth empor;
Nicht lang, da ward's im Saale gar schwül und sommerheiß,
Und: „'s ist die Stund' gekommen," sprach dumpf der ganze Kreis.

Der König will entfliehen, der Herzog hält ihn stark:
„Halt! steh' und laß erproben dein ritterliches Mark!
Hält es dem rauhen Gegner, der unten prasselt, Stand,
Dein sei die Sachsenkrone, dein sei das Sachsenland!"

Und heißer, immer heißer wird's in der weiten Hall,
Und lauter, immer lauter erdröhnt der Balken Fall,
Und heller, immer heller wird rings der rothe Schein,
Die Thüre sinkt in Trümmer, die Lohe schießt herein.

[1] Die Schande des Eidschwures, durch welchen die Sachsen dem Dänenkönige gehuldigt und Gehorsam versprochen hatten.

Da knieen betend nieder die wackern Rittersleut':
„Herr, sei den Seelen gnädig, die selber sich befreit!“ [2]
Der Herzog doch sieht ruhig der Flamme Windeslauf;
Der König sinkt zu Boden, er reißt ihn wüthend auf.

„Schau hin, du stolzer Sieger! erzittre, feiges Herz!
So löst man Eisenbande, so schmilzt dein mächtig Erz!“
Er ruft's, und ihn erfasset der Flamme wild Gesaus,
Und nieder stürzen alle, und nieder stürzt das Haus.

---

[2] Diese Worte würden in dem Munde alter heidnischen Sachsenhelden sehr zu tadeln sein, wenn hier überhaupt das bestimmte Kostüm beachtet wäre.

Saxo Grammaticus erzählt diese Geschichte im sechsten Buche seiner dänischen Geschichte, und Albert Krantz erwähnt ihrer zweimal, einmal in seiner Saxonia (Lib. 1. Cap. 12), und dann in der Dania (Lib. 1. Cap. 36).

Ohngefähr im Jahr 435 n. Chr. hatte Frode oder Frotho IV. von Dänemark zwei sächsische Fürsten überwunden: Swerting, der in Holstein regierte, und Hanew, der seine Herrschaft südlicher hatte. Er legte den Sachsen für jeden Kopf eine Steuer auf, und nach einer Empörung mußten sie für jedes Glied, das eine Elle lang war, eine Steuer bezahlen. Swerting, dessen Tochter mit Frode's Sohn Ingel vermählt war, beschloß, den Unterdrücker der Sachsen durch List umzubringen. Er lud ihn zu einem Gastmahl und ließ während der Mahlzeit das ganze Haus an allen Orten anzünden. Albert Krantz vergleicht ihn deßhalb mit dem Simson, der auch seine Feinde umbrachte und selbst mit umkam.

Suhm (Histor. Darstellung der nordischen Fabelzeit, übersetzt von Gräter. Leipz. 1803. S. 350) erzählt die Sache anders. Nach ihm begiebt sich Swerting zu Frode, der ihn als seinen Freund aufnimmt und zu Gaste behält. „Die Zusammenkunft geschah in dem Kirchspiel Thorsager, Callöer Amts im Aarhusstift, wo ein runder Tempel zu Ehren des Gottes Thor erbaut war. Swerting benützte die Gelegenheit, da Frode in der Nacht den heidnischen Gottesdienst verrichtete, überfiel ihn und steckte den Tempel in Brand; und so kam Frode ums Leben, jedoch nicht ohne sich gerächt zu haben; denn er tödtete noch zuvor seinen Mörder Swerting, der dann bei Rostwed-Bye in einem Hügel begraben wurde.“

Schon Hans Sachs hat diese Begebenheit bearbeitet, unter dem Titel: Froto der König in Dennmarck wird in Sachsen verbrennt. Kemptner Ausgabe Buch II. Theil III. S. 279. Wie gewöhnlich in seinen Historien fängt er beim Ei an und kömmt erst ganz zuletzt auf die Hauptsache:

Er bat den König hoch und vaſt
Mit ſeinen Herren heim zu Gaſt,
Bei jhm zu halten ein pancket;
Auffs freundlichſt ſich erbitten thet,
Bei jhm die Nacht zu haben rhu,
Der König ſaget jhm das zu,
Bſorgt ſich keins betrugs vberall,
Der Herr gab jhm ein köſtlich mal,
Mit allem königlichem bracht.
Als es nun weit was in die nacht,
Jedermann ward beſchwerdt mit wein,
Ließ im ſchloß fewer legen ein,
Daß das ſchloß angieng alles ſamen
Mit rotglaſtigen fewerflammen,
Verbrent ſich Schwertingus zu mal
Mit allen Herren in dem ſal,
Freywillig mit im fewer ſtarb,
Deß vatterlands Freyheit erwarb,
Dazu er ward von hertzen girdig,
Deß bleibt ſein lob gedechtnus wirdig;
Aber durch ſolch hinterliſt ſo
Nam endt der from König Froto,
Wellicher der milt war genannt
In dem reich Dennemarck weit bekandt.

17. Frau Hitt.

1. Wo ſchroff die Straße und ſchwindlich jäh
Hernieder leitet zum Inn,
Dort ſaß auf der mächtigen Bergeshöh
Am Weg eine Bettlerin.

2. Ein nacktes Kindlein lag ihr im Arm,
Und ſchlummert in ſüßer Ruh,
Die zärtliche Mutter hüllt' es warm,
Und wiegt' es, und ſeufzte dazu:

3. „Du freundlicher Knabe, du liebliches Kind,
Dich zieh' ich gewiß nicht groß,
Biſt ja der Sonne, dem Schnee und dem Wind
Und allem Elend bloß.

4. Zur Speiſe haſt du ein hartes Brot,
Das ein andrer nimmer mag,
Und wenn dir jemand ein Aepflein bot,
So war es dein beſter Tag.

5. Und blickt doch, du Armer, dein Auge hold,
Wie des Junkers Auge ſo klar,
Und iſt doch dein Haar ſo reines Gold,
Wie des reichſten Knaben Haar."

6. So klagte sie bitter und weinte sehr,
Als Lärmen an's Ohr ihr schlug.
Mit Jauchzen trabte die Straße einher
Ein glänzender Reiterzug.

7. Voran auf falbem,[1] schnaubendem Roß
Die herrlichste aller Frau'n,
Im Mantel, der strahlend vom Nacken ihr floß,
Wie ein schimmernder Stern zu schaun.

8. Die strahlende Herrin war Frau Hitt,
Die reichste im ganzen Land,
Doch auch die Aermste an Tugend und Sitt',
Die rings im Lande man fand.

9. Ihr Goldroß hielt die Stolze an,
Und hob sich mit leuchtendem Blick,
Und spähte hinunter und spähte hinan,
Und wandte sich dann zurück:

10. „Blickt rechts, blickt links hin in die Fern,
Blickt vor- und rückwärts herum;
So weit ihr überall schaut ihr Herrn,
Ist all' mein Eigenthum.

11. Viel tapfre Vasallen gehorchen mir,
Beim ersten Winke bereit;
Fürwahr, ich bin eine Fürstin hier,
Und fehlt nur das Purpurkleid!"

12. Die Bettlerin hört's und rafft sich auf,
Und steht vor der Schimmernden schon,
Und hält den weinenden Knaben hinauf,
Und fleht in kläglichem Ton:

13. „O seht dies Kind, des Jammers Bild,
Erbarmet, erbarmt euch sein,
Und hüllet das zitternde Würmlein mild
In ein Stückchen Linnen ein!"

14. „Weib, bist du rasend?" zürnt die Frau,
„Wo nähm' ich Linnen her?
Nur Seid' ist all, was an mir ich schau,
Von funkelndem Golde schwer."

---

[1] Falb, von Pferden gebraucht, heißt so viel als blaßgelb. Sonst bedeutet falb überhaupt blaß oder bleich, z. B. ein falbes Grün.

15. „Gott hüte, daß ich begehren sollt',
Was fremde mein Mund nur nennt;
O, so gebt mir, gebet, was ihr wollt,
Und was ihr entbehren könnt!"

16. Da ziehet Frau Hitt ein hämisch Gesicht
Und neigt sich zur Seite hin,
Und bricht einen Stein aus der Felsenschicht,
Und reicht ihn der Bettlerin.

17. Da ergreift die Verachtete wüthender Schmerz,
Sie schreit, daß die Felswand dröhnt:
„O, würdest du selber zu hartem Erz,
Die den Jammer des Armen höhnt!"

18. Sie schreit's, und der Tag verkehrt sich in Nacht,
Und heulende Stürme ziehn,
Und brüllender Donner rollt und kracht,
Und zischende Blitze glühn.

19. Den stutzenden Falben spornt Frau Hitt —
„Ei, Wilder, was bist du so faul?"
Sie treibt ihn durch Hieb und Stöße zum Ritt,
Doch fühllos steht der Gaul.

20. Und plötzlich fühlt sie sich selbst so erschlafft,
Und gebrochen den kecken Muth;
In jeglicher Sehne stirbt die Kraft,
In den Adern stockt das Blut.

21. Herunter will sie sich schwingen vom Roß,
Doch versagen ihr Fuß und Hand,
Entsetzt will sie rufen dem Rittertroß,
Doch die Zunge ist festgebannt.

22. Ihr Antlitz wird so finster und bleich,
Ihr herrisches Aug' erstarrt,
Ihr Leib, so glatt und zart und weich,
Wird rauh und grau und hart.

23. Und unter ihr strecken sich Felsen hervor,
Und heben vom Boden sie auf,
Und wachsen und steigen riesig empor
In die schaurige Nacht hinauf.

24 Und droben sitzt ein Bild von Stein,
Frau Hitt im Donnergeroll,
Und schaut, umzuckt von der Blitze Schein,
Ins Land so grausenvoll.

Im Morgenblatte 1811. Nr. 28 wird diese Tyroler Sage ganz anders erzählt, nämlich: In uralten Zeiten lebte im Tyrolerland eine mächtige Riesenkönigin, Frau Hitt genannt, und wohnte auf den Gebirgen über Innsbruck, die jetzt grau und kahl sind, aber damals voll Wälder, reicher Aecker und grüner Wiesen waren. Auf eine Zeit kam ihr kleiner Sohn heim, weinte und jammerte; Schlamm bedeckte ihm Gesicht und Hände, dazu sah sein Kleid schwarz aus wie ein Köhlerkittel. Er hatte sich eine Tanne zum Steckenpferd abquicken wollen; weil der Baum aber am Rande eines Morastes stand, so war das Erdreich unter ihm gewichen und er bis zum Haupt in den Moder gesunken; doch hatte er sich noch glücklich herausgeholfen. Frau Hitt tröstete ihn, versprach ihm ein neues schönes Röcklein und rief einen Diener, der sollte weiche Brosame nehmen und ihm damit Gesicht und Hände reinigen. Kaum aber hatte dieser angefangen, mit der heiligen Gottesgabe also sündlich umzugehen, so zog ein schweres schwarzes Gewitter daher, das den Himmel ganz zudeckte, und ein entsetzlicher Donner schlug ein. Als es wieder sich aufgehellt, da waren die reichen Kornäcker, grünen Wiesen und Wälder und die Wohnung der Frau Hitt verschwunden, und überall war nur eine Wüste mit zerstreuten Steinen, wo kein Grashalm mehr wachsen konnte; in der Mitte aber stand Frau Hitt, die Riesenkönigin, versteinert, und wird so stehen bis zum jüngsten Tage.

In vielen Gegenden Tyrols, besonders in der Nähe von Innsbruck, wird bösen und muthwilligen Kindern die Sage zur Warnung erzählt, wenn sie sich mit Brod werfen oder sonst Uebermuth damit treiben. „Spart eure Brosamen, heißt es, für die Armen, damit es euch nicht ergehe, wie der Frau Hitt.“

In dieser Gestalt ist die Sage aufgenommen in die Sammlung der Brüder Grimm, Bd. 1., S. 233.

Ausgewählte Gedichte
Friedrich Rückert's.

Erläutert

von

Dr. Ernst Götzinger.

Nachtrag
zur fünften Auflage von Götzingers Deutschen Dichtern.

Diese Erläuterungen zu einer Anzahl Gedichte Friedrich Rückert's sollten ursprünglich den Schluß des zweiten Bandes der von mir neu bearbeiteten „Deutschen Dichter" bilden. Da es sich während des Druckes der „Deutschen Dichter" herausstellte, daß kein Raum für Rückert mehr übrig blieb und die Erläuterungen schon zu Ende gediehen waren, erscheinen sie hier als eigenes Büchlein. Anlage und Absicht sind daher dieselben wie in dem größern Werke. Von Nöthen ist nur noch beizufügen, daß das biographische und literarische Material zu Rückert's Leben und Dichtungen durchaus auf Dr. L. Beyers schönen und umfangreichen Untersuchungen beruht, besonders auf dessen beiden Werken: Friedrich Rückert. Ein biographisches Denkmal. Mit vielen bis jetzt ungedruckten und unbekannten Aktenstücken, Briefen und Poesieen Friedrich Rückert's, Frankfurt am Main, J. D. Sauerländer, 1868, und Neue Mittheilungen über Friedrich Rückert, und Kritische Gänge und Studien. 2 Theile. Leipzig, Paul Frohberg, 1873. Wer immer Näheres über Rückert's Leben und Dichten erfahren will, muß aus diesen Quellen schöpfen und wird reichlich belohnt.

St. Gallen, im Juli 1876.

Ernst Götzinger.

Inhalt.

	Seite
Friedrich Rückert. Einleitung	1
1. Die vier Wünsche	16
2. Süßes Begräbniß	18
3. Des Schäfers Grabmal	20
4. Weltkrieg	22
5. An unsere Sprache	22
6. An die Dichter	24
7. Aprilreiseblätter	25
8. Geharnischte Sonette	28
9. Die Gräber zu Ottensen	35
10. Allgemeines Grablied	41
11. Die Straßburger Tanne	42
12. Die Bäume und der Wandrer	43
13. Der Künstler und sein Publikum	46
14. Begrüßung des Wanderers im unbesuchten Thale	47
15. Aus der Jugendzeit	49
16. Die zwei und der dritte	51
17. Das Weinhaus	52
18. Die drei Frühlingstage	53
19. Heim	53
20. Es soll nun eben nicht sein	54
21. Schlußlied	55
22. Gasele aus Mewlana Dschelaleddin Rumi	55
23. Mutter Sonne	56
24. Lüfteleben	59
25. Vierzeilen	60
26. Aus dem Liebesfrühling	67
27. Flammt empor in euren Höh'n	73
28. O wach in mir!	74
29. Gebet des Dichters	74
30. Zum Eingang	77
31. Dichterselbstlob	78
32. Frühlingslied	80

Seite
33. Abendlied 83
34. Bethlehem und Golgatha 85
35. Am Ostermorgen 87
36. Adventlied 88
37. Angereihte Perlen 89
38. Führung 92
39. Ermuthigung zur Uebersetzung der Hamasa 93
40. Chidher 95
41. Der betrogene Teufel 97
42. Der Baum des Lebens 98
43. Der Schmuck der Mutter 100
44. Für die sieben Tage 101
45. Die sterbende Blume 102
46. Das Eine Lied 106
47. Kinderlied von den grünen Sommervögeln 106
48. Die hohle Weide 107
49. Welt und Ich 108
50. Die nickende Mutter 108
51. Aus der Weisheit des Brahmanen 109

Druckfehler.

Seite 15, Zeile 12 von oben ist zu lesen: hassen, statt fassen.

Friedrich Rückert.

Als in den Jahren 1803 und 1804 eine Anzahl jüngerer Dichter, Arndt, Schenkendorf, Körner, Fouqué und Andere den Aufbruch ihres Volkes zum Rhein und über den Rhein mit allerlei frischen Kriegsgesängen begleiteten, förderten, heiligten und weihten, da mischte sich unter sie auch einer, der sich Freimund Reimer, d. i. den Reimenden in freier Rede nannte; es hatte der Einsprache eines Freundes bedurft, um aus dem Reimer einen Reimar zu machen. Es war Friedrich Rückert. Geboren am 16. Mai 1788 zu Schweinfurt am Main, brachte er den größten Theil seiner Jugend auf dem Lande zu, da der Vater im Dienste einer kleinen fränkischen Grundherrschaft als Rentbeamter stand. In Oberlauringen besonders hat der Amtmannssohn Zeit und Gelegenheit gehabt, als ein ächter deutscher Junge zu wachsen und zuzunehmen an Alter und Weisheit; seine Gesellschaft waren die Buben und Mädchen vom Dorfe, seine liebste Beschäftigung mit Blumen, Thierchen und bunten Steinen, seine Schule die gewöhnliche Dorfschule und der Pfarrer. Rückert lernte ausnahmsweise leicht, und war zwar an Fleiß kein Mangel bei ihm, so bedurfte es nebenbei kaum mehr einer Anstrengung; was ihm entgegenkam, brauchte er bloß aufzunehmen und festzuhalten:

Zwölf Jahre war ich alt, da hatt' ich ohne Fleiß
Fast alles und noch mehr gelernt, als ich nun weiß.

Ich hatte schon die Frucht, wovon den Ruhm nun haben
Manch Andre, Die zuerst ans Licht der Welt sie gaben.

Und rühm' ich dessen mich? Ich rühme nur die Zeit,
Durch deren neuen Trieb das Neu allein gedeiht.

Mit 14 Jahren kam Rückert auf das Gymnasium zu Schweinfurt und absolvierte es mit vorzüglichem Lobe. Auf den Wunsch seines Vaters begann er dann in Würzburg Jurisprudenz zu studieren, gieng aber bald zu philologischen und philosophischen Studien über. Von besonderm Einflusse seiner Lehrer und Freunde wird nichts berichtet; er studierte auf eigene Faust, was ihm in den Weg kam. Damals lebte kaum ein deutscher Jüngling, der nicht der Muse der Dichtkunst seinen Tribut in wenig oder viel Versen gezollt hätte. Von dem Augenblick an, wo Rückert zu dichten anfieng, — als frühestes Datum wird das Jahr 1807 angegeben — hat er in sich den

Beruf eines ächten und vollen Dichters gefühlt. Er ist nicht wie die allermeisten Dichter durch andere dazu angeregt worden, ob er schon die Alten und die Neuern früh kennen lernte, besonders ist ihm Göthe lieb gewesen. Aber er wäre auch ohne ihren Vorgang Dichter geworden. Eben so wenig findet vorläufig in ihm eine treibende Zeitidee ihren Mund; er steht in Niemandes Dienst, weder einer fremden Idee noch eines Menschen. Es sind endlich auch nicht einzelne Angelegenheiten und Begegnisse seines Herzens, die ihm seine Lieder entlocken. Rückert hat vielmehr nur eine einzige Herzensangelegenheit gehabt; diese hat gedauert, so lange er lebte, und ist kaum je stärker oder schwächer gewesen. Wenn wir sie Liebe nennen, so geschieht es im Sinne Herders, wenn er spricht:

Was rings um dich dir deine Blicke zeigen,
Was alldurchwallend die Natur bewegt;
Was droben dort in jenem heil'gen Schweigen
Des Aethers, drunten sich im Würmchen regt,
Und in der Welle spielt, und in den Zweigen
Der Fichte rauscht, und dir im Herzen schlägt,
Und dir im Auge, jetzt von Thränen trübe,
Jetzt freudetrunken himmlisch glänzt, ist — Liebe.

Die Liebe nur ist Schöpferin der Wesen,
Ihr Herz und Geist, ist ihre Lehrerin
Und Lehre. Willt du rings im Buche lesen,
Das um dich liegt, lies diesen Inhalt drin!
Und will dein Geist, und will dein Herz genesen,
So folge rein der hohen Führerin.
Wer außer ihr, der Mutter alles Lebens,
Natur und Wahrheit suchet, sucht vergebens.

Sie ist Natur; sie wählt und knüpft Gestalten,
Sie bildet Wesen und beseligt sie;
Sie läßt, den Keim zur Blume zu entfalten,
Die Blume liebend blühn in süßer Müh'.
Die zarten Bande, die das Weltall halten,
Die ewig rege, junge Sympathie,
Die Harmonie, nach der die Wesen brennen,
Wie willt du anders es als Liebe nennen? [1]

Oder mit den Worten Rückerts selber:

O Frühlingsodem, Liebesluft,
O Glück der felsentreuen Brust,
Die ein Geliebtes an sich drücket,
Das dankbar sie mit Kränzen schmücket.

---

[1] Aus: Am Meer bei Neapel, Deutsche Dichter 1, 481 (fünfte Auflage).

In dieser Stille der Natur,
Wo Liebe spricht und Frieden nur,
Sei fern den schweigenden Gedanken
Des Menschenlebens lautes Zanken.

Und wie die Welt, so ist ihr Lohn.
Es reut mich jeder Liedeston,
Der aufs verworrene Getriebe
Der Zeit sich wandt', und nicht auf Liebe.

Die Liebe ist der Dichtung Stern,
Die Liebe ist des Lebens Kern;
Und wer die Lieb' hat ausgesungen,
Der hat die Ewigkeit errungen.

Weg Thorentand und Flitterpracht!
Im Himmel gilt nicht ird'sche Macht.
Erobrer, Helden, Weltvernichter,
Geht, sucht euch einen andern Dichter!

Du Freimund laß den eitlen Schwall,
Sing Lieb' als wie die Nachtigall,
O trachte still in deinen Tönen
Dein eignes Dasein zu versöhnen.

Die Liebe, in deren Schoße des Jünglings Liebe zur Jungfrau, des Mannes Liebe zum Weibe, des Vaters Liebe zu den Kindern, des Bürgers Liebe zum Vaterland, des Menschen Liebe zum Menschen ruht, ja die nichts ist als ein Ausfluß der Liebe Gottes, sie ist Rückerts einziges Streben und Leben gewesen. Diese Liebe in sich zu hegen und zu pflegen, wachsen, gedeihen und zum Ausdruck des äußern Lebens kommen zu lassen, ist seines Lebens wie seiner Dichtung einziger Inhalt. Ihr bleibt er ausnahmslos treu; kein Diener hat je seinem Herru treuer gedient, als Rückert seiner Liebe. Alles ist ihm misrathen, was noch einen andern Zweck haben sollte, als den, der Liebe zu dienen. Sie hat sein Leben geheiligt, geweiht, verklärt. Alle seine Dichtungen vergleichen sich einem großen Kronleuchter aus unzähligen Steinlein und Gläslein zusammengesetzt; manche Steine sind für sich schon aus Künstlers Hand hervorgegangen, viele jedoch kaum geschliffen, zerbrochen, misrathen, man möchte sie nicht aufheben, wenn man sie einzeln auf der Straße fände; aber in jedem spiegelt sich der Lichtschein seiner Liebe. Sie hat ihn zum Lehrer und zu dem, was wir sonst von einem Forscher erwarten, untauglich gemacht; denn sein von seiner Zeit angestauntes eminentes Wissen hat ihm nie zu etwas anderm gedient, als in sich selber und in seinem Volke der Harmonie der Liebe eine Quelle neuen Lebens aufzuthun. Ihr natürlicher Ausfluß ist das Lied des Dichters. So wenig die Liebe versiegt, versiegen seine Lieder. Rückert hat immer gesungen; denn er hat immer geliebt. Es gab Zeiten, wo seine Liebe durch diese oder jene Er-

fahrung eine einseitige Richtung einschlug; dann sang er diese Liebe, um alsbald wieder Liebe um Liebe zu tauschen.

Von dem Magnet dieser Liebe wird nun aber nicht allein Rückert's Empfindungsleben beherrscht, sondern auch seine Phantasie steht unter ihrer Aegide. Auch sie dient bei ihm zur Verherrlichung der Liebe; denn auch sie ist ein Glied in der Harmonie der Weltseele, und ihr zu dienen ist auch Gottesdienst. In den Bausteinen zu einem Pantheon besingt das Anfangsgedicht die Weltenliebe:

Geist der Liebe, Weltenseele, Vaterohr, das keine
Stimme überhöret der dich lobenden Gemeine!
Eine Reihe Dankgebetes, Lobgesangs ein Faden,
Zieht sich hin vom Duft des Abends zu des Morgens Scheine.
Eine Reihe Lobgesanges, Dankgebets ein Faden,
Zieht sich hin vom Duft des Morgens zu des Abends Scheine.
Eine Schnur, woran geordnet dir zum Preise hangen
Aller Himmel Sterne, sammt den Blüten aller Haine;
Eine Schnur, woran das Meer die Perlen seiner Andacht,
Und der Erdgrund reihet seiner Inbrunst Edelsteine.
Gieb, daß in das Lobgeweb', das neu die Schöpfung täglich
Dir aus tausend Fäden wirkt, ich wirken dürf' auch meine!

Gleich nach diesem phantasietrunknen Hymnus steht das bekannte Gedicht von der Phantasie, dem Witz und dem Verstand, Drei Paar und Einer. Das ist nun freilich eine dem einheitlichen Dichtergemüth fremde Verbindung, jenes Versunkensein in dem Gefühl allwaltender Liebe und dieses ungebundene Thun der bloßen Einbildung; in der ächten Poesie zumal des Abendlandes trennt sich die Phantasie nicht von der Empfindung. Nun kommt aber ein drittes Element dazu, der Verstand. Rückert war ein scharfer und spitziger Denker, dem auch der Witz in reichem Maße zu Gebote stand, und es ist nun sehr bezeichnend für ihn, daß die Idee seiner Weltenliebe sowohl seinem Herzen, als seiner Phantasie, als seinem Verstande angehört. Herrscht die Empfindung mehr, so tritt der Charakter der deutschen Gemüthsdichtung heraus; regiert die Phantasie, so ist's mehr der Orientale, und ist's der Verstand, so leidet überhaupt die Dichtung darunter. Jedoch, der Verstand hat nicht allein im Großen und Ganzen Theil am Rückert'schen Dichten, sondern er ist es auch, auf dessen Rechnung vor Allem die unzähligen Beziehungen auf das Kleine, Zufällige, das bloß durch äußere Gedankenassociation Aneinanderhängende kommt. Auch die Massenhaftigkeit der Dichtung ist wesentlich ein Produkt seines Verstandes, und der Verstand ist's, der von der ganzen Welt her, von allen Völkern und Zonen, Altern und Geschlechtern, Ständen und Zuständen, vom Haus, von der Schule, der Wohnstube, der Küche, dem Küchengarten, der Apotheke, der Speisekammer — der Phantasie und Empfindung ihre Nahrung gleichsam herbeiträgt, ohne viel zu bedenken, ob es eine köstliche oder unköstliche Speise sei.

Ganz ähnlich wie mit dem innern Leben von Rückert's Dichtungen verhält es sich mit ihrer äußern Form. Die durch Rhythmus und Reim gebundene Form der Dichtung dient in erster Linie zwar dem Gesetze des Schönen in der Kunst überhaupt, in zweiter Linie aber der Empfindung. Unter allen Dichtungsarten mag die Lyrik bei uns am wenigsten des Reimes entbehren. Auch bei Rückert — wo die Empfindung in ihm vorherrscht, ist die rhythmische Form edel und groß, ob es nun deutsche, italienische oder orientalische Formen seien. Besondere Unterstützung aber erhält seine Dichtung selten durch die Form, wie denn im Verhältniß zur Zahl seiner Gedichte sehr weniges zum Komponieren aufgefordert hat. Nun kommt aber auch im Gebiete der äußern Form die Phantasie und reimt ebenfalls wie ein unbändiges Riesenweib zusammen, daß es Funken stiebt. Und zuletzt stellt sich neben die Reimphantasie oder besser die Reimphantastik ein Reimverstand, der zwar sprachlich oft bewundernswerth ist, manchmal aber fast besser in ein Lehrbuch der Reimkunst als in den Garten der Dichtkunst gehört.

Doch kehren wir zum Lebensgange des Dichters zurück. Nachdem er in Würzburg seine Studien absolviert und darauf zwei Jahre bei seinem Vater Privatstudien obgelegen hatte, habilitierte er sich 1811 in Jena als Dozent der klassischen Philologie. Die Habilitationsschrift über die Idee der Philologie harmoniert durchaus mit Rückert's sonstiger Lebensweisheit. Sie fordert eine Philologie, welche nicht länger in der Bewunderung eines einzigen Volkes, der Griechen, hangen bleibe, sondern zu den Quellen des Orients hinaufsteige; in der Verachtung alles Fremden hätten sich die Griechen niemals zur Universalität der Idee emporgeschwungen, sondern sich vielmehr auf einen gewissen Kreis eingeschlossen. Das Germanenthum dagegen gleiche alle Verschiedenheit der Völker aus, bringe alles Widerstrebende in Harmonie, ziehe alle Völker mit gleichem Rechte in den weitesten Kreis seiner Entwicklung und Bildung. Man werde zwar niemals aufhören, die griechische Sprache sich als das ausgebildetste Muster der Schönheit vorzustellen, niemals aufhören, von den Griechen da zu lernen, wo es auf Reinheit und auf einen in jeder Beziehung absoluten Standpunkt der Form ankomme. Wenn man aber finden wolle, was ideales Leben sei, das von keinen Grenzen eingeschlossen, von keiner Form beschränkt in sich selbst lebendig ist, werde man die reichen Quellen im Orient aufzusuchen haben, aus denen selbst der göttliche Plato seine Anmuth geschöpft habe.[1] Der besondere Theil der Abhandlung ergieng sich in höchst abenteuerlichen phantastischen Lehren von der Urwurzel EH. Rückert blieb nur ein Jahr in Jena und kehrte dann zu seinen Eltern zurück, um nach eigener Laune an seiner Bildung und Liebe zu arbeiten.

Es finden sich in der Sammlung der Rückert'schen Gedichte sechs

[1] Beyer, biograph. Denkmale. 48.

Bücher Jugendlieder, die zum Theil schon aus Würzburg stammen und bis zum Jahr 1815 reichen. Viel Jugendliches ist nicht dabei. Daß der Verstand vorläufig das Gefühl weniger meistert, läßt sich erwarten. Man fühlt es schon dem jungen Dichter an, daß er mit seiner allumfassenden Liebe einsam und allein steht.

O wenn die Menschen doch wüßten,
Wie Blumenstaat ist bestellt,
Wie ihn in friedlichen Lüften
Die Liebe zusammenhält;
Daß auch so friedlich sie's trieben,
Ach wie die Blumen zu lieben,
So wär' ein Garten die Welt.

Ebenfalls aus dieser Zeit stammen die Sonettensammlungen Aprilreiseblätter, auf Agnes Todtenfeier, und auf Amaryllis, zwei Mädchen, denen der jugendliche Dichter seine glühende Liebe entgegenbrachte. Beide liebten ihn nicht, und Maria Elisabetha, das ist eben Amaryllis, war überdies ein böses trotziges Kind. Die Liebessonette beweisen für die gewaltige Sprach- und Reimkunst Rückert's, aber die Phantasie hat in ihnen wieder des Dichters ächte Empfindung betrogen. Im Jahr 1812 stand Rückert im Begriffe, eine Lehrstelle am Gymnasium in Hanau zu übernehmen; die politischen Ereignisse machten das Projekt scheitern. Auch beim Aufbruche der deutschen Jugend zu den Waffen blieb es beim guten Willen, mitzuziehen. Um so lebensvoller betheiligte sich Rückert an der guten Sache dadurch, daß er mit seinen geharnischten Sonetten vor die Oeffentlichkeit trat. Sie haben Freimund Reimar sofort zum gefeierten Dichter gemacht. Und wirklich spricht sich in ihnen gegenüber den früher entstandenen Sonettenreihen eine so tiefe Innerlichkeit, ein so wahrer Schmerz und eine Theilnahme für das Wohl und Wehe Deutschlands aus, wie nur in den besten Dichtungen der Zeitgenossen. Nur sind es eben Sonette und keine Lieder; die Lieder, die er unter dem Namen „kriegerische Spott- und Ehrenlieder" den Sonetten mitgab, sind schon viel weniger einfacher Empfindung entsprungen. Mit der ganzen Rückert'schen Dichtung haben die geharnischten Sonette das schockweise Auftreten gemeinsam; es sind ihrer etwa 50.

Rückert's Liebe war durch die geharnischten Sonette für einmal dem Vaterlande zugewendet worden. Seine Phantasie gab sich nicht zufrieden, bis sie den ganzen Kreis seiner patriotischen Gefühle und Gedanken aus- und durchgemessen hatte. Unter dem Titel „Kranz der Zeit" erschien eine beträchtliche Sammlung vaterländischer Lieder, die sofort die schärfste Kritik herausforderten, und mit Recht. Mit ganz wenigen Ausnahmen — die Gräber von Ottensen sind dabei — sind es hölzerne, vom bloßen Dicht- und Reimverstand eingegebene Sachen. Rückert's Naturanlage war solcher Dichtung wenig günstig. Ist es überall nur sein persönliches Fühlen und Denken, das ihn

treibt, und sind daher seine Dichtungen vorerst nichts anders als der Ausdruck seines subjektiven persönlichen Gefühls und Verstandes, so mögen wir wohl die unerschöpfliche Fülle seines Kleinlebens in erotischen Lagen mitgenießen; in der großen Sache des Vaterlandes wird seine Dichtung schnell kleinlich und eng. Plaudereien der Liebe lassen sich zumal Liebende schon gefallen, wenn sie der Ausdruck einer edeln Natur sind; das Vaterland verliert an Würde bei solchem Kleinkram.

Indessen war der gefeierte Mann von Cotta in Stuttgart für die Redaktion des „Morgenblattes" berufen worden. Die wüste Reaktion, die in Deutschland bald allerorts hereinbrach, ließ ihn auch diese Arbeit, zu der er sonst wenig Beruf fühlte, bald an den Nagel hängen. Er zog nach Rom, wo er Gelegenheit fand, die italienische Dichtung für seine Poesie auszuplündern. Man hat ihn in Rom als einen Jüngling von sehr hoher Gestalt und stürmisch-bewußtvollem Auftreten geschildert, der einen schönen Schnurrbart trug und in dem altdeutschen Rock und Baret unter seinen Freunden hervorragte. Ein Genosse jener Zeit vergleicht ihn mit Volker von Alzei; dem gleiche er wie ein Ei dem andern; eine vollkommene Riesengestalt, altdeutsche Tracht, langer Schnurrbart, dunkles Haar, das in langen dichten Locken auf die breiten Achseln fällt, die Augenbraunen finster zusammengezogen, die Augen gedankenvoll, bieder, bald kindlich milde, bald kriegerisch blitzend; kurzum, es fehle zum Bilde nur der eiserne Fiedelbogen.

Nach einjährigem Aufenthalte in Italien kehrte Rückert in die Heimat zurück. Unterwegs lernte er in Wien Hammer-Purgstall kennen, einen sehr gewiegten Kenner der asiatischen Sprachen. Durch ihn angeregt, begann Rückert mit wachsendem Eifer persisch und arabisch zu studieren. Damit war das Arbeitsfeld gefunden, dem der Dichter von da an treu geblieben ist, die Urbarmachung des in den asiatischen Kulturen und Dichtungen lebenden urmenschlichen Gehaltes für die europäische Kultur. Rückert hat unsers Wissens stets als der erste Kenner der persischen Sprache und Literatur gegolten, als ein Gelehrter von eminentem Wissen und gründlichster Durchbildung. Er hat trotzdem gar keinen Antheil genommen an den großen, fruchtbaren Ergebnissen der neuern vergleichenden Sprachwissenschaft, er hat das Studium des Persischen und Arabischen, dem sich später das altindische, chinesische, türkische, chaldäische und was immer für andere Sprachen mehr anschlossen, durchaus bloß im Dienste seiner Lebensaufgabe, ein Mund und Prophet für die Weltenliebe zu sein, betrieben. So wie Rückert für die orientalische Sprachwissenschaft wirkte, müßte, wenn ich es recht verstehe, etwa ein persischer Gelehrter wirken, der in der Weise seines Volkes es unternähme, ausländische Philologie zu treiben. Er studiert die Sache nicht um ihrer selbst willen, sondern um dem persönlichen Gemüths- und Verstandesbedürfniß, oder, was übrigens wenig verschieden sein möchte, einer höhern religiösen Idee zu genügen. Rückert ist ein deutscher Brahman oder Imam.

Und es ist nun auch anderseits wieder charakteristisch für ihn, daß schon nach Jahresfrist die Bestellung des neuen Arbeitsfeldes einen reichlichen Fruchtertrag hervorbrachte. Es sind die Oestlichen Rosen, eine Sammlung von Liedern meist über den Text:

O sei in keinem Augenblick,
Mein Herz, von Rausch und Liebe leer!

meist dem Hafis nach- nnd angebildet, ein nicht gerade tiefes, aber bilderreiches, witzereiches, originelles Leben in Wein und Liebe ausströmend, das freilich selten den sittlich-gemüthlichen Kern des Dichters trifft. Schiller hätte so etwas nie machen können, und auch Göthe hat sich trotz seiner Objektivität nie soweit von seiner eigenen Natur entfernt, wie der ernste Rückert in diesen Weinrauschdichtungen. Man wird die Oestlichen Rosen als ein Nachspiel der im Lesen des Hafis wachgerufenen Bilder, als ein Echo der Hafis'schen Melodien anschauen dürfen; allerlei Formschönheit und allerlei eigenartiger Inhalt macht uns manches darunter ansprechend, aber als Resultat eigenen Seelenlebens in höherm Sinne dürfen diese Rosen nicht gelten.

Ungleich vollendeter und dem Rückertschen Genius mehr entsprechend sind Nachbildungen des persischen Dichters Mewlana Dschelaleddin Rumi. Es war dies ein tiefsinniger Mystiker, dem es gelang, den in den religiösen Vorstellungen seines Volkes liegenden sittlichen Kern in dichterischer Vollendung und Verklärung zu Tage zu schaffen. Die Rückert'schen Uebersetzungen dieser Gaselen sind zum großen Theil von hoher Schönheit und Würde des Ausdrucks, wie Tiefe des Gedankens; die Sehnsucht des Gottesmannes, aufzugehen im Leben der Liebe, der Wiedervereinigung, des Friedens, ist mit den schillerndsten Farben und Tönen ausgeführt. Unnachahmlich schön sind besonders diejenigen Gaselen, die nicht mehr aus dem Mewlana übersetzt, sondern ihm nach frei gedichtet sind. Man hat sie eine große Hymne auf die unendliche Liebe genannt, jenen Himmelsgeist des Lichts, die Wandellose, die durch zahllose Wandlungen pilgert und durch die Dämmerungen als Licht schreitet, die Große, Eine, welche auch das Sinnen seines Geistes und das Stammeln seiner Zunge durchdringt und durchdrungen.

Die Oestlichen Rosen und die Gaselen des Mewlana sind in Koburg entstanden, wo sich Rückert der reichhaltigen Bibliothek wegen niedergelassen hatte. Jetzt, nachdem sich ihm die Geisterwelt des Orients bezaubernd aufgeschlossen, jetzt erwuchs dem 33jährigen Dichter der Frühling seiner engern Liebe, sein Liebesfrühling. Louise Wiethaus-Fischer war die Jungfrau, die er mit einem wahren Blütenregen von Liedern überschüttete und die ihm dann auch als treue Gattin verbunden geblieben ist. Der Liebesfrühling besteht aus ungefähr 300 Liedern, in 5 Sträuße vertheilt. Kein Dichter hat wie Rückert den Frühling seiner Liebe so reich mit Blumen der Dichtung geschmückt, und wenn die Bräute, denen er schon zur Lust und Wonne geworden, jede nur ein Kränzchen zu einem Blumengewinde herbeitrüge, der

Kranz müßte meilenlang werden. Auch am Liebesfrühling haben der Verstand und des Dichters Leibroß, die von der Empfindung losgebundene Phantasie, wesentlichen Antheil. Anderseits ist aber hier sein Gemüth so in den Frieden getaucht, den die Liebe bietet, und so reich und unerschöpflich, und es verbindet sich des Mannes Liebe zur Jungfrau so schön und würdevoll mit der Gottesliebe und der Menschenliebe des Propheten der Liebe unter den Dichtern, daß diesen Liedern mit Recht sofort der lebhafteste Beifall und die ungetheilte Bewunderung entgegen kam. Eine Leidenschaft der Liebe, wie sie in Göthe lebte, eine Liebestragik kennt Rückert's Liebesfrühling nicht. Dagegen fehlt es nicht an Anklängen an orientalische Erotik und an die Lyrik der Minnesänger, denen Rückert einst ein eingehendes Studium gewidmet hatte.

Rückert arbeitete ununterbrochen vorwärts an der Bearbeitung der orientalischen Dichtung und ihrer Aneignung für unser europäisches Denken und Empfinden, und parallel mit dieser gelehrten Arbeit strömt der freie Liederquell; doch nimmt selbstverständlich die Empfindung nach und nach an Stärke ab und die von ihm Ehe- und Hausstandslieder genannten Hunderte und Tausende von Liedern haben öfters nur persönlichen Werth. Als Professor in Erlangen hat er von 1826 bis 41 nur ungern standgehalten; in den Ferien, später während des ganzen Sommersemesters, zog er sich auf das von seiner Frau ererbte Gut Neuseß bei Koburg zurück und führte da ein beschauliches und erbauliches, den Wissenschaften, den Musen und der Naturbetrachtung gewidmetes Stilleben im Kreise einer zahlreich heranwachsenden Kinderschaar. Sein Biograph Beyer theilt aus der Erlanger Zeit für zwei Jahre die Anzahl der Lieder mit, die dem Dichter entstanden sind: Im Jahr 1833 schrieb er in den Monaten Januar und Februar 71, vom Mai bis Juni 66, im Herbst 108, im Spätherbst 41, im November 76, im Dezember 87, während des ganzen Jahres also 449 Lieder. Im Jahr 1838 stieg die Liederzahl auf 243. Das wenigste davon ist gedruckt. Die Lieder auf den Tod zweier Kinder sind erst nach Rückert's Tode veröffentlicht worden. Es sei hier eine kurze Mittheilung über die Ausgaben von Rückert's Gedichten eingefügt. Nachdem seit 1814 die Gedichte nach ihrer Entstehung in besondern Ausgaben (Deutsche Gedichte von Freimund Reimar 1814; Friedrich Rückert's Kranz der Zeit 1817; östliche Rosen 1823; Amaryllis 1825) und zerstreut in sehr verschiedenen Zeitschriften und Musenalmanachen erschienen waren, veranstaltete Rückert in den Jahren 1834—1838 die Erlanger Gesammtausgabe in sechs Bänden. Der hohe Preis derselben ließ eine leichter erwerbbare Sammlung wünschbar erscheinen; eine solche erschien 1843 in Frankfurt a. M. in drei Bänden; am verbreitetsten ist die sogenannte Auswahl von Rückert's Gedichten in einem Bande. Die nach des Dichters Tode veranstaltete Gesammtausgabe seiner Werke hat wenig befriedigt.

Der ersten Erlanger Gesammtausgabe der Gedichte nun stellte

Rückert eine Anzahl Dichtungen voran, die ihm ganz besonders zum Ausdruck eines liebenden Menschengeistes geworden waren, welchem, was er um sich erblickt, immer neu gestaltete und neu gefärbte Abspiegelungen der schaffenden und belebenden Liebe Gottes sind. Er gedachte sich damit einen Tempel seiner Götter, ein Pantheon zu erbauen, es sind aber bloß Bausteine zu einem Pantheon geworden. Sie stehen an der Spitze seiner Gedichte, da sie doch besser deren Abschluß bildeten. Die Entstehungszeit der Pantheongedichte läßt sich meist nur annähernd bestimmen oder vermuthen. Manches, wie die Zwei und der Dritte, ist aus den Jugendliedern aufgenommen; anderes scheint den ersten Jahren nach dem Liebesfrühling anzugehören; später als 1830 wird weniges sein; denn um diese Zeit beginnen die Haus- und Jahrslieder. Sie bieten daher in ihrer Mehrzahl nicht allein den prägnantesten Ausdruck der in der Rückert'schen Dichtung niedergelegten Lebensanschauung, sondern sie bilden zugleich den Höhepunkt des dichterischen Schaffens, welcher zusammenfällt mit der intensivsten Betonung des Liebesprinzips. Schon die Jugendlieder sind von diesen Gedanken erfüllt, der hier seine vornehmste Stütze in der mystischen Naturbetrachtung findet; der Ausdruck der Weltenliebe findet dann reichlichste Nahrung in den durch den Orient, zumal durch den Mewlana angeregten Gaselen; er findet im Weitern das ausgiebigste und fruchtbarste Wachsthum im Liebesfrühling und steigert sich endlich in den Hauptgedichten des Pantheons zum Ausdrucke einer eigentlichen Liebesoffenbarung, eines Weltliebesevangeliums, welches sich noch besonders durch die Idee einer liebenden Verbrüderung aller Völker der Erde, dessen was Göthe Weltliteratur genannt hat, ergänzt. Bedingt durch seinen Stand als Gatte und Hausvater und eingeweiht in seine Weltliebe findet auch das Christenthum seine Stelle im Pantheon. Wie sollte im Reich der Liebe das Christenthum fehlen? Doch bleibt darum die religiöse Lebensansicht Rückert's diejenige der Allharmonie der Welt, in welcher das Christenthum nur seine reinsten, aber nicht die einzigen Strahlen wirft. Gegen den gläubigen Orthodoxismus, der ihn gern zu seinen Jüngern zählte und der ihm in Erlangen in nächster Nähe widerwärtig entgegentrat, hat er sich sonst klar genug an mehr als einer Stelle ausgesprochen, unter anderm:

Ich war schon ziemlich ein Christ
Und wär' es noch mehr geworden,
Bis mir verleidet ist
Auf einmal der ganze Orden.

Ihr machtet es mir zu toll
Mit eurem christlichen Leide,
Mein Herz ist noch freudenvoll,
Darum bin ich ein Heide.

Bricht einst mein Lebensmuth,
Dann könnt ihr vielleicht mich erwerben,
Denn eure Lehr' ist gut
Zu nichts auf der Welt als zum Sterben.

Neben den lyrischen Dichtungen traten als Früchte der orientalischen Studien nach einander eine große Reihe poetischer Bearbeitungen orientalischer Dichtwerke zu Tage, welche für sich erschienen und nie in die Sammlung der Gedichte Aufnahme fanden, jedoch in der Wahl der Stoffe im Allgemeinen wie in der Besonderheit ihrer Bearbeitung durchaus demselben Kreise der Empfindung und Einbildung angehören. Es werden ihrer wenige sein, welche alle diese Arbeiten auch nur gesehen haben. Die drei bedeutendsten dieser Arbeiten sind die Uebersetzung des arabischen Dichtwerkes: Makamen des Hariri oder Verwandlungen des Abu Seid von Serug; Nal und Damajanti, eine Episode aus dem altindischen Epos Mahabharata, und Rostem und Surab, eine Episode aus dem persischen Heldenbuch des Firdusi.

Noch bevor die große Gesammtausgabe von Rückert's Gedichten fertig war, erschien 1836 von 6 Bändchen das erste seiner Weisheit des Brahmanen. Es zeigte zugleich an, daß der Dichter die lyrische Harfe der Hauptsache nach bei Seite gelegt und die in langer Geistesarbeit aufgesparte und aufgestapelte Lebensweisheit in dem ihm eigenen Gewande angefangen habe in Gestalt zu fassen. Die erste Ausgabe der Weisheit des Brahmanen enthält 2826 Gedichte, ausnahmslos in Alexandrinern gedichtet und gereimt, sehr viele aus bloß einem Reimpaare bestehend, andere aus mehreren bis gegen die 30. Der Brahman führt sich also ein:

Ein indischer Brahman, geboren auf der Flur,
Der nichts gelesen als den Weda der Natur;
Hat viel gesehn, gedacht, noch mehr geahnt, gefühlt,
Und mit Betrachtungen die Leidenschaft gekühlt;
Spricht bald was klar ihm ward, bald um sichs klar zu machen,
Von ihn angehnden halb, halb nicht angehnden Sachen.
Er hat die Eigenheit, nur Einzelnes zu sehn,
Doch alles Einzelne als Ganzes zu verstehn.
Woran er immer nur sieht schimmern einen Glanz,
Wird ein Betkügelchen an seinem Rosenkranz.

In diesem Lehrgedichte hat Rückert eine ganz erstaunliche Menge von Gedanken und Erfahrungen in dichterischer Form aufgespeichert, und alles findet sich schließlich wieder in dem alten Brennpunkte seiner Lebensanschauung zusammen. Es ist aber, wie Rückert selber sagt, ein Lehrgedicht in Bruchstücken; jedes Einzelne ein Stück, aber für's Ganze ein Bruchstück, und das Ganze selber auch nur ein Bruchstück. Es wird kein zweites Lehrgedicht geben, das eine solche Fülle idealischer und praktischer Lebensweisheit enthielte als die Weisheit des Brah-

manen. Auf die Frage, was denn eigentlich sein Inhalt sei, kann man nur sagen: Alles, Gott und die Welt, Menschen- und Geisterwelt, alle Erscheinungen des Leibes wie der Seele finden sich hier unter jenem Liebesbanner vereinigt, Bedeutendes und Unbedeutendes, Verstandenes und Geahntes, Gewußtes und Geglaubtes, ein Wegweiser in den Himmel.

Der Vater mit dem Sohn ist über Feld gegangen,
Sie können, nachtverirrt, die Heimat nicht erlangen.
Nach jedem Felsen blickt der Sohn, nach jedem Baum,
Wegweiser ihm zu sein im arglos dunkeln Raum.
Der Vater aber blickt indessen nach den Sternen,
Als ob der Erde Weg er woll' am Himmel lernen.
Die Felsen blieben stumm, die Bäume sagten nichts:
Die Sterne deuteten mit einem Streifen Lichts.
Zur Heimat deuten sie: wohl dem, der traut den Sternen,
Den Weg der Erde kann man nur am Himmel lernen.

Der Gegensatz, in den hier die Erde zum Himmel gestellt ist, kehrt in allen möglichen Variationen wieder; Endlichkeit und Unendlichkeit, Gott und Welt, Ich und Nichtich, Ideal und Wirklichkeit treten zusammen in Konflikt, der sich immer wieder in des Dichters Weltanschauung versöhnend auflöst.

Die Weisheit des Brahmanen war 1839 vollendet worden, zwei Jahre hernach folgte Rückert einer durch den persönlichen Wunsch Friedrich Wilhelm IV. bewirkten Berufung nach Berlin. Er ist 7 Jahre in Berlin geblieben, noch unzufriedener als in Erlangen, und war herzlich froh, als es ihm gelang, 1848 das Verhältniß zu lösen und sich gänzlich in sein Neuseß zurückzuziehen, das er sich früher schon als Ruhestätte seines Alters ersehnt hatte.

Neuer Sitz am alten Koburg,
Mir im Herbst ein neuer Lenz,
Meine kleine Freudenfrohburg,
Ehrenburg und Residenz!
Wo ich, was ich strebt', erstrebte,
Wo ich, was ich rang, errang,
Meinen Liebesfrühling lebte,
Meinen Liebesfrühling sang.

Dort in Neuseß hat der greisende Dichter noch lange gesungen und gedacht, bis er am 31. Januar 1866, 78 Jahre alt, sein Leben vollendete.

An meinem Grabe sollt ihr Rosen pflanzen,
Und Reben sollen sich dazwischen schlingen;
Und wann die Rosen brechen ihre Lanzen,
Und wann die Reben ihre Trauben bringen,

In jedem Herbst und Frühling sollen tanzen
Knaben und Mädchen und ein Lied mir singen:
Du ruhest schön im Tode wie im Leben,
Wie du's gewünschet, unter Ros' und Reben.

Zur Beurtheilung von Rückert's Stellung in unserer Literaturgeschichte ist zuvörderst daran festzuhalten, daß Rückert auf keinen Fall mehr der klassischen Dichtung der Klopstock-Schillerschen Zeit angehört. Jene Dichtung, hervorgegangen aus dem Bunde der Renaissance mit der Aufklärung, hatte sich mit Göthe und Schiller vollendet. Ihre für die Geschichte des deutschen Geistes ganz unberechenbare Wirkung bestand hauptsächlich darin, daß in ihr die geistige Arbeitskraft der Nation für ein halbes Jahrhundert ihre Hauptkraft betheiligte, daß sie durch Schöpfung einer Anzahl mustergültiger Dichtwerke der Nation die bleibende Grundlage eines aus ihr selbst herausgewachsenen Bildungsideals darreichte und damit die Abhängigkeit von der klassischen Dichtung des Alterthums wesentlich milderte; endlich darin, daß in ihr die treibenden Ideen des 18. Jahrhunderts, die namentlich auf Befreiung des Geistes von den aus dem Mittelalter ererbten Banden, auf Schöpfung des Humanismus abzielten, das würdigste, eindringlichste Gewand erhielten. Alle Klassiker des 18. Jahrhunderts fußen mit ihrer Bildung auf ältern Zuständen; alle haben zwar den subjektiven Charakter stark ausgeprägt; wenn sie dichten, arbeiten sie aber immer zugleich als Künstler; sie sind erst Dichter durch ihre Dichtungen. Mit Schillern vollendete sich ihr Kreis; es giebt nach ihm keinen Klassiker mehr, der Einlaß in dieses Pantheon zu fordern hätte.

Nun war aber durch die klassische Arbeit des 18. Jahrhunderts in Deutschland der Sinn für die Poesie mächtig angeregt worden; einem jüngern Geschlechte gilt die Poesie als der einzig würdige Lebensinhalt; es verhöhnt und verachtet die Poesielosen und sieht in der Dichtung die einzig würdige Speise der Seele. Jene ältern Dichter hatten als Aufgabe der Poesie erkannt, schöne Wirklichkeit schön zu gestalten, Dichterwerke zu schaffen, sinnlich-natürlicher Welt schöne Gestalt zu geben. Die Jüngern lassen die Wirklichkeit als an und für sich der Poesie schädlich fahren, sie träumen bloß noch, phantasieren dichterisch; ihre einzige Wirklichkeit ist ihr subjektives Leben, ihr Gefühl. Sie sind darum alle, wenn sie überhaupt dichten, Lyriker; das Drama, in welchem die poetische Arbeit der Dichtertitanen gegipfelt hatte, liegt brach, es ist zu schwer für das junge Geschlecht. Dithyrambisch erregen sie sich, wie Hettner sagt, in dem elementaren Gefühlsleben lyrisch-musikalischer Innerlichkeit. Darum gehen sie ins dämmrige Mittelalter zurück, und schauen mit Sehnsucht nach dem Orient aus, dem Lande der Träume und der Phantasie. Schon 1803 schrieb Tieck: „Erfreulich sei zu bemerken, wie das Gefühl des Ganzen

jetzt schon in der Poesie wirke. Wenigstens sei wohl noch kein Zeitalter gewesen, welches so viele Anlagen gezeigt hätte, alle Gattungen der Poesie zu lieben und zu erkennen; so wie jetzt, seien die Alten noch nie gelesen und übersetzt worden; die verstehenden Bewunderer des Shakespeare seien nicht selten; die italienischen Poeten hätten ihre Freunde; es stehe zu erwarten, daß die Lieder der Provenzala, die Romanzen des Nordens und die Blüten der indischen Imagination uns nicht fremd bleiben werden." Man darf sich dabei erinnern, daß schon Herder mit seinem weltumfassenden Blicke auf die orientalische Dichtung hingewiesen hatte, daß die Brüder Schlegel in Deutschland das Sanskritstudium einführten, daß damals Silvestere de Sacy, Hammer-Purgstall, Kosegarten u. A. eifrig an der gelehrten Ausbeutung des Orients arbeiteten, ja daß nunmehr der alternde Göthe aus der trüben Wirklichkeit der Gegenwart in den Orient flüchtete. Das jüngere Dichtergeschlecht, an dessen Namen sich diese neue, lyrische, subjektive, dem Mittelalter und dem Orient zugewandte Poesie knüpft, heißt die Romantiker. Es ist nun freilich wahr, die persönlichen Berührungen Rückert's mit den Trägern der romantischen Schule sind nur schwach; mit Fouqué hat er ziemlichen Verkehr gehabt, war aber im Ganzen auf die gesammte Sippschaft nicht wohl zu sprechen. Daß er aber unter dem Einflusse derselben Anschauungen und Ideen aufwuchs, liegt zu Tage. Auch Rückert ist Romantiker, nur auf eigene Faust. An den spätern sittlichen, poetischen und religiösen Verwirrungen jener Leute hat er gar keinen Antheil. Das gesteigerte Gefühl des Subjekts, welches die Romantiker kennzeichnet, ist auch der Grund zu ihrem Anschluß an das allerorts neuerwachte christliche Gefühlsleben, wodurch sie wieder in schroffen Gegensatz zu den Heroen der vergangenen Literaturepoche treten. Lessing, Herder, Göthe und Schiller sind Freidenker. Ihre Gefühlsinnigkeit macht die Romantiker zuerst zu gläubigen Christen, einige unter ihnen zu gläubigen Katholiken. Die Religion, hatte Schleiermacher in den Reden über die Religion gelehrt, sei nicht anders als der Inbegriff aller höhern Gefühle, und die Frömmigkeit jedes Einzelnen daher nur seine Eigenthümlichkeit, sein Charakter, dessen eine Seite sie ausmache. Das ist auch Rückert's Anschauung, und wenn wir zwar sehen, daß er weit entfernt ist, sich zum Schildhalter des orthodoxen Schulglaubens herabzuwürdigen, so ist ihm doch die christliche Anschauung eingeboren und eingewachsen in seine Liebeswelt. Rückert hat unter anderm auch, als David Strauß durch sein Leben Jesu die Gefühlsreligion in wilden Aufruhr versetzte, von seiner Seite versucht, dem rationalistischen Freidenker als Dichter entgegenzutreten und zum Erweise der innern Wahrheit des Evangeliums ein Leben Jesu gedichtet, das freilich von Anfang an als eine verfehlte Arbeit gegolten hat.

Sind so die Grenzen abgesteckt, die Friedrich Rückert von der vorausgehenden Literaturepoche trennen, so haben wir zugleich den Maßstab gewonnen für das höchste Lob, das man gerade ihm so

gerne entgegenbringt. Er sei eine Persönlichkeit gewesen, die durch und durch Poesie war. Das ist gewiß richtig; aber ebenso richtig, daß die höhere Aufgabe der Poesie eine aktive und nicht eine ruhende, zuständliche ist. Es giebt ohne Zweifel ein dichterisch gestimmtes Gemüthsleben, aber dieses allein wirkt noch nicht schöpferisch. Die höchste Aufgabe des Dichters ist die dichterische That, die Erschaffung des schönen Dichtwerkes; darum nannten die Griechen ihren Dichter Schöpfer oder Erschaffer.

Rückert hat dennoch Recht gehabt, wenn er in den italienischen Oktaven sich vernehmen ließ:

Der ich des Lebens Lust und Leid erfuhr,
Mein Herz vermag zu fassen und zu lieben,
Zu mir vernehmlich redet die Natur,
Mir jede Sprache lebt, die Menschen schrieben,
Und alles, das ich mich zu denken nur,
Auch auszudrücken fühle mich getrieben:
Wie sollt' ich nicht zum Trotz den Splitterrichtern
Mich selber zählen zu den wahren Dichtern?

Denn unter dem jüngern Geschlechte, dem er von Rechts wegen angehört, und innerhalb der dadurch gegebenen Beschränkung ist Rückert ein Dichter von hervorragendster Begabung und tüchtigster Anlage. Bei ihm liegt Nichts abseits, Nichts bloß Zufälliges hängt ihm an. Er ist ganz seine Dichtung, und seine Dichtung ist Er. Er ist durch kein anderes Gesetz bestimmt, als durch das Gesetz seiner Seele. Unter den tüchtigen, der Wahrheit unbedingt ergebenen, wahrhaft frommen deutschen Männern, die am Anfange unsers Jahrhunderts plötzlich hervorbrechen — ihre Erscheinung darf wohl nicht zum wenigsten den sittlichen Wirkungen zugeschrieben werden, welche von der klassischen Dichtung des 18. Jahrhunderts ausgegangen sind — unter die keuschen und herrlichen Gestalten des Freiherrn von Stein, Schleiermachers, Grimms, Niebuhrs, Dahlmanns, Fichte's, Arndts, Uhlands tritt als ächtester Mitgenosse und Mitarbeiter Friedrich Rückert. Auch ihn ziert neben der bloß ihm gewordenen Lebensaufgabe ein warmes, aufrichtiges, jugendliches Gefühl für das Vaterland; mit Recht verehrt Deutschland auch in ihm eine Leuchte aus der Zeit der Wiedergeburt seines geistig-sittlichen Lebens.

Aber auch als Dichter im besondern Sinne hat Rückert eine reiche Fülle unverwelklicher Dichtungen uns geschenkt; Einiges nur daraus ist in den nachfolgenden Blättern zur Besprechung gekommen. Fehlt ihm auch Manches, was Andern und besonders Göthen eigen war, nicht bloß die spiegelhelle Objektivität, sondern auch die Vielseitigkeit der Schöpferkraft, auch der Humor des Dichterfürsten, überhaupt jene Freiheit der Seele, die Göthe zum ersten Heroen deutschen Geistes stempelt; auch eine innere Lebensentwicklung, die bei Göthe wie bei Schiller für ihr Schaffen so bezeichnend ist: so hat er daneben vor den

meisten jener Zeitgenossen auch den Frieden des Gemüthes, den Mangel, der aber Reichthum ist, an Weltschmerz, an Feigheit, an Verzweiflung und wilder, unfruchtbarer Ironie voraus, hat er vor tausend andern das Vorrecht, daß auch nicht der leiseste Lufthauch niedrig gemeiner Gemüthsart ihn angerührt hat.

Doch hat Rückert selbst nicht die Dichtung einzelner Lieder und wären es ihrer noch so viele, als den Endzweck seines Lebens, als sein höchstes Streben angeschaut. Für seine Lieder war er bloß der Brunnen, dem wie von selbst das lebendige Wasser entströmte. Seine Arbeit schien ihm gerichtet auf Erneuerung und Wiedergeburt des europäischen Geistes durch die Religion der Innerlichkeit, vermittelt durch die Aufnahme des orientalischen Geistes in den Geist des Occidents. Rückert war sich ernstlich bewußt, daß aus seiner Arbeit eine Verklärung und Versöhnung unserer getrübten Bildung hervorgehen werde und müsse, und hat ein unendliches reiches Schaffen dieser Idee gewidmet und geopfert. Schon Göthe sprach in seinen spätern Jahren gern von einer herannahenden Weltliteratur, in welcher die geistigen Bezüge der Nationen ähnlich zusammenschmelzen werden, wie es in merkantilen, industriellen nnd ähnlichen Bezügen zu werden beginne. Für Wilhelm Wackernagel, der in unserer gegenwärtigen Literatur überhaupt schon den Anfang dieser Weltliteratur sah, war Rückert der begeisterte Prophet derselben. Es ist gewiß wahr, daß die Annäherung der Nationen, unter anderm des Orients und Occidents, unser sittliches, ästetisches, politisches, sociales Leben ebenfalls insoweit umzuwandeln und zu veredeln im Stande sein werden, als der Verkehr das überhaupt zu thun im Stande ist. Die gewaltige Einwirkung Amerikas auf das europäische Leben liegt zu Tage, wenn sie gleich mit der Rückert'schen Weltidee wenig gemein hat. Ob aber im Ernste daran zu glauben; noch mehr, ob ein Aufgehen des nationalen Einzellebens in Einem großen Völkerpantheon zu erhoffen sei, das zu beantworten, ist wenigstens kaum Aufgabe der Literaturgeschichte. Sollte jedoch einmal die von Rückert geahnte und ersehnte Vereinigung von Ost und West in einem verklärten und geläuterten Menschenthum zu Tage treten, dann gewiß wird die Welt mit Staunen und Ehrfurcht auf den Mann zurückblicken, der wie Johannes in der Wüste dieses himmlische Jerusalem voraus berichtet und gedeutet hat.

---

1. Die vier Wünsche.

1. Möcht' ich doch der Felsen sein,
Tief im Grunde das Urgestein,
Hoch im Himmel das Angesicht,
Ewig stehen und wanken nicht!

2. Möcht' ich doch das Brünnlein sein,
Sprudelnd aus kühlem Grunde rein,
Gehend durch grünes Ufergeschicht,
Ewig rinnen und rasten nicht!

3. Möcht' ich doch das Bäumlein sein,
Die Wurzel gestreckt in's Ufer hinein,
Die Zweige wiegend im Himmelslicht,
Ewig blühen und welken nicht!

4. Möcht' ich doch das Vöglein sein,
Auf den Zweigen im Sonnenschein,
Das Stimmlein tönend zum Himmel gericht't,
Ewig tönen und schweigen nicht!

Aus dem ersten Buche der Jugendlieder, 1807—1810. Offenbar hat das in den Jahren 1806 — 1808 erschienene Wunderhorn Arnims und Brentano's ganz bedeutenden Einfluß auf den jugendlichen Rückert geübt; das zeigt sich neben vielen andern Jugendliedern auch hier. Der Wunsch, unter irgend einer Verwandlung einen zweiten oder sich selbst erscheinen zu sehen, ist ein in der deutschen Volksdichtung oft wiederkehrendes Motiv; es erscheint als Ausdruck der Bosheit gegenüber einem Feinde, aber auch als Ausdruck freudiger Hoffnung. Bekannt ist ja das schon bei Herder stehende Lied:

Wenn ich ein Vöglein wär,
Und auch zwei Flüglein hätt,
Flög ich zu dir;
Weils aber nicht kann sein,
Bleib ich allhier.

Oder: Wär ich ein wilder Falke,
So wollt ich mich schwingen auf,
Ich wollt mich niederlassen
Für eins reichen Bürgers Haus. (Wunderhorn.)

I, 63 und III, 25. Noch weiter ausgedehnt im Wunderhorn I, 374:

Wollt Gott, ich wär ein kleins Vögelein,
Ein kleins Waldvögelein!
Gar lieblich wollt ich mich schwingen
Der Lieben zum Fenster ein.

Wollt Gott, ich wär ein kleins Hechtelein!
Ein kleins Hechtelein!
Gar lieblich wollt ich ihr fischen
Für ihre Tische.

Wollt Gott, ich wär ein kleins Kätzelein,
Ein kleins Kätzelein!
Gar lieblich wollt ich ihr mausen
In ihrem Hause.

Wollt Gott, ich wär ein kleins Pferdelein,
Ein artliches Zelterlein!
Gar zartlich wollt ich traben
Zu ihrem lieben Knaben.

Wieder eine ähnliche Wunschstrophe, die Uhland in seinen Abhandlungen über die deutschen Volkslieder (Werke III, 286) anführt, lautet:

Und wär mein Lieb ein Brünnlein kalt
Und spränz aus einem Stein,
Und wär ich dann der grüne Wald,
Mein Trauren das wär klein;
Grün ist der Wald,
Das Brünnlein das ist kalt,
Mein Lieb ist wohlgestalt.

Das sind nun lauter Wünsche, deren Ziel die Vereinigung mit der Geliebten ist; es ist ein beschränktes, rein menschliches Ziel. Die vier Wünsche Rückert's rücken das Ziel in die Ewigkeit; der Felsen, das Brünnlein, das Bäumlein und das Vöglein möchte der Dichter deshalb sein, damit er ganz und voll und nicht bloß so einseitig und vergänglich, wie es hier auf dieser Welt ein Mensch thun kann, seine Aufgabe erfüllend, sich ewigen Bestand, ewige Dauer erwürbe. Ganz denselben Gedanken drückt das erste Sonett der Aprilreiseblätter (beglückt die Pflanze, siehe unten Seite 25) aus.

2. Süßes Begräbniß.

Schäferin, o wie haben
Sie dich so süß begraben!
Alle Lüfte haben gestöhnet,
Maienglocken zu Grab dir getönet,
Glühwurm wollte die Fackel tragen,
Stern ihm selbst es thät versagen.
Nacht gieng schwarz in Trauerflören,
Und all' ihre Schatten giengen in Chören.
Die Thränen wird dir das Morgenroth weinen,
Und den Segen die Sonn' auf's Grab dir scheinen.
Schäferin, o wie haben
Sie dich so süß begraben!

Aus dem vierten Buche der Jugendlieder, 1810—1813. Die Mehrzahl der Rückert'schen Jugendlieder knüpft an die Natur an, bald mehr in naiv volksmäßiger, bald mehr in der Weise moderner romantischer Naturempfindsamkeit. Das „süße Begräbniß" ist aus derselben volksmäßigen Naturanschauung hervorgegangen, welcher die in Band I, Seite 83 und 84 der „Deutschen Dichter", fünfte Auflage, mit-

getheilten Vogelhochzeiten angehören. Es giebt nämlich neben den häufigern Thierhochzeiten auch Thierbegräbnisse, wie ein solches unter anderm in die Thiersage von Reinhard Fuchs eingeordnet war. Von Rückert selber findet sich im sechsten Buche der Jugendgedichte aus dem Altenglischen folgendes Lied:

Des Hahn Gockels Leichenbegängnis.

Wer erschlug den Hahn Gockel?
Ich, spricht der Sperber,
Ich bin der Verderber,
Ich erschlug den Hahn Gockel.

Wer hats gesehn?
Ich, spricht das Mäuslein,
Aus meinem kleinen Häuslein
Hab' ichs gesehn.

Wer trank sein Blut?
Ich, spricht das Mücklein,
Mit kleinen Schlücklein
Trank ich sein Blut.

Wer gräbt sein Grab?
Ich, spricht Rothkehlein,
Mit meinen Zehlein
Grab' ich sein Grab.

Wer trägt die Bahr?
Ich, spricht der Rabe,
Ich trag' im Trabe
Die Todtenbahr.

Wer ist der Priester?
Ich, spricht die Dohle,
Bin schwarz wie eine Kohle,
Ich bin der Priester.

Wer singt den Psalm?
Ich, spricht die Nachtigall,
Ich sing' mit süßem Schall,
Ich sing' ihm den Psalm.

Wer läut die Glock' hell?
Ich, spricht das Böcklein,
Ich läut ihm's Glöcklein;
Fahr wohl, Hans Gockel!

Alle die Vögel in der Luft
Befiel ein Klagen und Seufzen,
Als sie hörten das Glöcklein läuten
Zu Hahn Gockels Gruft.

Aehnlich wie in den vier Wünschen ist dieses naive Thema hier übertragen auf das ernste Menschenleben. An Stelle des todten Thieres im Volksmärchen ist die Schäferin getreten; an Stelle der begleitenden Thiere die ganze weite hehre Natur: die Lüfte, Maienglocken, Glühwurm, Stern, Nacht, die Schatten der Nacht, Morgenroth und Sonne. So rückt die Phantasie des Dichters die von den Schranken volksmäßiger Naturanschauung gebundenen Ziele hier wie

in den vier Wünschen ins Unendliche hinaus, und nicht zufrieden, ein fröhliches, von heiterer Laune hervorgerufenes Naturspiel zu erfinden, versieht er das geheimnißvolle Walten der Naturkräfte mit dem ganzen Ernste seines Gemüthslebens.

Schon Braun hat vermuthet, unser Lied sei durch den am 9. Juni 1812 erfolgten Tod derselben Agnes Müller hervorgerufen worden, auf welche Rückert die Sonette Agnes Todtenfeier dichtete, und welcher noch verschiedene Nummern der Jugendlieder, wie die drei Sterne auf Erden und Röschens Sterbelied angehören. Einmal in den Kreis solcher Todesempfindungen gebannt, möchte auch das folgende Lied, Schäfers Grabmahl, mit diesem Ereignisse in Rückert's Leben zusammenhängen.

---

3. Des Schäfers Grabmal.

1. Der Schäfer sprach zum Blütenblatt am Strauche:
Wir blühten beid' an eines Lenzes Hauche;
Wir blühten beide, und wir welken beide,
Du an dem Frost und ich an meinem Leide.

2. Dich einzig hab' ich mir getreu befunden;
O bleibe treu bis zu des Todes Stunden!
Wer wird mich, wenn ich sterben soll, mit Klagen
Zu Grab bestatten, wenn du's willst versagen?

3. Er sprach's, und wie er nach dem Blättlein blickte,
Da sah er, wie es, statt zu reden, nickte;
Daß er's verstand in seines Herzens Grunde:
Treu wollt' es bleiben bis zur Todesstunde.

4. Und als der Frühling vollends war entwichen,
War auch des Schäfers Antlitz fast verblichen,
Und wie's das Blättlein sahe, fühlt' es Trauern
Von jenes Weh mehr als von Nordwinds Schauern.

5. Wie nun dem Schäfer kam des Todes Stunde,
Gab er sein letztes Ach aus blassem Munde,
Und macht' erzittern mit des Aches Hauche
Das treue Blättlein hoch an seinem Strauche.

6. Das Blättlein brach und senkte sich hernieder,
Und wollte decken seines Schäfers Glieder;
Da fand sich's, daß es wäre viel zu kleine,
Da rief es andern Blättlein rings im Haine.

7. Und all' die Blätter kamen an in Scharen,
Sich mit dem einen, das da rief, zu paaren,
Und freuten sich, mit ihrem zarten Leben
Ein Leichentuch dem Schäfer abzugeben.

8. Drauf als der Nordwind den getreuen grollte,
Sie von des Schäfers Gruft zerstreuen wollte,
Kam milder Schnee und barg mit seidnem Flaume
Die Leichen all' in eines Grabes Raume.

9. Dort ruhn vereint der Schäfer und die Blätter,
Geschirmt in stiller Gruft vor Sturm und Wetter;
Er ruht in Mitte seiner Treu'n begraben;
Wo ist der König, der's will besser haben?

Aus dem vierten Buche der Jugendlieder, 1810—1813. Die enge, für den Verstand unbegreifliche Verbindung zwischen dem Menschen und der Natur, welche in dem vorigen Gedichte noch volksmäßig naiv erschien, findet sich hier in gesteigertem Maße wieder. Dem Inhalt nach haben wir ein Kindermärchen vor uns, das Märlein vom Schäfer und dem Blütenblatt. Aber das Motiv, zufolge welchem das Blütenblatt den todten Schäfer sammt seinen Genossen bedeckt, ist nicht volksmäßig; was versteht ein Blatt von dem Seelenleide eines Menschen, der auf der Welt keine Treue gefunden hat? Nie wäre eine solche Naturanschauung bei Göthe möglich gewesen; bei ihm und seinen Genossen ist der Mensch der einzige Stoff der Dichtung, und wenn die bewußtlose Natur handelnd erscheint, so ist es eben nur Schein, Bild, Personifikation von Kräften; aber nie handelt ein bewußtloser Gegenstand ebenbürtig mit dem Menschen. Hier, und das ist eben ein Zug der neuern Romantik, stehen der Schäfer und das Blatt als gleichartige Wesen neben einander, und zwar ist diese Vermischung der bewußten und bewußtlosen Welt nur möglich geworden einestheils durch eine nüchterne Verstandesoperation, eine Art Witz; es ist möglich, daß ein Schäfer im Tode von den Blütenblättern, die der Nordwind vom Strauche verweht hat, bedeckt wird; anderntheils durch die dem Verstand unverständliche Annahme einer seelischen Empfindung, die nicht blos den Menschen, sondern auch der bewußtlosen Schöpfung eignet. Bekannt ist, daß Rückert in derselben Zeit, wo er die Jugendlieder dichtete (im Jahr 1813) auch seine „fünf Märlein zum Einschläfern für mein Schwesterlein" gedichtet hat.

Was die Form des Liedes betrifft, so können die Verse zwar nach moderner Rhythmik als fünffüßige Jamben gemessen werden; doch fühlt sich leicht heraus, daß jeder Vers in zwei Hälften zerfällt, die nicht nach Füßen, sondern nach Hebungen gemessen werden müssen, zwei Hebungen in der ersten und zwei in der zweiten Vershälfte. Es ist wieder das uralte Gesetz des deutschen epischen Verses, das z. B. auch Bürgers Kaiser und Abt, Göthes Erlkönig und Fischer zu Grunde liegt.

---

4. Weltkrieg.[1]

Vier Elemente liegen wie Raufer in dem Haar
Einander und bekriegen sich wechselnd immerdar.
Es blitzt das rothe Feuer aus Wolkenwall[2] mit Macht,
Und donnert ungeheuer, als wie zu rechter Schlacht.
Es schüttelt sich die Erde, die tief im Herzen brennt,
Und wirft mit Drohgeberde Gestein an's Firmament.
Das Meer daneben bäumet als ein unbändig Roß
Zum Kampfe sich, und schäumet auf Erd' und Himmel los.
Der Sturmwind schnaubt dazwischen mit allgemeinem Braus,
Luft, Erd' und Meer zu mischen in eines Chaos Graus.
Der Mensch, das schwache Leben, steht mitten drein gebannt,
Und fühlt mit dumpfem Beben der rohen Kämpfer Hand.
Da wird's ihm wild zu Sinnen; am großen Weltgefecht
Auch Antheil zu gewinnen, erwürgt er sein Geschlecht.
Und bald so ungeheuer beginnt er, daß zum Schluß
Ihm Luft, Meer, Erd' und Feuer den Vorrang lassen muß.

---

[1] Aus dem fünften Buche der Jugendlieder, 1810—1813. — [2] Ohne Zweifel ist Wolkenwall ein Rückert'sches Wort, mit bewußter Alliteration zusammengesetzt; Wall ist das Abstrakt zu wallen, bogenförmig sich zur Höhe bewegen, wovon aufwallen, verwandt mit Welle; ein ähnliches Wort ist Wolkengewelle. Bei diesem Worte wie bei andern in dem kleinen Gedicht wie sonst an unzähligen Orten, hat Rückert den sonst gebräuchlichen Artikel weggelassen, eine Kürze, die bekanntlich auch Göthe viel anwandte und oft nicht zu mehrerer Schönheit des Ausdrucks.

---

5. An unsre Sprache.

1. Reine Jungfrau, ewig schöne,
Geist'ge Mutter deiner Söhne,
Mächtige von Zauberbann!
Du, in der ich leb' und brenne,
Meine Brüder kenn' und nenne,
Und dich selber preisen kann!

2. Da ich aus dem Schlaf erwachte,
Noch nicht wußte, daß ich dachte,
Gabest du mich selber mir,
Ließest mich die Welt erbeuten,
Lehrtest mich die Räthsel deuten,
Und mich spielen selbst mit dir.

3. Spenderin aus reichem Horne,
Schöpferin aus vollem Borne,
Wohnerin im Sternenzelt!
Alle Höh'n hast du erflügelt,
Alle Tiefen du entsiegelt,
Und durchwandelt alle Welt.

4. Durch der Eichenwälder Bogen
Bist du brausend hingezogen,
Bis der letzte Wipfel barst;
Durch der Fürstenschlösser Prangen
Bist du klingend hergegangen,
Und noch bist du, die du warst.

5. Stürme, rausche, lispl' und säusle!
Zimmre, glätte, hau' und meisle,
Schaffe fort mit Schöpfergeist!
Dir läßt gern der Stoff sich zwingen,
Und dir muß der Bau gelingen,
Den kein Zeitstrom niederreißt.

6. Mach' uns stark an Geisteshänden,
Daß wir sie zum Rechten wenden,
Einzugreifen in die Reih'n.
Viel Gesellen sind gesetzet,
Keiner wird gering geschätzet,
Und wer kann, soll Meister sein.

Aus dem fünften Buche der Jugendlieder, 1810—1813. Auch hier erkennt man, wie die kosmopolitischen, allgemein humanen Ideen der klassischen Zeit bei der Generation, der Rückert angehört, nationalen, engern Ideen den Platz geräumt haben. Für die Sprache hängt dies natürlich zusammen mit dem Aufschwung der neuern Sprachwissenschaft, an der Rückert ja wesentlich betheiligt ist. Wenige Jahre später schrieb Uhland sein Lied, die deutsche Sprachgesellschaft, das mit seinem strammeren Bau, seinem innigen Ausdruck und seiner ansprechenden melodischen Form hier als Gegenstück des Rückert'schen Liedes seine Stelle finden mag.

Die deutsche Sprachgesellschaft.

1817.

1. Gelehrte, deutsche Männer
Der deutschen Rede Kenner,
Sie reichen sich die Hand,
Die Sprache zu ergründen,
Zu regeln und zu ründen,
In emsigem Verband.

2. Indeß nun diese walten,
Bestimmen und gestalten
Der Sprache Form und Zier:
So schaffe du inwendig,
Thatkräftig und lebendig,
Gesammtes Volk, an ihr!

3. Ja, gieb ihr du die Reinheit,
Die Klarheit und die Feinheit,
Die aus dem Herzen stammt!
Gieb ihr den Schwung, die Stärke,
Die Glut, an der man merke,
Daß sie vom Geiste flammt!

4. An deiner Sprache rüge
Du schärfer nichts, denn Lüge;
Die Wahrheit sei ihr Hort!
Verpflanz auf deine Jugend
Die deutsche Treu und Tugend
Zugleich mit deutschem Wort!

5. Zu buhlerischem Girren
Laß du ihn niemals kirren,
Der ernsten Sprache Klang!
Sie sei dir Wort der Treue,
Sei Stimme zarter Scheue,
Sei ächter Minne Sang!

6. Sie diene nie am Hofe
Als Gauklerin, als Zofe,
Das Lispeln taugt ihr nicht;
Sie töne stolz, sie weihe
Sich dahin, wo der Freie
Für Recht, für Freiheit spricht!

7. Wenn so der Sprache Mehrung,
Verbesserung und Klärung
Bei dir von Statten geht:
So wird man sagen müssen,
Daß, wo sich Deutsche grüßen,
Der Athem Gottes weht.

---

6. An die Dichter.

1. Deutsche Dichter, im Gemüthe
Hegt ihr oft gar schöne Fülle;
Leider daß nur aus der Hülle
Meist verkrüppelt kommt die Blüte.
Dann spricht wohl des Lesers Güte:
Dieses war doch gut gemeint,
Wenn es auch nicht rund erscheint.

2. Laßt vom Beifall fauler Richter,
Schaffende, euch nicht bethören,
Flut zu sprüh'n aus wilden Röhren,
Glüh'n zu lassen wirre Lichter.
Maß, und Maß nur, macht den Dichter;

Grundstein zwar ist der Gehalt,
Doch der Schlußstein die Gestalt.

3. Gebet ihr aus euern Schachten
Edelsteine mir und Gold;
Wenn ihr's roh mir geben wollt,
Werd' ich's nur als Stoff betrachten.
Gebt's in Form, so werd' ich's achten;
Denn das muß ich gelten lassen,
Was ich nicht kann besser fassen.

Aus den Jugendliedern, sechstes Buch, 1810—1813. Das Lied bezieht sich auf die Dichter der romantischen Schule, welche der Dichtung Genüge gethan zu haben meinten, wenn es ihren Dichtungen nur nicht an poetischer Empfindung fehlte, und welche darüber die Form vernachlässigten. Gewiß hat Rückert Recht gehabt; nur kann man gerade diesem Lied an die Dichter nicht nachrühmen, daß der Dichter besonders nach Gehalt gerungen habe; es macht den Eindruck einer etwas hölzernen Sprache; der Rhythmus klingt wenig wohllautend nach, und in Bezug auf die Strophenform zeigt sich hier wie weitaus in den meisten Gedichten Rückert's, wie wenig Sinn dieser Dichter für streng, architektonisch schön aufgebaute Strophenform besaß. Wie unendlich oft begnügt er sich mit den kahlsten vierzeiligen, einer feinern Organisation ganz unfähigen Strophen, und wie selten gelingt es ihm, im Sinne Göthes und Schillers fest in sich abgeschlossene, besonders dreitheilige Strophen zu gewinnen!

---

7. Aprilreiseblätter.

1811.

a.[1]

Beglückt die Pflanze, die im Spiel der Lüfte
Still in des Zeitlaufs fester Ordnung lebet,
An ihrem heimischen Boden ruhig klebet,
Und doch zum Himmel aufhaucht ihre Düfte.
Beglückt der Strom auch, der im Waldgeklüfte,
Von seiner Ufer sichrem Maß umwebet,
Im vorgeschriebnen Gleise vorwärts strebet,
Und endlich geht zur Ruh in Meeresgrüfte.

---

[1] Erlanger Ausgabe, Nr. 6. Ueber den Gedanken dieses Sonettes vergleiche man die vier Wünsche, Seite 17.

Ach, daß allein der Mensch zu irrem Schweifen
Gebraucht des Lichtes und des Geistes Flügel,
Um schrankenlos durch Zeit und Raum zu streifen.
Ach, daß nur er so früh zu Sporn und Bügel
Sich selbst wird, und so spät erst lernt begreifen,
Daß er auch selbst sich werden muß zum Zügel.

b.[2]

Mit Blicken wend ich mich nach Ost und Westen,
Nach Süd und Norden wend ich mich mit Grüßen,
An alle, die mich labten mit Genüssen,
An jeden, der mich lud zu frohen Festen!
Wer irgend mich gespeis't von seinen Aesten,
Wer irgend mich getränkt aus seinen Flüssen,
Wer eine Ruhstatt bot den müden Füßen,
Und Trockenung dem Auge, dem genäßten!
Ein jeder Gruß, der mir ins Ohr geklungen,
Ein jeder Blick, der mir ans Herz geschlagen,
Ein jeder Druck der Hand, der mich durchdrungen,
Sei mir ein Führer, der, wenn ich will zagen,
Mich stärke, durch des Irrpfads Dämmerungen
Still weiter meinen Pilgerstab zu tragen.

c.[3]

Dem Sperling beut des Strohdachs morsche Schaube[4]
Ein Nest, ein Brautgemach dem buhl'nden Schalke;
Der Schwalbeneinfalt dient ein roher Balke
Zu ihrer Nothdurft, einem Pfühl von Staube.
In Steinesklüften siedelt sich die Taube,
Wo sie nicht wittern kann ihr Feind, der Falke;
Ja, selbst dem Kauz,[5] im öden Mauerkalke
Wird ihm ein Bett, wo ungestört er schnaube.
Soll denn nur ich, ein heimatloser Flattrer,
Kein Flecklein finden rings, wo ich mag fliegen,
Um mich zu bergen vor des Sturmes Wüthen?
Um ungeneckt vom Schwarm der bunten Schnattrer,
Wo nicht im Nest der Liebe mich zu schwingen,
Doch einsam meinen Unmuth auszubrüten!

---

[2] Erlanger Ausgabe, Nr. 11. — [3] Ebendaselbst Nr. 12. — [4] Der Schaub ist ein Strohbündel, Strohwisch, vom Stamm des Verbs schieben; ein Schaubdach ist nach Adelung ein Strohdach; die Schaube ist Willkür Rückerts, möglicherweise angelehnt an das Wort die Schaube, bis zu den Füßen gehendes weites Ueberkleid, welches Wort mit Juppe, Joppe, Joppel zusammenhängt und aus ital. giubba, franz. jupe stammt. — [5] Eine Art kleiner schreiender (schnaubender) Eulen.

d. [6]

Drei Kiele kenn ich, die gewaltig sind!
Der erste Kiel ist, den die Vögel spannen,
Womit sie über Berg und Thal von dannen
Ziehn hingeschaukelt auf des Himmels Wind.
Der zweite Kiel, nicht weniger geschwind,
Ist der, womit ein Wunderbau von Tannen
Gerichtet ist, worauf sich zum Tyrannen
Des Meeres macht das kühne Menschenkind.
Der dritte Kiel ist aber, der gewaltig
Vor allen ist; wohin kein Vogel fliegt,
Kein Schiff, da geht sein Fußtritt doppelspaltig.
Er ist's, der den Gedanken selbst besiegt,
Den unsichtbaren Riesen vielgestaltig,
Daß er gebannt auf zarten Blättern liegt. [7]

e. [8]

Gleichwie ein Mann, der halb im Wachen träumet,
Nicht rechte Kunde von der Tagszeit habend,
Aufschaut zum Himmel, und, die Blicke labend
An einem Roth, das dort die Wolken säumet,
Nicht weiß, ob es ist Phöbus, welcher zäumet
Die Rosse, aus zu neuer Tagfahrt trabend,
Oder ob Phöbus, der die Ross' am Abend
Entschirret und der Nacht den Rennplatz räumet:
So schau' ich selbst empor, verwirrt im Dunkeln,
Am Himmel unsrer Dichtkunst seh' ich Göthe,
Und frage zweifelnd, was es soll bedeuten,
Ob Abendroth, versunknen Tags Nachtfunkeln,
Ob künftigen Tags Verkünderin Morgenröthe?
Mir' ist, als hör' ich Abendglocken läuten.

f. [9]

Der Himmel ist, in Gottes Hand gehalten,
Ein großer Brief von azurblauem Grunde,
Der seine Farbe hielt bis diese Stunde,
Und bis an der Welt Ende sie wird halten.
In diesem großen Briefe ist enthalten
Geheimnisvolle Schrift aus Gottes Munde;
Allein die Sonne ist darauf das runde
Glanzsiegel, das den Brief nicht läßt entfalten.

---

[6] Erlanger Ausgabe Nr. 17. — [7] Kiel mit der Bedeutung Feder und im Besondern des untern hohlen Theiles der Flügelfeder des Vogels, die man als Schreibfeder braucht, und Kiel mit der Bedeutung des langen Grundbalkens eines Schiffes sind zwei verschiedene Worte, beide dunkeln Ursprungs. — [8] Erlanger Ausgabe Nr. 21. — [9] Ebend. Nr. 31.

Wenn nun die Nacht das Siegel nimmt vom Briefe,
Dann lies't das Auge dort in tausend Zügen
Nichts als nur Eine große Hieroglife:
Gott ist Lieb', und Liebe kann nicht lügen!
Nichts als dies Wort, doch das von solcher Tiefe,
Daß kein Verstand kann der Auslegung gnügen.

Bei Rückert fließt alles Dichten stromweise; er trifft auf eine Idee oder auf eine Form, die ihm behagt, sofort schwillt die Quelle mächtig an; so war es auch mit seinen Sonetten. Nachdem diese bei den Opitzianern so beliebte italienische Strophe am Anfang des 18. Jahrhunderts in Abgang gekommen und erst in den 70er Jahren durch Klamer Schmidt (einen jüngern Genossen Gleims), Bürger und Andere wieder hervorgezogen worden war, wurde sie seit 1798 eine Lieblingsform der Romantiker. Rückert hat das Sonett am Petrarca selbst studiert und probiert, von ihm übersetzte er manche Sonette dreimal. Die Erlanger Ausgabe seiner Gedichte enthält fünf Sonettensammlungen: Geharnischte Sonette vom Jahr 1813 (32), Agnes Todtenfeier vom Jahr 1812 (46), Rosen auf das Grab einer edlen Frau vom Jahr 1816 (11), Amaryllis, ein Sommer auf dem Lande vom Jahr 1812 (70), und Aprilreiseblätter von 1811—1817 (95). Die Aprilreiseblätter 1—21 und 22—31, welche im April 1811 entstanden sind und denen obige 6 Sonette angehören, sind daher die ältesten Sonette Rückerts. Es ist kein Zweifel, auch hier spielt oft der Verstand eine größere Rolle, als ihm in der wahren Poesie zukommt, zumal in der Jugendperiode eines Dichters. Das Kielsonett (d) ist nur eine Art aufgelöster Sprachräthsel; andere (b, c und e) sind kaum etwas Anderes als Gleichnisse, deren Bild durch die beiden vierzeiligen Strophen vermittelst Häufung von beigeordneten Bildern hindurchgezogen ist. In die einbändige Gedichtsammlung sind bloß c und f aufgenommen, unter denen das letztere offenbar den Charakter Rückert's am deutlichsten ausdrückt. Immer dann dringt er am tiefsten, wenn er mit Phantasie und Empfindung der realen Welt entflieht und ins Unendliche, ins Ewige, ins Reich der Liebe hinauf und hinaus strebt; da findet der einseitige Verstand von selber keinen Boden mehr.

---

8. Geharnischte Sonette.

a. [1]

Ihr Deutschen von dem Flutenbett des Rheines,
Bis wo die Elbe sich in's Nordmeer gießet,
Die ihr vordem ein Volk, ein großes, hießet,
Was habt ihr denn, um noch zu heißen eines?

[1] Die Sonette a, b und c stehen in der Erlanger Ausgabe neben einigen andern unter den Aprilreiseblättern, unter dem Titel: Vorklänge zu den ge-

Was habt ihr denn noch großes allgemeines?
Welch Band, das euch als Volk zusammenschließet?
Seit ihr den Kaiserscepter brechen ließet,[2]
Und euer Reich zerspalten, habt ihr keines.
Nur noch ein einz'ges Band ist euch geblieben,
Das ist die Sprache, die ihr sonst verachtet;
Jetzt müßt ihr sie als euer einz'ges lieben.
Sie ist noch eu'r, ihr selber seid verpachtet;
Sie haltet fest, wenn alles wird zerrieben,
Daß ihr doch klagen könnt, wie ihr verschmachtet.[3]

b.

Ihr, die der Himmel hat bestellt, als Lichter
Zu leuchten denen, die im Finstern klimmen,
Wie habt ihr also euer Amt zum schlimmen
Misbraucht, ihr Lehrer, Denker, Forscher, Dichter!
Den Schlaf der Trägheit, aller Kraft Vernichter,
Drin aufgelöst ihr euer Volk seht schwimmen,
Statt es zu wecken draus mit euren Stimmen,
Wiegt ihr's noch mehr in eitle Traumgesichter.
Eins ist uns Noth! Wach sein zum Kampfgewitter.
Wollt ihr nicht mehren selbst der Kämpfer Summe,
Schmelzt sie nur nicht durch's Klimpern eurer Zither!
Hört wohl ein Gott eu'r loses Wortgesumme?
Er hört's, daß er die Lei'r euch schlag' in Splitter,
Und euch schlag' auf den Mund, daß er verstumme.[4]

---

harnischten Sonetten, als die Nummern 36, 37 und 45. — [2] In Folge der Gründung des Rheinbundes, welcher sich unter die Protektion Napoleons stellte, legte Kaiser Franz II. am 6. August 1806 seine Würde als Oberhaupt des deutschen Reiches nieder und nannte sich fortan Franz I., Kaiser von Oesterreich. — [3] In mehr als einem Gedanken treffen sich Rückert's geharnischte Sonette mit den Reden Fichtes an die deutsche Nation, gehalten im Winter 1807–1808 zu Berlin, zuerst gedruckt 1808. Hier wird in der vierten Rede der Grundunterschied zwischen den deutschen und den andern Völkern germanischer Abkunft (Franzosen, Italiener) als derart beschaffen angegeben, daß die erstern in dem ununterbrochenen Fortflusse einer aus wirklichem Leben sich fortentwickelnden Ursprache geblieben, die letztern aber eine ihnen fremde Sprache angenommen, die unter ihrem Einflusse ertödtet worden. Dazu aus der zwölften Rede: „Das edelste Vorrecht und das heiligste Amt des Schriftstellers ist dies, seine Nation zu versammeln, und mit ihr über ihre wichtigsten Angelegenheiten zu berathschlagen; ganz besonders aber ist dies von jeher das ausschließende Amt des Schriftstellers gewesen in Deutschland, indem dieses in mehrere abgesonderte Staaten zertrennt war und als gemeinsames Ganzes fast nur durch das Werkzeug des Schriftstellers, durch Sprache und Schrift, zusammengehalten wurde; am eigentlichsten und dringendsten wird es sein Amt in dieser Zeit, nachdem das letzte äußere Band, das die Deutschen vereinigte, die Reichsverfassung, auch zerrissen ist." — [4] Man vergleiche mit diesem Sonett folgende Stelle aus Fichtes letzter Rede: „Diese Reden beschwören euch Denker, Gelehrte, Schrift-

c.

Gleichwie die Juden, die in's Joch gebeugten,
Ausziehend aus Aegypti Knechtschaftsstande,
Nicht selbst anlangten im verheißnen Lande,
Sondern nur erst von ihnen die Erzeugten: [5]
So lasse sich auch dies Geschlecht nicht deuchten, [6]
Freiheit zu finden, weil es bricht die Bande;
Es muß verbrennen in dem Läutrungsbrande,
Das reine Licht wird erst den Enkeln leuchten. [7]
O dürft' ich nur, wie du Mann Gottes, Mose,
Dort, da du von Sinais Wolkenspitze
Das Land, das du auch durftest nicht betreten,
Von ferne sahest, so im dunklen Schoße
Der Zukunft ich, hell von prophet'schem Blitze,
Sehn deutscher Freiheit Land, und stumm anbeten!

d. [8]

Der Mann ist wacker, der, sein Pfund benutzend,
Zum Dienst des Vaterlands kehrt seine Kräfte:
Nun denn, mein Geist, geh auch an dein Geschäfte,
Den Arm mit den dir eignen Waffen putzend.

---

steller, die ihr dieses Namens noch werth seid. Eure Klagen über die allgemeine Seichtigkeit, Gedankenlosigkeit und Verflossenheit, über den Klugdünkel und das unversiegbare Geschwätz, über die Verachtung des Ernstes und der Gründlichkeit in allen Ständen mögen wahr sein, wie sie es denn sind. Aber welcher Stand ist es denn, der diese Stände insgesammt erzogen hat, der ihnen alles Wissenschaftliche in ein Spiel verwandelt und von der frühsten Jugend an zu jenem Klugdünkel und jenem Geschwätze sie angeführt hat? Wer ist es denn, der auch die der Schule entwachsenen Geschlechter noch immerfort erzieht? Der in die Augen fallendste Grund der Dumpfheit des Zeitalters ist der, daß es sich dumpf gelesen hat, an den Schriften, die ihr geschrieben habt. Warum laßt ihr dennoch immerfort euch so angelegen sein, dieses müßige Volk zu unterhalten, ohnerachtet ihr wißt, daß es nichts gelernt hat, und nichts lernen will; nennt es Publikum, schmeichelt ihm als eurem Richter, hetzt es auf gegen eure Mitbewerber und sucht diesen blinden und verworrenen Haufen durch jedes Mittel auf eure Seite zu bringen." — [5] Rückert hat die Sprache nicht bloß mit größter Sprachgenialität gehandhabt, sondern manchmal massakriert und maltraitiert er sie, wie hier, ähnlich wie Göthe in seinen spätern Dichtungen, z. B. im zweiten Theil des Faust, schlimm, regellos und launisch mit ihr umgesprungen ist. Die von ihnen Erzeugten ist so schon eine nüchterne Umschreibung für ihre Söhne und Nachkommen; von ihnen die Erzeugten klingt und ist häßlich. — [6] Aus den organischen Formen däuchte und gedäucht entstand früh ein anomales Präsens: däucht, und daraus im 17. Jahrhundert der hier gebrauchte Infinitiv däuchten, eine Form, die z. B. auch Schiller im Tell hat:

Höre, Gesell, es fängt mir an zu däuchten,
Wir stehen hier am Pranger vor dem Hut.

[7] Das ist der Grundgedanke von Fichtes Reden, daß die verdorbene, durch eigene Schuld verkommene Nation nur durch die Erziehung einer neuen Jugend wieder gesund werden könne. — [8] Hier beginnen erst die eigentlichen

Wie kühne Krieger jetzt, mit Glutblick trutzend,
In Reih'n sich stellend, heben ihre Schäfte,
So stell' auch Krieger, zwar nur nachgeäffte,
Geharnischter Sonette ein paar Dutzend.
Auf denn, die ihr aus meines Busens Ader
Aufquellt, wie Riesen aus des Stromes Bette, [9]
Stellt euch in eure rauschenden Geschwader!
Schließt eure Glieder zu vereinter Kette,
Und ruft, mithadernd in den großen Hader,
Erst: Waffen! Waffen! nnd dann: Rette! Rette!

e.

O daß ich stünd auf einem hohen Thurme,
Weit sichtbar rings in allen deutschen Reichen,
Mit einer Stimme, Donnern zu vergleichen,
Zu rufen in den Sturm mit mehr als Sturme:
Wie lang' willst du dich winden gleich dem Wurme
Krumm unter deines Feinds Triumphrads Speichen?
Hat er die harte Haut noch nicht mit Streichen
Dir gnug gerieben, daß dich's endlich wurme?
Die Berge, wenn sie könnten, würden rufen:
Wir selber fühlten mit fühllosem Rücken
Lang' gnug den Druck von eures Feindes Hufen.
Des Steins Geduld bricht endlich auch in Stücken,
Den Götter zum Getretensein doch schufen —
Volk mehr als Stein, wie lang' darf man dich drücken?

f.

Was schmiedst du, Schmied? „Wir schmieden Ketten, Ketten!"
Ach, in die Ketten seid ihr selbst geschlagen.
Was pflügst du, Bau'r? Das Feld soll Früchte tragen!
Ja, für den Feind die Saat, für dich die Kletten! [10]
Was zielst du, Schütze? „Tod dem Hirsch, dem fetten!"
Gleich Hirsch und Reh wird man euch selber jagen.
Was strickst du, Fischer? „Netz dem Fisch, dem zagen!"
Aus eurem Todesnetz, wer kann euch retten?
Was wiegest du, schlaflose Mutter? „Knaben!"
Ja, daß sie wachsen, und dem Vaterlande,
Im Dienst des Feindes, Wunden schlagen sollen.
Was schreibest Dichter du? In Glutbuchstaben
Einschreib' ich mein' und meines Volkes Schande,
Das seine Freiheit nicht darf denken wollen."

---

geharnischten Sonette. — [9] Die Riesen sind nach der germanischen Mythologie im Eis der Ströme entsprungen. — [10] Arctium lappa, eine Pflanze mit sich anhäkelndem Fruchtknopfe, hier als Unkraut gedacht.

g.

Ihr, die ihr klebt an eurem Werkgerüste,
Um Holz und Stein nach eurem Maß zu hauen,
Damit nur jeder laff' ein Werklein schauen,
Sich jeder nur als kleiner Schöpfer brüste!
Wann lasset ihr das thörichte Gelüste,
Ein grundlos Nichts auf eurem Sand zu bauen?
Ihr bauet Hüttlein, und es sinkt mit Grauen
Indeß die Veste, Vaterland, in's Wüste.
O sammlet, sammlet euch, zerstreute Haufen,
Legt euer kleines Werkgeräth bei Seiten,
Wollt nicht euch um die Mörtelsteine raufen!
Erst gilt's, den Mittelpunkt euch zu erstreiten,
Der Freiheit Grundstein erst gilt's zu erkaufen
Mit Blut; dann baut drauf eure Einzelheiten! [11]

h.

Ihr Ritter, die ihr hauf't in euren Forsten,
Ist euch der Helmbusch von dem Haupt gefallen?
Versteht ihr nicht den Panzer mehr zu schnallen?
Ist ganz die Rüstung eures Muths zerborsten?
Was sitzet ihr daheim in euren Horsten,
Ihr alten Adler, habt ihr keine Krallen?
Hört ihr nicht dorther die Verwüstung schallen?
Seht ihr das Unthier nicht mit seinen Borsten?
Schwingt eure Keulen! Denn es ist ein Keuler! [12]
Er wühlt, er droht; voll Gier nach schnödem Futter,
Stürzt er den Stamm, nicht blos des Stammes Blätter;
Es ist ein Wolf, ein nimmersatter Heuler,
Er frißt das Lamm, er frißt des Lammes Mutter;
Helft, Ritter, wenn ihr Ritter seid, seid Retter!

i.

Der blutdurchwirkte Vorhang ist gehoben,
Das Schicksal geht an seine Trauerspiele;
Der ernsten Spieler sind berufen viele,
Vielfach an Art und bunt von Garderoben.
Denkt ihr, den Kämpfern auf der Bühne droben
So zuzusehn von eurer niedern Diele?
Mit Stirn und Händen ohne Schweiß und Schwiele
So zuzusehn, zu tadeln und zu loben?

---

[11] In anderm Sinne wendet sich Fichte in der letzten Rede an die Fürsten Deutschlands. — [12] Keuler oder Keiler, ein wilder Eber; hängt aber nicht mit Keule zusammen.

Mit nichten. Ihr seid auch zum Spiel berufen;
Wer Arme hat, hinauf, sie drein zu mischen!
Braucht ihr Zuschauer? Die auch sind gerufen.
Der Väter Geister schauen aus den Nischen
Walhallas drein, und werden Beifall rufen
Dem braven Spieler, und dem schlechten zischen.[18]

k.

Es stieg ein trüber Nebelwind vom Rheine,
Auf dessen Fitt'gen kam herangeflogen
Ein Machtgewölk am deutschen Himmelsbogen,
Darob verfinstert wurden alle Haine.
Die Freiheit, die im Maiensonnenscheine
Lustwandeln gieng an den kristallnen Wogen,
Sah's und erschrak, und flüchtete betrogen
Zur tiefsten Grotte, daß sie einsam weine.
Nun hat ein starker Nordwind sich erhoben,
Und hat mit scharfem Grimm das nebelgraue
Gewölk zurück vom Horizont geschnoben.
Nun auf, o Freiheit, deutsche Jungfrau, schaue
Getrost du wieder, wie vordem, nach oben,
Aus blauem Aug' empor zum Himmelsblaue.

TAYLOR INST. OXFORD

l.

„Der ich gebot von Jericho den Mauern:
Stürzt ein! und sie gedachten nicht zu stehen;
Meint ihr, wenn meines Odems Stürme gehen,
Die Burgen eurer Feinde werden dauern?
Der ich ließ über den erstaunten Schauern
Die Sonne Gibeons nicht untergehen:
Kann ich nicht auch sie lassen auferstehen
Für euch aus eurer Nacht verzagtem Trauern?

[18] Aus Fichtes letzter Rede: Es vereinigen sich mit diesen Reden und beschwören euch eure Vorfahren. Denket, daß in meine Stimme sich mischen die Stimmen eurer Ahnen aus der grauen Vorwelt, die mit ihren Leibern sich entgegen gestemmt haben der heranströmenden römischen Weltherrschaft, die mit ihrem Blute erkämpft haben die Unabhängkeit der Berge, Ebenen und Ströme, welche unter euch den Fremden zur Beute geworden sind. Sie rufen euch zu: vertretet uns, überliefert unser Andenken ebenso ehrenvoll und unbescholten der Nachwelt, wie es auf euch gekommen ist, und wie ihr euch dessen in der Abstammung von uns gerühmt habt. Bis jetzt galt unser Widerstand für edel und groß und weise, wir schienen die Eingeweihten zu sein und die Begeisterten des göttlichen Weltplans. Gehet mit euch unser Geschlecht aus, so verwandelt sich unsre Ehre in Schimpf, und unsre Weisheit in Thorheit. Denn sollte der deutsche Stamm einmal untergehen in das Römerthum, so war es besser, daß es in das alte geschehe, denn in ein neues. Wir standen jenem, und besiegten es; ihr seid verstäubt worden vor diesem."

Der ich das Riesenhaupt der Philistäer
Traf in die Stirn, als meiner Rache Schleudern
Ich in die Hand gab einem Hirtenknaben; —
Je höh'r ein Haupt, je meinen Blitzen näher!
Ich will aus meinen Wolken so sie schleudern,
Daß fällt, was soll, und ihr sollt Friede haben."

Die geharnischten Sonette entstanden im Jahr 1813 und erschienen im Jahr 1814 in Heidelberg. Schon 1811 hatte Rückert angefangen, sich in der Sonettenform zu üben, anfangs indem er ähnliche Stoffe dem Sonette zu Grunde legte, wie sie sich in seinen strophischen Liedern finden. Im Jahr 1812 dichtete er die erotischen Sonette auf Agnes. Jetzt packte ihn glühende Begeisterung für die Freiheit des Vaterlandes und nicht minder glühender Haß gegen die Unterdrücker, zumal gegen Napoleon selbst, und es entstanden die 32 geharnischten Sonette. Von den politischen Anschauungen, welche den Sonetten zu Grunde liegen, brauchen wir nicht zu reden; auf ihre nahe Verwandtschaft mit Fichte's Reden an die deutsche Nation ist in den Anmerkungen aufmerksam gemacht worden. Um wie viel einfacher, herzlicher, ungeschraubter ist die Sprache dieser Sonette, als sie sich sonst oft bei Rückert findet; an Stelle verschränkter, lang ausgezogener Satzgebilde sind meist einfache, kurze, wahrer Empfindung Ausdruck gebende Sätze getreten; absonderliche Wortgebilde sind mäßig angewandt; prägnante Kürzung durch Weglassung des Artikels kommt kaum vor. Auch die innere Melodie der Rede ist hier größer als man sie sonst bei Rückert zu finden gewohnt ist.

Wir fügen zum Schlusse folgendes Rückert'sche Sonett bei, das in der Erlanger Ausgabe die Aprilreiseblätter schließt:

Abschied des Sonettes.

Sonett, mein Knabe, komm heran, wir wollen
Abrechnen, deine Dienstzeit ist verstrichen;
Treu spielest du mit unveränderlichen
Bemühungen veränderliche Rollen:
Des Feindes Grollen und der Feindin Schmollen,
Den ritterlichen Kampf und minniglichen,
Die Liebe die erblüht, und die erblichen,
Und was du sonst noch hast vollführen sollen.
Gern geb' ich, willst du andern Herrn nun dienen,
Das Zeugnis dir: daß du bist wohl zu brauchen,
Und mit Verstand zu jedem Zweck zu lenken.
Wohl geh' es dir, als wie bei mir, bei ihnen!
Und daß sie nie dir einen Fuß verstauchen,
Und nie die zarten Glieder dir verrenken!

---

9. Die Gräber zu Ottensen.

1814.

Erstes Grab.

1. Zu Ottensen[1] auf der Wiese ist eine gemeinsame Gruft;
So traurig ist keine wie diese wohl unter des Himmels Luft.
2. Darinnen liegt begraben ein ganzes Volksgeschlecht:
Väter, Mütter, Brüder, Töchter, Kinder, Knaben, zusammen Herr und Knecht.[2]
3. Die rufen Weh zum Himmel aus ihrer stummen Gruft,
Und werden's rufen zum Himmel, wenn die Trommet' einst ruft.
4. Wir haben gewohnt in Frieden zu Hamburg in der Stadt,
Bis uns daraus vertrieben ein fremder Wüthrich hat.
5. Er hat uns ausgestoßen im Winter zur Stadt hinaus,
Die Hungernden, Nackenden, Bloßen, wo finden wir Dach und Haus?
6. Wo finden wir Kost und Kleider, wir zwanzigtausend an Zahl? —
Die andern schleppten sich weiter; wir blieben hier zumal.
7. Die andern nahmen die Britten und andre die Dänen auf;
Wir brachten mit müden Schritten bis hieher unsern Lauf.
8. Wir konnten nicht weiter keuchen, erschöpft war unsre Kraft;
Frost, Hunger, Elend und Seuchen, sie haben uns hingerafft,
9. Ein ungeheurer Knäuel, zwölfhundert oder mehr;
Es zieht sich über den Gräuel ein dünner Rasen her.
10. Der deckt nun unsre Blöße, ein Obdach er uns gab;
Man merkt des Jammers Größe nicht an dem kleinen Grab.

Zweites Grab.

11. Zu Ottensen an der Mauer der Kirch' ist noch ein Grab,
Darin des Lebens Trauer ein Held gelegt hat ab.

---

[1] Ottensen, als Daktylus zu betonen, ist ein Dorf bei Altona. — [2] Die scheinbar ungeheuerliche Ausdehnung des Verses (es sind jambisch-anapästisch gebaute Nibelungenverse) löst sich damit auf, daß man je ein zusammengehöriges Wortpaar: Väter Mütter; Brüder Töchter; Kinder Knaben, als Versfuß betrachtet und accentuiert, so daß das erste Wort jedes Paares die Senkung, das zweite Wort jedes Paares die Hebung repräsentiert; wenn man die einzelnen Paare dergestalt mit steigender Versbewegung liest und zugleich starke Pausen zwischen den Wortpaaren eintreten läßt, macht der Vers den Eindruck des gehäuften Knäuels. Kinder und Knaben sind Mädchen und Knaben, wie man denn in der Schweiz mancherorts die Mädchen nicht anders denn als Chinder kennet: ein Vater in Zürich hat drei Buben und ein Kind. Da jedoch dieser Gebrauch von Kind auf dieses enge Sprachgebiet eingeschränkt scheint, wird man besser thun, den Gebrauch von Kind unter dieser Bedeutung einer einseitigen Willkür des Dichters zuzuschreiben, der einen Gegensatz zu Knaben haben mußte und dafür Kind um so eher verwenden konnte, als dadurch eine alliterierende Formel entstand, die man auch schon im Mittelhochdeutschen mit derselben Bedeutung findet.

12. Geschrieben ist der Namen[3] nicht auf den Leichenstein;
Doch er sammt seinem Samen wird nie vergessen sein.
13. Von Braunschweig ist's der Alte, Karl Wilhelm Ferdinand,
Der vor des Hirnes Spalte hier Ruh' im Grabe fand.
14. Der Lorbeerkranz entblättert, den auf dem Hut er trug,
Die Stirn vom Schlag zerschmettert, der ihn bei Jena schlug;
15. Nicht, wo er war geboren, hat dürfen sterben er:
Von seines Braunschweigs Thoren kam irrend er hieher;
16. Umirrend mit den Scherben des Haupts von Land zu Land,
Das, eh' es konnte sterben, erst allen Schmerz empfand;
17. Das erst noch mußte denken der Zukunft lange Noth,
Eh' es sich durfte senken beschwichtigt in den Tod.
18. Jetzt hat sich's hier gesenket; doch hebt sich's, wie man glaubt,
Noch aus der Gruft, und denket, das alte Feldherrnhaupt.
19. Da sieht es die Befreiung nun wohl auf deutscher Flur,
Doch auch von der Entweihung die unvertilgte Spur,
20. Da sieht es der zwölfhundert Grabstätte sich so nah,
Und ruft wohl aus verwundert: ein Feldherr ward ich ja.
21. O Feldherrnamt, wie grausend! um mich den Feldherrn her
Gelagert sind die tausend, ein großes Schmerzenheer!
22. Euch hat auf andern Pfaden, und doch aus gleichem Grund,
Der Tod hierher geladen, ihr seid mit mir im Bund.
23. Daß ohne Todtenhemde ihr auf den Gräbern sitzt,
Das schmerzt mich, weil der Fremde noch geht im Purpur itzt.
24. Ist keiner mehr am Leben, den Purpur auszuziehn
Dem Fremden, und zu geben euch nackten Todten ihn?
25. Mit seinen dunkeln Schützen des Oels, mein wackrer Sohn,
Der könnte wohl euch nützen; doch fiel auch der nun schon.
26. Jetzt kann ich keinen nennen, da ihn der Tod geraubt;
Und schmerzlich fühl' ich brennen die Spalt' in meinem Haupt.

Drittes Grab.

27. Zu Ottensen, von Linden beschattet, auf dem Plan,
Ist noch ein Grab zu finden, dem soll, wer trauert, nahn!
28. Dort in der Linden Schauer soll lesen er am Stein
Die Inschrift, daß die Trauer ihm mag gelindert sein.
29. Mit seiner Gattin lieget und ihrem Sohne dort
Ein Sänger, der besieget den Tod hat durch ein Wort.
30. Es ist der fromme Sänger, der sang des Heilands Sieg,
Zu dem er, ein Empfänger der Palm', im Tod entstieg.
31. Es ist derselbe Sänger, der auch die Hermannsschlacht[4]
Sang, eh' vom neuen Dränger geknickt ward Deutschlands Macht.

---

[3] Seltene und ungute Form für Name. — [4] Ein Schauspiel Klopstocks, oder wie er es nannte, ein Bardiet für die Schaubühne, vom Jahr 1769.

32. Ich hoffe, daß in Frieden er ruht' indeß in Gott,
Nicht sah bei uns hienieden des Feinds Gewalt und Spott.
33. Und so auch ruht' im Grabe sein unverstört Gebein,
Als ob geschirmt es habe ein Engel vor'm Entweihn.
34. Es sind der Jahre zehen voll Druck und Tyrannei,
Voll ungestümer Wehen, gegangen dran vorbei.
35. Sie haben nicht die Linden gebrochen, die noch wehn,
Und nicht gemacht erblinden die Schrift, die noch zu sehn.
36. Wohl hat, als dumpfer Brodem[5] der Knechtschaft uns umgab,
Ein leiser Freiheitsodem geweht von diesem Grab.
37. Wohl ist, als hier den Flügel die Freiheit wieder schwang,
O Klopstock, deinem Hügel ertönt ein Freudenklang.
38. Und wenn ein sinn'ger Waller umher die Gräber jetzt
Beschaut, tret' er nach aller Beschaun an dies zuletzt.
39. Wenn dort ein trübes Stöhnen den Busen hat geschwellt,
So ist als zum Versöhnen dies Grab hierher gestellt.
40. Die Thränen der Vertriebnen, des Feldherrn dumpfe Gruft,
Verschwinden vor'm beschriebnen Stein unter'm Lindenduft;.
41. Wo wie in goldnen Streifen das Wort des Sängers steht:
Saat von Gott gesä't, dem Tag der Garben zu reifen.[6]

---

[5] Der Brodem, dicker Dunst aus heißer, kochender Flüssigkeit, dicker Dunst überhaupt; eine Nebenform ist Broden, die ältere Form Bradem. — [6] Ueber diese Inschrift, welche Kreuzung des Reimes veranlaßt hat, siehe unten.

Die Gräber zu Ottensen stehen in der Erlanger Ausgabe im ersten Buche der Zeitgedichte, 1814—1817; zuerst erschienen ist das Gedicht im Morgenblatt von 1817, sodann im „Kranz der Zeit", Stuttgart 1817. Nach den Strophen 24 und 25 des zweiten Grabes müßte das Gedicht zwischen dem Tode des Herzogs von Braunschweig-Oels und der Abdankung Napoleons, d. h. zwischen dem 16. Juni und 22. Juni 1815 geschrieben sein; doch braucht sich das nicht nothwendig auf das ganze Gedicht zu beziehen. Auch in den Gräbern zu Ottensen lebt eine warme Leidenschaft, die sich, ähnlich den geharnischten Sonetten, in einer einfach edeln, aus unmittelbar gefühlter Empfindung hervorgegangenen Sprache kundgiebt. Es giebt sehr wenig Rückert'sche Gedichte, die noch heute so von Herz zu Herzen gehen wie die Gräber zu Ottensen.

Bezüglich der historischen Thatsachen sei Folgendes erwähnt:

Erstes Grab. Marschall Davoust war schon 1811 durch Napoleon zum Generalgouverneur des hanseatischen Departements ernannt worden. Nach der Rückkehr vom russischen Feldzug und seit dem Beginn der deutschen Erhebung sprengte er im März die Elbbrücken von Dresden und Meißen und rückte dann nach Mecklenburg.

Am 31. Mai 1813 zog er in das vom russischen General Tettenborn verlassene Hamburg ein, das die Russen zehn Wochen lang besetzt gehabt hatten, und züchtigte nun die abgefallene Stadt mit unmenschlicher Grausamkeit. Es ward befohlen, daß jedermann sich auf sechs Monate verproviantieren solle. Wer das nicht konnte, ward ausgetrieben ohne Barmherzigkeit. Die Zuchthäuser wurden geleert, die Waisenkinder und Kranken aus der Stadt geschafft und viele Familien barbarisch auseinandergerissen. Gegen 30,000 Menschen hatte Davoust aus der Stadt treiben und die Wohnungen von mehr als 8000 niederbrennen lassen. Als die Franzosen längst über den Rhein zurückgekehrt waren, behielt er Hamburg besetzt und verließ es erst am 31. Mai 1814 auf Befehl Ludwig XVIII.

Zweites Grab. Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunschweig, ist geboren am 9. Oktober 1735. Seine Mutter war die Schwester Friedrichs des Großen. Der junge Fürst trat früh in die Dienste seines Oheims und wußte sich schnell dessen hohe Achtung zu erwerben; die Natur habe ihn zum Helden bestimmt, lautete schon 1757 Friedrichs des Großen Urtheil über Karl Wilhelm Ferdinand. Nach seines Vaters Tode, am 26. März 1780, nahm er sich der Regierung mit Ernst und Thätigkeit an. Im Jahr 1787 befehligte er das preußische Heer in dem glücklichen Feldzug, welcher der Wiedereinsetzung des Erbstatthalters der Niederlande galt. Als einer der ersten Feldherrn aus Friedrichs des Großen Schule berühmt, erhielt er sodann den Oberbefehl über den sog. Feldzug in die Champagne vom Jahr 1792. Er war schon 72 Jahre alt, als er 1806 beim Ausbruch des Krieges als Oberbefehlshaber an die Spitze des preußischen Heeres trat. In der Schlacht bei Auerstädt am 14. Oktober 1806 (bei Jena war er selbst nicht anwesend) durch einen Schuß beider Augen beraubt, mußte er sein väterliches Erbe verlassen, da Napoleon seine Familie depossediert hatte, und starb zu Ottensen am 10. November 1806.

Karl Wilhelm Ferdinands vierter und jüngster Sohn war Friedrich Wilhelm, geb. am 9. Okt. 1771. Schon 1786 ernannte ihn der König von Preußen zum Nachfolger seines Oheims, des Herzogs Friedrich August von Oels,* das er 1801 antrat. Nach seines Vaters Tode würde er, da sein ältester Bruder verstorben und die beiden andern Brüder blind waren, zur Nachfolge in der Regierung von Braunschweig gelangt sein, hätte nicht Napoleon das Herzogthum Braunschweig zu Westfalen geschlagen. Beim Ausbruche des Krieges gegen Oesterreich im Jahre 1809 warb er in Böhmen ein Freikorps, die sog. schwarzen Husaren, und zog mit diesem mitten

* Das Mediat-Fürstenthum Oels, 38 Quadratmeilen mit 96,000 Einwohnern, in Niederschlesien gelegen, hat öfter seine Herren vertauscht; 1792 fiel es durch Heirath an eine Nebenlinie des Hauses Braunschweig, bis es 1805 an Friedrich Wilhelm kam, der sich nun Braunschweig-Oels nannte.

durch das von Franzosen besetzte Land bis an die Nordseeküste, wo sich das ganze Korps nach England einschiffte. Am 22. Dez. 1813 zog er wieder als Herzog in Braunschweig ein, nahm 1815 von neuem am Kriege Theil und starb in der Schlacht bei Quatrebras am 16. Juni 1815 den Heldentod. Er ist der Vater des jetzt regierenden letzten Braunschweigers.

Drittes Grab. Darüber giebt Freimund Pfeiffer in „Göthe und Klopstock", Leipzig, 1842, folgende Auskunft: „Klopstock vergriff sich fast immer im Objekt, das kann sogar auch von dem Begräbnißplatze gelten, den der Dichter bei Meta's Bestattung für sich und die Seinen auswählte. Dieser Kirchhof hat so gar nichts Göttliches, Friedenathmendes, Poetisches. Wenige Schritte hinter den Klopstock'schen Grabsteinen erhebt sich die Ottenser Kirche. Dumpfe Luft umzieht das Mal, die Nachtigal meidet den Ort des zu regen Menschenverkehrs wegen, Blumen können auf der platten Grabesfläche des modrigen Schattens wegen nicht gedeihen. Die gar zu lange Inschrift ladet wenig ein, sie zu Ende zu lesen, und verstimmt wendet sich der Wanderer ab. Das siehst du stündlich an heitern Frühlings- und Sommerstagen. Die Linde ist wahrhaft herrlich und trotz ihres Alters gesund von unten bis oben. Sie zählt jetzt bald hundert Jahre und wurde für Meta 1758 gepflanzt. In der Ode „Das Wiedersehen" hat der Dichter sie besungen:

Lang sah ich, Meta, schon dein Grab
Und seine Linde wehn;
Die Linde wehet einst auch mir,
Streut ihre Blum' auch mir.

Das singt der treue Liebende im Jahre 1797. Es ist doch wohl ein schönes Ding um die Treue, die über das Grab hinausgeht!

Du wünschest die Inschriften. Hier folgen sie. Ueber Klopstocks wie über Meta's Stein wiegen sich zwei Garben. Ersterer ist noch mit einer ungraziösen Allegorie versehen: Die Religion, an einen Aschenkrug gelehnt, deutet gen Himmel.

Meta's Grab.

Saat von Gott gesäet dem Tage der Garben zu reifen.
Margareta Klopstock
Erwartet da wo der Tod nicht ist
Ihren Freund ihren Geliebten ihren Mann
Den sie so sehr liebt
Und von dem sie so sehr geliebt war
Aber hier aus diesem Grabe
Wollen wir miteinander auferstehn
Du mein Klopstock und ich und unser Sohn
Den ich dir nicht gebären konnte
Betet den an der auch gestorben begraben
Und auferstanden ist.
Sie ward gebohren den 16. März 1728
Verheirathet den 10. Juni 1754
Und starb den 28. November 1758.
Ihr Sohn schlummert in ihrem Arme.

Diese Grabschrift rührt von Klopstock her und gehört zu den besten, die wir haben, sie ist einfach, gefühlvoll und frei von aller schwülstigen Sentimentalität. Weniger gilt dies von den Worten auf Klopstocks Stein, als deren Verfasser mir Stolberg genannt wurde.

Klopstocks Grab.

Saat von Gott gesäet dem Tage der Garben zu reifen.
Bei seiner Meta und bei seinem Kinde ruhet
Friedrich Gottlieb Klopstock
Er ward gebohren den 2. Juli 1724
Er starb den 14. März 1803.
Deutsche nahet mit Ehrfurcht und mit Liebe
Der Hülle eures grössten Dichters
Nahet ihr Christen mit Wehmuth und mit Wonne
Der Ruhestätte des heiligen Sängers
Dessen Gesang Leben und Tod Jesum Christum pries
Er sang den Menschen menschlich den Ewigen
Den Mittler Gottes unten am Throne liegt
Sein grosser Lohn ihm eine goldne
Heilige Schale voll Christenthränen.
Seine zweite liebende und geliebte Gattin
Johanna Elisabeth
Setzte diesen Stein anbetend den
Der für uns lebte starb begraben
Und auferstanden ist.

Bei den Rückert'schen Versen fragst du nach den beiden andern besungenen Gräbern „zu Ottensen auf der Wiese“ und „zu Ottensen an der Mauer“. Die Gruft des Alten von Braunschweig, Karl Wilhelm Ferdinands, der hier sein Heldenleben am 10. Nov. 1806 niederlegte, zeichnet sich durch nichts aus. Ob der Neffe Friedrichs des Großen, den des Onkels Lorbeeren nicht schlafen ließen, in der Heimat ein würdiges Denkmal erhalten hat, weiß ich nicht. Am dritten Grabe habe ich einen stillen Abend zugebracht. Fern vom Strom des Lebens erhebt sich auf saftig grüner Wiese unter Birken und Weiden ein grauer steinerner Würfel. Unter diesem schlafen die „Väter, Mütter, Brüder, Töchter, Kinder, Knaben“, dreizehnhundert Häupter, die durch Davoust aus Hamburg vertrieben, nach obdachlosem Umherirren verhungert und erfroren hier Frieden fanden. Der Dichter sagt recht: Man merkt des Jammers Größe nicht an dem kleinen Grab.

Sorglos sangen die Abendlerchen, und des Hirten Weidenflöte tönte darein, die Pflüger zogen langsam dem Dorf zu, und Niemand dachte des Jammers unter der dünnen Rasendecke. Mir aber ertönten unter wunderbarem Schauern die ewigen Worte in der Seele: Kommt her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!“

10. Allgemeines Grablied.[1]

1. Saat von Gott geſä't, zu reifen
Auf der Garben großen Tag![2]
Wie viel Sicheln ſind zu ſchleifen
Für ſo reichen Erntertrag,
Als in allen deutſchen Gauen
Hat der Tod geſä't mit Grauen.

2. Saat ſie all', und alle Garben
Werden ſie dereinſtmal ſein;
Alle, die im Kampfe ſtarben,
Ruh' in Frieden ihr Gebein!
All die große Volksgemeinde,
Und mit Freunden ſelbſt die Feinde.

3. Wenn des Lebens Stürme brauſen,
Feinden ſich die Menſchen an,
Können nicht zuſammen hauſen,
Friedlich gehn auf einer Bahn;
Wenn des Odems Hauch entwichen,
Iſt der Hader ausgeglichen.

4. Die einander mußten morden,
Von des Lebens Drang verwirrt,
Ruhn in ſtiller Eintracht Orden
In den Gräbern ungeirrt;
Einſt vor Gottes Richterſchranken
Werden ſie ſich auch nicht zanken.

5. Blumen nicht die blutigrothen
Werden nur der Gruft entblühn,
Sondern Lieb- und Friedensboten,
Weiß- und Blau und ſtilles Grün.
Wenn dazwiſchen Lüfte ſtöhnen,
Wird's nicht wie ein Kriegslied tönen.

---

[1] Ebenfalls aus dem erſten Buche der Zeitgedichte, 1814—1817, der Erlanger Ausgabe, erſchien zuerſt im „Kranz der Zeit". — [2] Pſalm 126, 6: Sie gehen hin und weinen, und tragen edlen Samen; und kommen mit Freuden, und bringen ihre Garben.

11. Die Straßburger Tanne.[1]

1. Bei Straßburg eine Tanne, im Bergforst, alt und groß,
Genannt bei Jedermanne die große Tanne blos,
Ein Rest aus jenen Tagen, als dort noch Deutschland lag,
Die ward nun abgeschlagen an diesem Pfingstmontag.

2. Da kamen wie zum Feste zusammen fern und nah
In ganzen Scharen Gäste, und sahn das Schauspiel da.
Sie jauchzeten mit Schalle, als niedersank ihr Kranz,
Und hielten nach dem Falle im Forsthaus einen Tanz.

3. Hat einer wohl vernommen, was, als die Wurzel brach,
Im Herzen tief beklommen zuletzt die Tanne sprach?
Ein Wiederhall vernahm es, der trug von Ziel zu Ziel
Es weiter, und so kam es hier in mein Saitenspiel.

4. So sprach die alte Tanne: Ich stehe nun der Zeit
Hier eine lange Spanne in dieser Einsamkeit,
Von dieses Berges Gipfel mich streckend in die Luft;
Es weht um meine Wipfel noch der Erinnrung Duft.

5. Ich sah in alten Zeiten die Kaiser und die Herrn
Im Lande ziehn und reiten; wie liegt das heut so fern!
Da mocht ich wohl mit Rauschen sie grüßen in der Nacht,
Und mit den Winden tauschen Gespräch von deutscher Macht.

6. Dann kam die Zeit der Irrung, des Abfalls in das Land,
Voll schmählicher Verwirrung, da ich gar traurig stand;
Es klirrten fremde Waffen, es zuckte mir durch's Mark,
Ich sah die Zeit erschlaffen, und blieb kaum selber stark.

7. Den Himmel sah ich säumen ein neues Morgenroth,
Es scholl aus fernen Räumen der Freiheit Aufgebot;
Ich sah aus alten Bahnen die neuen Deutschen gehn,
Die lang' entwohnten Fahnen vom Rheinstrom her mir wehn.

8. Da schüttelten die Winde mein altes Haupt im Sturm,
Vor Schreck entsank der Rinde, der sie genagt, der Wurm:
Nun werden deutsch die Gauen, vom Wasgau bis zur Pfalz;
Und wieder wird man bauen hier eine Kaiserpfalz.

9. Doch als das große Wetter eilfertig, ohne Spur
Wie Windeshauch durch Blätter, dahier vorüberfuhr —
Mein Gipfel ist geborsten, es wird nicht mehr der Aar
In diesen Forsten horsten, der meine Hoffnung war.

---

[1] Aus dem zweiten Buche der Zeitgedichte, 1814–1817.

10. Lebt, Adler, wohl und Falken! Ich fall' in Schmach und Graus.
Und gebe keinen Balken zu einem deutschen Haus;
Man wird hinab mich schleppen, und drunten aus mir nur
Versehn mit neuen Treppen Mairie und Präfektur.[2]

11. Doch, jüngre Waldgeschwister, ihr hauchet frischbelaubt
Theilnehmendes Geflüster um mein erstorbnes Haupt;
Euch alle sterbend weih' ich zu schönrer Zukunft ein,
Und also prophezei ich, wie fern die Zeit mag sein:

12. Einst einer von euch allen, wenn er so altergrau
Wird, wie ich falle, fallen, giebt Stoff zu anderm Bau,
Da wohnen wird und wachen ein Fürst auf deutscher Flur;
Dann wird mein Holz noch krachen im Bau der Präfektur.

[2] Amthäuser des Maire und des Präfekten.

Die Verzichtleistung Deutschlands auf das Elsaß im ersten und zweiten Pariser Frieden wurde bekanntlich von den deutschen Patrioten mit Unwillen aufgenommen. „Freund, mit unsern glorreichen Zeiten, schreibt Rückert am 2. Mai 1815, sieht es sehr schlecht aus. Die bewegenden lebenden Ideen stecken nicht in den Häuptern, wo sie auf's Ganze wirken könnten, und dieses ist noch immer todt, schaal und nichtig. Nun sollen die Völker wieder bluten, um die Schmach des Pariser Friedens wieder zu erkämpfen; das ist das allerhöchste, was zu hoffen steht, wenn Gott nicht den Rath der Fürsten zu nichte macht." Derselben Gesinnung waren Stein, Gneisenau, Blücher, Görres, Arndt, dessen Schrift von den natürlichen Grenzen die Diplomatie der Fürsten vernichtend abfertigte.

12. Die Bäume und der Wandrer.

Die Bäume.

1. Ach, wie ist der Mensch so eitel,
Dessen Scheitel
Locken trägt gleich unserm Laub;
Daß er doch, statt still zu stehen,
Lieber gehen
Will hinaus im Straßenstaub!

2. Zu uns kommen Thau und Lüfte,
Und die Düfte,
Und das süße Himmelslicht;
Drum zu wandern in die Ferne,
Thun wir gerne —
Thätest du's doch auch! — Verzicht.

3. Ist dir hier nicht Licht gegeben,
Um zu leben?
Und den Schatten geben wir.
Warum willst du denn dich treiben.
Und nicht bleiben?
Bleibe, bleibe, bleibe hier!

4. Nimm doch uns an zu Genossen,
Die wir sprossen
In den Grund, den Gott uns gab;
Wir sind grün; was kann dir's frommen,
Daß genommen
Du den dürren Wanderstab?

5. Willst du gleichen deinem Stabe
Bis zum Grabe?
Dem so Blüt' als Frucht gebricht!
Willst du niemals Wurzeln schlagen,
Früchte tragen?
Willst du oder kannst du nicht?

Der Wandrer.

6. Ob ich nicht will, ob ich nicht kann,
Ich kann's und will's nicht sagen;
Es treibt mich eben jetzt vondann,
Und Zeit ist's nicht zu klagen;
's muß eben auf dem Erdenrund
Auch wandernde Bäume geben.
Ihr wurzelt fort in eurem Grund!
Gott segn' eu'r ruhiges Leben!

7. Und komm' ich jemals wo dazu,
Die Wurzeln einzusenken,
So will ich dann gewiß in Ruh
An euch, ihr Guten, denken.
Jetzt aber, eh' hier den Straßenstaub
Aufwühlen die Morgenwinde —
Behüte Gott eu'r grünes Laub!
Ich ziehe davon geschwinde.

Zuerst gedruckt im Morgenblatt 1817, in der Erlanger Ausgabe unter den vermischten Gedichten 1815—1816, Bd. IV, Seite 34. Das Gedicht ist eine Allegorie auf Rückert's eigene Lebensanschauung. Rückert hat zeitlebens nie mögen in einen engen, schulmäßigen Beruf eintreten. „Nicht lehren will ich, sondern lernen," schreibt er 1814 an Schubart. Eine Vierzeile lautet:

„Wie wird der Beruf dir ein so schwerer,
Der gar so leicht geht andern ein?“
Niemand ist gewesen mein Lehrer,
Drum kann ich Niemands Lehrer sein.

Im Liebesfrühling heißt es:

Liebchen, meine Freunde rathen, edlem Lehrstand mich zu weihn,
Auszustreuen goldne Saaten in der Jugend frische Reihn.
Ob in mir ich solche Körner heg', ist wenig mir bewußt;
Sie zu säen zwischen Dörner, hab' ich völlig keine Lust.
Bin ich selbst doch in der Wilde aufgewachsen ohne Zucht.
Ohne daß ich andre bilde, will ich tragen meine Frucht.
Bin geworden, was ich konnte; werd' ein jeder, was er kann!
Wie ich mich an keinem sonnte, biet' ich Licht auch keinem an.
Sollt' ich ernst gelehrte Sachen pred'gen? Mir ein schlechter Spaß.
Oder lehren Verse machen? Selber kann ein jeder das.
Liebchen! Ab vom Lehrerstuhle wendet sich zu dir mein Sinn.
Wo ich halten soll die Schule, mußt du sein die Schülerin.
Meine Weisheit will ich träufen dir mit Küssen in die Brust,
Alle Geistesblüthen häufen um dich her zu Schmuck und Lust.
Warum sollt' ich meine Saaten fremden Feldern anvertraun,
Da mich Gott so wohl berathen, daß ich darf mein eignes baun?
Pflanzen will ich stets vom frischen, und mich meiner Ernten freun,
Und kein Fremder soll mir zwischen meinen Waizen Unkraut streun.

Die Allgorie „die Bäume und der Wanderer,“ ist eine Antwort Rückert's, des Wanderers, auf die wiederholten und dringenden Aufforderungen von Leuten, die in Amt und Würde saßen, sich auch eine sichere Stellung zu verschaffen; eine Eitelkeit sei es vom Dichter, sich nicht binden lassen zu wollen und dafür draußen bei allerlei Volk Straßenstaub zu schlucken; bei ihnen, den Professoren, Räthen und Doktoren, bei ihnen sei Licht, Amt, Ehre; sie würden gern dafür sorgen, daß auch er Ehre erhielte; ihr Amt sei ihnen von Gott gegeben; sie erzielen Früchte; er bringe keine Frucht. Der Wanderer kann den Grund seiner Wanderungen nicht angeben; er weiß ihn ja selber nicht; es ist einmal seine Natur; und er will den Grund nicht sagen; denn wenn er ihn wüßte, sie würden ihn doch nicht verstehen. Es ist nun einmal so und wird daher recht sein. Wenn er aber einmal dazu kommen sollte, dann will er gewiß die guten Räthe befolgen, für heute jedoch — behüte Gott eur grünes Laub! Ich ziehe davon geschwinde.

Dasselbe Bild vom früchtetragenden Baum findet sich unter den Haus- und Jahrsliedern in dem Gedichte: Noch eine Einladung, nur daß hier umgekehrt der Dichter für sich in Anspruch nimmt, sein Baum müsse für alle Welt Früchte tragen; Strophe 1 lautet hier:

Daß ich mich doch nie dem Traum,
Nie doch kann entschlagen,
Daß für alle Welt mein Baum
Müsse Früchte tragen!
Der mit Schatten mich erfrischet,
Hausbedarf mir aufgetischet —
Ach, daß ins Behagen
Immer störend sich die Sehnsucht mischet.

13. Der Künstler und sein Publikum.

1. Der Stumme sprach zum Blinden: Mir würd' ein Gefall'n geschehn,
Könnt' ich den Harfner finden; hast du ihn nicht gesehn?
Ich selber mache so vieles mir nicht aus Harfenton;
Doch wünscht' ich sehr, er spiel' es für meinen tauben Sohn.

2. Der Blinde sprach: So eben hab' ich den Mann gesehn;
Mein lahmer Läufer daneben soll ihn zu holen gehn.
Da lief der lahme Läufer, wie man Befehl ihm gab,
Schnell lief er nach dem Harfner die Straßen auf und ab.

3. Der Harfner kam gegangen, und machte seinen Gruß;
Er hatte keine Arme, und spielte mit dem Fuß.
Er spielte, daß vor Entzücken der Taube war ganz Ohr,
Der Blind' ihn maß mit Blicken, der Stumme jauchzt' empor.

4. Der Lahme ließ zum Tanze sich an und sprang mit Macht.
Beisammen blieb die ganze Gesellschaft bis in die Nacht.
Und als sie nun sich schieden, war mit des Harfners Kunst
Das Publikum zufrieden, und er mit dessen Gunst.

Zuerst gedruckt 1827 in „Huldigung den Frauen, Taschenbuch von J. F. Castelli;" in der Erlanger Ausgabe steht das Gedicht unter den Vermischten Gedichten 1815—1818. Die Erzählung soll wohl eine Satire sein auf die Einsicht oder besser Nichteinsicht des großen Haufens gegenüber den Werken des Dichters. Sie ist übrigens schon ältern Datums und findet sich unter Andern ganz ähnlich bei Harsdörffer, dem Nürnberger Pegnitzschäfer, wo sie folgendermaßen lautet:

Ein alter stummer Mann bat einmal einen Blinden,
Er sollte schauen zu, ob irgendwo zu finden
Ein Geiger, seinem Sohn, der taub, zu spielen auf.
Der Blinde sagte ja, schickt auch in schnellem Lauf
Den lahmen Jungen hin, der ihn sonst pflegt zu leiten.
Den Geiger holt er her, er spielt auf seinen Saiten,
Doch hatt' er keine Hand. Der Taube hörte zu,
Der Blinde sah ihn an, der Lahme sonder Schuh
Tanzt in der Stuben um, der Stumme mußt sie loben,
Dieweil sie insgesammt erwiesen Meisterproben.
Nun rathet alle her und sagt mir, was ich mein'?
Er soll, der es erräth, zu Schweigheim Rathsherr sein.

---

14. Begrüßung des Wanderers im unbesuchten Thal.[1]

1. Wo von keines Menschen Tritte je gezeichnet ward die Spur,
Und in stiller Oeden Mitte mit der schweigenden Natur
Wohnten ihre Kinderscharen, Blumen, und ich Nachtigall,
Denen nur Gespielen waren Sonne, Luft und Wiederhall —

2. Daß du hier dich hergekehret, ob aus Zufall, ob aus Wahl,
Durch dein Kommen hochgeehret fühlen wir uns allzumal,
Und sobald wir es vernahmen, gaben sie den Auftrag mir,
Daß ich sollt' in aller Namen dich willkommen heißen hier.

3. Alle Blumen stehn am Wege in dem schönsten Feierkleid,
Und die Vögel im Gehege singen hellen Widerstreit.
Alle streben auszudrücken ihren hocherfreuten Sinn;
Möcht' es mir vor allen glücken, denn ich bin die Sprecherin.

4. Wir in unsern Einsamkeiten wüßten selbst nicht, was uns fehlt,
Hätten Lüfte nicht zu Zeiten, wandernde, es uns erzählt:[2]
Wie da draußen Menschen wallen, die mit offnem Aug' und Ohr
Merken auf der Nachtigallen, achten auf der Blumen Chor.

5. Hier bei uns ist Tag und Sonne, Schatten, Nacht und Sternenlicht;
Doch das ist die rechte Wonne und die rechte Freude nicht.
Denn die Sonne kann nicht blicken, wie ein Menschenauge blickt,
Das nicht will allein erquicken, sondern selbst sich auch erquickt.[3]

6. Und die Blume, wie sie blühte, so verwelkt sie, ungesehn,
Keinem fühlenden Gemüthe Bild der Luft und Bild der Weh'n.
Ein bedeutungsvolles Zeichen, sterben in der Liebe Hand:
Keine hier ist von den bleichen Blüten, die das Glück empfand.

7. Und ich selber mit der Kehle, der des Wohllauts Wog' entquillt:
Wozu das, wenn keine Seele meinem Lied entgegenschwillt?
Mit dem Wiederhall zu scherzen, Sinnigem genügt's nicht lang';
Felsen haben keine Herzen, Eitle freuet eigner Klang.

8. Aber stolz, nicht eitel, heute fühlet sich das Thal mit mir,
Da du aller Wandersleute erster uns dich zeigest hier.
Weil es einmal eingetroffen, und hierher du fandst die Bahn,
Ist es fortan auch zu hoffen, daß sich werden andre nahn.

---

[1] Zuerst abgedruckt im Morgenblatt 1817. In der Erlanger Ausgabe unter den vermischten Gedichten 1815—1818, IV, 38. — [2] Hier waren nach Beyer im Morgenblatt folgende Zeilen eingeschaltet:

Was wir hörten von den Lüften, wenn sie bei uns eingekehrt,
Machte, daß in unsern Klüften tiefe Sehnsucht uns verzehrt.
Vieles wußten wir zu sagen, wie es draußen schöner sei,
Lebensvolleres behagen, als in unsrer Siedelei.

[3] Hier war eingeschaltet:

Blumen öffnen sich dem Segen, der vom Himmel niederträuft,
Schütteln wieder ab den Regen, der in Tropfen sich verläuft,
Sonnenstrahl berührt sie wieder, küßt die vollen Kelche leer;
Doch die Blume senkt sich nieder, stirbt, und aufersteht nicht mehr.

9. Bliebest du in unsrer Mitte! aber kann es nicht geschehn,
Wolltest mit zu schnellem Schritte hier doch nicht vorübergehn:
Daß die fernen und die nahen, Alle, die neugierig sind,
Können, was sie nie noch sahen, sehn: ein wandernd Menschenkind!

10. Brich, sie werden's gerne leiden, Alle, die du willst und liebst;
Und die andern sind bescheiden, wenn du ihnen Blicke giebst;
Gieb ein Ohr auch meinen Vettern, die im Busche wurden wach;
Und mein allerlautstes Schmettern ruft dir in die Ferne nach.

Was oben Seite 21 von „des Schäfers Grabmahl" bemerkt wurde, gilt in noch höherm Maße von der „Begrüßung des Wanderers im unbesuchten Thal". So begeisterte Freunde und Lobredner dieses Gedicht gefunden hat und noch finden wird, so sehr wird es auch die Schärfe der Kritik herausfordern. Dort, in des Schäfers Grabmahl, war doch noch ein Ansatz zu einem Märchen, in dem etwas geschieht; hier ist das ganze Gedicht nur eine wohlgesetzte Predigt der Nachtigall Namens der unbewußten Waldbewohner an den Menschen, welcher zuerst den Wald betreten hat. Klopstock hatte der nüchternen und dabei sentimentalen Naturbeschreibung, wie sie von Thompson, Brockes, Kleist geübt worden war, ein Ende gemacht, so daß die Klassiker fast ausschließlich das Menschenleben als Schauplatz der Dichtung gelten ließen. Die Romantiker setzten die Natur wieder in verlorene Rechte ein, in dem sie ihr ein gewisses selbständiges Leben zuerkannten. Aber nicht alle wußten das Naturleben so innig und edel mit dem Menschenleben zu verbinden, wie es Uhland verstanden hat, dessen herrliches Urtheil über Naturdichtung in den „deutschen Dichtern", Bd. 1, Seite 77 der fünften Auflage, mitgetheilt worden ist. Die Freude an solcher Dichtung war damals groß, und es ist z. B. bezeichnend, was Braun in seiner Schrift, Friedrich Rückert als Lyriker, Siegen und Wiesbaden, 1844, gerade über diese Seite der Rückert'schen Dichtung gesagt hat: „Wie Rückert's ganzes Leben nur eine schöne Regung der Natur ist, so muß deren Abbild auch seine Dichtung sein. Und wie die Natur auch ewig jung bleibt, wie immer wieder ein Frühling kommt, wie es ewig knospt und keimt und blüht, wie es murmelt und weht und säuselt, so muß auch aus seiner Dichtung eine ewige Jugend zu uns reden. Sie redet zu uns. Wie der Erdgeist in den Adern der Blumen emporsteigt, daß sie grünen und blühen, so zieht ein klarer Strom jenes Geistes in Rückert's Brust und lockt aus ihr die Blüthen. Rückert versteht die Sprache jeder Pflanze, das stille Lied jedes Waldes, den Kuß und das Wesen jeglichen Windes; und was nur aus seinen Gedichten so süß an das Herz schwellt, so anmuthig befängt, ist eben jenes Pflanzenleben, jenes Waldlied, jener frische, belebende Lufthauch. Ueber dem Lesen wird uns, als lägen wir draußen an heimlicher Quelle und horchten sinnend, in halbem Traume, hinaus, als tönten von Ferne die Abendglocken

und brächten uns einen Gruß der Liebe, als schauten wir in helle, freudige Blumenkelche und sähen die Sommervögel fliegen und hörten die Bienen schwirren." Dem gegenüber darf betont werden, daß von einer jugendlichen Naturauffassung in unserm Gedichte wenigstens wenig gespürt wird, es müßte denn sein, daß die Rhetorik, die hier eine große Rolle spielt, etwas ächt Jugendliches sein sollte. Schon der sprachliche Ausdruck ist übermäßig rhetorisch ausstaffiert, wir machen auf die beiden ersten langathmigen Strophen aufmerksam; und die ganze Frage, um die es sich hier handelt, ob die Natur dem Menschen von Natur befreundet sei, ist eigentlich eine müßige. Mit ganz demselben Rechte könnte und ist schon das Gegentheil behauptet worden.

---

15. Aus der Jugendzeit.

1. Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit,
Klingt ein Lied mir immerdar;
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war!

2. Was die Schwalbe sang, was die Schwalbe sang,
Die den Herbst und Frühling bringt:
Ob das Dorf entlang, ob das Dorf entlang,
Das jetzt noch klingt?

3. „Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer;
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War alles leer!"

4. O du Kindermund, o du Kindermund,
Unbewußter Weisheit froh,
Vogelsprachekund, vogelsprachekund,
Wie Salomo!

5. O du Heimatflur, o du Heimatflur,
Laß zu deinem heil'gen Raum
Mich noch einmal nur, mich noch einmal nur,
Entfliehn im Traum!

6. Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
War die Welt mir voll so sehr;
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
Was alles leer.

7. Wohl die Schwalbe kehrt, wohl die Schwalbe kehrt,
Und der leere Kasten schwoll;
Ist das Herz geleert, ist das Herz geleert,
Wird's nie mehr voll.

8. Keine Schwalbe bringt, keine Schwalbe bringt
Dir zurück, wonach du weinst;
Doch die Schwalbe singt, doch die Schwalbe singt
Im Dorf wie einst:

9. „Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer;
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War alles leer!“

Zuerst abgedruckt in Wendts Musenalmanach 1831; in der Erlanger Ausgabe steht es Bd. II unter den „Italiänischen Gedichten“ und fällt daher in's Jahr 1817 oder 1818. Der Schwalbenspruch lautet nach Grimm, Altdeutsche Wälder II, 88, mit der Anmerkung: „mündlich, es ahmt den Gesang der Schwalben nach, das letzte Wort wird gezogen“:

Wenn ich wegzieh, wenn ich wegzieh,
sind Kisten und Kasten voll!
Wann ich wiederkomm, wann ich wiederkomm,
ist alles verzehrt.

In Simrocks Kinderbuch steht neben dem Schwalbenspruch noch folgender:

Als ich auszog, auszog,
Hatt ich Kisten und Kasten voll,
Als ich wiederkam, wiederkam,
Hatte der Sperling,
Der Dickkopf, der Dickkopf,
Alles verzehrt.

Schmeller hat folgenden bayerischen Schwalbenspruch:

Fernd wie wir fort sind, warn alle Kisten und Kasten voll,
Heuer wie wir kommen sind, finden wir alles leer:
Habt es alls vertitschelt und vertätschelt!

Wenige Lieder Rückerts sind in dem Maße Kinder ächtester, unmittelbarer Dichtung wie dieses; Melodie der Rede, architektonischer Bau des Ganzen, Einfachheit des Ausdrucks, verbunden mit dem Umstande, der auch nicht eben allzuoft bei Rückert eintritt, daß eine erlebte Empfindung dem Lied sein Dasein gegeben hat, alles das hat dem Liede früh große Verbreitung gegeben, zumal in der bekannten Melodie von Conradin Kreutzer. Wir bemerken an dieser Stelle, daß Hoffmann v. Fallersleben in den „volksthümlichen Liedern“ bloß vier Rückert'sche bringt; außer unserm Schwalbenliede den alten Barbarossa, Der Himmel hat eine Thräne geweint, und das Abendlied.

---

16. Die zwei und der dritte.

1. Phantasie, das ungeheure Riesenweib,
Saß zu Berg,
Hatte stehen neben sich zum Zeitvertreib
Witz, den Zwerg.
Der Verstand
Seitwärts stand,
Ein proportionierter Mann,
Sah das tolle Spiel mit an.

2. Phantasie sich halben Leibs zum Himmel hob;
Einen Stern
Faßte sie und schwang ihn, daß es Funken stob
Nah und fern.
Fiel der Witz
Wie ein Blitz
Drüber her, und faßt den Schein
In die kleinen Taschen ein.

3. Phantasie zur Wolke, die vorüberflog,
Streckt die Hand,
Sich die Wolke purpurn um die Schultern zog
Als Gewand.
Witz versteckt
Drunter steckt;
Wie sich nur ein Fältchen ruckt,
Witz heraus mit Lachen guckt.

4. Phantasie mit Donnersturm thut auf den Mund,
Witz verstummt;
Schweigt die Riesin, thut sogleich der Zwerg sich kund,
Pfeift und summt.
Der Verstand
Hält nicht Stand,
Geht und spricht: Das mag ich nicht,
Denn das sieht wie ein Gedicht.

Zuerst gedruckt im Morgenblatt 1817; in der Erlanger Ausgabe findet es sich doppelt, einmal im sechsten Buche der Jugendlieder 1811—1815, dann in den Bausteinen zu einem Pantheon. Das Gedicht ist überaus bezeichnend für die Rückert'sche Dichtung; ihm ist die Phantasie nicht, wie sie es für Göthe war, eine persönliche Kraft seiner Seele, deren sich freilich der Dichter wohl bewußt war als einer besondern Kraft und die auch er der Weisheit und der Hoffnung

gegenüberstellen mochte (siehe Göthe's: Meine Göttin, Deutsche Dichter, fünfte Auflage, Bd. I, S. 587); Rückert erscheint die Phantasie vielmehr als eine außer ihm liegende und wirkende, ungebundene Naturkraft, der nicht die Weisheit, welche auch nur dem Individuum zukommt, sondern der Witz und der Verstand gegenübertritt, so zwar, daß, wo die Phantasie wirkt, der Witz sich verkriecht; wo der Witz spricht, die Phantasie verstummt. Phantasie und Witz sind die Zwei; als der Dritte tritt der Verstand auf, der doch mit der Einbildung zusammen der Vater des Witzes zu sein pflegt; Rückert muß offenbar Witz und Verstand sich weniger verwandt denken; ihm ist der Verstand das, was dem Gedicht gerade entgegengesetzt ist, der hausbackene Verstand, während der höhere Verstand, der zu spielen versteht, noch zur Dichtung engere Beziehungen hat. Wie nun hier im Gedichte Phantasie und Witz einander gegenübergestellt sind, gerade so ist es in den Dichtungen Rückerts selber; die Kräfte wirken von außen mehr als von innen heraus und bringen es darum selten zu einer innigen, einheitlichen Stimmung.

---

17. Das Weinhaus.

(1819.)

Manch Jahr ist's her, seit mein letztes Buch
Versetzt für rothen Wein ist,
Und über die Schenke durch meinen Spruch
Gekommen ein Heiligenschein ist.

Mein Bethaus, Wohn- und Arbeitshaus
Ist nun beisammen im Weinhaus;
Und ehr bringt hier kein Mensch mich heraus,
Als einst der Tod in's Gebeinhaus.

Bei unserm souverainen Wirt
Bin erster Günstling ich worden;
Er hat mich geziert, daß es klirrt und flirrt,
Mit sämmtlichen Weinhausorden.

O einsichts-, nachsichtsvoller Monarch!
Er läßt uns freie Begierde,
Und wenn wir es treiben recht bunt und arg,
Das rechnet er uns zur Zierde.

Ihr Weisen aus andern Monarchien,
Wo man euch knappet die Zügel,
Ihr müsset in unsern Freistaat ziehn,
Um frei zu regen die Flügel.

Kommt und vertrinket die Bücher auch,
Und habt ihr im Kopfe Schriften,
So löschet sie aus mit des Weines Hauch,
Damit sie nicht Unrath stiften.

[1] Aus den östlichen Rosen, gedichtet 1819, erschienen zuerst 1822. Ueber ihren Charakter siehe die Einleitung, Seite 8.

18. Die drei Frühlingstage.[1]

(1819.)

Jugend, Rausch und Liebe sind
Gleich drei schönen Frühlingstagen;
Statt um ihre Flucht zu klagen,
Herz, genieße sie geschwind!
Herz, genieße sie geschwind!
Statt um ihre Flucht zu klagen!
Gleich drei schönen Frühlingstagen
Jugend, Rausch und Liebe sind.

[1] Aus den östlichen Rosen. Der Strophenbau ist derselbe, wie er sich in dem Liede Walthers von der Vogelweide findet: Nieman kan mit gerten etc.

19. Heim.[1]

(1819.)

Gott geleite die armen traurigen Kranken heim!
Gott geleite die müden irren Gedanken heim!
Gott verleihe dir einen Stab der Geduld, mein Herz!
Müder Wanderer, um am Stabe zu wanken heim.
Gott verleihe dir einen gnädigen Hauch, mein Schiff!
Aus den Wogen des Unbestandes zu schwanken heim!
Alle Triebe, dem dunklen Schoße der Erd' entblüht,
Aufwärts ringen sie, sich zum Lichte zu ranken heim.
Alle duftigen Blütenstäubchen der Frühlingsluft,
Rastlos sprühen sie, bis zum Staube sie sanken heim.
Also sehnet Hafisens Seele sich himmelwärts,
Und sein Irdisches zu den irdischen Schranken heim.

[1] Aus den Gaselen der östlichen Rosen.

Gasel, andere schreiben Ghasel oder Ghazel, ist ein arabisches Wort und bedeutet Liebesrede, Liebesgedicht. Perser, Araber und Türken bedienen sich gern dieser Form. Ein Gasel ist ein aus gepaarten Versen aufgebautes Gedicht, deren erstes Paar den Reim anschlägt, worauf sämmtliche folgende Paare bloß mit dem zweiten, also dem geraden Verse antworten; die ungeraden Verse vom zweiten Verspaare abwärts bleiben reimlos: aaxaxa ꝛc. Der Rhythmus des Verses liegt in der Willkür des Dichters. Der Reim kann sich vom männlichen oder stumpfen Reime bis zur Wiederholung ganzer Sätze, die dann nach Art des Kehrreims zu betrachten sind, verlängern; bei vorliegendem Gedichte heißt er: anken heim, und man thut hier wie bei andern Gaselen wohl daran, wenn man bei freier Recitation den Reim recht scharf betont; es will und soll das Gasel ein Reimspiel sein. Die Regel, daß das letzte Verspaar den Namen des Dichters enthalten müsse, vergütet einigermaßen einen bedenklichen Mangel des Gasels, daß nämlich diese Gedichtform keinen metrischen Abschluß hat, die Verspaare gehen in infinitum und hören eben oft da auf, wo dem Dichter der Reim ausgegangen ist; womit natürlich nicht unvereinbar, daß für den Gedanken oder die Empfindung auch hier ein in sich vollendetes Ganze erschaffen werden kann. Oefters aber verläuft ein Gasel wirklich bloß in nebeneinander gereihten, parallelen Bildern. Man sieht, wie Rückerts verstandesgemäßer, den Hauptgedanken in Theile auseinanderlegende Geist dieser Dichtungsart entgegenkommen mußte, welche einem großen, einheitlichen, durchgeplanten Aufbau von vornherein nicht geneigt war.

20. Es soll nun eben nicht sein.[1]

(1819.)

Ich dacht', ich müßt' es erleben, es soll nun eben nicht sein.
Ich dacht, ich wollt es erstreben, es soll nun eben nicht sein.
Ich dachte, weil ich geschrieben der Liebsten einen Brief,
Sie müßte mir Antwort geben; es soll nun eben nicht sein.
Ich dachte, weil ich geleget ihr vor die Füße mein Herz,
So müßte sie auf es heben; es soll nun eben nicht sein.
Sie hat ein Blatt mir geschrieben und in die Lüft' es gesandt,
Es blieb in den Lüften schweben; es soll nun eben nicht sein.
Sie hat ein Blickchen gesendet, es war für mich bestimmt,
Es traf auf Einen daneben; es soll nun eben nicht sein.
Ich dacht', ich wollte das Feuer der Liebe nach meinem Brauch
Ertränken im Blut der Reben; es soll nun eben nicht sein.
Ich kann zu ihr nicht kommen, und kann nicht kommen von ihr.
Sie spricht: Was ist es nun eben? es soll nun eben nicht sein.

[1] Aus den Gaselen der östlichen Rosen.

21. Schlußlied.[1]

(1819.)

Du Duft, der meine Seele ſpeiſet, verlaß mich nicht!
Traum, der mit mir durch's Leben reiſet, verlaß mich nicht!
Du Paradieſesvogel, deſſen Schwing' ungeſehn
Mit leiſem Säuſeln mich umkreiſet, verlaß mich nicht!
Du Amme mir und Ammenmährchen der Kindheit einſt!
Du fehlſt, und ich bin noch verwaiſet, verlaß mich nicht!
Du ſtatt der Jugend mir geblieben, da ſie mir floh;
Wo du mir fliehſt, bin ich ergreiſet, verlaß mich nicht!
O du mein Frühling! ſieh, wie draußen der Herbſt nun braust;
Komm, daß nicht Winter mich umeiſet, verlaß mich nicht!
O Hauch des Friedens! horch, wie draußen das Leben tobt;
Wer iſt, der ſtill hindurch mich weiſet? Verlaß mich nicht!
O du mein Rauſch! du meine Liebe! o du mein Lied!
Das hier durch mich ſich ſelber preiſet, verlaß mich nicht!

[1] Schlußgaſel der öſtlichen Roſen.

22. Gaſele

aus

Mewlana Dſchelaleddin Rumi.

(1819.)

1.

Die Roſe iſt das höchſte Liebeszeichen,
Dem Herzensfreund will ich die Roſe reichen.
Gedanken ſterben im Gefühl der Liebe,
Wie Gartenblumen vor der Roſ' erbleichen.
Die Roſe trägt den ſtillen Dorn am Herzen,
Weil nie die Schmerzen von der Liebe weichen.
Ein einzig Bild der Schönheit iſt die Roſe;
Was gleichet ihr in Erd' und Himmels Reichen?
Der vollen Roſe gleicht an Pracht die Sonne,
Und alle Blättlein ſiehſt du Monden gleichen.
Der Sonne Lichtrad iſt in ihr gerundet,
Und hundert Monde rollen dran als Speichen.
Die Sonne, die aus Monden wuchs, die Roſe,
Dem Herzensfreund will ich die Roſe reichen.

2.

Ich bin die Reb', o komm, und ſei der Rebe
Die Ulm', um die ich meine Ranken webe.
Ich bin der Epheu, ſei mein Stamm, o Zeder,
Daß ich nicht dumpf am feuchten Boden klebe.

Ich bin der Vogel, komm und sei mein Flügel,
Daß ich empor zu deinem Himmel schwebe.
Ich bin das Roß, o komm und sei mein Sporen,
Daß ich zum Ziel auf deiner Rennbahn strebe.
Ich bin das Rosenbeet; sei meine Rose,
Daß ich nicht Nahrung niederm Unkraut gebe.
Ich bin der Ost, geh auf in mir, o Sonne,
Erheb dich, Licht, aus meinem Dunstgewebe,
Ich bin die Nacht, sei meine Sternenkrone,
Daß ich im Finstern vor mir selb nicht bebe.

Die Gaselen Mewlana Dschelaleddin Rumi wurden zuerst gedruckt im Taschenbuch für Damen 1821. Entstanden sind sie unmittelbar nach den östlichen Rosen 1819. Auf sie folgten 1820 die Makamen des Hariri. Beyer theilt über den persischen Dichter im biographischen Denkmal folgendes mit (Seite 119): „Rückert's erstes orientalisches Studium galt neben Hafis dem tiefsinnigen persischen Dichter Mewlana Dschelaleddin Rumi, gestorben 1262, dem Verfasser des berühmten Andachtsbuches „Mesnewi", eines allegorisch mystischen Gedichtes in 6 Büchern, welches die Lehren der Sufis, dieser Philosophen unter den Derwischen, mit der höchsten Glut der Phantasie darstellt und nach dem Schah-Nameh im ganzen Oriente das berühmteste Werk ist. Aus ihm hat Rückert Vieles in freier Nachbildung wiedergegeben. Dschelaleddin hielt nicht orthodox an starren Sätzen fest, sondern verstand es, aus dem Innern oder der Glaubenslehre des Islam philosophische, tief geistige Begriffe zu entwickeln. Er war Stifter der Mewlewi, eines mystischen Derwischordens. Die Erlanger Ausgabe enthält 2 Bücher dieser Gasele, im Ganzen 71 Gedichte. Ueber den persischen Dichter hat auch Göthe im westöstlichen Divan gehandelt.

---

23. Mutter Sonne.[1]

1. Die Mutter Sonne spricht
Ihr Wort, ein Strahl von Licht,
Zu ihrer Kindlein Haufen:
Wohin seid ihr entlaufen?

2. Wie risset ihr euch los
Mit Hast von meinem Schoß?
Es kann in eurem Schweifen
Mein Blick euch kaum ergreifen.

---

[1] Zuerst gedruckt in Wendts Taschenbuch zum geselligen Vergnügen 1821, daher wahrscheinlich vor dem Liebesfrühling geschrieben; die Erlanger Ausgabe stellt es ins Pantheon; die Auswahl unter die östlichen Rosen.

3. Junker Merkurius,
Geflügelter am Fuß,
Du bist von meinen sieben
Der nächste mir geblieben.

4. Du tauchest ganz dich ein
In meinen hellen Schein,
Daß kaum dich können sehen
Die, so sich ferner drehen.

5. Jungfräulein Venus hold,
Dein Haar ist krauses Gold,
Am Morgen und am Abend
Die Welt mit Glanze labend.

6. O Mars und Jupiter,
Du Held und du ein Herr,
Wie herrlich ihr euch brüstet,
In Glanz und Glut gerüstet!

7. Saturnus, Uranus,
Ihr machet mir Verdruß,
Daß ihr seid meinem Bande
Entflohn bis hart zum Rande.

8. O Erde, meine Lust!
Aus deiner stillen Brust
Kehrst du die schönsten Triebe
Entgegen meiner Liebe.

9. Zu nah' nicht, noch zu fern,
Der Mutter Augenstern!
Den hellsten Blick ich richte
Nach deinem Angesichte.

10. Aus Strahlen, die ich bot,
Webst du dir Morgenroth;
Wie schön steht meinem Kinde
Um's Haupt die Purpurbinde!

11. Du nimmst aus Wolkenflor
Den Silberschleier vor,
Und hast den Regenbogen
Als Saum um's Kleid gezogen.[2]

[2] Hier war ursprünglich eingeschaltet:
Du schlägst auf meinen Wink
Zurück den Schleier flink,
Hebst deine Augenlieder
Zu mir, und senkst sie wieder.

12. Ich sehe deinen Fleiß,
Wie zu der Mutter Preis
Du bunte Tepp'che stickest,
Daß du mein Aug' erquickest.

13. Wie hat dir allzumal
Mein einfach goldner Strahl
So viele Farben geben
Gekonnt zu deinem Weben?

14. All deiner Blumen Zier,
Smaragd, Rubin, Saphir,
Anzündend meinen Strahlen
Weihrauch auf Opferschalen.

15. Du machst die Tropfen Thau
Zu Spiegeln auf der Au,
In farbenreichem Prangen
Mein Bildnis aufzufangen.

16. Mit Augen tausendfach
Bist du am Morgen wach,
Und blickst nach meinen Augen,
Licht ihnen auszusaugen.

17. Dann stellst du in der Nacht
Den Mond auf seine Wacht,
Den du dir hast geboren,
Zum Wächter auserkoren.

18. Er wachet in den Höh'n,
Nach mir gewendet schön,
Dir mit der Fahne winkend,
Von meinem Abglanz blinkend.

19. Dann ist dir ernstgesinnt
Geboren noch ein Kind,
Das dir im Schoße denket,
Den Blick zur Sonne lenket.

20. Wenn er dich durchgedacht
Mit seines Geistes Macht,
Und mich hat auch durchdrungen,
Dann wird es sein gelungen.

21. Dann wirst du leuchten ganz
Von innerlichem Glanz,
Ein Blitz, ein Lichtgedanke,
Entbunden dunkler Schranke.

22. So denke du nun fort,
Und all ihr andern dort
Schwingt euch um mich mit Schalle,
Daß es mir wohlgefalle!

23. Ihr könnt mir nicht entgehn,
Wie ihr euch möget drehn,
Euch hält mein goldner Faden
Und wahret euch vor Schaden.

24. Wenn ihr vollendet habt,
Wozu ihr seid begabt,
Begrab' ich euch mit Lüften
An meinen heißen Brüsten.

---

24. Lüfteleben.

1. Wär' ich die Luft, um die Flügel zu schlagen,
Wolken zu jagen,
Ueber die Gipfel der Berge zu streben —
Das wär' ein Leben!

2. Tannen zu wiegen und Eichen zu schaukeln,
Weiter zu gaukeln,
Seele den flüsternden Schatten zu geben —
Das wär' ein Leben!

3. Echo, die schlummernde, neckend zu wecken,
Nymphen zu schrecken,
Ueber die schaudernden Fluren zu heben —
Das wär' ein Leben!

4. Rosen mit Schmeicheln entkosen ein Lächeln,
Nelkenglut fächeln,
Duftige Lilienschleier zu heben —
Das wär' ein Leben!

5. Bräuten an ihrem Gewande zu säuseln,
Locken zu kräuseln,
Düfte von beiden als Steuer erheben —
Das wär' ein Leben!

6. Myrrhen und Weihrauch zum Opfer zu tragen,
Sel'ges Behagen!
Heiligen Flammen den Athem zu geben —
Das wär' ein Leben!

7. Schwellende Fülle zu schütteln von Zweigen,
Aehren zu neigen,
Trauben zu küssen im Schoße der Reben,
Das wär' ein Leben!

8. Morgens dem Reh und der Blum' auf dem Rasen
Wache zu blasen,
Abends die Träume der Schöpfung zu weben —
Das wär' ein Leben!

9. Kühl bei des Mittags versengenden Gluten
Tauchen in Fluten,
Auen mit träufelnder Schwinge beschweben —
Das wär' ein Leben!

10. Rosen, aus euren verschlossenen Thüren
Düfte entführen,
Um sie in Freimunds Lieder zu weben —
Das wär' ein Leben!

Zuerst abgedruckt in der Erlanger Ausgabe im Pantheon, die Auswahl stellt das Gedicht in dieselbe Abtheilung wie „Mutter Sonne". Das ganze ist nichts als eine Variation über das Thema: Wenn ich die Luft wäre! aber in jeder Beziehung glänzend durchgeführt.

Es gehört dieses Gedicht auch unter die Wunschlieder wie die vier Wünsche, aber welch' Gegensatz! Dort der stille, sehnsüchtige Wunsch, ewig zu stehen, zu rinnen, zu blühen und zu tönen, hier der kühne, phantastische Wunsch, die Luft zu sein, um die Ungebundenheit, die Lust, den Muthwillen, die Kraft, das Behagen des Luftelementes zu genießen.

Noch stellt die Auswahl folgende von den hier ausgewählten Gedichten: Die sterbende Blume, Chidher, Angereihte Perlen und Gebet des Dichters, unter dieselbe Rubrik wie die Mutter Sonne und Lüfteleben. Da diese Gedichte aber sämmtlich später zum ersten Mal gedruckt sind, stellen wir sie hinter den Liebesfrühling.

---

25. Vierzeilen.

1. Durch Schaden wird man klug,
Sagen die klugen Leute.
Schaden litt ich genug,
Doch bin ich ein Thor noch heute.

2. Der Frühling ist ein Dichter:
Wohin er blickt, blüht Baum und Strauch;
Der Herbst ein Splitterrichter:
Die Blättlein welken, die berührt sein Hauch.

3. Man kann den Schmetterling in die Puppe
Zurück nicht zwingen;
Wir sind beim Braten, wer will die Suppe
Uns wiederbringen?

4. Wenn die Wässerlein kämen zu Hauf,
Gäb' es wohl einen Fluß;
Weil jedes nimmt seinen eigenen Lauf,
Eins ohne das andre vertrocknen muß.

5. Nullen, tretend hinter ein Eins,
Würden Tausende zählen;
Weil sie den Führer nicht wählen,
Zählen sie alle zusammen keins.

6. Wer oben steht, such' oben sich zu halten;
Wer unten ist, der tracht' hinauf!
Ruh' und Bewegung sind die zwei Gewalten,
Durch die die Welt sich hält im Lauf.

7. Ficht' du nur für deine Rechte!
Andre gehn dir ja nicht nah'.
Daß er für die seinen fechte,
Dafür ist der andre da.

8. Wer stets denselben Weg in gleicher Richtung hält,
Der kommt in Kurzem um die Welt;
Wer alle Windungen der Pfade will begleiten,
Wird nie sein Weichbild überschreiten.

9. Je höher du wirst aufwärts gehn,
Dein Blick wird immer allgemeiner;
Stets einen größern Theil wirst du vom Ganzen sehn,
Doch alles Einzle immer kleiner.

10. Erfahren ward seit tausend Jahren,
Doch du verfolgst umsonst die Spur;
Dir paßt nicht, was für sich ein anderer erfuhr,
Du mußt es wieder für dich selbst erfahren.

11. Die Schönheit der Welt steht groß und nah'
Vor des Menschen natürlichen Augen da;
Du brauchst nicht, um sie zu ergreifen,
Fernrohr und Kleinsehglas zu schleifen.

12. Wie seinen Raub der Adler scharf,
Siehst du, soviel dein Herz bedarf.
Nebelstern und Räderthier
Gehören nicht in dein Revier.

13. Die Welt, die dich gebildet hat —
Du kannst der Pflicht dich nicht entschlagen,
Der Nöthigung, nun auch an deiner Statt
Zu ihrer Bildung beizutragen.

14. Sich im Spiegel zu beschaun,
Kann den Affen nur erbaun.
Wirke! nur in seinen Werken
Kann der Mensch sich selbst bemerken.

15. Willst du, daß wir mit hinein
In das Haus dich bauen,
Laß es dir gefallen, Stein,
Daß wir dich behauen!

16. Willst du scherzen, trinken, lachen,
Sei von unserm Schmaus!
Wenn du ein Gesicht willst machen,
Thu's in deinem Haus!

17. Leute, welche müßig gehn,
Aergert es, daß andre schaffen.
Wo sie einen Jagdhund sehn,
Müssen Straßenhunde klaffen.

18. Närrisches Kind!
Du sollst ja nur etwas, nicht alles, werden!
Wie kannst du dich denn so erstaunt geberden,
Zu sehn, daß andre auch etwas sind.

19. Was dir noch neu ist,
Wird dich auch reizen;
Was mir schon Spreu ist,
Ist dir noch Weizen.

20. Den Kohl, den du dir selber gebaut,
Mußt du nicht nach dem Marktpreis schätzen;
Du hast ihn mit deinem Schweiß bethaut,
Die Würze läßt sich durch nichts ersetzen.

21. Der Zweck der thätigen Menschengilde
Ist die Urbarmachung der Welt,
Ob du pflügest des Geists Gefilde,
Oder bestellest das Ackerfeld.

22. Auf das, was dir nicht werden kann,
Sollst du den Blick nicht kehren;
Oder ja, sieh recht es an,
So siehst du gewiß, du kannst's entbehren.

23. Prahl' nicht heute: morgen will
Dieſes oder das ich thun.
Schweige doch bis morgen ſtill;
Sage dann: das that ich nun!

24. Geſell' dich einem Beſſern zu,
Daß mit ihm deine beſſern Kräfte ringen!
Wer ſelbſt nicht weiter iſt als du,
Der kann dich auch nicht weiter bringen.

25. Ich wollte der Katz' ein Butterbrötchen
Geben in ihre Krallen;
Sie macht' ein zierliches Sammetpfötchen,
Und ließ es darüber fallen.

26. Haſt du Böſes gethan, wer bürgt,
Daß nicht noch ſpät es ſich werde rächen?
Dein Schlund hat den Knochen hinabgewürgt;
Er wird dein Eingeweide durchſtechen.

27. Der Sonne würd' unerträglich werden
Der Anblick all des Schlechten auf Erden,
Wenn nicht ein Theil der ſchlechten Geſellen
Sich gut müßten ſtellen.

28. Großer Menſchen Werke zu ſehn,
Schlägt einen nieder;
Doch erhebt es auch wieder,
Daß ſo etwas durch Menſchen geſchehn.

29. Der Verſtand iſt im Menſchen zu Haus,
Wie der Funken im Stein;
Er ſchlägt nicht von ſich ſelbſt heraus,
Er will herausgeſchlagen ſein.

30. Das Vieh geht blindlings auf der Trift
Die heilſamen Kräuter weiden;
Aber der Menſch lernt Heil und Gift
Nur durch Erfahrung unterſcheiden.

31. Die Biene ſammelt dir nicht aus Fleiß,
Und ſie ſticht dich auch nicht aus Grimme;
Der Menſch es nur anders zu nennen nicht weiß,
Der alles muß theilen in's Gut' und Schlimme.

32. Der Gute und der Böſe ſpricht:
Es iſt noch aller Tage Abend nicht.
Sie gedenken, bis ſie müſſen ruhn,
Noch allerlei Gutes und Böſes zu thun.

33. Herz, laß dich's nicht berücken,
Daß nach Verdienst nicht wird gelohnt auf Erden.
Verdiente Kronen schmücken, unverdiente drücken,
Wie auch sich ihre Träger stolz geberden.

34. Bestrafte das Böse sich auf der Stelle,
Und lohnte das Gute sich gleich am Ort,
So kehrte der Frevel wohl um von der Schwelle;
Doch das Gute auch schritte nicht weiter fort.

35. Nicht der ist auf der Welt verwaist,
Dessen Vater und Mutter gestorben,
Sondern der für Herz und Geist
Keine Lieb' und kein Wissen erworben.

36. Hoffnung faßt in sich der Zukunft Ewigkeit,
Ewig hält Erinnrung die Vergangenheit.
Und so hast du, wie die zwei dir stehn zur Seiten,
Herz, in jedem Augenblick zwei Ewigkeiten.

37. Nicht das Schönste auf der Welt
Soll dir am meisten gefallen,
Sondern was dir wohlgefällt,
Sei dir das Schönste von allen.

38. Was ich sah und hörte,
Selten fühlt' ich, was es war,
So lang' der Eindruck die Besinnung störte;
In der Erinnrung ward mir's klar.

39. Wenn das Gute würde vergolten,
So wär' es keine Kunst, es zu thun;
Aber ein Verdienst ist es nun,
Zu thun, wofür du wirst gescholten.

40. Deines Herzens Güte
Magst du daran erproben,
Ob du von ganzem Gemüthe
Das Gute kannst an deinem Todfeind loben.

41. Auf das Künft'ge geht des Menschen Wille,
Darauf richte deinen Rath!
Was geschehn ist, das verehr' in Stille,
Als ein Schicksal, Gottes That.

42. Wo du nicht willst, da wird kein Grund dich beugen;
Doch ist nur wo deine Lust dabei,
So wirst du leicht dich überzeugen,
Daß nöthig es und nützlich sei.

43. In Sachen, die man nicht versteht,
Soll man sich lieber nicht mischen;
Doch steckt man einmal dazwischen,
Muß man sich helfen, so gut es geht.

44. Am Abend wird man klug
Für den vergangnen Tag,
Doch niemals klug genug
Für den, der kommen mag.

45. In jedem Klotz, in jedem Stein
Ein Götterbild versteckt mag liegen;
Doch muß, wer es heraus will kriegen,
Bildschnitzer oder Bildhauer sein.

46. Was du im Topfe hast,
Darein kannst du tauchen.
Was du im Kopfe hast,
Das kannst du immer brauchen.

47. In Sommertagen
Rüste den Schlitten,
Und deinen Wagen
In Winters Mitten.

48. Nur umsonst dich nicht ereifern!
Laß die Früchte, die nicht zu erlangen!
Selber fallen einst die reifern
In den Schoß dir, die so fest jetzt hangen.

49. „Wie wird der Beruf dir ein so schwerer,
Der gar so leicht geht andern ein?"
Niemand ist gewesen mein Lehrer,
Drum kann ich Niemands Lehrer sein.

50. Manch art'ges Büchlein läßt sich einmal lesen,
Zu dem der Leser nie dann wiederkehrt;
Doch was nicht zweimal lesenswerth gewesen,
Das war nicht einmal lesenswerth.

Die Vierzeilen stehen in der Erlanger Ausgabe als erstes und zweites Hundert, dazu ein Anhang von 16 Vierzeilen in persischer Form (vierzeilige Gaselen). Sie erschienen zuerst abtheilungsweise in verschiedenen Almanachen der Jahre 1822—1825. Auch die Vierzeilen sind angeregt worden durch das orientalische Studium; besonders Saadi gilt bei den Persern als Quelle mannigfaltiger Lebensweisheit. Diese ernstere Dichtung steht Rückert eher besser an als Hafisens Wein- und Liebeslyrik; bei Hafis in den östlichen Rosen ist es mehr die bunte Form, die den deutschen Dichter anzog; ein bleibender Gehalt

liegt mehr in den Vierzeilen. In wieweit die hier ausgewählten Vierzeilen sich an persische Vorbilder anlehnen, vermögen wir nicht zu bestimmen; man kann von vornherein annehmen, daß Rückert gerade solche Sprüche dem Orient entnahm, deren Weisheit allgemeinerer Natur ist; ein Mann von der ausgeprägt verständigen Richtung, wie Rückert es war, muß zumal an solcher Weisheit selbst reich gewesen sein. Bei andern Dichtern, wie bei Göthe, erscheint derartige Spruchweisheit in spätern Jahren erst, da sie meist auf Erlebtem beruht; Rückert hat die Wandelungen innerer Bildung, wie sie Göthe und Schiller erlebten, nur in bescheidenem Maße gekannt; und konnte es darum geschehen, daß Sprüche von so erfahrener Weisheit, wie sie hier vorliegen, vor den Liebesfrühling fallen. Außer den hier ausgewählten finden sich manche, welche die Spur ihres Ursprungs sofort erkennen lassen; wir lassen noch einige derselben hier folgen:

Wenn Jemand liebt und im Vertrau'n
Davon zu Andern spricht er,
Wird er die Hörer schlecht erbau'n,
Oder er ist ein Dichter.

Hätte zu einem Traubenkerne
Mich nur doch der Himmel bestimmt!
Niemand kenn' ich nah und ferne,
Der so ganz im Genusse schwimmt.

Mein Herz, o trinke nur immer Wein!
Für arme, wie du auf Erden,
Kann Rausch das einzige Mittel sein,
Zum reichen Manne zu werden.

Wehe dem, der zu sterben geht,
Und keinem Liebe geschenkt hat,
Dem Becher, der zu Scherben geht,
Und keinen Durst'gen getränkt hat.

Wer sich am Süßen der Liebe will laben,
Ohne das Bittre genossen zu haben,
Will im Tempel zu Mekka ruhn,
Ohne das Pilgerkleid anzuthun.

Die Wahrheit ist im Wein;
Das heißt: In unsern Tagen
Muß einer betrunken sein,
Um Lust zu haben die Wahrheit zu sagen.

Baue nach Lust dein Feld,
Nach deinem Bedarf dein Haus,
Und sieh auf die tolle Welt
Behaglich zum Fenster hinaus.

Der Vater lehrte seinen Sohn,
Keinem König gebühr' ein Thron.
Der Sohn nahm Lehr' an in der Schule
Und warf den Vater von seinem Stuhle.

In die erste Hälfte des zweiten Hunderts scheint bereits der Liebesfrühling hinein zu spielen.

26. Aus dem Liebesfrühling.

1821.

1.

Ich hab in mich gesogen den Frühling treu und lieb,
Daß er der Welt entflogen hier in der Brust mir blieb.
Hier sind die blauen Lüfte, hier sind die grünen Au'n,
Die Blumen hier, die Düfte, der blühnde Rosenzaun.
Und hier, am Busen lehnet mit süßem Liebesach
Die Liebste, die sich sehnet den Frühlingswonnen nach.
Sie lehnt sich an zu lauschen, und hört in stiller Lust
Die Frühlingsströme rauschen in ihres Dichters Brust.
Da quellen auf die Lieder und strömen über sie
Den frohen Frühling nieder, den mir der Gott verlieh.
Und wie sie davon trunken umblicket rings im Raum,
Blüht auch von ihren Funken die Welt, ein Frühlingstraum.

2.

O wie machts dem Lehrer Freude, sieht er seines Schülers Fleiß,
Wie er in sein Lehrgebäude sich geschickt zu finden weiß.
Welche Freud' an meinem Kinde, die sich fleißet ernst und still,
Weil sie ganz wie ich empfinde, mich auswendig lernen will.

3.

Wann die Vöglein sich gepaart, dürfen sie gleich nisten,
Ohne Sorg', auf welche Art sie sich werden fristen.
Ach, daß auch der Menschen zwei also könnten wohnen,
Wie die Vögel frank und frei in den Laubeskronen.
Brauchte mit der Liebsten ja nur ein kleines Nestchen,
Doch kein Nahrungszweig ist da, der mir böt ein Aestchen.

4.

Ich liebe dich, weil ich dich lieben muß;
Ich liebe dich, weil ich nicht anders kann;
Ich liebe dich, nach einem Himmelsschluß;
Ich liebe dich, durch einen Zauberbann.
Dich lieb ich, wie die Rose ihren Strauch;
Dich lieb ich, wie die Sonne ihren Schein;
Dich lieb ich, weil du bist mein Lebenshauch;
Dich lieb ich, weil dich lieben ist mein Sein.

5.

Schüre du, Sommer, die feurige Glut!
Veilchen ist lange geschieden,
Rose verbirgt sich und Lilie ruht,
Nachtigall schweiget zufrieden,
Sing, o Cicade, im sonnigen Glanz,
Lade die Aehren, die Sichel zum Tanz!

Ab ist die Blüthe gestreifet,
Aber die Frucht ist gereifet.
Liebchen, und siehst du nach Blüten dich um,
Sieh nur die blauen im Korne!
Schöner die grannigen Aehren herum
Stehn, als um Rosen die Dorne.
Sieh, wie die Reb um die Hütte sich schlingt,
Die zu den Aehren die Trauben uns bringt!
Komm, und bei Most und bei Garben
Wird auch die Liebe nicht darben.

6.

Die Nachtigall.

Auf den Promenaden sang heut die Nachtigall;
Schöne Welt im Müßiggang, hörst du meinen Schall?
Von der Stadt, vom Markte her, dringet ein Gebraus;
Was ich singe, hört sich schwer aus dem Lärm heraus.
Rasseln die Karossen nicht Straßen aus und ein?
Und die Wachtparade bricht mit den Wirbeln drein.
Edle Herr'n und edle Frau'n, die ihr hier so zieht,
Seht ihr auch die Frühlingsau'n, hört ihr auch mein Lied?
Denkt ihr noch an einen Ball; oder schon daran,
Wo man nicht zu meinem Schall polisch [1] tanzen kann?
Habt die neuste Mod' ihr an, die ihr zeigt der Welt?
Oder hat's zuvorgethan euch ein andrer Held?
Ließ euch eure Dam' ich Stich an der Farobank?
Ihr seht drein so feierlich! Ist die Fürstin krank?
Spukt das neuste Stadtgeschwätz noch in euerm Hirn?
Oder Frankreichs Wahlgesetz — kraust es euch die Stirn?
Last ihr eben, liebe Herr'n, Zeitungen vielleicht?
Das genügt dem Abendstern, daß er gleich erbleicht.
Seid ihr etwa gar gelehrt? Oder halbweg nur?
Hat die Zeitung euch verheert der Literatur? [2]
Nagt am Conversations-Lexikon ihr noch? [3]
Bin ich dieses Lexikons kein Artikel doch!
Laset ihr am Morgenblatt [4] trocken euch und taub,
Daß für euch am Abend hat Reiz kein grünes Laub?

---

[1] Polisch schrieb schon Voß, aber mit Unrecht; denn der Landname Polen ist nicht Dativ des Plurals von Pole, sondern mit abgeschwächter Endsilbe aus spät-mhd. Polann aus Polania, Polonia, polnisch also abgekürzt aus polanisch (Weigand). — [2] Die falsche Betonung, die Literatur im Verse erhält, soll natürlich mit zur Ironie gehören, welche das ganze Gedicht diktiert hat; Literaturzeitungen gab es mehrere. — [3] Wie Mäuse am Speck. — [4] Am Morgenblatt fungierte Rückert selbst als Redaktor während des Jahres 1816; um so drolliger nimmt sich die Frage aus.

Speistet ihr Romane nicht diesen Vormittag?
Dieser Zauber macht zunicht Nachtigallenschlag.
Blanke Ritter, Geisterspuk, Hexen, zarte Frau'n,
Ach, das ist ein andrer Schmuck, als was hier zu schau'n.
Gegen Nordlands Reckenmacht, Hekla's Schwefeldampf,
Kann ein Hauch der Frühlingsnacht nicht bestehn den Kampf.
Und so tragt ihr euern Wust in dem Haupt herum,
Und es ist die Frühlingsluft euern Ohren stumm.
Und mich hört die Ros' allein, ach, und die ist heut'
Von des Ostwinds Schmeichelei'n leider auch zerstreut. [5]

[5] In doppeltem Sinne, geistig zerstreut und ihrer Blätter beraubt.

7.

Die deutsche Stadt. [1]

Eine deutsche Stadt möcht' ich erbauen
Unter Himmel, einem ewig blauen, [2]
Rings von einem Frühlingshain umschlossen,
Und von einem stillen Strom beflossen;
Mittelpunkt von einem weiten Reiche,
Nabe eines Rads von mancher Speiche,
Sonnenbrennpunkt, welcher seine Strahle [3]
Lebensregung [4] strömt in alle Thale.
Alles Leben seinen Kreislauf haltend,
Planetarisch ruhig sich entfaltend,
Aus der Mitte nach dem Umkreis fließend,
Aus dem Umkreis sich zur Mitt' ergießend.
Rings im Lande müßte Friede wohnen,
In der Hauptstadt Fürst, der höchste, thronen,
In sich dar des Volkes Spitze stellend,
Sich die besten seines Volks gesellend,
Wachend, daß vom großen bis zum kleinen
Jedes leb' im großen Allgemeinen,
Jedes Glied sich freudig schließ' an's Ganze,
Jedes stolz sich fühl' ein Blatt im Kranze;
Von dem Thron ausströmend Lust und Segen,
Wie vom Himmel Sonnenschein und Regen,

[1] Steht erst in der Frankfurter Ausgabe und zwar unter den Gedichten des Liebesfrühlings; in der Auswahl hat Rückert das Gedicht ins Pantheon gestellt. — [2] Ebenso willkürlich wie oben in den geharnischten Sonetten (c): von ihnen die Erzeugten. Das Gedicht spannt überhaupt an mehrern Stellen die Sprache in ein Prokustesbett; vergl. unten Vers 14: Fürst der höchste. — [3] mhd. hat das Wort Strahl verschiedene Formen: der strâle, schwacher; die strâle, schwacher und starker, der oder die strâl, starker Deklination; neuhochdeutsch geht der Strahl bloß noch schwach, und unser Strahle wird wohl durch den Reim Thale entstanden sein. — [4] Wieder eine seltene oder gar willkürliche Abkürzung von: als Lebensregung; im Lateinischen wäre das zulässig, im Deutschen ist diese Rückert'sche Konstruktion gegen das Sprachgefühl.

Daß die Fluren jauchzten und die Hürden,
Arbeit singend trüge ihre Bürden,
Wie die Bienen ihren Fleiß zur Zelle,
Jeder jedem fördernder Geselle.
Gleich dem Strome lächelnd helle Mienen,
Heiter wie der Himmel über ihnen,
Spiegel der Zufriedenheit die Züge,
Freiheit, Ordnung, Wohlbehagen, Gnüge;
Daß der Pflüger nicht bei seinen Garben,
Hirt bei seinen Heerden müßte darben,
Winzer durften nicht bei seinen Reben,
Sondern jeder lebte sich ein Leben.
Kommen würden dann die frommen Künste,
Und auf's Leben wenden ihre Brünste,
Nicht unmuthig ihren Strahl verfließen,
Blumen gleich, die es verdrießt zu sprießen.
Nahen würden sie den städt'schen Schwellen,
Auf den Markt und um den Thron sich stellen,
Jeden einzelnen mit Lust entzückend,
Und zumeist das Allgemeine schmückend.
Nicht die Weisheit, die in Schulen brütet,
Nicht Gelahrtheit, die den Moder hütet,
Eines frohen Volkes klare Augen
Würden ihnen nur zu Richtern taugen.
Fühlend sich von ihrem Volk gehoben,
Heben würden sie ihr Volk nach oben;
Neue Tempel würden auferstehen,
Die Musik drin auf zum Himmel gehen.
Im Palaste brennend Farbenfeuer
Machte himmlisch irdisches Gemäuer.
Und die Dichter, wie die Nachtigallen,
Würden nicht in Wäldern sich gefallen,
Würden kommen zu der Stadt und wohnen
In den Gärten, in den Laubeskronen.
Nicht in's Reich der Phantasien verschlagen,
Sondern von der Wirklichkeit getragen,
Nicht in alle Himmelstriche schwärmend,
Sich an vaterländ'scher Sonn' erwärmend,
Nicht im Bücherlabyrinth verirret,
Vom Geschrei der Thoren unverwirret,
Setzend ihre Kunst an Hirngespinnste,
Lesender Zerstreuung zum Gewinnste,
Ueberreizte Nerven überreizend,
Nach dem Lächeln stumpfer Sinne geizend,
Der Entmannung schlaffe Muskeln kitzelnd,
Heil'gen- oder Ritterbilder schnitzelnd:

Nicht ein edles Spiel für Müßiggänger
Singen würden ihrem Volk die Sänger.
Einer würd' herab von trag'schen Bühnen
Weltgeschick und Heldentod verkühnen,
Einer leicht den kom'schen Spiegel heben,
Drin zu sehn das Volk dem Volke geben,
Einer möchte seines Liedes Aeste,
Wölben über des Palastes Feste.
Und ich wollte durch die Straßen schreiten,
Trunken, unter Rebenlaub die Saiten,
Stehen bleiben, da wo Becher klängen,
Und mich in des Festes Mitte drängen,
Singen, wie Hafisens[5] Geist mich triebe,
Frühling, Jugend, Rosen, Wein und Liebe.
Wie die Sonne kreiste rings der Becher,
Und wie Monde leuchteten die Zecher.
Vor die Thore kommt die Stadt, zu lauschen,
Sich am Lied, am Weinduft, zu berauschen,
Und ein Lied, das Freimund so gesungen,
Geht durch's Reich, und lebt auf allen Zungen.
Jetzo solchen Liedersporn vermissend,
Wo das Reich liegt und die Stadt, nicht wissend,
Hab ich einsam, was ich schrieb, geschrieben,
Für mich selbst und wen'ge, die mich lieben.

[5] Hafis, der große persische Lyriker des 14. Jahrhunderts, von Hammer-Purgstall zum erstenmal vollständig ins Deutsche übersetzt. Die Sitte des Dichters, seinen Namen ins Gedicht selbst zu verflechten, ist eine persische.

Der Liebesfrühling entstand im Jahre 1821; in kleinern Abtheilungen erschien er in verschiedenen Almanachen der Jahre 1822 bis 1825. Die Erlanger Ausgabe enthält, in fünf Sträuße eingetheilt, 286 Lieder des Liebesfrühlings.

Ende des Jahres 1820 war Rückert aus dem väterlichen Hause, wo er fleißig orientalischen Studien obgelegen hatte, nach Coburg gezogen, um hier die Bibliothek zu benützen. In dem Hause, wo er wohnte, lernte er die Stieftochter des Hausbesitzers, Anna Louise Magdalena Wiethhaus kennen; sie war am 17. November 1797 geboren. Die Vermählung geschah am 26. Dezember 1821.

Hier nur wenige Bemerkungen über die Art der Liebesdichtung, wie sie Rückert hier geübt hat. Der Grundton des deutschen Liebesliedes ist Freude und Leid, Freude um erhörte, Leid um ersehnte Liebe, und zwar scheint der Liebe Leid öfterer als der Liebe Freude das deutsche Liebeslied zu leiten; das kann ein Blick in des Knaben Wunderhorn, in Walthers, in Göthe's, in Heine's Lieder beweisen.

Hoffnung, Sehnsucht, Bangen, Erinnerung, Abschied, Wiedersehen sind die Stimmungen des deutschen Liebesliedes. Ein anderes Ziel als die Vereinigung mit der Geliebten hat kein rechtes deutsches Liebeslied; Liebe ruht im Gemüthe; wenn sie erwacht, ist sie eine Leidenschaft, die nichts anders neben sich duldet, nicht Einfluß und Einrede von Alter, Stand, Bildung, Heimat, Sprache und was immer sonst die Menschen trennt. Das Liebeslied kennt einzig den Liebenden und die Liebende, an ihm und an ihr nur das Liebende.

Ein zweites Merkmal besonders des ältern volksmäßigen Liebesliedes ist seine erzählende Form; im rechten ächten Volkslied wird das Liebeslied zur Liebesballade, die eben aus der angeführten Ursache sehr oft einen ernsten, wo nicht tragischen Ausgang hat; der Einfluß des Volksliedes auf die deutsche Kunstdichtung seit Herder hat auch der Kunstdichtung diesen Zug mitgetheilt. Sah ein Knab ein Röslein stehn, Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein, Ich weiß nicht was soll es bedeuten, das sind die Typen des Liebesliedes.

Der Liebesfrühling Rückert's ist anderer Natur. Schon daß kein einziges seiner Lieder volksthümlich gesungen wird, ist auffallend. Es ist persönlicher Natur, ganz nur Rückert'scher Natur. Statt daß die Quellen seines Daseins, seines Lebens und Wesens, die sonst über der Liebe zurücktreten müssen, versiegen oder innehalten, fließen sie nur um so reichlicher; Ströme lebendigen Geistes quellen aus Rückert's Liebe, Gedanken in Hülle und Fülle; er arbeitet nicht weniger als sonst, sondern mehr. Es ist kein Zweifel, auch Rückert's Liebe wurzelt sich im Gemüthe; aber sein Verstand erhebt nicht minder Anspruch auf die Liebe und die Phantasie ebenfalls; sie dichten um die Wette, wer es am besten verstehe; das Gemüth liebt; der Verstand begreift; die Phantasie trägt Blüthen und Kränze herbei. Das zusammen giebt mehr Betrachtungen, erfreuliche, erhebende Betrachtungen über das Glück der Liebe, als Lieder der Liebe, welche der Leidenschaft ihren Ursprung verdanken. Es muß eine gewisse Uebereinstimmung sein zwischen solcher Liebe und dem Liebesglück, wie sie persische Dichter besingen, und diese Uebereinstimmung hat den Quell dieser Lieder noch beschleunigt; aber der Liebesfrühling ist dennoch ganz Rückertisch, ganz deutsch, eben weil Rückert's Streben ins Unendliche, Grenzenlose, Ewige auch deutsch ist. Darum ist es eben nicht der endliche Besitz, die endliche Vereinigung mit seiner Geliebten, die hier ihren Ausdruck findet, sondern ein Aufblick und Einblick in eine Zeit unendlicher Sympathie der Seelen, die nie erlöscht.

Von balladenartigem Bau der Gedichte des Liebesfrühlings keine Spur; Monologe und Gespräche, Phantasien aller möglichen Art, was immer nur der ernste und muthwillige Verstand oder Witz sich ersinnen mag. Einiges erinnert mehr an die östlichen Rosen, anderes scheint ursprünglicher. Ganz orientalisch ist die deutsche Stadt; einzig der innige Wunsch, anstatt eines zerrissenen ein einheitliches Vaterland zu haben, ist wahr und ruht im Gemüthe des Dichters; die Aus-

führung und zumal der Schluß sind bunt schillernde Arabesken, welche die willkürliche Phantasie herbeiführte; der Stil mit den parallelen, partizipienreichen Sätzen und den Worthäufungen erinnert sehr an indische oder persische Dichtungen.

---

27. Flammt empor in euren Höh'n.[1]

(1822.)

Flammt empor in euren Höh'n, Morgensonnen, lobt den Herrn!
Rauscht in euren Tiefen auf, Schöpfungsbronnen, lobt den Herrn!
Die ihr, ohne zu verglühn, lang geflammt vor seinem Blick,
Ohne zu verrinnen, lang hingeronnen, lobt den Herrn!
Der ein manichfaltiges Leben schaun will außer sich;
Alle die ein Leben ihr habt gewonnen, lobt den Herrn!
Alle Tropfen seiner Huld, die zu Perlen sich geformt,
Funken Lichtes, die zu Gold sind geronnen, lobt den Herrn!
Soviel Halme von dem Thau seiner Gnade trunken sind,
Soviel sich an seinem Stral Welten sonnen, lobt den Herrn!
Ob vor seinem ew'gen Blick ihr des Lebens raschen Tanz
Jetzt vollendet, oder jetzt habt begonnen, lobt den Herrn!
Blumen, die der Frühling weckt, Garben, die der Sommer dörrt,
Trauben, deren Blut der Herbst preßt in Tonnen, lobt den Herrn!
Raupe, die das Blatt benagt, haftend an dem grünen Zweig,
Puppe, zur Verwandlung reif eingesponnen, lobt den Herrn!
Schmetterlinge, die ihr noch von dem Duft der Blüten nascht,
Schmetterlinge, die ins Licht schon zerronnen, lobt den Herrn!
Geister, eingeengt in Nacht, oder aufgeflammt ins Licht,
Herzen, schmeckend Lebensluft, Todeswonnen, lobt den Herrn!
Die ihr mit dem Flügelschlag glühender Begeistrung strebt,
Oder fördert euer Werk still besonnen, lobt den Herrn!
Lobt den Herrn, deß Lichtgewand auch durch dunkle Fäden wächst,
Die ein unscheinbarer Fleiß hat gesponnen, lobt den Herrn!
Lobt den Herrn, deß Angesicht lächelnd in den Spiegel schaut
Auch des Tropfens, der am Halm hängt geronnen, lobt den Herrn!
Lobt den Herrn, der loben sich gern in allen Sprachen hört,
Die Bedürfniß seines Lobs hat ersonnen, lobt den Herrn!
Ob das Blatt am Zweige rauscht, ob des Menschen Zunge tönt,
Ob ein Engel höhern Gruß sich ersonnen, lobt den Herrn!

---

[1] Dieses und das folgende Gasel ist der Sammlung der 20 Gaseln entnommen, welche im Jahr 1822, also unmittelbar nach dem Liebesfrühlingsjahr, entstanden sind und in der Erlanger Ausgabe ihren Platz hinter den Gaselen des Mewlana Dschelaleddin Rumi gefunden haben. Bei Rückert haben die einzelnen Gaselen dieser Sammlung keine besondern Ueberschriften.

Alle, die ihr euern Gott fühlet, ahnet, denket, schaut,
Die ihr sinnt, was niemals wird ausgesonnen, lobt den Herrn!
Wenn in des Gemüthes Nacht euch sein erster Schimmer brach,
Oder wenn ihr euch im Glanz habt versonnen, lobt den Herrn!
Alle Sinne, die des Sanges Woge schwellet himmelan,
Lobt mit allen rauschenden Schöpfungsbronnen, lobt den Herrn!
Alle Seelen, in der Glut des Gebetes Weihrauch — gleich,
Lobt mit allen brennenden Morgensonnen, lobt den Herrn!

28. O wach in mir![1]

(1822.)

Die Schöpfung ist zur Ruh gegangen, o wach in mir!
Es will der Schlaf auch mich befangen, o wach in mir!
Du Auge, das am Himmel wachet mit Sternenblick,
Wenn mir die Augen zugegangen, o wach in mir!
Du Licht, im Aether höher stralend als Sonn' und Mond;
Wenn Sonn' und Mond ist ausgegangen, o wach in mir!
Wenn sich der Sinne Thor geschlossen der Außenwelt,
So laß die Seel' in sich nicht bangen, o wach in mir!
Laß nicht die Macht der Finsterniße, das Graun der Nacht,
Sieg übers innre Licht erlangen, o wach in mir!
O laß im feuchten Hauch der Nächte, im Schattenduft,
Nicht sprossen sündiges Verlangen, o wach in mir!
Laß aus dem Duft von Edens Zweigen in meinen Traum
Die Frucht des Lebens niederhangen, o wach in mir!
O zeige mir, mich zu erquicken, im Traum das Werk
Geendet, das ich angefangen, o wach in mir!
In deinem Schooße will ich schlummern, bis neu mich weckt
Die Morgenröthe deiner Wangen, o wach in mir!

[1] Siehe die Anmerkung zum vorausgehenden Gedicht.

29. Gebet des Dichters.

Geist der Liebe, Weltenseele, Vaterohr, das keine
Stimme überhöret der dich lobenden Gemeine!
Eine Reihe Dankgebetes, Lobgesangs ein Faden,
Zieht sich hin vom Duft des Abends zu des Morgens Scheine.
Eine Reihe Lobgesanges, Dankgebets ein Faden,
Zieht sich hin vom Duft des Morgens zu des Abends Scheine.

Eine Schnur, woran geordnet dir zum Preise hangen
Aller Himmel Sterne, sammt den Blüten aller Haine;
Eine Schnur, woran das Meer die Perlen seiner Andacht,
Und der Erdgrund reihet seiner Inbrunst Edelsteine.
Gieb, daß in das Lobgeweb', das neu die Schöpfung täglich
Dir aus tausend Fäden wirkt, ich wirken dürf' auch meine!
Der du gabest, dich zu loben, eine Stimme jedem
Leben, von der lichten Sonne bis zum dunkeln Steine!
Gieb, daß diese Seele auch durch der Gebetesflammen
Schürung dir die innere Lebendigkeit bescheine!
Laß im Psalmenstrom der Schöpfung in der Weltenmeere
Großen Hymnenwogen mit hinschwimmen diese kleine!
O Natur, mit deinem Hauche läutere die Seele,
Daß sie wiederhalle rein dein Glockenspiel, das reine!
Gieb, daß in den großen Einklang deiner Stimmen jedes
Menschenherz harmonisch schmelze, ob es jauchz', ob weine!
Weltenohr! vor dem gesungen vom Beginn der Zeiten,
Die Jahrhunderte herab, viel Dichter im Vereine.
Ihrer Saiten Widerspruch ist vor dir ausgeglichen;
Ihre hunderttausend Stimmen höreſt du als eine.
Laß in deinem Abendwinde Rosen säuseln über
Eines jeden, der dir sang, nun schlummernde Gebeine! [1]
Laß den freien Dichtermund hier deinem Lobe dienen,
Bis in Engelzungen dort sich freier mischet seine!

[1] Hier war im ersten Druck eingeschaltet:

Jeder, welcher deinem Lobe seine Stimm' im Leben
Einst geliehn, ins Leben einst erweck ihn freundlich deine.

Zuerst gedruckt zusammen mit dem folgenden Gasel: „Zum Eingang", beide unter der Ueberschrift: „Zum Anfang" im Frauentaschenbuch 1823.

Erst in der Auswahl gab der Dichter unserm Gasel den Namen Gebet des Dichters. In der Erlanger Ausgabe steht das Gasel mit dem eben genannten am Eingang des Pantheon. Entstanden ist es offenbar, wie die beiden vorausgehenden Gaselen, im Jahr 1822, das Jahr nach dem Liebesfrühling.

Mit Rückert's Hinneigung zum Unendlichen verbindet sich schon früh der Gedanke, der Glaube an ein geheimnisvolles Gesammtleben der Schöpfung, das schon die Mystiker des Mittelalters und später besonders Herder Liebe nannten. Es mag hier ein Sonett (61) aus Amaryllis aus dem Jahre 1812 nachgeholt werden:

O Blumen, die ihr, weil der Winter schauert,
Schnee auf der Au und Eis liegt auf dem Bronne,
An eines Ofens Wärm' anstatt der Sonne
Euch müßt' erschließen, o wie ihr mich dauert.

Die ihr vergebens auf Erlösung lauert,
Wie hinterm Klostergitter eine Nonne;
Dürft' ich euch pflücken, euch wie mir zu Wonne
An einem Busen stürbt ihr unbetrauert.

Nichts sind die Ding', es ist die Lieb in ihnen;
Um Liebe drehen sich der Sterne Reihen,
Um Liebe wälzen sich des Himmels Achsen.

Und kann die Blume nicht der Liebe dienen,
Und kann das Herz sich nicht der Liebe weihen,
So ist die Blum' als Herz umsonst gewachsen.

Die orientalische Poesie, besonders die orientalische Mystik, wie sie in den Gaselen des Mewlana Dschelaleddin Rumi vorlag, gab diesem Gedanken neuen Stoff; der Liebesfrühling tauchte die Seele des Dichters gänzlich in den Liebesquell der Schöpfung; jetzt erschienen nacheinander eine Reihe bedeutender Dichtungen, welche Kulminationspunkte dieser Richtung geworden sind. Rückert macht sich jetzt ein System aus seiner Weltenliebe, er glaubt daran und steht zu dieser Idee als zu einer göttlichen Offenbarung. Wie ein Prophet singt er jetzt von ihr; alles Besondere verliert seinen Werth und besteht nur noch, insofern auch das Kleinste ein Ausfluß der göttlichen Liebesoffenbarung ist. Kein Wunder, wenn die natürliche Welt dem Dichter jetzt so gering scheint, und er, da die natürliche Welt ihm nur dürftige Bilder der Uebersinnlichkeit bietet, jetzt zu Bildern des Orients greift. Unsere eigene Dichtung pflegt ihre Bilder, welche das Maß der Gestalt bezeichnen, von der wirklichen Natur zu entlehnen; der Orientale schafft sich mit seiner Phantasie Bilder, welche die Natur nicht kennt, die bloß der Einbildung angehören; zwar ein Vaterohr wäre noch nichts Auffallendes neben unserm Vaterauge, obwohl dieses auch einer orientalischen, der hebräischen Dichtung entnommen ist; hingegen ein Faden, der sich vom Duft des Morgens bis zu des Abends Scheine hinzieht; eine Schnur, daran aller Himmel Sterne sammt den Blüten aller Haine, die Perlen des Meeres und die Edelsteine des Erdgrundes hangen, das liegt außer aller Wirklichkeit. Die Mehrzahl deutscher Leser wird sich mit solcher übersinnlicher Naturanschauung schwer befreunden, in so prächtigem Gewande sie auch erscheint.

30. Zum Eingang.[1]

Mache deinem Meister Ehre, o Geselle, baue recht;
Wie das Maß er hat genommen, nimm die Kelle, baue recht!
Nicht um deine Mitgesellen sorge, wie sie mögen bau'n;
Dafür laß den Meister sorgen, deine Stelle baue recht![2]
Frage nicht, was mühsam heute deine Hand gefügt, wie bald
Wohl im Sturm der Zeiten wieder es zerschelle, baue recht!
Laß nicht deinen Unmuth fragen, welch' Bewohners Ungeschmack
Künftig die von dir gebaute Wand entstelle, baue recht!
Gärtner, dem der Grund zum Mörtel, und zur Kell' ein Spaten dient,
Rühr' dich, und den Bau der Erde treu bestelle, baue recht!
Bau' die Formen der Gewächse, gründe Pflanzen, und vertilg'
Unkraut, daß in Weg dem Kraut es sich nicht stelle, baue recht!
Ordne deine blühnden Staaten, freu' dich der Bevölkerung,
Beet' und Pfad und auch die Leitung jedem Quelle baue recht!
Fischer, dem das Meer zum Acker, und zum Pflug ein Nachen dient,
Furche tief das Beet der Fluten, deine Welle baue recht!
Fleug, Welttheile zu verknüpfen, Schiff, und laß den Handel blühn!
Handel, deine Mess' und Bude, Wag' und Elle baue recht!
Laß vom Recht und von der Liebe, König, dir den Thronsaal baun',
Bau' den Giebel frei und luftig, und die Schwelle baue recht!
Wenn die Eintracht Häuser bauet, die die Zwietracht niederreißt,
Eintracht, komm', nimm unsrer Zwietracht Trümmerfälle, baue recht!
Kleinlich ist der Staaten Fachwerk vor dem ew'gen Bau der Welt.
Komm', Weltweisheit, Weltengeistes Baugeselle, baue recht!
Die Vergangenheit der Schöpfung bau' uns aus den Trümmern auf
Und die Zukunft der Geschichte baue helle, baue recht!
Löse du die Sprachverwirrung, die den Bau in's Stocken bringt,
Daß Idee den Plan des Meisters her uns stelle, baue recht!
Sichre, stille, ungestörte Architektin, o Natur,
Baue fort nach unbewußtem Kunstmodelle, baue recht!
Bau' die stolzgewölbte Kuppel deines Saals, o Himmel, wo
Mit Musik sich ewig drehen Sphärenbälle, baue recht!

---

[1] Zuerst gedruckt mit dem Gebete des Dichters, beide unter dem Titel „Zum Anfang" im Frauentaschenbuch 1823; in der Erlanger Ausgabe eröffnet dieses Gasel das Pantheon und damit die gesammelten Gedichte überhaupt. Die Ueberschrift „Zum Eingang" findet sich in der Auswahl. Das Gasel macht den Eindruck, als ob der Dichter schwere Mühe damit gehabt habe; die Rhythmen bleiben oft stecken und die immer wiederholte Variation des Grundthemas ohne rechte innere Gliederung ermüdet. —

[2] Unter dem Bilde Rückert's vor der Auswahl steht die Vierzeile (aus „Welt und Ich," unten Seite 108):

Möge jeder still beglückt
Seiner Freuden warten!
Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten.

Sonnenbahnen und Milchstraßen, der Planeten Wohnungen,
Die vier Häuser für des Mondes Wechselschnelle, baue recht!
Baue die Korallenriffe und die stille Muschelbank,
Heiliges Meer, und der krystallnen Grotten Helle baue recht!
O Baumeister an den Flüssen, Biber, daß der Menschenwitz
Von dir lerne, deine Bauten ohne Kelle baue recht!
Eure schwebenden Paläste baut, ihr Vögel, unter'm Ast!
Künstlerbiene, die sechseck'ge Honigzelle baue recht!
Bau' die Gruft nach rechtem Maße für der Chrysalide[2] Schlaf,
Raup'! und deine dunkeln Flügel, o Libelle, baue recht!
Bau' dich hoch, o Königskerze, brenn' in Blüten still hinan!
Lilie, deines Kronenleuchters Fußgestelle baue recht!
Auf Gerüst der Blätter schwebend, Blume, bau' dein Heiligthum,
Duftverhüllter Liebespaare Brautkapelle baue recht!
Bauet selbst, ihr Balsamstauden, euch zum Opferduftgefäß!
Dich dem Moschus zum Behältnis, o Gazelle, baue recht!
Unbewußte Dichterseele, Nachtigall, o baue dir
Deine Kehle, daß sie lieblich Liebe gelle, baue recht!
Liebe, bau' dein Rohr der Flöten, daß es Sehnsucht athme; bau',
Andacht, deine Orgel, daß sie Himmel schwelle, baue recht!
Frühlingsprediger! Amphion der Natur! daß Herz an Herz
Der Gemeinde, Stein der Kirch' an Stein sich stelle, baue recht!
Bau' die musikal'sche Leiter der Gedanken himmelan,
Freimund! deiner Liederwogen Tongefälle, baue recht!

[2] Puppe.

31. Dichterselbstlob.

Ich bin König eines stillen Volks von Träumen,
Herrscher in der Phantasien Himmelsräumen.
Kaiserkron' und Königskerze mir zu Füßen
Blühen auf, mich ihren Oberherrn zu grüßen.
Um die dunkeln Locken farb'ge Wolkenbogen
Sind, ein buntgesteintes Diadem, gezogen.
Alle Frühlingsblumen kommen, vorzutragen
Meinen Ohren ihre ew'gen Liebesklagen.
Alle Bronnen aus der Schöpfung Tiefen brechen,
Von Geheimnissen mit mir sich zu besprechen.
An der Linken trag' ich Salomonis Siegel,
Mit der Rechten heb' ich Dschemschids[1] Weltenspiegel.

[1] Dschemschid ist ein mythischer Held der persischen Sage; der Weltenspiegel, in welchem sich alles Verborgene des Himmels und der Erde zeigt, stammt nicht von ihm, sondern von Kai Chosru; eigen ist Dschemschid so

Alle Geister sind des Siegels Unterthanen,
Und die Schöpfung schwört zu meinen Sonnenfahnen.
Gegen Nacht und Finsternis in Kampfesschranken
Führ' ich eine Schaar von leuchtenden Gedanken.
Kommt, und helft den Himmel auf der Erde stiften,
Helft den Tod mir tödten und das Gift entgiften!
Jeden Baum des Lebens soll mein Hauch beblättern,
Und die Schlang' am Stamme soll mein Arm zerschmettern.
Morgenwinde, gehet aus auf allen Pfaden,
Mir zum neuen Paradies die Welt zu laden.
Wer dem Druck der Tyrannei muß draußen weichen,
Eine Freistatt biet' ich ihm in meinen Reichen.
Dort ist Mühsal, Drang, Verfolgung, Noth und Kummer;
Hier ist Frieden, Eintracht, Stille, Ruh' und Schlummer.
Ihr Bewohner Dschinnistans, Peris und Dschinnen, [2]
Baut mir hier ein Wunderschloß mit goldnen Zinnen.
Bauet mir den Weltpalast mit vielen Zimmern,
Wo vereint die Herrlichkeit der Welt soll schimmern.
Bauet so viel Zimmer mir, als Nationen;
Jede soll mit ihrer Lust in einem wohnen;
Bauet so viel Dächer mir, als Himmelszonen;
Jede soll mit ihrer Pracht auf einem thronen.
In der sieben Prunkgemächer Tepp'che wirken
Soll man Wunderwerk' aus sieben Weltbezirken.
Malerei soll Frühlingsglanz an Wänden weben,
In den Nischen sollen Marmorbilder leben,
Und Musik soll mit den ew'gen Sphärentönen
Alle Lebensstimmen der Natur versöhnen.
O ihr Geister, um das Zauberschloß den Garten
Pflanzt mit Bäumen und Gewächsen aller Arten.
Nachtigallen aller Zonen mit den Rosen
Aller Himmel lasset mir zusammen kosen.
O ihr Götter Hindostans, die ihr in Blumen-
Kelchen wohnet, kommt zu euern Heiligthumen!
Ihr, gewebt aus Mondesstrahlen, Sylph [3] und Elfen, [4]
Sollet auch mir meinen Park bevölkern helfen.
O ihr dem Olymp entstürzten Griechengötter,
Rettet her zu mir euch gegen eure Spötter!

---

der Becher, der, siebenfach abgetheilt, die Geheimnisse der sieben Erdgürtel offenbart. — [2] Dschin ist bei den Arabern ein Dämon oder Quälgeist Peri, der und die, sind bei den Persern zarte, liebliche, feen- oder elfenähnliche Wesen; das Land der Dschinnen ist Dschinnistan. — [3] Der Sylphe ist ein Luftgeist, dessen Name von Theophrastus Paracelsus (gest. 1541) erfunden wurde, der lat. Sylpha nach griech. Silphe = Schabe, Motte bildete. — [4] Ein Elf, deutsch eigentlich ein Alp, ist ein altgermanischer Naturgeist, gut und schön oder bös und häßlich.

Bau' die Mauer meines Gartens, o Amphion;
Die Delphine meiner Fluten zügl', Arion!
Zähme meines Haines Wild mit Saiten, Orpheus!
Und die Schaaren meines Traumvolks führ', o Morpheus![5]

[5] Morpheus ist der griechische Traum- oder Schlummergott.

Zuerst gedruckt im Frauentaschenbuch 1823; später im Pantheon das vierte Stück (Zum Eingang, Gebet des Dichters, die zwei und der dritte, Dichterselbstlob). Im Gewand und der Denkweise eines orientalischen Dichters predigt der deutsche Dichter die hohe Aufgabe seines Berufes, ein Vermittler der sichtbaren und unsichtbaren Welt, ein Beschützer des Rechts, ein Stifter des Friedens, ein Vermittler des geistigen Weltverkehrs aller Nationen und aller Künste zu sein. Um dieses zu sein, ist er König eines stillen Volks von Träumen, Herrscher in der Phantasien Himmelsräumen; seine Dichtermonarchie ist eine Weltenmonarchie, wie noch keine war, aber eben darum bloß eine phantastische, wie keine ist; er ist sich dessen bewußt, und wie er sich einführt als Herrscher eines Volkes von Träumen, so übergiebt er am Schluß dem Traumgott die Führung der Schaaren seines Traumvolks. Der Grundgedanke dieses Gedichtes findet sich verklärt wieder und mehr in deutschem Gedankengang in der Einführung zur Uebersetzung der Hamasa.

32. Frühlingslied.

1. Der Frühling lacht von grünen Höhn,
Es steht vor ihm die Welt so schön,
Als seien eines Dichters Träume
Getreten sichtbar in die Räume.

2. Wann schöpferisch aus Morgenduft
Der Sonne Strahl die Wesen ruft,
Kehrt jedes Herz sich, jede Blume,
Empor zum lichten Heiligthume.

3. Wann Abendroth den Purpur webt,
Darin die Sonne sich begräbt,
Schließt sich befriedigt jede Blüte,
Und Sehnsucht schlummert im Gemüte.

4. Vom Morgen bis zur Nacht entlang
Ist all ein Kampf der Sonne Gang;
Ein Kampf, die Schöpfung zu gestalten,
Durch Licht zur Schönheit zu entfalten.

5. Die Sonn' ist Gottes ew'ger Held,
Mit goldner Wehr im blauen Feld,
Und zu dem lichten Heldenwerke
Erneut der Frühling ihr die Stärke.

6. Die Sonn' am Tag, der Mond bei Nacht,
Sie ringen all' mit Wechselmacht,
Die Sonne, rosenroth zu strahlen,
Und lilienweiß der Mond zu malen.

7. Der Himmel ein saphirnes Dach[1]
Der Flur smaragdnem Brautgemach,
Wo sich im Spiegel von Krystallen
Schaut Rose Braut mit Wohlgefallen.

8. Die Morgenröthe wirkt ihr Kleid,
Der Morgenthau reicht ihr Geschmeid,
Der Morgenwind, ihr kecker Freier,
Küßt sie erröthend unter'm Schleier.

9. Der Frühling giebt im Garten Tanz,
Und alle Blumen nahn im Glanz,
Wo Mädchen vorzustellen haben
Die Rosen, und Jasmine Knaben.

10. Das Veilchen birgt in Duft sich still,
Weil aufgesucht es werden will;
Die Rose glühend zeigt sich offen,
Wie könnte sie Verbergung hoffen?

11. Des Paradieses Pforten sind
Nun aufgethan im Morgenwind,
Und auf die Erde strömt vom Osten
Der Duft, den sonst die Sel'gen kosten.

12. Die Lauben Edens werden leer,
Zur Erd' hernieder zog ihr Heer,
Wo nun die Engel schöner wohnen
In Rosenzelt und Lilienkronen.

13. Nun lebt, berührt von Liebeshauch,
Das Leben neu, und Todtes auch;
Der starre Fels vor Sehnsucht bebet,
Bis auch ein Epheu ihn umwebet.

14. O Frühlingsodem, Liebeslust,
O Glück der felsentreuen Brust,
Die ein Geliebtes an sich drücket,
Das dankbar sie mit Kränzen schmücket.

[1] Zu ergänzen: ist ein saphirnes Dach.

15. In dieser Stille der Natur,
Wo Liebe spricht und Friede nur,
Sei fern den schweigenden Gedanken
Des Menschenlebens lautes Zanken.

16. Wie sie[2] die Sinne sich verwirrt,
Und wie in Wüsten sich verirrt,
Wie sie die Freude sich verkümmert,
Und wie das Dasein sich zertrümmert; —

17. Und wie die Welt, so ist ihr Lohn.
Es reut mich jeder Liedeston,
Der auf's verworrene Getriebe
Der Zeit sich wandt', und nicht auf Liebe.

18. Die Liebe ist der Dichtung Stern,
Die Liebe ist des Lebens Kern;
Und wer die Lieb' hat ausgesungen,
Der hat die Ewigkeit errungen.

19. Weg Thorentand und Flitterpracht!
Im Himmel gilt nicht ird'sche Macht.
Erobrer, Helden, Weltvernichter,
Geht, sucht euch einen andern Dichter!

20. Du Freimund laß den eitlen Schwall,
Sing Lieb' als wie die Nachtigall,
O trachte still in deinen Tönen
Dein eignes Dasein zu versöhnen!

---

[2] Die Welt. Der syntaktische Aufbau der Rede ist hier durchaus gestört. Strophe 16 muß sich offenbar an Strophe 17 anlehnen und das wie in Strophe 17 eine Wiederholung der vier wie in der vorhergehenden Strophe sein: gerade wie die Welt sich die Sinne verwirrt, wie sie ꝛc. so ist auch ihr Lohn.

Zuerst in der Aglaja 1823 unter andern Liedern, die zusammen Neue östliche Rosen genannt werden. Die Erlanger Ausgabe stellt das Lied in's Pantheon. Das Frühlingslied macht den Eindruck, als ob es an einem lachenden Frühlingstage auf einem Sitz, um diese Redensart zu gebrauchen, gleichsam mit einem Federstrich entstanden sei. Aber nicht wie Göthe's Lieder aus den 70er Jahren, wo ein wunderbares, unbewußtes Etwas in ihm die Lieder bildete, und immer die ganzen Lieder, daß er sie nur zu hören brauchte; nein, man sieht, wie sich erst unter dem Schreiben eine Strophe an die andere gereiht hat, und zwar so, daß fast jede Strophe etwas ganzes für sich ist; einem Rosenkranz aus Veilchen wäre das

Lied zu vergleichen, mit einigen herrlichen, wunderlieblichen Kügelchen, aber es ist bloß eine Schnur, an der die Kügelchen gereiht sind, und manchmal ist auch ein Kügelchen nur halb vollendet oder misrathen. Welch Unterschied zwischen Strophe 9 und Strophe 10, von der unqualifizierbaren Strophe 16 gar nicht zu sprechen. Gerade bei der Betrachtung dieses seinem innern Gehalte nach so tiefen und der Melodie der Rede nach so einschmeichelnden Liedes muß man vermuthen, daß dem Dichter, der für den einheitlichen Aufbau seiner Dichtungen nie viel Gabe und Fleiß besaß, das Studium der mosaikartigen orientalischen Dichtung in dieser Richtung geschadet habe. Schon die Strophenform, ähnlich der Strophe von „Mutter Sonne", hilft auch gar nicht, den Gedanken zu binden: zwei Reimpaare, das erste mit männlichem, das zweite mit weiblichem Schlusse; wenn man die einzelnen Strophen darnach anschaut, findet man, wie eben durch diese Wahl der Strophe jede Strophe wieder in zwei Hälften zerfällt, wobei ein abschließender Theil der Form wie des Gedankens nicht vorhanden sein kann. Was endlich den Schlußgedanken betrifft: Es reut mich jeder Liedeston, der auf's verworrene Getriebe der Zeit sich wandt, und nicht auf Liebe, so liegt eine Weltflüchtigkeit, wie sie hier vorliegt, von vornherein in Rückerts Neigung aus der Welt hinaus zur Unendlichkeit; daher finden sich Klagen darüber, daß diese Welt sein Herz nicht befriedige, schon zur Genüge in den Jugendliedern und ziehen sich durch alle Bände und Abtheilungen seiner Gedichte; ich erinnere z. B. an das Schwalbenlied. Je mehr der Dichter nun sein weltumfassendes und zugleich überweltliches Liebesevangelium zu einer Art göttlicher Offenbarung, zu einem für ihn unverbrüchlich wahren System ausbildete, desto weniger Befriedigung fand er in der Wirklichkeit des Lebens, und er meinte, sich zurückziehen zu müssen, was er seit dem Liebesfrühling thatsächlich thun konnte. Dazu gesellten sich die reaktionären politischen Zustände der 20er Jahre, die alles frische Geistesleben zu zerknicken drohten und von allen edeln freimüthigen Männern schmerzlich empfunden wurden. Es sei hier an die deutsche Stadt erinnert. Am deutlichsten aber hat der Dichter seinen Schmerz über das verworrene Zeitgetriebe im Frühlingsliede niedergelegt.

---

33. Abendlied.

Ich stand auf Berges Halde, als Sonn' hinuntergieng,
Und sah, wie über'm Walde des Abends Goldnetz hieng.
Des Himmels Wolken thauten der Erde Frieden zu;
Bei Abendglockenlauten gieng die Natur zur Ruh.
Ich sprach: O Herz, empfinde der Schöpfung Stille nun,
Und schick' mit jedem Kinde der Flur dich auch zu ruhn!

Die Blumen alle schließen die Augen allgemach,
Und alle Wellen fließen besänftiget im Bach.
Nun hat der müde Silphe[1] sich unter's Blatt gesetzt,
Und die Libell' am Schilfe entschlummert thaubenetzt.
Es ward dem goldnen Käfer zur Wieg' ein Rosenblatt;
Die Heerde mit dem Schäfer sucht ihre Lagerstatt.
Die Lerche sucht aus Lüften ihr feuchtes Nest im Klee,
Und in des Waldes Schlüften ihr Lager Hirsch und Reh.
Wer sein ein Hüttchen nennet, ruht nun darin sich aus;
Und wen die Fremde trennet, den trägt ein Traum nach Haus.
Mich fasset ein Verlangen, daß ich zu dieser Frist
Hinauf nicht kann gelangen, wo meine Heimat ist.

[1] Silphe ist griechisch die Motte.

Das Abendlied findet sich zuerst in der Erlanger Ausgabe, und zwar unter den Bausteinen zu einem Pantheon unmittelbar hinter dem Frühlingslied. Ob es aber aus derselben Zeit mit seinem Vorgänger stammt, erfährt man aus den Nachrichten Beyers nicht. Das Abendlied dünkt uns Rückerts vollendetstes Gedicht; hier hat er einmal im Gebiete des eigentlichen Liedes mit Göthe und Uhland um die Palme gerungen. Die Melodie der Laute ist über alle Maßen wohlklingend, so wie es etwa in Göthe's Fischer oder dem Lied an den Mond herausgefühlt und gehört wird. Das Gemüth ruht in sich selber, auch nicht von leisester ungehöriger Einmischung einer unfolgsamen Phantasie oder des nüchternen Verstandes gestört; alles klingt harmonisch zusammen. So ist auch hier einmal, wenn auch nur leise, die Empfindung episch an ein Ereigniß geknüpft: Der Dichter ist am Abend auf Berges Halde gestiegen; er sehnt sich aber nicht, wie das Volkslied es geschehen läßt oder wie der Schäfer in Göthe's Klagelied es thut, nach der Geliebten und spricht mit ihr, sondern er spricht mit seinem eigenen Herzen und seine Sehnsucht geht nach der ewigen Heimat. Seine Empfindung knüpft sich an den Augenblick des Sonnenunterganges; Strophe 3 drückt sogleich das Grundthema aus: o Herz, geh zur Ruh, wie es die Schöpfung thut. Die folgenden Strophen breiten den Gedanken des Zuruhegehens der Natur in einzelnen Wesen aus, die sich von den Blumen steigern bis zu den Thieren des Waldes; die zweitletzte Strophe führt zum Menschen über und vermittelt für die letzte Strophe die Rückkehr der Empfindung sowohl zu Strophe 1 als zu Strophe 3, jedoch mit der Steigerung des Begriffes, nicht bloß hier unter und bei den Geschöpfen der Natur, sondern dort in der ächten Heimat ruhen zu wollen. Es ist eine ähnliche geschlossene Gliederung da, wie sie in Götzingers deutschen Dichtern, fünfte Auflage, Bd. I, Seite 547 für Göthe's „Neue Liebe, neues Leben" auseinandergesetzt worden ist.

34. Bethlehem und Golgatha.[1]

1. Er ist in Bethlehem geboren,
Der uns das Leben hat gebracht,
Und Golgatha hat er erkoren,
Durch's Kreuz zu brechen Todes Macht.
Ich fuhr vom abendlichen Strande,
Hinaus, hindurch die Morgenlande;
Und Größeres ich nirgens sah,
Als Bethlehem und Golgatha.

2. Wie sind die sieben Wunderwerke
Der alten Welt dahingerafft!
Wie ist der Trotz der ird'schen Stärke
Erlegen vor der Himmelskraft!
Ich sah sie, wo ich mochte wallen,
In ihre Trümmer hingefallen,
Und stehn in stiller Gloria
Nur Bethlehem und Golgatha.

3. Weg, ihr egypt'schen Pyramiden!
In denen nur die Finsternis
Des Grabes, nicht des Todes Frieden,
Zu bauen sich der Mensch befliß.
Ihr Sphinx' in kolossalen Größen,
Ihr konntet nicht der Erde lösen
Des Lebens Räthsel, wie's geschah
Durch Bethlehem und Golgatha.

4. Erdparadies am Roknabade,[2]
Flur aller Rosen von Schiras![3]
Und am gewürzten Meergestade
Du Palmengarten India's!
Ich seh' auf euren lichten Fluren
Noch gehn den Tod mit dunklen Spuren.
Blickt auf! Euch kommt das Leben da
Von Bethlehem und Golgatha.

5. Du Kaaba,[4] schwarzer Stein der Wüste,
An den der Fuß der halben Welt
Sich jetzt noch stößt, steh' nur, und brüste
Dich, matt von deinem Mond[5] erhellt!

---

[1] Zuerst abgedruckt in Wendts Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, 1824. Steht in der Erlanger Ausgabe unter Coburg, 1821—1826. — [2] Fluß, an welchem Schiras liegt. — [3] Stadt in Persien, durch ihre Rosen und Dichter berühmt. — [4] Tempel in Mekka, worin der Stein eingemauert ist, welchen der Engel Gabriel dem Abraham zum Bau eines Tempels gebracht hat. Er ist durch Gabriels Thränen über die Sünden der Menschen schwarz geworden. — [5] Der Halbmond der Türken.

Der Mond wird vor der Sonn' erbleichen,
Und dich zerschmettern wird das Zeichen
Des Helden, dem Victoria
Ruft Bethlehem und Golgatha.

6. O, der du in der Hirten Krippe
Ein Kind geboren wolltest sein,
Und, leidend Pein am Kreuzgerippe,
Von uns genommen hast die Pein!
Die Krippe dünkt dem Stolze niedrig,
Es ist das Kreuz dem Hochmuth widrig;
Du aber bist der Demuth nah'
In Bethlehem und Golgatha.

7. Die Kön'ge kamen anzubeten
Den Hirtenstern, das Opferlamm,
Und Völker haben angetreten
Die Pilgerfahrt zum Kreuzesstamm.
Es gieng in Kampfes Ungewitter
Die Welt, doch nicht das Kreuz, in Splitter,
Als Ost und West sich kämpfen sah
Um Bethlehem und Golgatha.

8. O, laßt uns nicht mit Lanzenknechten,
Laßt mit dem Geist uns ziehn in's Feld!
Laßt uns das heil'ge Land erfechten,
Wie Christus sich erfocht die Welt!
Lichtstrahlen laßt nach allen Seiten
Hinaus, als wie Apostel, schreiten,
Bis alle Welt ihr Licht empfah'
Aus Bethlehem und Golgatha.

9. Mit Pilgerstab und Muschelhute
Nach Osten zog ich weit hinaus;
Die Botschaft bring' ich euch, die gute,
Von meiner Pilgerfahrt nach Haus:
O, zieht nicht aus mit Hut und Stabe
Nach Gottes Wieg' und Gottes Grabe!
Kehrt ein in euch, und findet da
Sein Bethlehem und Golgatha!

10. O Herz, was hilft es, daß du knieest
An seiner Wieg' im fremden Land?
Was hilft es, daß du staunend siehest
Das Grab, aus dem er längst erstand?
Daß er in dir geboren werde,
Und daß du sterbest dieser Erde,
Und lebest ihm, nur dieses ja
Ist Bethlehem und Golgatha.

35. Am Ostermorgen.

1. Am Ostermorgen schwang die Lerche
Sich auf aus irdischem Gebiet,
Und, schwebend über'm stillen Pferche
Der Hirten, sang sie dieses Lied:
Erwacht! die Nacht entflieht,
Das Licht zerbricht
Die Macht der Nacht;
Erwacht, ihr Lämmer all', erwacht,
Auf feuchtem Rasen kniet!

2. Es ward von einem Osterlamme
Gethan für alle Welt genug,
Das blutend an dem Kreuzesstamme
Die Schuld der ganzen Heerde trug.
Des Sieges Stunde schlug!
Das Grab, es gab
Den Raub vom Staub
Zurück; nun weidet grünes Laub,
Ihr Lämmer fromm und klug!

3. Der Baum des Lebens, fluchbeladen,
Stand abgestorben, dürr und todt.
Des Lammes Blut ihn mußte baden;
Nun wird er blühen rosenroth.
Gewendet ist die Noth!
O seht, her geht
Der Hirt, der wird
Die Heerde weiden unverirrt
Im neuen Morgenroth.

Zuerst abgedruckt mit Bethlehem und Golgatha in Wendts Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, 1824; steht in der Erlanger Ausgabe ebenfalls unter Coburg, 1821—1826. Darüber, daß Rückert auch ein paar geistliche Lieder dichtete, hat man sehr verschieden geurtheilt; ausführlich spricht darüber Beyer im biographischen Denkmal, Seite 256 und in den Neuen Mittheilungen, Seite 89 ff. Soviel scheint aus allem hervorzugehn, daß sich in den ersten Jahren nach dem Liebesfrühling Rückerts christlich-religiöses Gefühl und Denken höher steigerte, als es vorher und nachher geschehen war. Das vorliegende Lied Am Ostermorgen klingt lange nicht so voll und rein wie Bethlehem und Golgatha, und besonders die Binnenreime erwacht — Nacht; Licht — zerbricht; Macht — Nacht; Grab — gab; Staub — Raub; seht — geht; Hirt — wird, scheinen einem geistlichen Liede am wenigsten anzustehen.

---

36. Adventlied.[1]

1. Dein König kommt in niedern Hüllen,
Ihn trägt der lastbar'n Es'lin Füllen.
Empfang' ihn froh, Jerusalem!
Trag' ihm entgegen Friedenspalmen,
Bestreu' den Pfad mit grünen Halmen,
So ist's dem Herren angenehm.

2. O mächt'ger Herrscher ohne Heere,
Gewalt'ger Kämpfer ohne Speere,
O Friedensfürst von großer Macht!
Es wollen dir der Erde Herren
Den Weg zu deinem Throne sperren;
Doch du gewinnst ihn ohne Schlacht.

3. Dein Reich ist nicht von dieser Erden;
Doch aller Erde Reiche werden
Dem, das du gründest, unterthan.
Bewaffnet mit des Glaubens Worten
Zieht deine Schaar nach den vier Orten
Der Welt hinaus, und macht dir Bahn.

4. Und wo du kommest hergezogen,
Da ebnen sich des Meeres Wogen,
Es schweigt der Sturm, von dir bedroht.
Du kömmst, auf den empörten Triften
Des Lebens neuen Bund zu stiften,
Und schlägst in Fessel Stünd' und Tod.

5. O Herr von großer Huld und Treue,
O komme du auch jetzt auf's neue
Zu uns, die wir sind schwer verstört.
Noth ist es, daß du selbst hienieden
Kommst zu erneuern deinen Frieden,
Dagegen sich die Welt empört.

6. O laß dein Licht auf Erden siegen,
Die Macht der Finsternis erliegen,
Und lösch' der Zwietracht Glimmen aus!
Daß wir, die Völker und die Thronen,
Vereint als Brüder wieder wohnen
In deines großen Vaters Haus!

---

[1] Das Adventlied steht zuerst in der Erlanger Ausgabe im Pantheon (1834); wir haben es als geistliches Lied Bethlehem und Golgatha und Am Ostermorgen angereiht. Die Bezüge auf schwere Störungen des Völkerfriedens machen es wahrscheinlich, daß das Lied im Jahre 1830 um die Zeit der Juli-Revolution entstanden ist.

37. Angereihte Perlen.

1. O blicke, wenn den Sinn dir will die Welt verwirren,
Zum ew'gen Himmel auf, wo nie die Sterne irren!

2. Am Himmel weichen Sonn' und Mond sich freundlich aus;
Selbst ihnen wäre sonst zu eng ihr weites Haus.

3. Ein Vater soll zu Gott an jedem Tage beten;
Herr, lehre mich, dein Amt beim Kinde recht vertreten!

4. Der Vater straft sein Kind, und fühlet selbst den Streich;
Die Härt' ist ein Verdienst, wo dir das Herz ist weich.

5. Vor Gott ist keine Flucht, als nur zu ihm. Nicht Trutz,
Vor Vaters Strenge ist nur Liebe Kindes Schutz.

6. Wißt, wo es keinen Herrn und keinen Diener giebt?
Wo eins dem andern dient, weil eins das andre liebt.

7. Im selben Maß du willst empfangen, mußt du geben;
Willst du ein ganzes Herz, so gieb ein ganzes Leben!

8. Der Liebe Opfer zwingt dem Herzen Großmuth ab;
Wer kann verachten, was sich ihm aus Lieb' ergab?

9. Wer einem Fremdling nicht sich freundlich mag erweisen,
Der war wohl selber nie im fremden Land auf Reisen.

10. Viel lieber mag die Lieb', als an der Sonne Flecken,
Den Stern in dunkler Nacht, der etwa glänzt, entdecken.

11. Du wirst nicht musterhaft durch Jagd nach andrer Fehlern,
Und nie wirst du berühmt durch fremden Ruhmes Schmälern.

12. Der Name bleibt allein, wenn alles muß zerstieben;
O laß dem Todten das, was ihm allein geblieben!

13. Durch Buße wendest du die Strafen Gottes ab;
Doch Menschen denken dir den Fehltritt noch im Grab.

14. Sei gut, und laß von dir die Menschen Böses sagen!
Wer eigne Schuld nicht trägt, kann leichter fremde tragen.

15. Wer jetzo mich verkennt, der spornet nur mich an,
Zu werden so, daß man mich nicht verkennen kann.

16. Und wenn ich auf der Welt das Gute nirgends fände,
Ich glaubt' an's Gute doch, weil ich's in mir empfände.

17. Giebst du dem Feinde nach, so giebt er dir den Frieden;
Und giebst du dir nicht nach, so ist dir Sieg beschieden.

18. Wer ist dein ärgster Feind? Des Herzens böse Lust,
Die widerspenst'ger wird, jemehr du Liebs ihr thust.

19. Zur Liebe kommst du nicht, so lang' du hängst am Leben;
Du findest mich nicht eh'r, bis du dich aufgegeben.

20. So lang' dein eigner Werth für dich nicht liegt im Grabe,
Wie seh' Ich, ob Ich Werth in deinen Augen habe?

21. Vernichtung weht dich an, so lang' du Einz'les bist;
O fühl' im Ganzen dich, das unvernichtbar ist!

22. Wie groß für dich du seist, vor'm Ganzen bist du nichtig;
Doch als des Ganzen Glied bist du als kleinstes wichtig.

23. Die kleine Biene steht dem Feind so ritterlich,
Weil sie für sich nicht ist; sie fühlt ihr Volk in sich.

24. Weil sie so Süßes wirkt, muß sie so bitter stechen;
Die Erd' hat keine Luft, die nicht ein Weh wird rächen.

25. Aus einem Blumenkelch saugt sie so Gift, als Seim;
Denn heimlich ist der Tod in jedem Lebenskeim.

26. Es muß ein Maulbeerblatt den Fraß der Raupe leiden,
Daß es verwandelt sei aus schlechtem Laub in Seiden.

27. Sieh! wo im Staube blind Ameisenheere wimmeln,
Gehn sie so wenig irr, als Sternenchör' an Himmeln.

28. Der Erde Weihrauch trägt Ameisenfleiß zusammen;
Zum Himmel duftet er in Mittags Opferflammen.

29. Die Macht der Sonne drückt den Geist zur Erde nieder;
In Nachtviolenduft steigt er zum Himmel wieder.

30. Wann Sonnenlicht erlosch, tritt Sternenglanz hervor;
Auf Erden lebt der Tag, die Nacht im höhern Chor.

31. Wach' auf! Die Sonne sucht ein Bild dir vorzumalen,
Wie man zu Gottes Ruhm am Morgen könne strahlen.

32. Mit sieben Zungen thut die Lilie sich kund,
Und halbgeöffnet schweigt der Rose Knospenmund.

33. Die Blumen wollen dir ein Gottgeheimniß sagen,
Wie feuchter Erdenstaub kann Himmelsklarheit tragen.

34. Es wankt das Tulpenbeet, von eignem Glanze trunken:
Das Liebesfeuer brennt, wer zählet seine Funken?

35. Narzisse schaut dich an mit goldnem Abendstern:
„Ich blicke nach dem Licht, du blicke nach dem Herrn!"

36. In tausend Blumen steht die Liebesschrift geprägt:
Wie ist die Erde schön, wenn sie den Himmel trägt!

37. Wenn du Gott wolltest Dank für jede Lust erst sagen,
Du fändest gar nicht Zeit, noch über Weh zu klagen.

38. O Herz, versuch' es nur! so leicht ist gut zu sein;
Und es zu scheinen, ist so eine schwere Pein.

39. Vor jedem steht ein Bild des, was er werden soll;
So lang' er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll.

40. O bitt' um Leben noch! Du fühlst mit deinen Mängeln,
Daß du noch wandeln kannst nicht unter Gottes Engeln.

41. Kann auch der Sonne Kraft ein irrer Stern entwallen?
Wie könnte denn ein Mensch aus Gottes Liebe fallen!

42. Aus jedem Punkt im Kreis zur Mitte geht ein Steg;
Vom fernsten Irrthum selbst zu Gott zurück ein Weg.

43. Welch Herz noch etwas liebt, das ist noch nicht verlassen;
Ein Fäserchen genügt, Wurzel in Gott zu fassen.

44. So stark ist Liebeskraft, daß selber Gott liebeigen
Dahin, wo er geliebt' sich fühlet, hin muß neigen.

45. Gott fürchtet selbst sich nicht durch Liebe zu erniedern;
Wie sollt' ich Liebe nicht, wo ich sie fänd', erwiedern?

46. Der Prüfstein trügt dich nie: Gut ist, was wohl dir thut,
Und das ist schlimm, o Herz, wobei dir schlimm zu Muth.

47. Wenn du die Richter auch mit Kunst für dich gewannst:
Was hilft es, wenn du selbst nicht los dich sprechen kannst?

48. Die Strafe macht dich frei von dem Gefühl der Schuld;
Drum straft dich, Kind, nicht Zorn des Vaters, sondern Huld.

49. Wenn dich die Liebe soll beleben, werde Staub!
Nicht hartem Felsgestein entsproßt des Frühlings Laub.

50. Daß sie die Perle trägt, das macht die Muschel krank;
Dem Himmel sag' für Schmerz, der dich veredelt, Dank!

51. Der Frühling strickt ein Netz aus Farben, Tönen, Düften;
Komm, Herbstwind, und befrei' den Geist aus Zaubergrüften!

52. Mein Baum war schattendicht; o Herbstwind, komm und zeige,
Indem du ihn entlaubst, den Himmel durch die Zweige!

53. Verweht sind ohn' Ertrag der Blumen bunte Farben,
In Scheuern eingeheimst die farbenlosen Garben.

54. O Baum des Lebens, sieh, der Herbstwind wühlt, er sucht,
Ob unterm Blätterschmuck du bergest eine Frucht.

55. Die Schwalbe läßt ihr Nest und sucht ein wärmer Land;
O Seele, schwing' dich auf! Die Luft der Erde schwand.

56. Den Frühling sucht mein Herz, dem droht kein Wintersturm,
Die Rose, der kein Dorn das Herz nagt und kein Wurm.

57. Den Garten kenn' ich wohl, wo alle Lenze wohnen,
Die flüchtig auf Besuch durchziehn der Erde Zonen.

58. Den Garten kenn' ich wohl, wo nie ein Keim verdarb;
Wo alles Früchte trägt, was hier als Blüte starb.

59. Ein Bruchstück ist mein Lied, ein Bruchstück das der Erde,
Das auf ein Jenseits hofft, daß es vollständig werde.

60. Die Liebe, die zum Kranz am Himmel reiht Plejaden,
Hält diese Perlen auch am unsichtbaren Faden.

Die angereihten Perlen erschienen zuerst im Frauentaschenbuch 1825 mit der Ueberschrift: Im Spätsommer. Die Erlanger Ausgabe stellt

sie (es sind ihrer im Ganzen 80) ins Pantheon, die Auswahl unter den Abschnitt, der auf die östlichen Rosen folgt, das letztere offenbar um anzudeuten, daß auch diese Sprüche Blüthen und Früchte der orientalischen Studien seien. Die angereihten Perlen unterscheiden sich von den Vierzeilen inhaltlich dadurch, daß diese meist Erfahrungen, Zustände, Thatsachen des natürlichen Lebens enthalten, die Perlen aber Gesetze und Erfahrungen aus der sittlichen Welt. Was an Rückert's Dichtung fast überall spukt, der Mangel an einheitlichem Aufbau seiner Dichtungen, das ist nun hier selber Gesetz geworden; die ewige Liebesoffenbarung kommt hier auf dieser Welt doch nie zur vollkommenen Erscheinung; daher muß auch das Lied, das sie predigt, Bruchstück bleiben; die Liebe, die zum Kranz am Himmel reiht Plejaden, hält diese Perlen auch am unsichtbaren Faden. Immerhin wollen diese angereihten Perlen nur wie andere Stücke ein Baustein zu einem Pantheon sein; doch auch dieser Baustein zerfällt in lauter einzelne Perlen. Sie sind aber das Vorbild geworden für die vom Jahr 1836 an veröffentlichte Weisheit des Brahmanen, die wie die angereihten Perlen ausnahmslos in Alexandrinern geschrieben ist. Wer Rückert's Gedichtsammlungen durchblättert, findet sofort das Vorherrschen von kurzen vierzeiligen Strophen; doch kann hier noch durch Kreuzung des Reimes und durch Abwechslung in der Reimgattung eine gewisse Gliederung eintreten; das Alexandrinerpaar kann auch als vierzeilige Strophe aufgefaßt werden, aber als eine sehr dürftige. Je mehr dem Dichter und Denker das Ziel seiner Erkenntniß als ein Uebersinnliches sich nicht von ihm, sondern von der wirklichen Welt entfernte, desto weniger Liebe und Fleiß wendete er der Form zu.

---

38. Führung.[1]

Geschrieben im vierzigsten Lebensjahre.

1828.

Dich, Israel, hat in der Wüsten Jehova wunderbar geführt,
Er hat dich zum Verheißungslande durch Irren vierzig Jahr geführt.
Er hat dich wollen altern lassen, damit verjüngt du zieheſt ein,
Er hat, da unterwegs du starbeſt, dich heim als neue Schar geführt.
Er hat dich wollen dursten lassen, um dir den Quell aus Felsgestein
Zu schlagen; er hat Tags im Donner, dich Nachts in Blitzen klar geführt.
Er hat dich lassen irre gehen, damit du kämst an's rechte Ziel;
Er hat dich langsam, seltsam, aber er hat dich immerdar geführt.

---

[1] Zuerst in den Bausteinen zu einem Pantheon der Erlanger Ausgabe.

Und als du zum verheißnen Lande nun hingelangt warst, riefest du:
Er hat mich wunderbar geleitet, doch mich zurecht fürwahr geführt.
So rufet Freimund, den durch Wüsten der Herr im Donner und im Blitz,
Durch Läutrungsfeuer hin zum Lichte, zum Liebeshochaltar geführt;
So rufet Freimund auch am Ziele, wo sich die Irren aufgelöst:
Er hat fürwahr mich recht geleitet, er hat mich wunderbar geführt.

---

39. Ermuthigung zur Uebersetzung der Hamasa,

einer Sammlung alt-arabischer Volkslieder.

1828.

1. Die Poesie in allen ihren Zungen
Ist dem Geweihten eine Sprache nur,
Die Sprache, die im Paradies erklungen,
Eh sie verwildert auf der wilden Flur.
Doch wo sie nun auch sei hervorgedrungen,
Von ihrem Ursprung trägt sie noch die Spur;
Und ob sie dumpf im Wüstenglutwind stöhne,
Es sind auch hier des Paradieses Töne.

2. Die Poesie hat hier ein dürft'ges Leben,
Bei durst'gen Herden im entbrannten Sand,
Mit Blütenschmuck und Schattenduft umgeben,
Mit Abendthau gelöscht den Mittagsbrand,
Verschönt, versöhnt ein leidenschaftlich Streben
Durchs Hochgefühl von Sprach- und Stammverband,
Und in das Schlachtgraun Liebe selbst gewoben,
Die hier auch ist, wie überall, von oben.

3. Wer aber soll die nord'sche Nacht erheitern
Mit solchem Abglanz von des Südens Glut?
Wer den Gesichtskreis meines Volks erweitern,
Daß seinem Blick auf jene Welt sich thut?
Das enge Leben freilich geht zu scheitern,
Je mehr herein strömt diese Geisterflut;
Doch, soll der Ost einmal zum Westen dringen,
Wer ist der Mann, ihn ganz heran zu bringen?

4. Darum nur muthvoll vorwärts, auszubeuten
Den spröden Schacht, den nicht erwühlt ein Scherz,
Das fremde Leben deinem Volk zu deuten,
Das ohne dich ihm bliebe taubes Erz.

Wann erst der Menschheit Glieder, die zerstreuten,
Gesammelt sind ans europäische Herz,
Wird sein ein neues Paradies gewonnen,
So gut es blühn kann unterm Strahl der Sonnen.

5. Und laß dich nicht im edlen Tagwerk irren
Von Schülern, die nur meistern meisterlich,
Die in des Worts zerrütteten Geschirren
Den Geist verschütten, aber trau auf mich.
Zu sammeln rein den Hauch arabischer Mirren,
Geweiht zu meinem Priester hab ich dich;
Komm, mir im deutschen Pantheon zu räuchern,
Und laß die trockne Spreu den trocknen Keuchern!

Diese schönen Stanzen sind zuerst gedruckt in Wendts deutschem Musenalmanach 1831, dann in der Erlanger Ausgabe unter den Bausteinen zu einem Pantheon, 1846, endlich, doch ohne die letzte Strophe, in der Ausgabe der Hamasa. — Die Hamasa ist eine mohammedanische Anthologie arabischer Lieder und Sprüche, zusammengestellt von Abu Temam, gest. 845. Sie wurde 1828 von Freitag herausgegeben. „Was ich selbst noch zu leisten hoffe, schreibt Rückert am 10. März 1830 an Friedrich Böhmer, ist eine vollständige Uebersetzung der unter dem Namen Hamasa bekannten Sammlung altarabischer Volkspoesien, ein Schatz, dergleichen kaum sonst ein Volk aufzuweisen hat, nun im Original herausgegeben von Freitag in Bonn, der auch eine lateinische Uebersetzung dazu liefern wird, die gewiß eben so gelehrt ausfällt als untauglich, den poetischen Gehalt herauszustellen, was ich mir vorbehalten glaube.“ Rückert's Ansicht von der Weltpoesie hängt natürlich aufs engste zusammen mit seiner Liebesoffenbarung; wenn alles was ist, nur ist, um in sich dem einen Gedanken ewiger Liebe wieder zu spiegeln, so sind auch die Poesien aller Völker nur ein Spiegel derselben ewigen Liebe; es sind auch hier des Paradieses Töne. Schon Göthe hatte den westöstlichen Divan mit dem Spruche eingeführt:

Gottes ist der Orient!
Gottes ist der Occident!
Nord- und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände!

und hatte viel von einer Weltliteratur gesprochen; was aber Göthe unter diesem weitaussehenden Worte versteht, ist doch etwas sehr unschuldiges. „Diese Zeitschriften, schreibt er unter Anderm bei Gelegenheit einer Besprechung englischer Zeitschriften im Jahr 1828, diese Zeitschriften werden zu einer gehofften allgemeinen Weltliteratur auf das wirksamste beitragen; nur wiederhole ich, daß nicht die Rede sein könne, die Nationen sollen überein denken, sondern sie sollen nur einander gewahr werden, sich begreifen, und wenn sie sich wechsel-

seitig nicht lieben mögen, sich einander wenigstens dulden lernen." Rückert's Anschauung geht viel weiter; er erhofft durch Heranbringung aller fremden Literaturen eine innere Erneuerung des einseitigen Geistes der auf nationale Grenzen beschränkten Literatur der Heimat, eine innere Wiedergeburt der Dichtung. Beyer hat diesem geistigen Universalismus Rückert's, wie er es nennt, im biographischen Denkmal, 295 ff., eine eingehende Betrachtung gewidmet, in der er aus der Weisheit des Brahmanen folgende Sprüche beibringt:

Des Menschen Kron' ist, daß sich Menschheit offenbart
In ihm, trotz seiner Volks-, trotz seiner Glaubensart.

Wer hat der wilden Jagd gesetzet Ziel und Fristen?
Gesegnet seien, die zuletzt es thaten, Christen.
Zuletzt es thaten, als sie besser sich besonnen,
Nachdem sie besser nicht, und schlechter fast begonnen;
Gesegnet seien sie, nicht weil sie Christen sind,
Doch Menschen, weniger für fremde Menschheit blind;
Gesegnet aber sei, die langsam, langsam schreitet,
Bildung, doch durch die Welt sich weiter, weiter breitet.
Die Bildung, die dazu will alle Sprachen lernen,
Und Völkersitte sehn in allen Länderfernen,
Damit die Menschheit einst, von einem Band umschlungen,
In allen Fernen sich erkenn' und allen Zungen.

---

40. Chidher.

1. Chidher, der ewig junge, sprach:
Ich fuhr an einer Stadt vorbei;
Ein Mann im Garten Früchte brach.
Ich fragte: seit wann die Stadt hier sei?
Er sprach, und pflückte die Früchte fort:
Die Stadt steht ewig an diesem Ort,
Und wird so stehen ewig fort.
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

2. Da fand ich keine Spur der Stadt;
Ein einsamer Schäfer blies die Schalmei;
Die Heerde weidete Laub und Blatt;
Ich fragte: Wie lang' ist die Stadt vorbei?
Er sprach, und blies auf dem Rohre fort:
Das eine wächst, wenn das andere dorrt;
Das ist mein ewiger Weideort.
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

3. Da fand ich ein Meer, das Wellen schlug,
Ein Schiffer warf die Netze frei;
Und als er ruhte vom schweren Zug,
Fragt' ich: seit wann das Meer hier sei?

Er sprach, und lachte meinem Wort:
So lang' als schäumen die Wellen dort,
Fischt man und fischt man in diesem Port.
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

4. Da fand ich einen waldigen Raum,
Und einen Mann in der Siedelei;
Er fällte mit der Axt den Baum.
Ich fragte: wie alt der Wald hier sei?
Er sprach: Der Wald ist ein ewiger Hort;
Schon ewig wohn' ich an diesem Ort,
Und ewig wachsen die Bäum' hier fort.
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

5. Da fand ich eine Stadt, und laut
Erschallte der Markt vom Volksgeschrei.
Ich fragte: Seit wann ist die Stadt erbaut?
Wohin ist Wald und Meer und Schalmei?
Sie schrien, und hörten nicht mein Wort:
So gieng es ewig an diesem Ort,
Und wird so gehen ewig fort!
Und aber nach fünfhundert Jahren
Will ich desselbigen Weges fahren.

Zuerst gedruckt in Wendts Musenalmanach 1830; in der Erlanger Ausgabe unter den Bausteinen zu einem Pantheon. Chidher oder Chidr ist nach arabischer Sage Feldherr eines altpersischen Herrschers Kheikhobad und ein Prophet, der, da er aus der Lebensquelle getrunken, nun bis zum jüngsten Tage lebt. Alexander der Große suchte diese Quelle der ewigen Jugend, welche im Kaukasus liegen sollte, doch vergeblich. Die Sage von einem ewig jungen Menschen oder einem unter den Menschen umherwandelnden Gotte ist weit verbreitet; sie schließt sich in Indien an Buddha an, in Deutschland an Wuotan und an den ewigen Juden. Auf den Alpen hat man den ewigen Juden in dieser Gestalt unter anderm auf der Grimsel, am Pilatus und auf dem Matterhorn gesehen. Der Matterberg unter dem Matterhorn, heißt es in Grimms Sagen, Nr. 343, ist ein hoher Gletscher des Walliserlandes, auf welchem die Visp entspringt. Der Leutsage nach soll daselbst vor Zeiten eine ansehnliche Stadt gelegen haben. Durch diese kam einmal der laufende Jud gegangen und sprach: „wenn ich zum zweitenmal hier durchwandere, werden da, wo jetzt Häuser und Gassen sind, Bäume wachsen und Steine liegen. Und wenn mich zum drittenmal der Weg daher führt, wird nichts da sein, als Schnee und Eis.“ Jetzo ist schon nichts mehr da zu sehen, als

Schnee und Eis.“ Der ewige Jude soll nach einer andern schweizerischen Sage erzählt haben, er habe, als er das erstemal an den Rheinwinkel gekommen sei, wo nun Basel steht, nur einen schwarzen Tannwald, das zweitemal nur ein breites Dornengestrüppe, das drittemal aber eine vom Erdbeben zerrissene große Stadt vorgefunden. Wenn er zum letztenmale dieses Weges komme, werde man stundenweit hier gehen müssen, um Reiser zu einem Besen zusammen zu finden. Rochholz, Schweizersagen aus dem Aargau, II, 306. Rückert's Quelle war natürlich eine orientalische, wie er denn auch sonst manche andere Parabeln und Sagen des Morgenlandes verdeutscht und eingedeutscht hat. Sie sind durchaus schmucklos erzählt und könnten zum Theil ebensogut in Prosa mitgetheilt sein. Unter allen ist Chidher diejenige morgenländische Erzählung Rückert's, wo auf eine künstlerische Form noch am meisten bedacht genommen worden ist. Doch ist auch hier nicht der Versuch gemacht, der Erzählung individuelles, das Gemüth der Hörers in Anspruch nehmendes Leben einzuhauchen; es ist rein die nackte Thatsache mitgetheilt.

41. Der betrogene Teufel.[1]

1. Die Araber hatten ihr Feld bestellt,
Da kam der Teufel herbei in Eil';
Er sprach: Mir gehört die halbe Welt!
Ich will auch von euerer Ernte mein Theil!

2. Die Araber aber sind Füchse von Haus;
Sie sprachen: Die untere Hälfte sei dein!
Der Teufel will allzeit oben hinaus;
Nein, sprach er, es soll die obere sein!

3. Da bauten sie Rüben in Einem Strich;
Und als es nun an die Theilung gieng:
Die Araber nahmen die Wurzeln für sich,
Der Teufel die gelben Blätter empfieng.

4. Und als es wiederum gieng in's Jahr,
Da sprach der Teufel im hellen Zorn:
Nun will ich die untere Hälfte fürwahr!
Da bauten die Araber Weizen und Korn.

5. Und als es wieder zur Theilung kam:
Die Araber nahmen den Aehrenschnitt;
Der Teufel die leeren Stoppeln nahm,
Und heizte der Hölle Ofen damit.

[1] Zuerst gedruckt in Wendts Musenalmanach 1830, findet sich in der Erlanger Ausgabe unter den Bausteinen zu einem Pantheon.

42. Der Baum des Lebens.

Als Adam lag im Todeskampfe schon,
Schickt' er zum Paradiese seinen Sohn,
Zu holen einen Zweig vom Lebensbaum,
Und zu genesen hofft' er noch davon.
Seth brach das Reis, und als er's hergebracht,
War schon des Vaters Lebenshauch entflohn.
Da pflanzten sie das Reis auf Adams Grab
Und fortgepflanzt ward es von Sohn zu Sohn.
Es wuchs, als in der Grube Joseph lag,
Und Israel in der egypt'schen Frohn.
Des Baumes Blüten giengen duftend auf,
Als David harfend saß auf seinem Thron;
Dürr' ward der Baum, als an dem Weg des Herrn
Irr' ward in seiner Weisheit Salomon.
Doch die Geschlechter hofften, daß ihn neu
Beleben sollt' ein andrer Davidssohn.
Das sah im Geist der Glaube, da er saß
Im Leid an Wasserflüssen Babylon.[1]
Und als der ew'ge Blitz vom Himmel kam,
Zerbarst der Baum mit hellem Jubelton;
Begnadigt war der dürre Stamm von Gott,
Zu dienen zu dem Holz der Passion.[2]
Es zimmerte die blinde Welt aus ihm
Das Kreuz, und schlug ihr Heil daran mit Hohn.
Da trug der Baum des Lebens blut'ge Frucht,
Daß, wer sie koste, Leben sei sein Lohn.
O Freimund, sieh! Der Baum des Lebens wächst,
Ausbreitend sich, je mehr ihm Stürme drohn.
Die ganze Welt ruh' unter seinem Schirm!
Die halbe ruht in seinem Schatten schon.

[1] Psalm 137, 1: An dem Wasser zu Babel saßen wir und weinten, wenn wir an Zion gedachten. — [2] Lebendiges Holz nennt das Kreuz der altkatholische Kirchengesang.

Zuerst gedruckt in Wendts Musenalmanach 1830; steht in der Erlanger Ausgabe unter den Bausteinen zu einem Pantheon. Dem Gasel liegt die Legende vom heiligen Kreuz zu Grunde. Ihr Ursprung ist uns unbekannt; aber schon Heinrich von Freiberg, der Fortsetzer von Gottfrieds Tristan und Isolde, dichtete diese Legende, in der das Kreuz vom verbotenen Baume im Paradiese hergeleitet wird, in deutschen Versen. Anders erzählt die Legende der alte Hederich in seinem Schullexikon, Leipzig 1717, unter dem Namen Loth; nach den

Worten: nach welchen Worten sich dann nichts mehr von ihm in der heiligen Schrift findet, fährt er fort: „Indessen aber wollen doch einige wissen, daß als Abraham seinen Fall vernommen, habe er sich höchlich darüber betrübet, und um seiner los zu werden, ihn an den Nilum geschickt, drei Stämme Holz zu holen, der Meinung, daß ihn die wilden Thiere darüber zerreißen sollten; allein, als er unbeschädiget wieder gekommen, habe Abraham solche drei Stämme auf einem Berge 24 Meilen von dem Jordan in die Erde gepflanzet und dem Loth befohlen, sie täglich mit Wasser aus dem Jordan zu begießen; welches dieser auch gethan und, als die Bäume nicht nur darauf zu grünen angefangen, sondern auch in einen zusammen gewachsen, habe Abraham geschlossen, daß Gott dem Loth seine Sünde vergeben; bemeldter Baum aber habe gestanden, bis Salomon seinen Tempel gebauet, da er dann mit abgehauen worden, allein dennoch als unnütze in solchem liegen geblieben, worauf nach der Zeit ihn die Kriegsknechte in Ermangelung eines andern genommen und Christum daran gekreutziget. Allein es ist solches alles ein Gedicht." Offenbar mischen sich hier eine alt-jüdische Legende mit einer spätern christlichen, die jüdische Legende vom Baum des Lebens im Paradiese mit der Legende vom heiligen Kreuz. Aus einem, auch von Düntzer nicht erkannten, jüdischen Bericht stammt folgende Legende Herders, die sich in dessen Blättern der Vorzeit, erste Sammlung, findet; sie heißt: Adams Tod.

Neunhundert dreißig Jahr war Adam alt, als er das Wort des Richters in sich fühlte: Du sollt des Todes sterben. „Laß alle meine Söhne vor mich kommen, sprach er zur weinenden Eva, daß ich sie noch sehe und segne." Sie kamen alle auf des Vaters Wort und stunden vor ihm da, viel hundert an der Zahl, und flehten um sein Leben. „Wer unter euch, sprach Adam, will zum heilgen Berge gehn? Vielleicht daß er für mich Erbarmung finde und bringe mir die Frucht vom Lebens-Baum." — Alsbald erboten sich alle seine Söhne, und Seth, der frömmste, ward vom Vater zur Botschaft auserwählet. Sein Haupt mit Asche bestreuet, eilte er und säumte nicht, bis er vor der Pforte des Paradieses stand. „Laß ihn Erbarmung finden, Barmherziger," so flehte er, und sende meinem Vater eine Frucht vom Lebensbaum." Schnell stand der glänzende Cherub da; und statt der Frucht vom Lebensbaume hielt er einen Zweig von dreien Blättern in seiner Hand. „Bringe dem Vater ihn," so sprach er freundlich, zu seiner letzten Labung hier: „denn ewiges Leben wohnt nicht auf der Erde. Nur eile; seine Stunde ist da." Schnell eilte Seth nnd warf sich nieder und sprach: „keine Frucht vom Baume des Lebens bringe ich dir, mein Vater; nur diesen Zweig hat mir der Engel gegeben, zu deiner letzten Labung hier." Der Sterbende nahm den Zweig und freuete sich. Er roch an ihm den Geruch des Paradieses: da erhob sich seine Seele: „Kinder," sprach er, „ewiges Leben wohnt für uns nicht auf der Erde: ihr folgt mir nach. Aber an diesen Blättern

athme ich Hauch einer andern Welt, Erquickung. — Da brach sein Auge: sein Geist entfloh. Adams Kinder begruben ihren Vater und weinten um ihn dreißig Tage lang; Seth aber weinte nicht. Er pflanzete den Zweig auf seines Vaters Grab zum Haupt des Todten, nannte ihn den Zweig des neuen Lebens, des Auferwachens aus dem Todtenschlaf. Der kleine Zweig erwuchs zum hohen Baum und viele Kinder Adams stärkten sich an ihm mit Trost des andern Lebens. So kam er auf die folgenden Geschlechter. Im Garten Davids blühete er schön, bis sein bethörter Sohn an der Unsterblichkeit zu zweifeln anfing; da verdorrete der Zweig, doch kamen seine Blüthen unter andere Völker. Und als an einem Stamm von diesem Baum der Wiederbringer der Unsterblichkeit sein heiliges Leben aufgab, streuete sich von ihm der Wohlgeruch des neuen Lebens umher, weit unter alle Völker.

Der auf Christus deutende Schluß dieser Legende ist offenbar erst von Herder zugedichtet; ob Rückert diese Legende, die auch im Ausdruck manchmal an sein Gasel erinnert, vor sich hatte, muß dahin gestellt bleiben; die Beziehung des Lebensbaumes auf das Kreuz Christi hätte er jedenfalls einer andern Quelle entnommen.

---

43. Der Schmuck der Mutter.

Mensch, es ist der Schöpfung Pracht
Nicht für dich allein gemacht.
Einen Theil hat sich zur Lust
Die Natur hervorgebracht.
Darum singt die Nachtigall,
Wo du schlummerst in der Nacht,
Und die schönste Blume blüht,
Eh' des Tages Aug' erwacht;
Und der schönste Schmetterling
Fliegt, wo Niemand sein hat Acht.
Perle ruht in Meeresschoß,
Und der Edelstein im Schacht.
Kind! da reichlich Aug' und Ohr
Dir mit Füllen ist bedacht;
Gönn' der Mutter etwas auch,
Das sie zum Geschmeid sich macht.

Zuerst abgedruckt in Wendts Musenalmanach 1830, in der Erlanger Ausgabe unter den Pantheongedichten. Das Gasel giebt einen Gedanken Ausdruck, der für Rückert's Naturanschauung von Anfang

an charakteristisch ist. Die schöne Abrundung des Gedankens, die Rückkehr des Schlußsatzes zu dem Satze, von welchem der Gedanke ausgieng, ist Rückert selten so wohl gelungen wie hier.

---

44. Für die sieben Tage.

1. Sprich, liebes Herz, in deines Tempels Mitten,
Für sieben Wochentage sieben Bitten.
Zum ersten Tag: Laß deine Sonne tagen,
Und Licht verleihn der Erd' und meinen Schritten!
Zum zweiten Tag: O laß nach dir mich wandeln,
Wie Mond der Sonne nach mit leisen Tritten!
Zum dritten Tag: Lehr' deinen Dienst mich kennen,
Und wie ich dienen soll mit rechten Sitten!
Zum vierten Tag: Du wollst mich nicht verlassen
In meiner Woch, in meines Tagwerks Mitten.
Zum fünften Tag: O donnr' in's Herz mir deine
Gebote, wann sie meinem Sinn entglitten!
Zum sechsten Tag: O laß mich freudig fühlen,
Wodurch du mir die Freiheit hast erstritten!
Zum siebenten: Die Sonne sinkt am Abend;
O dürft ich mir so hellen Tod erbitten!

2. Preis Ihm, der nach den sieben Wochentagen
Vertheilet hat des Lebens Lust und Plagen;
Preis Ihm, der aufgehn über Gut' und Böse
Läßt seiner Lebenssonnen Wohlbehagen!
Preis ihm, vor dessen Blick die Monde wechseln,
Und seinen Preis in jedem Wechsel sagen!
Preis Ihm, der seinen Dienst die Erde lehrt,
Und der sein Joch die Himmel lässet tragen!
Preis Ihm! Er thront in Mitte seiner Wonnen,
Und hört ein Herz in Mitte seiner Klagen.
Preis Ihm! Wenn mit dem Donner des Gesetzes
Er sprechen will, so muß der Mensch verzagen.
Preis Ihm! Er hat mit Armen sanft gesprochen,
Hat frei gemacht, die da gefangen lagen.
Preis Ihm! Es ist sein Blick die Sonn' am Abend,
Die untergeht, um neu der Welt zu tagen.

Findet sich zuerst in der Erlanger Ausgabe unter den Bausteinen zu einem Pantheon. Das Spiel mit der Etymologie einer oder ganzer Reihen von Wörtern ist auch bei den Orientalen beliebt; das alte Testament ist voll solcher Weisheit, die Makamen des Hariri laufen

davon über; möglich, daß ganz ähnliche Gedichte wie dieses in orientalischen Literaturen vorkommen. An Kunst oder Künstlichkeit fehlt es nicht; kann man ja die Verspaare der beiden Gaseln auch wie ein Mosaik auseinandernehmen und das zweite Gasel in's erste verspaarweise einschieben. Das Hauptgewicht liegt darauf, daß in Wunsch und Lob der Name des Wochentages eingeschoben ist: Sonnen, Mond, Dienst, Mitte der Woche, Donner, Freiheit, Sonn' am Abend. Daß dabei von der richtigen Etymologie der Wörter zum Theil abgegangen wurde, versteht sich von selbst.

---

45. Die sterbende Blume.

1. Hoffe! Du erlebst es noch,[1]
Daß der Frühling wiederkehrt.
Hoffen alle Bäume doch,
Die des Herbstes Wind verheert,
Hoffen mit der stillen Kraft
Ihrer Knospen winterlang,
Bis sich wieder regt der Saft,
Und ein neues Grün entsprang. —

2. „Ach, ich bin kein starker Baum,
Der ein Sommertausend lebt,
Nach verträumtem Wintertraum
Neue Lenzgedichte webt.
Ach, ich bin die Blume nur,
Die des Maies Kuß geweckt,
Und von der nicht bleibt die Spur,
Wie das weiße Grab sie deckt!"

3. Wenn du denn die Blume bist,
O bescheidenes Gemüt,
Tröste dich, beschieden ist
Samen allem, was da blüht.
Laß den Sturm des Todes doch
Deinen Lebensstaub verstreun;
Aus dem Staube wirst du noch
Hundertmal dich selbst erneun. —

---

[1] Im ersten Drucke beginnt das Gedicht mit dieser Strophe:
Hoffe! Du erlebst es noch, daß dein Frühling wiederkehrt.
Hoffen alle Bäume doch, die des Herbstes Wind verheert,
Hinterm Laube, das der Frost bleichen Todes schüttelt ab,
Lauschen Knospen, wie der Trost neuen Lebens hinterm Grab.

Warte! Du erlebst es noch u. s. f. wie jetzt Strophe 1.

4. „Ja, es werden nach mir blühn
Andre, die mir ähnlich sind;
Ewig ist das ganze Grün,
Nur das Einzle welkt geschwind.
Aber sind sie, was ich war,
Bin ich selber es nicht mehr;
Jetzt nur bin ich ganz und gar,
Nicht zuvor und nicht nachher.

5. Wenn einst sie der Sonne Blick
Wärmt, der jetzt noch mich durchflammt,
Lindert das nicht mein Geschick,
Das mich nun zur Nacht verdammt.
Sonne, ja, du äugelst schon
Ihnen in die Fernen zu;
Warum noch mit frost'gem Hohn
Mir aus Wolken lächelst du?

6. Weh' mir, daß ich dir vertraut,
Als mich wach geküßt dein Strahl;
Daß in's Aug' ich dir geschaut,
Bis es mir das Leben stahl!
Dieses Lebens armen Rest
Deinem Mitleid zu entziehn,
Schließen will ich krampfhaft fest
Mich in mich, und dir entfliehn.

7. Doch du schmelzest meines Grimms
Starres Eis in Thränen auf;
Nimm mein fliehend Leben, nimm's,
Ewige, zu dir hinauf!
Ja, du sonnest noch den Gram
Aus der Seele mir zuletzt;
Alles, was von dir mir kam,
Sterbend dank' ich dir es jetzt.

8. Aller Lüfte Morgenzug,
Dem ich sommerlang gebebt,
Aller Schmetterlinge Flug,
Die um mich im Tanz geschwebt;
Augen, die mein Glanz erfrischt,
Herzen, die mein Duft erfreut;
Wie aus Duft und Glanz gemischt
Du mich schufst, dir dank' ich's heut.

9. Eine Zierde deiner Welt,
Wenn auch eine kleine nur,
Ließest du mich blühn im Feld,
Wie der Stern auf höhrer Flur.

Einen Odem hauch' ich noch,
Und er soll kein Seufzer sein;
Einen Blick zum Himmel hoch,
Und zur schönen Welt hinein,

10. Ew'ges Flammenherz der Welt,
Laß verglimmen mich an dir!
Himmel, spann' dein blaues Zelt!
Mein vergrüntes sinket hier.
Heil, o Frühling, deinem Schein!
Morgenluft, Heil deinem Weh'n!
Ohne Kummer schlaf' ich ein,
Ohne Hoffnung aufzustehn."

Zuerst gedruckt in Wendts Musenalmanach, in der Erlanger Ausgabe unter den Bausteinen zu einem Pantheon. Und wirklich steigern sich hier wesentliche Züge der Rückert'schen Muse zu einem höchst eigenthümlichen Gebilde. Um von dem nicht besonders melodischen Vortrage — mehr als ein Vers besteht aus lauter einsilbigen Wörtern: und von der nicht bleibt die Spur; mich in mich; aber sind sie, was ich war; du mich schufst, dir dank' ich's heut — und dem wenig gegliederten Strophenbau, der schon durch weibliche Reime in den ungeraden Vershälften viel gewonnen hätte, um von diesen äußerlichen Dingen, auf welche doch Göthe und Schiller so vielen Fleiß zu verwenden pflegten, zu geschweigen, so ist diesem Gedichte in hohem Maße das Zurücktreten natürlicher Handlung eigen; eine gewisse Handlung ist da; das Lied führt ein Gespräch vor, aber man erfährt nicht einmal, wer denn eigentlich mit der Blume spricht; wenigstens befriedigt die Annahme, es sei der Dichter, der in Strophe 1 und 3 spreche, nur wenig. Gewiß ist nur, daß irgend jemand mit der sterbenden Blume spricht, daß er sie mit Hoffnung auf Wiedererwachen im Frühling tröstet; daß die Blume den Trost zurückweist, weil sie als Blume nur einen Sommer zu leben hat; daß der Tröster sie auf die in der Natur liegende, die Natur ewig erneuernde Lebenskraft hinweist, und daß endlich die Blume, nachdem sie ihren frühen Tod beklagt, ihren Trost darin findet, sie sei dennoch, so lange sie geblüht, ein Theil der ewigen Natur, eine kleine Zierde der Welt, ein Theil des Alls gewesen. Wie ganz anders läßt das Volkslied seine Blumen sterben, wenn es vom Brechen der Rosen singt; ihm liegt stets eine sinnbildliche Hindeutung auf den Tod, sei's den wirklichen, sei's den sittlichen Tod eines Menschenlebens zu Grunde. Bei Rückert ist die Blume ganz ernstlich ein Theil des ewigen Flammenherzes der Welt, es ist wörtlich wahr, was sein Lied singt, aber man fühlt es dem Liede trotzdem an, daß es kein eigenes Erlebniß ist, sondern eine Erfindung, ein im Sinne der Weltanschauung des Dichters pompös

durchgeführtes Thema, eine glücklich gelöste Aufgabe, die der Verstand gestellt und an deren Lösung der Verstand auch seinen hervorragenden Antheil gehabt hat.

---

46. Das Eine Lied.

1. Ich weiß der Lieder viele,
Und singe, was ihr liebt.
Das ist wohl gut zum Spiele,
Weil Wechsel Freude giebt;
Doch hätte Lieb' und Friede
Genug an Einem Liede,
Und fragte nicht, wo's hundert giebt.

2. Jüngst sah ich einen Hirten
Im stillen Wiesenthal,
Wo klare Bächlein irrten
Am hellen Sonnenstrahl.
Er lag am schatt'gen Baume
Und blies als wie im Traume
Ein Lied auf einem Blättlein schmal.

3. Das Lied, es möchte steigen
Nur wenig' Töu hinauf,
Dann mußt' es hin sich neigen,
Und nahm denselben Lauf.
Es freut' ihn immer wieder;
Gern hätt' ich meine Lieder
Geboten all dafür zum Kauf.

4. Er blies sein Lied, und ließ es,
Und sah sich um im Hag,
Hub wieder an und blies es,
Ich schaute, wie er lag:
Er sah bei seinem Blasen
Die stillen Lämmlein grasen,
Und langsam fliehn den Sommertag.

---

47. Kinderlied
von den grünen Sommervögeln.

Es kamen grüne Vögelein
Geflogen her vom Himmel,
Und setzten sich im Sonnenschein
In fröhlichem Gewimmel
All an des Baumes Aeste,
Und saßen da so feste,
Als ob sie angewachsen sei'n.

Sie schaukelten in Lüften lau
Auf ihren schwanken Zweigen;
Sie aßen Licht und tranken Thau,
Und wollten auch nicht schweigen;
Sie sangen leise leise
Auf ihre stille Weise
Von Sonnenschein und Himmelblau.

Wenn Wetternacht auf Wolken saß,
So schwirrten sie erschrocken;
Sie wurden von dem Regen naß,
Und wurden wieder trocken;
Die Tropfen rannen nieder
Vom grünenden Gefieder,
Und desto grüner wurde das.

Da kam am Tag der scharfe Stral,
Ihr grünes Kleid zu sengen,
Und nächtlich kam der Frost einmal,
Mit Reif es zu besprengen.
Die armen Vöglein froren;
Ihr Frohsinn war verloren,
Ihr grünes Kleid war bunt und fahl.

Da trat ein starker Mann zum Baum,
Und hub ihn an zu schütteln,
Vom obern bis zum untern Raum
Mit Schauer zu durchrütteln;
Die bunten Vöglein girrten,
Und auseinander schwirrten;
Wohin sie flogen, weiß man kaum.

48. Die hohle Weide.

1. Der Morgenthau verſtreut im Thale
Sein blitzendes Geſchmeide;
Da richtet ſich im erſten Strahle
Empor am Bach die Weide.

3. Im Nachtthau ließ ſie niederhangen
Ihr grünendes Gefieder,
Und hebt mit Hoffnung und Verlangen
Es nun im Frühroth wieder.

3. Die Weide hat ſeit alten Tagen
So manchem Sturm getrutzet,
Iſt immer wieder ausgeſchlagen,
So oft man ſie geſtutzet.

4. Es hat ſich in getrennte Glieder
Ihr hohler Stamm zerklüftet,
Und jedes Stämmchen hat ſich wieder
Mit eigner Bork umrüſtet.

5. Sie weichen auseinander immer,
Und wer ſie ſieht, der ſchwöret,
Es haben dieſe Stämme nimmer
Zu einem Stamm gehöret.

6. Doch wie die Lüfte drüber rauſchen,
So neigen mit Geflüſter
Die Zweig' einander zu, und tauſchen
Noch Grüße wie Geſchwiſter;

7. Und wölben über'm hohlen Kerne
Wohl gegen Sturmes Wüthen
Ein Obdach, unter welchem gerne
Des Liedes Tauben brüten.

8. Soll ich, o Weide, dich beklagen,
Daß du den Kern vermiſſeſt,
Da jeden Frühling auszuſchlagen
Du dennoch nie vergiſſeſt?

9. Du gleicheſt meinem Vaterlande,
Dem tief in ſich geſpaltnen,
Von einem tiefern Lebensbande
Zuſammen doch gehaltnen.

49. Welt und Ich.

„Wo auf Weltverbesserung
Wünsche kühn sich lenken,
Willst du nur auf Wässerung
Deines Wieschens denken?

„Wenn man erst die Welt gemacht
Ganz zum Paradiese,
Kommt's von selber über Nacht
Auch an deine Wiese.

„Doch es muß zum großen Hort
Bei das Kleinste tragen;
Hast du nicht ein gutes Wort
Etwa mir zu sagen?

„Auch das Wort ist eine That,
Wie sich mancher rühmet,
Und ein Hauch des Frühlings hat
Stets die Welt beblümet." —

Blühe, was da blühen mag,
Unter euern Hauchen!
Ich will meines Herzens Schlag
Für mein Leben brauchen.

Möge jeder still beglückt
Seiner Freuden warten!
Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten.

---

50. Die nickende Mutter.

Die Kinder spielen Nachts am Tisch,
Die Mutter strickt;
Der Kinder Augen blicken frisch:
Die Mutter nickt.

Die Aepfel stehn noch auf dem Tisch,
Und jeder blickt
Die Kindlein an verführerisch:
Die Mutter nickt.

Ein purpurstreif'ger, mit Gemisch
Von Gold gestickt,
Lacht einem gar zu zauberisch:
Die Mutter nickt.

Da streckt es nach dem goldnen Fisch
Die Hand geschickt;
Nehm' ich ihn? fragt es schmeichlerisch:
Die Mutter nickt.

Und eines folgt dem andern risch,
Und jedes spickt
Sich seine Tasche räuberisch:
Die Mutter nickt.

Die Vögel räumen ab den Tisch,
Und alles pickt,
Und fürchtet sich vor keinem Wisch:
Die Mutter nickt.

Der Vater fragt gebieterisch,
Ob das sich schickt?
Die Knaben doch antworten frisch:
Die Mutter nickt.

Die Nummern 46 — 50 gehören den Haus- und Jahresliedern an und bedürfen keiner Erläuterung. Entstanden sind sie zwischen 1830 und 1840. Die treibenden Ideen der frühern Jahre in ihrer produktiven Einseitigkeit haben einem ernsten, wohlthuenden, beschaulichen und erbaulichen Denken und Empfinden Platz gemacht; Sonette und Gaselen, Liebe und Rausch, Weltenseele und Flammenherz giebt es keine mehr; aber Frühling und Herbst, Wald und Flur, Sonne und Mond, Mutter und Kinderschaar, Haus und Vaterland und was immer des Denkers und Dichters Seele berührt, spiegelt sich hier in einfachen Formen wieder; ja einiges ist fast zarter und lieblicher gelungen, als man es unter den Dichtungen des Jünglings und jüngern Mannes anzutreffen gewohnt ist. Dadurch, daß die Empfindung eine stätigere geworden, der Verstand mehr unter die Leitung des Gemüthes gekommen ist, wird die Wirkung mancher Lieder aus dieser Zeit auch eine harmonischere.

---

51. Aus der Weisheit des Brahmanen.

1.

Von einem König wird erzählt, daß im Palast
Er hatte sich gehäuft die größte Bücherlast.
Und zog der König aus, so zogen auf den Pfaden
Hundert und ein Kameel mit Büchern nach beladen.

---

[1] Vergleiche dazu die Einleitung, Seite 11.

Da ward er doch gewahr am Ende, daß ihm sei
Beschwerlich auf der Fahrt die große Bücherei.
Und ließ zu größerer Bequemlichkeit im Reisen
Auszüge machen von Hundert und einem Weisen.
Von diesen ward gemacht ein Auszug, den beim Zug
Des Königes gemach ein starkes Maulthier trug.
Doch noch bequemer wollt er haben seine Sachen,
Und aus dem Auszug ließ er einen Auszug machen.
Ein art'ges Büchlein ward nun aus der Maulthierbürde,
Das auf der Reise selbst der König trug mit Würde.
Doch immer noch zu sehr belästigte das ihn,
Des Auszugs Auszug ließ er aus noch einmal ziehn.
Da zogen sie ihm aus dem ausgezognen Buch
Den Kern zusammen kurz in einem einz'gen Spruch.
Den faßt' er in's Gemüth und konnt' ihn leicht behalten,
Um seines Heils darnach und seines Reichs zu walten.
Ob ihm dies Heil gelang? Wenn er's nicht ganz vollbracht,
So war's nur, weil er selbst den Auszug nicht gemacht,
Das aber ist gewiß, daß aus dem Bücherwust
Du machen für dein Heil solch einen Auszug mußt.

2.

Du bist nur halb, o Mensch, wie dich hervorgebracht
Hat die Natur, und halb, wie du dich selbst gemacht.
Sie hat den festen Grund gelegt, an den du rühren
Nicht darfst, dir aber bleibt der Bau drauf auszuführen.
Bei jenem kannst du nichts, bei diesem alles thun,
Und dieses ist genug, um träge nie zu ruhn.
Nie ruhe, bis du gut das was du schlecht gemacht
An dir, und was du falsch gemacht, hast recht gemacht.
Dazu ist's nie zu früh, dazu ist's nie zu spät,
Denn stets im Werden, bist du nie geworden stät.

3.

Was unterscheidet Kunst von Wissenschaft? das Können;
Dem muß der Vorrang doch das stolze Wissen gönnen.
Wohl weiß die Wissenschaft, wie etwas sollte sein,
Doch machen kann sie's nicht; das kannst du, Kunst, allein.

4.

Sechs Wörtchen nehmen mich in Anspruch jeden Tag:
Ich soll, ich muß, ich kann, ich will, ich darf, ich mag.
Ich soll, ist das Gesetz, von Gott in's Herz geschrieben,
Das Ziel, nach welchem ich bin von mir selbst getrieben.
Ich muß, das ist die Schrank', in welcher mich die Welt
Von einer, die Natur von andrer Seite hält.

Ich kann, das ist das Maß der mir verliehnen Kraft,
Der That, der Fertigkeit, der Kunst und Wissenschaft.
Ich will, die höchste Kron' ist dieses, die mich schmückt,
Der Freiheit Siegel, das mein Geist sich aufgedrückt.
Ich darf, das ist zugleich die Inschrift bei dem Siegel,
Beim aufgethanen Thor der Freiheit auch ein Riegel.
Ich mag, das endlich ist, was zwischen allen schwimmt,
Ein Unbestimmtes, das der Augenblick bestimmt.
Ich soll, ich muß, ich kann, ich will, ich darf, ich mag,
Die sechse nehmen mich in Anspruch jeden Tag.
Nur wenn du stets mich lehrst, weiß ich, was jeden Tag
Ich soll, ich muß, ich kann, ich will, ich darf, ich mag.

5.

Mein Kind, du bist schon lang der Mutter aus der Wiegen,
Nun hilf dir selbst; wie du dir bettest, wirst du liegen.
Mein Kind, du bist schon lang der Mutter aus der Wiegen,
Die Flügel wuchsen dir; gebrauche sie zum Fliegen.
Mein Kind, du bist schon lang der Mutter aus der Wiegen,
Der kommt nicht auf den Berg, wer nicht hinauf gestiegen.
Mein Kind, du bist schon lang der Mutter aus der Wiegen,
Greif an die Schwierigkeit, so wirst du sie besiegen.

6.

Ein Büßer, der im Wald bei strenger Buße büßte,
Mit süßen Früchten nie den herben Gaumen süßte,
Der trocknen Lippe nie erlaubte kühles Naß,
Nur laues Wasser trank, nur welke Wurzeln aß,
Ward einst gefragt, warum er sich so gar kasteie,
Und ob zum Seelenheil die Pein nothwendig seie?
Er sprach: „Es ist allein für meine Seele nicht,
Ich halte so zugleich die Welt im Gleichgewicht.
So viele sind, die nur nach süßen Früchten rennen,
So viele, die allein nach kühler Labe brennen,
So viele, die wie Gift das Herbe weichlich fliehn:
Daß auch das Gegentheil einmal nothwendig schien.
So übernahm ich denn, was nicht durft' unterbleiben,
Und übertreibe hier, weil sie dort übertreiben."

7.

Bei einem Lehrer ist von Schülern eine Gilde,
Die unterweiset er in Gottesfurcht und Milde.
Er weist zu Gottesfurcht und Milde nur sie an,
Doch eines eilt voraus den andern auf der Bahn.
Am allerjüngsten hat der Meister Wohlgefallen,
Weil er ihn sieht im Geist voran den Andern wallen.

Die Andern aber, die voran im Alter gehn,
Sie fragen sich, warum ihr Meister vorzieht den?
„Warum uns ältern ihn, den jüngsten, ziehst du vor?“
Er sprach: „Ich sag' es euch; doch thut mir dies zuvor:
Von diesen Vögelein (er nahm sie aus dem Neste)
Nehmt jeder eins zur Hand, und geht damit auf's beste
Hinaus an einen Ort, da wo euch sieht kein Blick;
Erwürgt die Vögel dort, und bringt sie her zurück.“ —
Sie gehn, und bringen dann die todten ohne Beben,
Als sollt', ein Wundermann, der Meister sie beleben.
Der jüngste aber bringt sein Vögelein lebendig;
„Was würgtest du es nicht?“ — Er sprach darauf verständig:
„Weil ich den Ort nicht fand, o Meister, welchen du
Mich suchen hießest, da kein Blick mir sähe zu.
Ein Blick sieht überall, er sieht auf's Leben nieder,
Wie meins, des Vögeleins; drum bring' ich's lebend wieder.“ —
Der Meister sah sich um, die Schüler waren stumm;
Den jüngsten zog er vor; nun wußten sie, warum.
Die todten Vögelein setzt' er zurück in's Nest,
Um's lebende herum, und drückte sanft sie fest.
Vom Wunderhauch der Huld sind sie lebendig worden;
Beleben kann der Herr, doch soll der Mensch nicht morden.

8.

Auswendig lernen sei, mein Sohn, dir eine Pflicht;
Versäume nur dabei inwendig lernen nicht.
Auswendig ist gelernt, was dir vom Munde fließt,
Inwendig, was im Sinn lebendig sich erschließt.

35662491